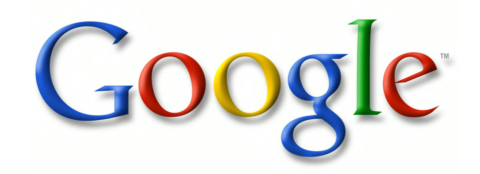




Zur Beachtung.

1. Jedes ausgeliehene Buch muß nach 14 Tagen zurückgebracht, oder wenn noch nicht zu Ende gelesen, wenigstens vorgewiesen werden.

☞ **Die Nichtbeachtung dieser Vorschrift zieht die Verweigerung einer weitern Bücher-Ausleihung nach sich**

2. Zur Schonung der Bücher muß ein jedes derselben vom Leser mit einem Umschlag versehen und in demselben auch zurückgebracht bezw. vorgewiesen werden.

☞ **Für jede Beschädigung eines Buches ist der betreffende Leser ersatzpflichtig.**

F. Schwendimann, Pfarrer.

Deitingen, am Feste Allerheiligen 1892.


Der heilige Fridolin.
Der heil. Othmar.
Der heil. Meinrad.
Der hl. Carl Borrom.
Der hl. Franz von Sales.
D. sel. Nikolaus v. d. Flüe
Die heil. Idda.
Lith. Benziger in Einsiedeln

HELVETIA SANCTA

oder

Leben und Wirken

der

heiligen, seligen und frommen Personen

des



Aus den bewährtesten Quellen gesammelt

und herausgegeben

von

P. Laurenz Burgener,

aus dem Orden des heiligen Franziskus.

Mit zwei Bildern.

Zweiter Band.

M bis Z.

Mit Gutheißung der Ordensobern und des Hochw. Bischofs von Sitten.

Einsiedeln und New-York, 1860.

Druck und Verlag

von Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger.

M.

Magnus, der heilige, erster Abt von Füssen. Nach der Abreise Columbans (s. d. A.) nach Italien, gesellten sich zwei Kleriker des Pfarrers Willimar von Arbon, Magnus auch Mang und Magnoald genannt, und Theodor (s. d. A.), dem gottseligen Gallus bei, und blieben bis zu seinem Tode seine treuesten Gefährten und Jünger. Nach wenigen Jahren starb der heilige Columban zu Bobbio in Italien, und sein Tod wurde dem heiligen Gallus durch göttliche Offenbarung kund gethan. Gallus schickte den Magnus hin, um nähere Erkundigungen einzuziehen und dessen Grab zu ehren. Der Jünger gehorchte, ging in Gottes Namen den unbekannten Weg und fand, von Gott geleitet und geschützt, das Grab des heiligen Abtes. Mit dem Stab des Heiligen kehrte er zurück nach seiner vorigen Zelle, und diente Gott Tag und Nacht nach Anweisung der Ordensregel, die ihnen Columban gegeben. Nach einigen Jahren starb auch der heilige Gallus, und die Brüder waren ohne Hirten. „Aber," sagt Ildefons von Arx, der ehemalige Archivar des Stifts St. Gallen, „nach dem Hintritte des heiligen Gallus setzten dessen Jünger ihre angewohnte Lebensweise fort; sie hielten Chor und Gottesdienst, der Regel des heiligen Columban gemäß, wechselten Beten, Lesen, Handarbeit und Unterricht mit einander ab; dem Würdigsten aus ihnen leisteten alle als ihrem Obern Gehorsam. Diesen Vorsteher nannten sie Küster oder Pastor, und ihren Wohnplatz hieß man St. Gallenzelle. Mang, der getreue Gefährte und Jünger dieses Heiligen, stund nach dessen Tode als der erste der Zelle vor." — Er war noch Vorsteher des Klosters, als Ottovin, der Herzog von Schwaben, und Erchonald, sein Vogt, diese Gegend überfielen, viele Leute tödteten, auch das Kloster ausplünderten, die Grabstätte des heiligen Gallus entweihten, und sowohl ihn als seinen Mitbruder Theodor halb todt schlugen. Da kam Busso, Bischof von Constanz, den bedrängten Ordensbrüdern zu Hilfe, versah sie mit nöthiger Speise und Kleidung, und brachte die Gebeine des heiligen Gallus und

seine Grabstätte wieder in Ordnung. Verfolgung von Außen und Glaubensdrang von Innen, bewogen die Diener Gottes, Magnus und Theodor, auch anderorts den Namen des Herrn zu verkünden und Gott ein gläubiges, ihm wohlgefälliges Volk zu bereiten; jedoch suchten sie zuerst im Gebete Erleuchtung, und hofften nähere Anleitung von Gott zu dem heiligen Werke. Und siehe! um diese Zeit kam Tozzo, ein frommer Priester aus dem Allgäu, von dem Lenker der Welt geleitet, zum Grabe des heiligen Gallus, dessen Reliquien zu ehren, und sich den neuen Glaubensboten für einen Wegweiser anzubieten. Freudig im Herrn nahmen sie den Priester und sein Wort auf, verabschiedeten sich vom Grabe des heiligen Gallus und den Ordensbrüdern und reisten ab. Unterwegs sprach sie ein Blinder um ein Almosen an, Magnus bestrich mit seinem Speichel des Blinden Augen, und der Blinde sah, fiel dem Heiligen zu Füßen, dankte Gott und wollte sein Jünger werden; er nahm ihn an. — Darauf kamen sie nach Kempten (Campodunum), einem Orte, wo Drachen, Schlangen und andere giftige Thiere die Gegend unsicher machten. Die Missionäre nahmen ihre Zuflucht zum Gebete und Magnus machte das heilige Kreuzzeichen über die Gegend, erhob seinen Stab, und gebot dem Gewürme, im Namen Gottes zu weichen. Durch Gottes Kraft zerbarst der Lindwurm, und alle Unthiere verschwanden. Tozzo (Thosso), der sich aus Furcht auf einen Baum geflüchtet hatte, kehrte zurück, bezeugte dem heiligen Wunderwirker über den erhaltenen Sieg ehrerbietigst seine Freude, verbreitete die erstaunliche Begebenheit in der Umgegend, zog vieles Volk herbei, welches Lebensmittel für ihre Retter mitbrachte, sich bekehrte und von dem Priester Tozzo taufen ließ. Hierauf blieben die heiligen Männer noch acht Tage in der Gegend, unterrichteten das Volk, bauten eine Kapelle und eine kleine Wohnung und ließen Theodor, um die Gläubigen im Guten zu kräftigen, zurück. Magnus aber zog weiter, Gottes Licht zu verbreiten, und dieses geschah auch durch mancherlei Wunder, die er an Presthaften aller Art wirkte, in der Kraft des Glaubens, womit er von Gott ausgerüstet war. So stiftete er auch eine Christengemeinde zu Waldenhofen, und drang weiters an die julischen Alpen, bis nach Füssen (ad Fauces), wo er einen Ruheplatz für sich suchte, ein Klösterlein errichtete, Brüder annahm und mit Wort und That den Samen des Guten aus-

streute. — Bereits hatte Magnus daselbst über zwanzig Jahre durch seine apostolischen Arbeiten für Gott gewirkt, da ergriff ihn ein heftiges Fieber. Er rief sogleich seinen vertrauten Freund Theodor von Kempten zu sich; dieser fand ihn sehr entkräftet und schickte sogleich einen Eilboten nach Augsburg an Tozzo, der inzwischen daselbst Bischof geworden. Der Bischof kam eilends, und da er ihn sehr gefährlich darnieder liegen sah, sagte er unter Thränen zu ihm: „Warum, Vater! verlaßest du mich in meiner betrübten Lage?" Der fromme Kranke tröstete und ersuchte ihn um sein Gebet. Tozzo leistete ihm nun alle geistliche Hülfe, und verharrte bei ihm, bis er ganz ruhig und sanft seine heilige Seele ausgehaucht hatte, welches nach dreizehn Tagen seiner Krankheit, am 6. Herbstmonat, der auf einen Sonntag fiel, um die neunte Stunde in der Frühe, im hohen Alter geschah. Das Todesjahr ist nicht bekannt; von Arx meint 666, Andere sagen: ungefähr gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts. Der Bischof verrichtete darauf für seinen liebsten Freund das heilige Opfer, schloß unter Thränen den Leichnam in einen steinernen Sarg, und setzte ihn in dem von dem Heiligen selbst erbauten Oratorium bei. Der Abtbischof Salomon baute unter seiner Anrufung im neunten Jahrhundert in St. Gallen eine Kirche, in der er aber schon lange nicht mehr verehrt wird. Im Jahre 829 ward durch Bischof Hanto von Augsburg sein Grab eröffnet, der Leichnam unversehrt befunden und mit großer Feierlichkeit erhoben. Viele Wunder geschahen an seinem Grabe, ja selbst durch Berührung seines Stabes und priesterlichen Gewandes. Papst Johann IX. (898 - 900) zählte ihn unter die Heiligen, und das Schwabenland unter seine Apostel. Das Manuscript von St. Gallen sagt: „Sein Gedächtniß war immer bei uns in Ehren." Aber auch in der Schweiz lebt sein Andenken fort; der Kanton Unterwalden hat seinen Sterbtag zu einem Feiertag erhoben, und verehrt ihn als Beschützer der Viehheerde. Magnus wird gewöhnlich in seinem Pilgergewande und mit dem Stabe, seine rechte Hand gegen einen fliegenden Drachen erhebend, dargestellt. — Bevor wir diesen Artikel enden, noch eine Bemerkung: In allen ältern Berichten gelten Magnus und Theodor als Jünger Columbans, welche er, als er nach Italien zog, zur Pflege des erkrankten Gallus zurückließ; die neuere Kritik erhebt sich scharf dagegen und behauptet, diese seien

Kleriker des Pfarrers Willimar von Arbon gewesen. Auch stellt sie ihre Abkunft aus Irland in Abrede. Ein deutscher Legendenschreiber sagt: „daß Magnoald kein Irländer, sondern ein Deutscher gewesen sei, Theodor etwa ein Rhätier; ist sehr wahrscheinlich.“ Darin stimmen Alle überein, Columban habe zwölf Jünger mit sich aus Irland gebracht; wohin sind diese gekommen? Wie heißen sie? Man nennt unter den vornemhmsten Gall, Sigisbert, Placidus u. s. w.; Letzterer ist unrichtig, wie wir unter dem Artikel Sigisbert sehen werden. Wir lassen es diese verantworten, wenn sie gegen ehrwürdige Ueberlieferungen und fromme Sagen, die doch immer einen historischen Hintergrund haben, Zweifel erheben, ohne dieselben mit triftigen Gegenbeweisen aufzuwiegen. (Vergl. Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, die Art. Columban, Gallus und Magnus; von Arx, die Geschichten St. Gallens, Bd. I.; der Pilger, Jahrg. V.; Bollandisten, Acta SS., T. II. Sept., p. 700—781; Mabillon, Acta SS. Bened. Saml. 2. Bened.)

Majolus, der heilige, Abt von Cluny, wurde zu Avignon gegen das Jahr 906 geboren, hatte sehr vornehme Eltern, die große Vergabungen an das Kloster Cluny machten. Noch jung, verlor er seine Eltern, und ging nach Macon zu seinem Anverwandten Berno, Bischof jener Stadt. Dieser ertheilte ihm die Tonsur und beförderte ihn zum Erzdiakon. Nachdem das Erzbisthum von Besançon erledigt worden, einigten sich der Fürst, die Geistlichkeit und das Volk in der Wahl auf seine Person; er aber ergriff die Flucht, reiste nach Cluny und legte daselbst 948, oder noch einige Jahre früher, die Gelübde ab. Der Abt Aimard, der in ihm die herrlichsten Anlagen entdeckte, ernannte ihn zum Bibliothekar und Finanzbeamten der Abtei. Damit war ihm die Aufsicht über die Studien und die Obsorge der wichtigsten Angelegenheiten übergeben. Aimard wollte sich, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, noch bei Lebzeiten einen Nachfolger geben, und ernannte ihn 954 zum Abte. — Bald hatte Majolus die Achtung und Liebe der Großen gewonnen. Die Königin Bertha von Burgund übergab ihm (962) das Kloster Peterlingen im Waadtlande und der König Conrad, ihr Sohn, fügte reiche Schenkungen bei. Otto I. ließ ihn nach Italien kommen und beauftragte ihn, in mehrern Klöstern die Reform von Cluny einzuführen. Auf seiner Rückkehr aus Italien hatte er bereits (973) den großen St. Bernhard überstiegen, als die Sarazenen ihn

und seine Begleiter bei Orsiéres in Wallis gefangen nahmen. Er bejammerte nur das Schicksal seiner Begleiter und als er sah, daß gegen einen derselben ein Sarazene von einem überhangenden Felsen herab einen Wurfspieß schleuderte, fing er denselben mit der Hand auf; die Narbe, die er dabei erhielt, blieb ihm sein ganzes Leben über. Die Vornehmsten, wie es schien, von den Räubern, behandelten ihn mit vieler Achtung, aber desto mehr spotteten seiner wieder Andere. Indessen wurde er in einer engen Berggrotte eingeschlossen. Gefragt von den Sarazenen, ob er reich genug wäre, für sich und seine sämmtlichen Begleiter das Lösegeld zu zahlen, erwiederte Majolus: „Ich bin arm, und habe nichts auf dieser Erde, das ich mein nennen könnte; aber ich gebiete über Leute, die Ländereien und Reichthümer besitzen." Das Lösegeld wurde auf tausend Pfund Silber (nach Andern 1000 Florin Silber und 11 Unzen Gold) bestimmt und einer der Mönche, der ihn auf der Reise begleitet hatte, wurde vom heiligen Gefangenen mit folgendem Briefe nach Cluny gesendet: „Bruder Majolus an seine Herren und Brüder in Cluny: die Bande von Belias haben mich umstrickt; ich bin ein Gefangener; schickt mir das nöthige Geld, um mich und meine Gefährten aus der Gefangenschaft zu befreien." Bei der Ankunft des Boten in Cluny gerieth das ganze Kloster in Bewegung, das Geld wurde hergeschafft, die Gefangenen befreit; Herzog Wilhelm von Arles zog mit einer auserlesenen Schaar Krieger gegen die Sarazenen, hieb den größern Theil derselben zusammen und zerstörte das stark befestigte Räuberneft. — Auf einer andern Reise kam der heilige Majolus auch nach Chur, wo Bischof Hartbert an einer schweren Krankheit darniederlag. Der Heilige hörte seine Beicht an, betete über ihn und erlangte ihm die Gesundheit. Die Kaiserin Adelheid und ihr Sohn Otto II. schätzten ihn hoch, weil er zwischen ihnen eine aufrichtige Versöhnung bewirkt hatte. Beide wollten ihn auf den römischen Stuhl erheben; aber was gab er zur Antwort? „Ich habe die zu einer so hohen Würde erforderlichen Eigenschaften nicht; zudem sind die Römer und ich so weit hinsichtlich der Sitten, als der Länder von einander entfernt. — Im Jahre 991 ließ er den heiligen Odilo (s. d. A.) zu seinem Nachfolger wählen; der Wahlakt ward unterzeichnet von König Rudolf III. und dem Bischof Heinrich I. von Lausanne. Von dieser Zeit an widmete er sich

der Betrachtung und der Ausübung der strengsten Bußwerke. Indessen sah er sich doch genöthigt, auf Bitten Hugo Capets, König von Frankreich, eine Reise in die Abtei St. Denys bei Paris zu unternehmen; allein er starb unterwegs in dem Kloster Souvigny, am 11. Mai 994, achtundachtzig Jahre alt. Der König Hugo Capet beehrte dessen Beerdigung mit seiner Anwesenheit, und machte seinem Grabe reiche Geschenke. Kurze Zeit nach seinem Tode wurde ein Altar über seinem Grabe errichtet, sein Leichnam aber erst um das Jahr 1095 durch Papst Urban II. enthoben. Noch bei Lebzeiten des heiligen Odilo ward sein Fest in Romainmotier gefeiert. Am 11. Mai widmet unserm Heiligen das Mart. Rom. ein verdienstvolles Andenken: „Bei Souvigny die Beisetzung des heiligen Majolus, Abt von Cluny, dessen Leben reich war an Verdiensten." [1]) (Cf. Mabillon, Acta Ben., T. VII.; Bibliotheca Cluniacensis, p. 620; Histoire littér. de la France. T. VI., p. 598 et T. VII., p. 409; Bollandisten, Acta SS. 11. Maji; Surius, Trithemius u. A. m.)

Marcell, Mönch von St. Gallen. Das Wallfahrten nach Rom war im neunten Jahrhundert sehr häufig; besonders wallten die Britten und Schotten zahlreich zur heiligen Stadt, besuchten auf ihrer Pilgerreise die Grabstätte des heiligen Gallus, zu dem sie eine hohe Verehrung hatten, und ließen sich da in den Ordensverband aufnehmen. Unter diese gehört Marcell, gebürtig aus Irland, welcher in der Gesellschaft seiner Landsleute mit dem Bischof Markus, seinem Oheim, eine Wallfahrt nach Rom machte. Auf ihrer Rückreise durch Rhätien nahmen sie alle ihren Weg über St. Gallen, um den Ort zu sehen, wo der heilige Gall, und nach ihm so viele Irländer gelebt hatten, und noch wirklich Manche lebten. Dieses Kloster gefiel Marcell (früher Möngal genannt); er ließ sich von den Klostergeistlichen leicht bewegen da zu bleiben, und suchte auch den Bischof dahin zu bereden. Sie beriethen sich miteinander, zogen die Heiligkeit der Klosterbrüder und ihr Streben nach Wissenschaften in Betracht, und entschlossen sich, die heiligen Hallen nicht mehr zu verlassen. Die Reisegesellschaft über Marcell sehr aufgebracht, wollte dieß nicht zugeben. Auf Anrathen des Bischofs rief eines Tages Marcell

---

[1]) „Apud Silviniacum depositio S. Majoli, Abbatis Cluniacensis, cujus vita sanctis meritis fuit præclara."

die Bedienten durch ein Fenster zusammen, theilte ihnen Geld aus und schenkte ihnen die Pferde, die sie mitgebracht hatten; darauf erschien der Bischof, angethan mit der Stola, gab ihnen seinen Segen und entließ sie, indem von beiden Seiten heiße Thränen flossen. Marcell hatte Gold, Bücher und Kleidungsstücke mit sich gebracht und vermachte diese dem heiligen Gallus. Aber ein noch weit größeres Kleinod führte er mit sich; wir meinen seine Gelehrsamkeit. Als ein Mann von hervorragenden Talenten wurde er bald als Lehrer den innern Schulen vorgesetzt, stund denselben mit großem Ruhme vor und bildete viele berühmte Männer. Auf Einladung König Karls des Kahlen, verließ Markus, der Bischof, später St. Gallen, und begab sich nach Soissons in das Kloster des heiligen Medardus, wo er seine letzte Lebenszeit zubrachte, und viele Wunder (Mabillon in observationibus ad translationem S. Sebastiani) wirkte — Nachdem Marcell viele Jahre die Schulen geleitet, die Musik gehoben, und ein heiliges Leben geführt hatte, rief ihn Gott zu sich. „In der Stunde seines Todes," sagt das Manuscript von St. Gallen, „erschien einer seiner Jünger einem andern, der sich damals in Wällschland aufhielt und zeigte ihm den Tod seines Lehrmeisters an." Auf dem Verzeichnisse heißt er: „Marcellus, vir doctissimus et mitissimus." [1]) Und Ekkehard gibt ihm das schöne Zeugniß: „Er war stets bedacht auf die Bewahrung seiner Keuschheit, und schloß vor dem weiblichen Geschlechte seine Augen." — Außer einigen Urkunden besitzt man nichts mehr von ihm; er soll aber der Verfasser der Uebersetzungsschrift des heiligen Othmar, die ehedem in schottischer Schrift auf der Bibliothek des Stifts St. Gallen lag, gewesen sein.

Margaretha. In unserer glaubensarmen Zeit sieht man oft mit vornehmer Verachtung auf jene Stätten der Andacht herab, wo so manche gottliebende Seele ihre Ruhe, ihren Frieden, ja ihr Paradies gefunden. Das klösterliche Leben wird als ein unthätiges, verdienst- und zweckloses geschildert und diejenigen, die es etwa noch wagen, in den Ordensstand einzutreten und sich dem himmlischen Bräutigam zu weihen, werden als unnütze Glieder der Gesellschaft verhöhnt. Ganz anders urtheilt der katholische Christ, wenn er die Annalen der Kirche durchliest und fast auf

---

[1]) Marcellus ein sehr gelehrter und sanftmüthiger Mann.

jedem Blatte die Bestätigung findet, daß in der abgeschiedenen Klosterzelle so manche christliche Jungfrau jeden Standes und Ranges sich geheiligt, den Allerhöchsten, den Herrn der Schöpfung und unserer Erlösung verherrlicht und durch ihr Gebet und ihre Tugenden selbst für die irdische Wohlfahrt der Mitmenschen unendlich mehr gewirkt hat, als die Weltverbesserer, die diese frommen Innungen auseinandergesprengt und ihre Stifte zerstört haben. Unter diesen Stiften zeichnet sich das Gotteshaus Töß aus, in welchem, wie wir gesehen, sehr viele gottselige Frauen gelebt haben. Wir führen hier wieder einige an, welche sich da unter dem Namen Margaretha geheiligt haben:

1) Margaretha Willi. Diese war in den ersten Jahren ihres Klosterstandes etwas lau und träg in der Ausübung ihrer Pflichten; aber bald bekehrte sie sich aus ganzem Herzen zu Gott, und überragte an Tugendeifer und Heiligkeit alle ihre Schwestern. Die Ordensregeln und auch die kleinsten Verordnungen beobachtete sie sehr genau, floh jede Unterhaltung, ja selbst die Gemeinschaft mit ihrem leiblichen Bruder, der ein Predigermönch war. Sie hielt beständiges Stillschweigen, und wandelte mit niedergeschlagenen Augen einher. Speise und Trank genoß sie sehr wenig, schlief nur einige Stunden auf einem harten Lager und gab sich oft die Geißel. Bei der Arbeit betrachtete sie das bittere Leiden unseres Herrn, und suchte ihren Trost in Gott. Als man auf dem Todbette zu ihr sagte, sie werde bald sterben, entgegnete sie lächelnd: „Welch ein freudenreicher Bote! ich habe ihn schon lange erwartet.“ Bald schloß sie ihre Augen, und ihre Seele schwang sich zum Himmel empor. Bucelin gedenkt dieser gottseligen Person um das Jahr 1245 und nennt sie ein „glänzendes Gestirn der Diözese Constanz.“

2) Margaretha Fink. Diese kam als ein Töchterlein von fünf Jahren in das Kloster, und lebte darin in großer Strenge und erbaulichem Wandel bis in's siebenzigste Jahr ihres Alters. Nie versäumte sie den Chordienst aus eigener Schuld, stund vor der Matutin auf und hielt eine Betrachtung über das bittere Leiden Christi; nach der Matutin verharrte sie bis am Morgen im Gebete. Sie lebte unter den Schwestern wie ein Engel, und ihr Betragen erbaute Jedermann. Es befanden sich zur nämlichen Zeit in Töß ihre Basen, Elisabeth Metzi oder Melzin (s. d. A.) und Idda von Tengen (s. d. A.); beide hat sie auf die Bahn der Tugend

geführt, und beide haben, wie sie selbst, ihr Leben im Rufe der Heiligkeit vollendet.

3) **Margaretha von Hünikon.** Diese ein Muster der Frömmigkeit und Gottesfurcht, diente Gott dem Herrn in der klösterlichen Stille mit einer Anstrengung, die ihre Kräfte zu übersteigen schien. Die Vorsehung prüfte sie auf dem Krankenlager; aber sie blieb standhaft, und erschien nach ihrem Absterben der Schwester Elisabeth von Elgau (s. d. A.) im schönsten Glanze. Margaretha's Vater war ein außerordentlicher Wohlthäter dieses Gotteshauses, und hatte nebst ihr noch drei andere Töchter in diesem Kloster. Nach seinem Hinscheiden erfreute er die Conventualinen durch eine außerordentliche Erscheinung, die für seine Seligkeit bürgte. Unsere Margaretha lebte und starb im vierzehnten Jahrhundert, das Todesjahr ist unbekannt.

4) **Margaretha von Zürich.** Diese hatte ein überaus weiches Herz und weinte beständig bei Erwägung göttlicher Wahrheiten, so daß ihre Wangen ganz angeschwollen aussahen. Längere Zeit war sie sehr leidend, sie konnte weder gehen noch sich bewegen und ließ sich in einem Sessel in die Kirche tragen; Gott aber tröstete seine Dienerin durch heimliche Offenbarungen und himmlische Erscheinungen.

Margaretha von Fürstenberg, Klosterfrau von St. Catharinenthal. Der Herr stellt die Seinigen auf die Probe, verläßt sie aber nicht. Dieß erfuhr auch das Gotteshaus von St. Catharinenthal im Jahre 1290, da ein furchtbarer Krieg die ganze Umgegend verheerte, und die Conventualinen schon mit dem Gedanken umgingen, aus Mangel an Lebensmitteln ihre Zellen zu verlassen. Unsere Margaretha lebte eben in dieser Zeit; sie nahm ihre Zuflucht zum Gebet, stellte dem Himmel ihre Noth dar und bat besonders, Gott wolle das Auseinandergehen der Schwestern verhindern. Durch ein Gesicht ward ihr die Versicherung gegeben, dieß werde dermalen nicht geschehen. Die Worte des Originals sind diese: „Es war in der zit groß urlug." Man hat dieses Wort in einer Abschrift mit Hungersnoth übersetzt; allein Herr van der Meer sagt: „urlug" bedeute eigentlich Krieg.

Margaretha, die ehrwürdige Klausnerin zu St. Gallen. Bucelin gedenkt (Men. Bened.) dieser edlen Person am 1. Aug. mit den Worten: „Im Kloster zu St. Gallen die ehrwürdige Klausnerin Margaretha, welche aus Liebe zu Gott

lebendig mit Christus sich vergraben ließ; sie unterwarf ihr zartes Fleisch mit außerordentlicher Strenge dem Geiste, und schied nach dem Glauben Aller als eine Heilige aus diesem Leben.

Maria. Gottselige Nonnen aus dem Kloster St. Catharinenthal:

1) Maria Ritteshofer. Diese litt längere Zeit große Schmerzen auf dem Krankenbette, aber noch größer war ihre Geduld und die Ergebung in den Willen Gottes. Vor ihrem Ende erschien ihr ein Engel des Herrn, der sie der himmlischen Krone versicherte.

2) Maria Goldast. Nach dem Eintritt in's Kloster ward sie ihres frühern Lebenswandels in der Welt wegen unruhig, und zweifelte an der Vergebung ihrer Sünden; da kam sie auf den Gedanken, ihre Sünden nach dem Vorbilde der Büßerin Maria Magdalena zu beweinen. Sie that es, und bei den Füßen des Gekreuzigten wurde sie nicht nur über den Nachlaß ihrer Fehler getröstet, sondern es ging an sie auch die Verheißung, sie werde bald in die himmlischen Regionen aufgenommen werden.

3) Maria Weber, Laienschwester. Zu Mäschendorf in Schwaben lebte in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ein armer Mann, Namens Weber, der mit seiner Ehehälfte eine Tochter erzeugt hatte, die in der Taufe Barbara genannt wurde. An einer christlichen, religiösen Erziehung liegt das zeitliche und ewige Wohl eines jeden Kindes, mag es aus einer höhern oder niedern Familie entsprossen sein. Konnten die unbemittelten Eltern ihrer Tochter auch keine Reichthümer hinterlassen, so strebten sie um so mehr, sie auf dem Wege der Tugend heranzubilden. Barbara entsprach den Bemühungen ihrer Eltern vollkommen, entwickelte vortreffliche Geistesgaben, und verband mit diesen Eigenschaften eine wunderbare Körperschönheit; sie war hoch gewachsen, lieblich und einnehmend von Angesicht, bescheiden, eingezogen und ihre Wangen glühten vom blühenden Roth ihrer Unschuld. Später suchte sie einen Dienst, und fand einen solchen in einem Wirthshause. Ein Offizier, der sich einige Zeit in demselben aufhielt, hatte Gelegenheit, das junge Bauernmädchen zu beobachten. Er wurde von ihrer Schönheit so eingenommen, daß er in sie verliebt wurde und ihr den Antrag stellte, sie mitzunehmen und zu heirathen. Als Barbara dieß erfuhr und merkte, daß der Kriegsmann Vorbereitungen zur Abreise treffe, entfloh sie und verbarg sich in der Scheune

unter einem Heustock und blieb den Häschern glücklich verborgen. Jetzt erwachte in ihr der Entschluß, die Welt gänzlich zu verlassen, und ihr Leben in irgend einem Kloster zu beschließen. Um in der Wahl des Klosters sowohl als in der Ausführung ihrer Entschlüsse die Wege des Himmels zu erkennen, reiste sie nach Maria-Einsiedeln, rief dort kindlich die Gottesmutter an, nahm ihren Heimweg zum Kloster St. Catharinenthal, und bat dort um Aufnahme in den klösterlichen Verband. Ihr artiges Benehmen und die schönen Zeugnisse, die sie mitbrachte, empfahlen sie bestens bei den Schwestern, die ihr Hoffnung gaben für die Aufnahme als Laienschwester. Da Barbara an einem Fußübel litt, machte sie es sich zur Gewissenssache, kluge Männer zu berathen, was sie ferner zu thun hätte; sie verließ deßwegen, ohne den Grund anzugeben, das Kloster, pilgerte zum zweiten Male nach Einsiedeln, und ging von dort nach Spings in's Tyrol zu einem frommen Priester, von dem sie viel Rühmliches gehört hatte. Dieser tröstete die Beängstigte und rieth ihr, sie solle ohne Bedenken nach St. Catharinenthal umkehren. Indessen hatten die Klosterfrauen von ihr eine andere Meinung gefaßt, sie hielten sie für eine unbeständige Person und gaben der Pförtnerin den Befehl, wenn sie wieder komme, sie nicht mehr in die Klausur einzulassen. Jedoch als sie ankam, fand sie die Klosterpforte offen; sie stellte sich vor die Nonnen, und diese führten sie zur Oberin, die nach einer genauen Untersuchung fand, daß die Thüre durch eine nicht menschliche Hand geöffnet worden sei. Sofort wurde sie in die Zahl der Kosttöchter aufgenommen. Ihr sanftes und liebevolles Benehmen gewann ihr die Herzen Aller, und man gab ihr nach einiger Zeit, obschon indessen das Fußübel bekannt geworden, ohne Bedenken den Schleier. Dreißig Jahre alt, ward sie unter dem Namen Schwester Maria zu den Gelübden zugelassen. Von nun an führte sie ein überaus strenges Leben; unter ihrem Kleide trug sie einen härenen Gürtel, schlief nur wenige Stunden auf einem harten Lager, geißelte sich oft und schonungslos, daß der Boden von dem herabströmenden Blute gefärbt wurde. Im Gebete erschien sie wie verklärt, trug eine innige Andacht zum hochheiligen Altarssakramente, und weinte oft laut, ohne es zu wollen, bei der Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens unsers Herrn. Die strengste Armuth beobachtete sie stets, und aß nur von den

geringsten Speisen. Den Gehorsam achtete sie über Alles, und befolgte die Befehle und Winke ihrer Oberin freudig und gewissenhaft. Nie sah man die Schwester Maria ungeduldig, weder bei den anhaltenden Schmerzen ihres Fußübels, noch bei Schmähungen und Verfolgungen; denn sie wünschte um des Namens Jesu willen noch mehr zu leiden. Einst wurde die fromme Nonne an der Arbeit ohnmächtig, fiel mit dem einen Arm in einen Kessel, der unter der Asche Feuer enthielt. Die Kleider faßten Feuer, und der Arm verbrannte dermaßen, daß selbst die Aerzte an ihrem Aufkommen zweifelten; allein nach furchtbaren Schmerzen, in denen sie eine außergewöhnliche Geduld übte, genas sie wieder. — Ein anderes Mal verspätete sie sich im Garten, und die Gärtnerin schloß sie aus Versehen aus; da brachte die fromme Dienerin Gottes die Nacht betend in der St. Sebastianskapelle zu. Während derselben stiegen Nachtbuben in den Garten, und kamen selbst in die Kapelle; aber sie sahen die Betende nicht. Mehrere Kämpfe hatte sie gegen den Höllenfürst zu bestehen, den sie immer siegreich vertrieb. Nachdem Maria mehrere Jahre in den Uebungen der Abtödtung und Gottseligkeit zugebracht hatte, warf 1725 eine schwere Krankheit sie auf das Krankenlager. Im gleichen Jahre hatte der Abt von St. Gallen, Joseph von Rudolphi, (geboren am 16. Mai 1666, gestorben am 7. März 1740) von Rom die Bewilligung erhalten, in einigen ihm untergebenen Frauenklöstern Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Zur Durchführung der Reform war die Frau Maria Dominika Josepha von Rottenberg (s. d. A.), Priorin des Klosters St. Catharinenthal, bestimmt. Ihre Abreise fiel gerade in die Zeit, in der unsere Schwester Maria krank darnieder lag. Beim Abschiede befahl die Vorsteherin der Kranken, sie solle nicht sterben, bis sie wieder zurückkomme; Maria versprach es in Gegenwart einiger Schwestern, ihren letzten Befehl zu erfüllen. Indessen sollte sie noch beinahe ein Jahr leiden; endlich nahm die Krankheit so sehr zu, daß man ihre baldige Auflösung befürchtete. Sie empfing die heiligen Sterbsakramente, und lag drei Tage in den letzten Zügen; jeden Augenblick erwartete man ihr Hinscheiden, aber sie starb nicht. Zugleich hörte man ein sanftes Weinen bald an diesem, bald an jenem Orte, ohne erfahren zu können, woher dieses käme. Jetzt erinnerten sich die Frauen an das

Versprechen, welches Maria der Priorin gethan hatte. Unverzüglich schrieb P. Primus, Beichtiger des Gotteshauses, an die Priorin in Wyl, wo sie sich eben aufhielt, und bat sie, daß sie ihren Befehl zurückziehe. Als der Brief der Vorsteherin im St. Catharinenthal anlangte, worin diese die sterbende Schwester ihrer Pflicht entledigte, verschied Maria Weber sanft im Herrn, am 26. Heumonat 1726. Da man die Selige aus ihrem Bette hob, fand man eine Menge Würmer, die ihren Rücken durchlöchert hatten. Sie wurde in ein besonderes Grab gelegt. Der schon genannte Beichtiger P. Primus hat dieses Leben beschrieben und ist, nachdem er dreißig Jahre dieses Gotteshaus geleitet hatte, am 30. Jänner 1741 selber im Rufe der Heiligkeit gestorben. Die Schwester Maria lebt zu St. Catharinenthal jetzt noch in frischem Andenken. (Vgl. Geschichte des Gotteshauses des Klosters St. Catharinenthal, Manuscript aus dem Kloster Rheinau.)

Maria Dominika Josepha von Rottenberg, Priorin des Klosters von St. Catharinenthal. Sie ward am 14. Weinmonat 1676 zu Würzburg von hochedlen Eltern geboren. Ihren Vater nannte man Molle und die Mutter Eva Philippina. Sie ließen ihr Kind mit dem Namen Anna Maria aus der Taufe heben. Einige Wochen nach ihrer Geburt starb ihr Vater, und die Mutter verehelichte sich zum zweiten Male zu Freiburg im Breisgau mit dem österreichischen Kanzler Adam Wolfgang von Rottenberg, der die Tochter aus der ersten Ehe seiner Braut nicht nur an Kindesstatt annahm, sondern sie auch nach seinem Familiennamen Rottenberg genannt wissen wollte. Er liebte die zarte Anna Maria wie sein eigenes Kind, und gab sich keine geringe Mühe für ihre standesgemäße Erziehung. Von Jugend an führte Fräulein von Rottenberg ein bescheidenes, demüthiges und gottseliges Leben; mit den Jahren der Vernunft erwachte in ihr das Streben nach größerer Vollkommenheit, sie empfing deßwegen häufig die heiligen Sakramente, und suchte dem göttlichen Bräutigam, mit dem sie sich vermählt hatte, mehr und mehr ähnlich zu werden. — Einst, als sie zur heiligen Kommunion ging, fiel ihr wider ihren Willen ein böser Gedanke ein, der ihr große Aengstlichkeit verursachte; und sie hielt dafür, nur der Eintritt in ein strenges Kloster könne sie davon befreien. Herr von Rottenberg, der ihr Zartgefühl und ihre

Frömmigkeit kannte, war ihrem Vorhaben nicht ganz entgegen, jedoch schlug er ihr ein leichteres, von der Klausur freies Kloster vor, gestattete ihr eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln, wo sie einen vielerfahrnen Beichtvater fand, der ihr den Eintritt in's Kloster St. Catharinenthal anrieth. — Im Jahre 1694 am 22. August begann sie, achtzehn Jahre alt, im genannten Gotteshause ihr Probejahr, konnte aber, durch Krankheiten und andere Umstände gehindert, erst am 17. Brachmonat 1696 ihre Gelübde ablegen. Von nun an hieß man Fräulein von Rottenberg Schwester Maria Dominika Josepha, unter welchem Namen wir ihre Lebensbeschreibung fortsetzen wollen. Es scheint, Gott habe durch Kreuz und Leiden seine Dienerin prüfen wollen; denn gleich nach der Profeß fiel sie wieder in eine schwere Krankheit, die aber dazu diente, sie gänzlich von der Welt los zu schälen. In den ersten Jahren ihres Ordenslebens verfaßte sie mehrere geistliche Schriften, die lehrreich, kräftig und gründlich, großen Nutzen in der Nähe und Ferne hervorbrachten. Wie sie selbst bekennt, schrieb sie nicht aus Eitelkeit, sondern ward vom englischen Lehrer Thomas von Aquin dazu aufgefordert; denn einst erschien ihr der Heilige, gab ihr eine Feder in die Hand und verschwand. Mit dem Himmel lebte sie sehr vertraut, hatte mehrere Offenbarungen und die Gabe, das Verborgene in den Herzen zu erkennen. Oft wurde sie zu Rathe gezogen, besonders in den Kriegen von Spanien und Toggenburg, deren Ausgang sie vorhersagte. Schon 1703 ward der Nonne Theresia Pündtener von Uri geoffenbaret, Maria Dominika Josepha werde zur Zeit des Toggenburgerkrieges Priorin des Klosters St. Catharinenthales, und in der That traf auffallender Weise dieser Krieg und ihre Wahl 1712 zusammen. Das erste, was die neue Oberin that, war, ein ganz neues Kloster sammt Kirche herzustellen. Das Kloster hatte beinahe fünfhundert Jahre gestanden, sah sehr baufällig aus, so daß man die nicht ungegründete Sorge hegte, von den einfallenden Mauern erschlagen zu werden. Die Priorin ließ sogleich Baumaterial herbeischaffen, sorgte für tüchtige Arbeiter und schon am 16. April 1715 legte der P. Primus, Beichtiger des Gotteshauses, als Bevollmächtigter des P. Provinzials, unter feierlicher Procession den ersten Stein zum neuen Bau an der Ecke des Gartens, unweit des Rheins. Die neuen Mauern erhoben sich so schnell, daß

man 1717 das alte Kloster abbrach, dessen Mauern bei den geringsten Hammerschlägen in Masse zusammenfielen. Nachdem die fromme Oberin unter vielen Schwierigkeiten auch die Kirche erbaut hatte, ging ihre Sorge dahin, eine Reform in ihrem neuen Kloster vorzunehmen, die Ordenszucht zu erneuern und eine strenge Klausur einzuführen; sie wußte wohl, daß nur die gewissenhafte Beobachtung der Gelübde das Kloster heben könne. Deßwegen leitete sie den gemeinsamen Haushalt ein, erhöhte den Gottesdienst durch feierlichen Gesang mit Orgelbegleitung, und machte andere weise Verordnungen. Ihr Ruf war weit bekannt, und der Abt von St. Gallen, der schon längst in seinen untergebenen Klöstern eine zeitgemäße Reform wünschte, berief mit Gutheißung des heiligen Stuhles unsere Maria Dominika Josepha, die in den Frauenklöstern viel des Guten förderte. — Nebst so vielen Geschäften vergaß sie das Heil ihrer Seele nicht; sie fastete sehr streng, verrichtete viele Bußwerke, schlief sehr wenig und brachte oft des Nachts mehrere Stunden in der Kirche zu; ihr Glaube, Hoffnung und Liebe gründeten sich auf Gott, in welchem sie lebte und sich bewegte. Heilig und unverletzt hielt sie die Armuth, den Gehorsam und die Keuschheit; für die letzte Tugend eiferte sie so sehr, daß sie bei der Aderlässe ihren Arm nicht entblößen wollte, bis man dieß ihr unter dem Gehorsam befahl. Hören wir ihre eigenen Worte, die sie in einem Briefe darüber gibt: „Wegen der Aderlässe ist der Gehorsam nicht zu verlassen, dan mich gefangen geben mus, auch keinen krieg wider solchen anzufangen rathsam ist, indem die Victori dem Teufel erhalten wird. Sehe aber, daß Gott auch sorg traget für diejenige, die sorg für ihn tragen; damit dessen reinisten augen kein mißfallen verursachet werde, ist auch der schatten zu förchten; wie wohl niemal kan gefehlt seyn, wan der willen mit dem göttlichen eins ist, dessen der gehorsam allzeit die prob mus geben.“ — Nachdem sie eine Reihe von Jahren segensreich gewirkt, und ihren Gott an sich und Andern durch mehrere Wunder verherrlicht hatte, berief sie der himmlische Bräutigam, mit allen heiligen Sterbsakramenten versehen, am 30. Jänner 1738, zu sich, in einem Alter von einundsechzig Jahren. Bei ihrem Tode lebten noch ihre vom Alter niedergebeugte Mutter und mehrere Stiefgeschwister; eine ihrer Schwestern, mit Namen Johanna Pia von Rottenberg, folgte

ihr in's Kloster St. Catharinenthal, und führte daselbst einen heiligen Lebenswandel. Die selige Maria Dominika Josepha wurde in der Klosterkirche am Fuße des Hochaltars begraben; ihre Grabschrift befindet sich aber im innern Chor der Klosterfrauen. Der gelehrte Jesuit P. Maximilian Dufréne, Beichtvater der verwittweten Kaiserin aus Bayern, hat im Jahre 1751 das Leben der Frau Maria Dominika Josepha zu Augsburg in deutscher Sprache herausgegeben, in welchem er bezeugt, daß er die hochselige Priorin selbst gekannt und mit ihr wiederholt gesprochen habe; ihr Tugend- und Lebenswandel sei ihm theils von derer frommen und gelehrten Beichtvater P. Guinardus Primus, den sie dreißig Jahre zum geistlichen Führer hatte, theils von ihren geistlichen Töchtern bekannt geworden. P. Mauritz Hohenbaum van der Meer hat zu dem genannten Leben noch mehrere Urkunden aus St. Catharinenlhal gesammelt; sein Manuscript enthält 233 Folioseiten.

Maria Josepha Kümi, Klosterfrau von Wesen. Zu Wollerau auf den Höfen (Kt. Schwyz) schenkte Gott im Jahre 1763 am 20. Hornung den rechtschaffenen Eheleuten Johann Baptist Kümi und Barbara Christen eine Tochter, die in der Taufe den Namen Maria Magdalena erhielt. Erst vier Jahre alt, verlor die Kleine ihre Mutter und der Vater übergab sie der Großmutter, einer frommen Wittwe, zur fernern Erziehung, die das hoffnungsvolle Kind zur Gottseligkeit und Arbeit anleitete, nach dem Wunsche des Ortspfarrers, ihres Oheims. Einst befand sich Maria Magdalena auf dem Felde; es schien ihr, sie sehe Christus mit der Waage in der Hand auf einem Regenbogen sitzen, der an sie die Worte richtete: „Kreuz, Krankheit, Feindschaft, Trübsal, innerliche Beängstigungen, Verlassenheit von Gott und den Menschen; ein großer Theil dieser Leiden wird auf deine Waage gelegt werden; wisse aber, liebe Magdalena, daß nach der Trübsal die Gnade folgt.“ Diese Worte blieben stets in ihrer Seele zurück, und dienten ihr als Leitstern im Leben. Mit welcher Sorgfalt floh sie die Kinderspiele, und mit welcher Begeisterung verrichtete sie ihre frommen Uebungen! besonders innig war ihre Andacht, als sie sich auf ihre erste Beicht vorbereitete, und der Tag ihrer ersten Kommunion war für sie ein Tag himmlischer Wonne und Glückseligkeit. Die Liebe des Erlösers hatte sich in vollem Maße in

ihre schöne Seele ergossen und dieser Liebe opferte sie Alles. Sie liebte eben so zärtlich ihren Vater, ihre Großmutter und die Geschwister und vermeinte, ohne dieselben nicht leben zu können. Als Magdalena das zwölfte Jahr erreicht hatte, starb ihre Pflegmutter, und dieser Vorfall bewirkte in ihr einige Veränderungen; sie gefiel sich in ihrer Kleiderpracht und suchte Gespielinnen ihres Standes. Der sorgfältige Vater entriß seine Tochter den Gefahren, und brachte sie in's Kloster Wurmsbach (ein Cistercienserfrauenkloster, eine Stunde oberhalb Rapperswyl, am obern Zürichsee, im Kt. St. Gallen), wo sie ein Jahr verblieb und neues geistiges Leben sammelte. Schon hier schienen sich die Worte des Herrn zu erfüllen, die er einst zu ihr als Kind auf dem Regenbogen sitzend, gesprochen hatte. Auf einmal erkaltete ihr Liebesfeuer, und jeder gute Gedanke erstickte in ihr; man betrachtete sie als eine einseitige Person, verfolgte und mißachtete sie; doch sie bestand den Sturm glücklich, der Friede des Herzens kehrte wieder, Magdalena ging fröhlich nach Wollerau, verlebte zwei Jahre mit den ihrigen und entschloß sich während dieser Zeit, eine Klosterfrau zu werden. Der Pfarrer und ihr Vater stellten es ihr frei, nach Belieben ein Kloster zu wählen; sie entschied sich für jenes zu Wesen (Vesenium) im Kanton St. Gallen, und trat daselbst 1780 als Kosttochter ein. Gleich im Anfange wandelte sie ein Eckel vor den klösterlichen Uebungen an, ihr Herz war von solchem Heimweh gepreßt, daß es sie fast zu den Mauern hinaus drängte; zwar machte sie Alles pünktlich mit, allein mehr, um der Oberin zu gefallen, als aus Liebe zu Gott. Da schwebten wieder die Worte des Himmels vor ihrem Geiste; ein Blick zu den Sternen öffnete ihrer bewegten Seele den Himmel, und Ruhe und Friede kehrte zurück. Am 30. April 1782 ward sie unter dem Namen Maria Josepha eingekleidet, und im Jahre darauf that sie Profeß am gleichen Tage nach eifriger Vorbereitung zum Trost ihrer Seele. — Jetzt betrachtete sie sich als eine Braut Christi, und bestrebte sich, ihr Gewissen rein zu bewahren, die Regeln, Ordenssatzungen und Gebräuche genau zu beobachten, um die innigste Vereinigung mit dem Eingebornen des Vaters zu erzielen. Nebstdem übte sie sich in steter Geistesversammlung und strengen Bußübungen; sie ward das Musterbild einer vollkommenen Ordensfrau, laut allgemeinen Zeugnissen Derjenigen, die mit ihr lebten. Immer und immer trach-

tete sie nach Gottähnlichkeit, aber der Herr prüfte sie durch Geistesdürre, Trostlosigkeit, Krankheiten und Verfolgungen, die sie sowohl von Vorgesetzten als Untergebenen zu bestehen hatte; er schmückte ihr Haupt (1800) mit den Schmerzen seiner Dornenkrone, und drei Jahre später ihre Seite mit der Seitenwunde, die sich dann bald schloß, bald wieder öffnete; Mund und Schlund vertrockneten, der Athem ward gehemmt, und sie wußte nichts anderes zu sagen als: „O Pein, die mich erquickt, o Erquickung, die mich peinigt! Vater, dein Wille geschehe!“— Im Jahre 1809 wurde sie zur Oberin und Novizenmeisterin gewählt; sie versah ihr Doppelamt zur allgemeinen Zufriedenheit, und bildete die jungen Töchter zu wackern Nonnen heran; sie unterließ nichts, was zur Verherrlichung Gottes und zur Erbauung der Menschen irgend wie Bezug hatte. In den Jahren 1816 und 1817 duldete sie schmerzhafte Krankheiten, aber der glorreiche Kampf nahte seinem Ende. Am 31. Weinmonat 1817 besuchte Herr Laurenz Gmür, ihr Beichtvater, die Leidende im Kloster; er bemerkte an ihr keine besondere Zunahme der Krankheit, und gab ihr dieß zu verstehen; sie aber lächelte und sprach: „Ich verrichte heute bei Ihnen meine letzte Beicht.“ Am 6. Wintermonat, da weder Arzt noch die Klosterfrauen an ihren Tod dachten, sagte sie der Krankenwärterin: Meine Schwester, Morgens gehe ich ein in die Freude des Herrn.“ Wirklich verschied sie am 7. Wintermonat 1817, Morgens 6 Uhr, eines seligen Todes. Bei ihrem Tode bekleidete Maria Josepha das Amt der Subpriorin, und nach fünfzig Stunden wurde sie der Erde übergeben. Ihr Grab wurde später häufig von dem umliegenden Volke besucht, und ihre Hülfe bei Gott angefleht. Als der hochwürdige Bischof Karl Rudolf von Chur darüber in Kenntniß gesetzt wurde, erwiederte er, man solle das gläubige Volk in der Andacht nicht stören. Der schon erwähnte Pfarrer Laurenz Gmür, der zwölf Jahre der seligen Maria Josepha Beichtvater war, führte ein ordentliches Tagebuch, worin er Alles in Rücksicht ihres Lebens gewissenhaft verzeichnete, was er mündlich oder schriftlich von ihr erfahren, oder was schon seine Vorfahrer aufgezeichnet hatten; er theilte die wichtigsten Begebenheiten sowohl dem damaligen Kanzler von Chur, als der römischen Curie mit. Sein Manuscript enthält viele Bogen.

Maria Margaretha Gertrud von Besenval, geborne von Sury, in Solothurn. Da der unerbittliche Tod den edlen Elternherzen des Hrn. Urs von Sury und seiner guten Gattin Helena von Grimen das sechsjährige Söhnlein entrissen hatte, fühlten sie lange Zeit den Schmerz der Kinderlosigkeit; endlich erhörte der Himmel ihr heißes Gebet, und schenkte ihnen eine Tochter, der sie in der heiligen Taufe den Namen Maria Margaretha Gertrud beilegten. Die herzlichgeliebte Tochter ward um so sorgfältiger gepflegt, je mehr ihr zarter schwächlicher Körperbau es erheischte; mit den Jahren jedoch wurde auch ihre Gesundheit kräftiger, und die dem Himmel für ihre Erhaltung dankbaren Eltern unterließen nicht, in das Herz der Kleinen Keime der Gottesfurcht zu legen und dasselbe durch wahre Tugend zu veredeln, in der festen Ueberzeugung, daß christliche Gesittung von zarter Jugend an noch unendlich höher stehe, als der Adel des Geblütes. Das junge Mädchen war beständig unter den Augen der Eltern. Frau von Sury überwachte die Erziehung ihres Kindes, wohnte selbst dem Unterrichte bei, welchen man ihm zu Hause ertheilte, ja sie unterrichtete dieses theilweise selbst, namentlich in den Wahrheiten unserer heiligen Religion und in der französischen Sprache. Dieß und besonders das gute Beispiel der Edeldame wirkten mächtig auf Gertruds Herz, so daß sie den erprobten Glanz des elterlichen Hauses mit einem neuen Reize strahlen machte. Herr von Sury genoß nun Alles, was die Welt Anziehendes gewähren kann; er bekleidete die Senatorswürde, das Pannerherrenamt, stund bei der Republik von Solothurn in großem Ansehen, verfügte über große Reichthümer, und in seiner der frommen Mutter würdigen Tochter erblickte er das schöne Kleinod seines Herzens. — Doch wie veränderlich ist das Schicksal! Es gibt keine bleibende Freude hier unter der Sonne; über diese Familie brach die Zeit schwerer Leiden herein. Durch vornehme Geburt, große Reichthümer, standesgemäße Erziehung, feine Bildung, einnehmenden Charakter und hohe Geistesgaben sowohl, als durch Tugend und religiöse Gesinnung ausgezeichnet und geziert mit Allem, was wahre Schönheit bildet, hatte Fräulein von Sury frühzeitig hohe Verehrer und Bewerber sich zugezogen. Ihr Vater gedachte, sie an einen jungen Mann aus seiner Familie zu verheirathen, von dem er sich die glänzendsten Hoffnungen

gemacht hatte; aber die Neigung der Tochter entsprach den Wünschen des Vaters nicht, all' seine Bitten und Drohungen blieben fruchtlos, und ein junger Herr von Besenval erhielt die Hand des Fräuleins. Ohne Sur'ys Wissen und Beistimmung ward die Trauung in der Schloßkapelle auf der Waldeck (ein in alt-französischem Styl erbauter, schloßartiger Herrensitz, eine halbe Stunde von Solothurn, der Familie Besenval zugehörig) gegen Ende Mai's 1689 vollzogen, nachdem man auf der Mutter Verwenden zuvor kirchliche Dispense eingeholt hatte. Dieser gewagte Schritt aber war der Anfang des namenlosen Jammers und Unheils, das bald über die junge Frau von Besenval hereinbrechen sollte. — Kaum hatte der beleidigte Vater, dessen schönste Hoffnungen nun zerstört waren, von der heimlichen Vermählung seiner einzigen Tochter Kunde erhalten, als sein Zorn sich auf's höchste steigerte. Nach vergeblichen Versuchen, diese kirchlich gültig vollzogene Ehe ungültig erklären zu lassen, rächte er seine beleidigte Vaterehre besonders dadurch, daß er Gattin sowohl, als Tochter nicht mehr in seinem Hause duldete, und letztere insoweit enterbte, als die Staatsgesetze es gestatteten. Lange dauerte es, bis sein Grimm sich besänftigen ließ, doch mit dem Alter kehrten wieder bessere Gefühle in sein Herz, er nahm die Gattin wieder zu sich, und reichte endlich auch der Tochter die Hand der Versöhnung. — Sieben Jahre nach der glücklichen Aussöhnung starb Herr von Sury, und nun lebte Frau von Besenval bei ihrer Mutter sammt ihrem Gatten und Kindern in vollkommenster Eintracht, noch drei Jahre lang, da segnete die geprüfte Mutter ebenfalls das Zeitliche. Sterbend empfahl sie ihrem Kinde die Sorge für die Armen und Nothleidenden, und die Tochter kam ihrem Wunsche so weit entgegen, daß sie von ihren Zeitgenossen „die Mutter der Armen" genannt wurde. — Der Tod der Mutter war begreiflicher Weise ein harter Schlag für die Tochter, die der Himmel mit sechs Kindern (vier Söhne, wovon zwei in der Jugend starben, und zwei Töchter) gesegnet hatte. Von dieser Zeit an lebte Frau von Besenval in größerer Abgeschiedenheit; mit der Sorge des Hauswesens, den Werken der Nächstenliebe und der Erziehung der Kinder sich befassend, flehte sie um Verzeihung für die begangenen Fehltritte ihrer Jugend zu Gott, der noch schwerere Prüfungen ihr bestimmt hatte. Im Jahre 1722 brach zu Solo-

thurn ein ansteckendes Fieber aus, von dem ihr ganzes Haus befallen wurde; sie selbst kam bis an den Rand des Grabes. In derselben Woche raffte die Seuche den Pannerherrn, ihren Gatten, den ältern Sohn, der Landvogt von Bechburg (bei Densingen) war, sowie den Hauslehrer und einen Bedienten dahin. Welche Trauerscene mußte die dem Tode so eben entrissene Dame in ihrem eigenen Hause erblicken! Doch den Finger Gottes in jeder Prüfung anerkennend, brachte sie dies zweifache Opfer mit preiswürdiger Selbstverläugnung dem Herrn dar. Sie hatte nur noch drei Kinder: einen Sohn, der als Hauptmann der Schweizergarde am französischen Hofe diente, und zwei Töchter, die sich rangesgemäß verheirathet hatten. So war ihr denn die Sorge des Hauswesens allein übertragen, für sie gewiß keine geringe Aufgabe; denn ihr seliger Mann, obwohl reich, hatte der vielen Geschäfte wegen mehr Auslagen als Einnahmen. Kaum hatte sie aber die Leitung der Hausgeschäfte selbst übernommen, so verbesserten sich ihre ökonomischen Verhältniße durch weise Ordnung und Sparsamkeit dergestalt, daß sie gleich anfänglich eine bedeutende Schuldenlast tilgte; ein Umstand, der eine bessere Zukunft versprach. —

Indessen kam das Jahr 1723, in welchem sie den Becher der Leiden bis auf die Hefe leeren sollte. Ein gewisses Vorgefühl zeigte ihr das Beginnen einbrechender Trübsale an; um dieselben abzuwenden, verrichtete die Dame von Bésenval eine neuntägige Andacht zur Ehre der Himmelskönigin und ließ täglich eine heilige Messe lesen, welcher sie mit gewohnter Inbrunst beiwohnte. Am neunten Tage aber, während sie im Collegium vor dem Altare Maria-Hilf ihre Andacht vollendete, begab sich ihr einziger Sohn (Herr von Brunstatt, Hauptmann der Schweizergarde im Elsaß, sehr reich und auf dem Punkte, durch eine ansehnliche Verehelichung mit einer Anverwandten Margaretha von Bésenval noch reicher zu werden), der kurz zuvor aus der französischen Hauptstadt zurückgekehrt war, in den Rath von Solothurn und verfocht daselbst als Rathsherr mit allzugroßer Heftigkeit eine streitige Ansicht. In Folge dessen fand nach beendigter Rathsversammlung im Capucinergäßchen zwischen Bésenval und Sury ein Duell statt, in welchem Ersterer tödtlich verwundet zu Boden fiel. In Eile rief man einen Capuciner aus dem Kloster; der im Blute Schwimmende konnte dem Religiosen

zum Zeichen der Reue und Versöhnlichkeit nur noch die Hand drücken und hauchte sodann, erst sechsundzwanzig Jahre alt, die Seele aus. Die unglückliche Mutter war so eben vom Gebete nach Hause zurückgekehrt, als ihr der Unglücksbote entgegenkam. In der äußersten Bestürzung eilt sie der blutigen Stätte entgegen, um dem unglücklichen Sohne beizuspringen und ihn noch einmal in die zarten Mutterarme zu schließen. An das Stadtthor angelangt, hält man sie auf und führt sie wieder nach ihrer Wohnung. Dieser Schreckenstag war der 17. April 1723, nicht vollständig ein Jahr nach dem Tode des Vaters und fiel in die gleiche Zeit, in der die Dienstboten ihrem jungen Herrn und dessen Freunden ein großes Festmahl bereiteten. Inzwischen ließ Herr von Roll, Commandeur des Maltheserordens, der dem verhängnißvollen Zweikampf als Beistand beigewohnt hatte, die Leiche in ein Gehölz der Waldeck bringen, um sie der Strenge der Staatsgesetze zu entziehen, die ganze Nacht bewachen, und folgenden Tages mit Zustimmung der beiden Schultheiße in St. Nikolaus begraben. Obschon der tiefe Schmerz das Mutterherz beinahe zersprengte, hatte Frau von Bésenval dennoch so viel Kraft und Geistesfassung, der Leichenfeier beizuwohnen; und als unvorsichtige Personen ihr vorschwatzten, der Sarg enthalte ganz andere Dinge, als des Sohnes Leiche, wollte sie sich mit eigenen Augen überzeugen, ob der betrauerte Liebling ihres Herzens ein christliches Begräbniß erhalten werde; sie ließ also den Sarg öffnen, drückte des Entseelten Züge noch einmal ihrem Gedächtniße ein, und preßte ihn mit Wehmuth an die Mutterbrust. Der Umstand, daß die Leiche ihres Sohnes auf die Waldeck getragen und in der zunächst gelegenen Pfarre St. Nikolaus bestattet wurde, erweckte in der Vielgeprüften einen neuen Schmerz; sie erinnerte sich, eben dort gegen den Willen ihres Vaters den Ehebund geschlossen zu haben. In ihrer äußern Verlassenheit blieb sie für jeden menschlichen Trost lange unempfänglich, konnte aber auch von ihrer Familie wenig erwarten; denn noch immer glom im Schooße derselben der verbissene Aerger, daß sie die von Bésenval ihr vorgezogen. Und auch die Familie Bésenval erwies der Gekränkten wenig Theilnahme, vielmehr forderte sie sogleich die Urkunden und Titel des Besitzes Brunstatt ihr ab, welches mit dem Tode ihres Sohnes auf einen ganz andern Familienzweig dieses Hauses überging. Dieses harte und filzige Benehmen

schlug ihr eine um so tiefere Wunde, weil sie wegen dieser Familie die Ungnade des Vaters und den Verlurst ihrer Güter sich zugezogen hatte. Mehr als je zuvor von der Eitelkeit der Welt und der Unbeständigkeit menschlicher Tröstungen überzeugt, wendete sie sich jetzt im Gebete zu dem Vater der Erbarmungen. Was ihr die Menschen versagten, gewährte ihr die Religion. Als Beweis ihrer frommen Gesinnung verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß sie zur Seelenruhe des im Duell gefallenen Sohnes zu St. Nikolaus eine Jahrzeit stiftete, der sie alljährlich, wenn es je die Kraft ihr gestattete, selbst beiwohnte, und diesen Leidensweg zu Fuß und unter Gebet zurücklegte. Schon waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, seitdem sie diesen Tribut der mütterlichen Zärtlichkeit zu entrichten gewohnt war, als sie eine auf diesem traurigen Gange nie gefühlte Ruhe empfand, so daß auch ihr Körper von Freude überfloß, und sie der Begleiterin sagte: „Noch nie habe ich diesen Weg so fröhlichen Herzens zurückgelegt; ein inneres Trostgefühl sagt mir, daß der barmherzige Gott meinem Sohne Verzeihung habe angedeihen lassen.“ — Herr von Sury, der Mörder ihres Sohnes, wurde kraft der bestehenden Staatsgesetze aus dem Kanton verbannt; die christliche Dulderin verzieh ihm nicht nur von ganzem Herzen, sondern erwirkte auch dessen Begnadigung. Er wollte für diese Heldenthat ihr einen Besuch machen. Auf dem Wege dahin vom Schlage getroffen, fiel er an der Hausschwelle am 28. Weinmonat 1729 todt zur Erde nieder, welcher Vorfall die Frau Maria Margaretha Gertrud Besenval bis zu Thränen rührte. Schon lange vor dem Tode ihres Sohnes hatte sie sich strengen Bußübungen hingegeben, aber seit dieser Zeit pflog sie das höhere Tugendleben mit größtem Fleiße; sie trug beständig einen Bußgürtel, wendete an ihrem Leibe oft noch herbere Züchtigungen an, suchte die Armen und Kranken bis in die entlegensten Winkel auf, sorgte für Speisen, Arzneien und nöthige Pflege, und verrichtete nicht selten an ihnen die niedrigsten Liebesdienste. Sie hielt sich an eine bestimmte Tagesordnung, und ging nur davon ab, wenn es die Werke der Nächstenliebe erforderten. Sommer und Winter stund sie in aller Frühe auf, begann ihr Tagewerk mit Betrachtung und längeren Gebeten, und begab sich 5 ½ Uhr zur Frühmesse in die Jesuitenkirche, wo sie in feuriger Andacht bis gegen Mittag verweilte; sodann

empfing sie die Armen und Kränklichen und linderte ihre Noth. Nach einem bescheidenen Mittagmahle ordnete sie ihre Hausangelegenheiten, gab oder empfing standesgemäße Besuche, verrichtete leichtere Handarbeiten, insoweit es ihr hohes Alter gestattete. Seitdem sie sich Gott gänzlich geweiht hatte, füllten Gebet, Betrachtung und geistige Lesung all' ihre freien Stunden aus. Am Abend betete sie den heiligen Rosenkranz gemeinschaftlich mit den Hausgenossen auf den Knien, und öfters noch mit ausgespannten Armen, zur dankbaren Erinnerung an den gekreuzigten Gottessohn. Nach einem einfachen Nachtessen beschloß sie den Tag mit Gebet und Gewissenserforschung, und schlief dann einige Stunden auf einem Bußbette. Zum Empfang der heiligen Sakramente, die sie in der Regel jeden Sonntag und an höhern Festen empfing, bereitete sie sich nach dem Vorbilde der ersten Christen unter Fasten und Nachtwachen vor, und nahm kein Frühstück zu sich. Dieses gottselige Leben lohnte aber der Himmel schon hienieden sichtbar; die Vermögensverhältnisse besserten sich, die Schulden ihres Mannes waren bald getilgt, und sie konnte nicht nur ihre zwei Töchter reichlich ausstatten, sondern sie stiftete auch die Pfarrei St. Joseph in Gänsbrunnen. — Auf ein schönes Leben folgte endlich der kostbarste Tod. — Am 26. Mai 1753 berief, nach kurzer Krankheit, der Herr diese heilige Seele, die lobenswerthe Dulderin, die allgemein geschätzte Mutter der Armen, in jenes bessere Leben, wo Jeder nach seinen Werken empfängt. [1]) Nach ihrem Hinschied

[1]) Noch erwähnen wir einer vortrefflichen Person, die ohne Zweifel unsere M. Margaretha Gertrud von Bésenval in Ausübung guter Werke und der Frömmigkeit zum Vorbilde hatte; wir meinen die Frau Louise von Sury-Büssi, geborne von Tschudi von Glarus, die zur Zeit der französischen Revolution in der Pflege der flüchtigen Geistlichen einen unsterblichen Ruhm sich erworben hat. Mit Recht nannte man sie die barmherzige Mutter; sie scheute weder Mühe noch Ausgaben, klopfte überall bei vermöglichen Leuten um Almosen an, unternahm selbst Reisen, um diese verfolgten Priester nähren zu können. Sie starb am 18. Wintermonat 1797 zum großen Schmerzen der verbannten Geistlichen. Bei der feierlichen Beerdigung erschienen alle Priester mit schwarzer Stole; der erste, welcher das geweihte Wasser auf die Bahre sprengte, wollte eine Rede halten, allein die Thränen erstickten seine Stimme, und er vermochte nur die Worte hervorzubringen: „Erst jetzt sind wir arm, denn nun haben wir unsere Mutter verloren.“ Herr Scherer hat in dem Buche „Helden und Heldinnen“ (Seite 358—368) ihr Leben, entnommen aus den Familienschriften, umständlich erzählt.

verbreitete sich ein lieblicher Wohlgeruch um ihre Leiche, den man als den Geruch der Heiligkeit betrachtete und der Anlaß gab, daß man Haare und andere ihr gehörige Gegenstände als köstliche Reliquien aufbewahrte. Ihr Leib ward am folgenden Tage in der St. Ursuskirche in der Nähe des Muttergottesaltares beigesetzt, wo er auch beim Abbrechen der alten und Aufbau der neuen Kirche unverrückt gelassen wurde. (Gefällige Mittheilung von der Familie Sury - Büssi.)

Maria Margaretha Michel, erste Fraumutter der Visitantinnen von Freiburg und Solothurn. In den Zeiten, in denen die Kirche von gewaltigen Stürmen bedroht wurde, erweckte Gott selbst im schwachen Geschlechte Personen, die dem Strom des Verderbens einen mächtigen Damm entgegensetzten. Unter diese gehört auch Maria Margaretha Michel, die zu Salins in Burgund am 11. August 1594 das Tageslicht erblickte. Ihr Vater war ein sehr tugendhafter Edelmann, der die Gebote Gottes und der Kirche gewissenhaft beobachtete, und seine Hausgenossen zu gleicher Erfüllung anhielt. Gleiche Gesinnungen hatte seine Gemahlin, die aus der Familie Clement stammte, welche verschiedenen Klöstern große und tugendreiche Personen lieferte. Maria Margaretha war noch unmündig, als ihr Vater das zeitliche Leben verließ, und die ganze Last des Hauswesens fiel auf die Mutter und ihre Verwandten. Um der jungen hoffnungsvollen Tochter eine religiöse und standesgemäße Erziehung zu geben, brachte man sie, als sie das zehnte Jahr erreicht, in's Kloster der Urbanistinnen in Migette. Dort hatte sie eine außergewöhnliche Erscheinung. Eines Tages, als sie in der Nähe der Kirche wandelte, zur Stunde, wo die Kosttöchter den Rosenkranz zu beten gerufen wurden, sah sie zwei Klosterfrauen, gekleidet wie jene in ihrem Kloster, in die Kirche gehen, und vor dem hochheiligen Altarssakramente beten und sich verbeugen; sie eilte in das Kloster, es anzuzeigen und als sie zurückkam, waren sie verschwunden. Diese Erscheinung blieb lebhaft in ihrem Gedächtnisse, und sie betete nachgehends eifrigst für die Verstorbenen. Später sah sie diese zwei Frauen im Schlafe vor sich stehen und vernahm von ihnen, sie wäre zu einer Braut Jesu auserkoren. Um diese edle Person der Welt zu entziehen, schickte ihr Gott die Kindspocken,

die ihre schöne Gestalt nicht wenig entstellten. Nach einiger Zeit kehrte sie wieder in den Schooß ihrer Familie zurück; bald stellten sich mehrere Bewerber um ihre Hand ein und selbst ihre Mutter führte den Plan, ihre Tochter zu verehlichen. Dies war der Anlaß zu ihrer Verweltlichung; sie überließ sich verschiedenen Zerstreuungen, übte sich im Tanzen, aber durch höhere Prüfungen und die weise Leitung des P. Arnoux, eines Jesuiten, kam sie wieder auf den Weg des Heiles und faßte den festen Entschluß, der Welt gänzlich aufzukünden und sich Gott zu weihen. Maria Margaretha unternahm mit Einwilligung ihrer Mutter, die schon längere Zeit in zweiter Ehe lebte, eine Reise nach Annecy, besuchte die zwei Schwestern Clement, ihre Tanten, die in dem Orden der Mariä Heimsuchung unter der Leitung des heiligen Franz von Sales (s. d. A.) lebten. Weil diese Frauen die Klausur noch nicht beobachteten, erlaubte ihr der heil. Stifter, bei denselben zu wohnen und bei ihnen ein- und auszugehen. Hier setzte sie sich mit dem heiligen Fürstbischof von Genf in nähere Verbindung, trat nicht ohne Widerstreben der ihrigen in das Noviziat, legte die Gelübde ab und mußte bald darauf das Amt einer Novizenmeisterin übernehmen. Als der heilige Bischof seine letzte Reise, auf welcher er sein Leben beschloß, antreten wollte, berief er, einige Tage vor seiner Abreise nach Lyon (1622), die Schwester Maria Margaretha und sprach in prophetischem Geiste zu ihr: „Wohlan, meine Tochter! wollen wir nicht Beide Uebungen der Ergebung in den göttlichen Willen erwecken wegen des Hinscheidens ihrer lieben Mutter? Diese ganz betroffen, weil man dieß wegen der weiten Entfernung menschlicher Weise nicht wissen konnte, erwiederte: „Wie, gnädiger Herr! ist meine innig geliebte Mutter todt?" „Ja," sagte der Heilige, „Ihre Mutter ist im Himmel; aber meine Tochter! machen Sie sich noch auf größere Prüfungen gefaßt, denn bald sind Sie abermal eine Waise; bitten Sie Gott, daß wir Alle in den Himmel kommen." Sie verstund den Sinn dieser Worte nicht; aber am 29. Christmonat in der Morgenbetrachtung wurde ihr in einer Erscheinung der Tod des heiligen Bischofs geoffenbaret. Sie that einen Schrei, war der Ohnmacht nahe und mußte sich in die Zelle begeben. Ihr folgte die Schwester Adriana Fichet, die die Aufregung wahrgenommen hatte und die Weinende frug: „Haben Sie vielleicht von unserem

heiligen Stifter etwas erfahren?" „Ja," war die Antwort, „er ist nicht mehr unter den Lebendigen; aber bewahren Sie strenges Stillschweigen, bis der Trauerbote anlangt, damit unser Convent nicht vor der Zeit in tiefe Trauer versetzt werde; indessen wollen wir für unsern heiligen Stifter beten; ich insbesonders will meine Pflicht erfüllen, die er mir beim Abschiede auferlegte, er sagte mir nämlich: „„Bitten Sie Gott, daß wir Alle in den Himmel kommen.““ — Als die Mutter Chantal nach Annecy kam, die Leichenfeierlichkeit des heiligen Bischofs anzuordnen, setzte diese Maria Margaretha zur Helfmutter ein; aber schon nach kurzer Zeit wurde sie abberufen, und ordnete die Angelegenheiten in den Klöstern von Belley, Dijon und Besançon. In letzterer Stadt hatte sie wegen Aufnahme des Fräuleins Beaufremont, Nichte des Erzbischofs, viele Leiden und Verfolgungen zu ertragen. Der hohe Prälat, der üble Folgen befürchtete, rieth der Mutter Michel, sie solle sich mit seiner Nichte nebst zehn andern Klosterfrauen nach der Schweiz begeben. Im Jahre 1635 kamen sie nach Freiburg. Der Rath mit dem Schultheiß auf seine Statuten sehr eifersüchtig und keine Neuerungen duldend, gewährte den Salesianerinnen nur ein Asyl, aber keine bleibende Niederlassung, und untersagte ihnen zugleich die Aufnahme der Novizinnen. Indeß wurde die Heiligkeit ihres Wandels in der ganzen Stadt bald bekannt, vier Töchter aus edlen Familien schlossen sich ihnen an, und nahmen den Schleier. Das verursachte eine neue Entrüstung im Regierungsrathe; er wiederholte das frühere Verbot, und drohte mit Ausweisung. Doch bald gestalteten sich die Dinge ganz anders. Der französische Hof ernannte 1641 Herrn Caumartin zu seinem Geschäftsträger in der Schweiz; auf der Reise dahin besuchte er mit seiner Gemahlin zu Moulins die ehrwürdige Mutter Franciska von Chantal, die einen gefeierten Ruf durch ganz Frankreich hatte. Die Dienerin Gottes empfahl ihnen mit Wärme die Schwestern ihres Ordens, die sich von Besançon nach Freiburg geflüchtet hatten. Jene gaben alle Zusicherung, mit ihrem Ansehen für die Frauen einzustehen, und reisten nach Solothurn. Von dort schrieben sie an die bedrängte Fraumutter Maria Margaretha Michel, die sich eben von einer sehr schweren Krankheit erholt hatte; und trösteten sie mit der Anzeige, sie nächstens zu besuchen. Sie reisten in Angelegenheiten des Königs nach Freiburg, er-

kundigten sich nach dem Hause der Schwestern von der Heimsuchung, und Frau von Coumartin begab sich dahin. Sie versprach der Vorsteherin ihre Beihülfe und zeigte ihr zugleich an, die Regentin Anna von Oesterreich habe ihrem Herrn geschrieben, er solle die Töchter des heiligen Franz von Sales mit seinem Ansehen beschützen. Dieser Besuch machte in Freiburg nicht geringes Aufsehen; die feindlich Gestimmten zogen sich zurück, und in höhern und niedern Kreisen bewarb man sich um die Freundschaft der Mutter Michel. Nach vielen Hindernissen kam endlich 1694 die Erstellung des Klosters zu Stande. Nachdem Maria Margaretha alle nöthigen Anordnungen getroffen hatte, wurde sie von der Mutter Blouay nach Annecy berufen. Der Bischof von Lausanne, Johann VII. von Wattenwyl (geboren 1574, gestorben am 21. oder 22. Heumonat 1649 in Besançon) und der Stadtrath suchten sie zurückzuhalten; aber sie kannte keinen andern Weg, als jenen des Gehorsams und wanderte sofort nach ihrer Bestimmung. Nach einiger Zeit kam sie wieder nach Freiburg. Kaum hatte die Edeldame Coumartin ihre Ankunft erfahren, so beschloß sie ihr Vorhaben, nämlich ein Haus dieses Ordens in Solothurn zu errichten auszuführen. Um Unannehmlichkeiten vorzubeugen, suchte sie bei der Regierung um das Schirmrecht für die Klosterfrauen nach, welches sie sogleich ohne Zeitbeschränkung erhielt; dann schrieb sie an die Bischöfe von Lausanne und Genf, und erlangte ihre Einwilligung. Nachdem sie Alles weislich geordnet hatte, setzte sie die Maria Margaretha Michel hievon in Kenntniß und verlangte von ihr zu wissen, an welchem Tage sie von Freiburg mit ihren Gefährtinnen abzureisen gedenke, um sie abholen zu können. Der Tag wurde bestimmt und die Frau Mutter stieg mit sieben Schwestern, zwei Novizinnen und zwei Kosttöchtern in den Wagen; sie kamen glücklich nach Solothurn, und fanden daselbst eine reinliche Wohnung mit allem Zugehörigen. Zur nämlichen Zeit befand sich in Solothurn eine Innung von Klosterfrauen, die man „die Mütter Franciskanerinnen der Abgeschiedenen“ (Mères Cordelières des Trépassés) nannte. Diese hatten die Aufgabe, den Sterbenden beizustehen und auf den Gräbern für die Abgestorbenen zu beten. Der Schultheiß, ein Gegner des französischen Gesandten, suchte die Franciskanerinnen zu heben, um die Aufnahme anderer weiblichen Orden zu hintertreiben. Der franzö-

sische Geschäftsträger über den Sachverhalt in Kenntniß gesetzt, verfaßte eine Bittschrift an den Kleinen Rath zu Gunsten der Salesianerinnen, und nach Ablesung derselben genehmigte dieser mit ziemlicher Mehrheit die Aufnahme der Nonnen. Der Bevollmächtigte des Rathes meldete der Oberin Maria Margaretha das Ergebniß und machte ihr Hoffnung, der Große Rath werde sich im gleichen Sinne aussprechen. Als die Sache vor demselben verhandelt ward, bot der Schultheiß abermal allen Kunstgriffen auf, und verdächtigte sogar die würdige Vorsteherin, um die Aufnahme zu hintertreiben; allein der Große Rath theilte die Meinung des Präsidenten nicht, und beschloß mit überwiegender Mehrheit, die Salesianerinnen anzunehmen. Der Schultheiß, ganz verblüfft, änderte nun seine Meinung und sagte: „Der heilige Franz von Sales sei der erste Präsident dieser Versammlung gewesen.“ — Im Jahre 1645, am Feste der unschuldigen Kinder, wurde die Feierlichkeit der Einführung in die neue Stiftung vorgenommen; eine reiche, adelige Wittwe kaufte außer der Stadt ein Grundstück, auf welchem das Kloster aufgeführt wurde. Zwei Herren, Molondin und von Roll, gaben ein Stück Land zur Erweiterung des innern sehr engen Raumes, und ließen auf ihre Kosten die Einschließung desselben erstellen. Nach einiger Zeit wurde unsere Fraumutter Maria Margaretha vom Bischof Karl August von Sales (geboren am 1. Jänner 1606, gestorben am 7. Hornung 1660), Neffen des heiligen Bischofs, abberufen. Sie nahm für immer von der Schweiz Abschied, ging nach Annecy und verblieb dort vier Jahre. Nach Ablauf derselben schickte man sie 1657 nach Vercelli, wo sie einige Jahre als Vorsteherin ein Kloster leitete. Obwohl schon zweiundsiebenzig Jahre alt, erhielt sie 1663 einen Ruf nach Verona, dem sie willig folgte. Daselbst lebte sie nur drei Monate mehr. Am Tage nach dem Feste des heiligen Augustin war sie wie gewöhnlich bei allen gemeinschaftlichen Uebungen zugegen, ohne daß sie krank zu sein geschienen hätte; sie sprach wiederholt von der Kürze des menschlichen Lebens, von der Ungewißheit der Todesstunde, und sagte einige Mal die evangelischen Worte: „Wachet und betet, denn ihr wisset die Stunde nicht;“ darauf wohnte sie der Vesper bei, aber ein heftiges Kopfweh zwang sie hinauszugehen und sich zu Bette zu legen. Nun verlangte sie nach den heiligen Sterbesakramenten, und nach Empfang

derselben sprach sie: „Wohlan, loben wir Gott, ich habe nichts mehr zu thun, als meine Seele in die Hände meines Schöpfers zu übergeben." Nachdem sie diese Worte gesprochen, verschied sie am 29. August 1663. So schied eine wahrhaft heilige Frau. Der Orden verdankt ihr die Errichtung der Klöster von Besançon, Dôle, Chrai, Salins, Freiburg, Langres und Solothurn. Obgleich sie nicht überall persönlich zugegen gewesen, haben doch ihre Bemühungen zur Errichtung aller dieser Stifte Vieles beigetragen. Die Nekrologe ihres Ordens ertheilen ihr ein Lob, welches man nur Heiligen spendet. (Archiv der Visitantinnen v. Solothurn.)

Maria Ancilla Leu, Klosterfrau von Stans. Kaum war der Sturm der Reformation vorüber, und die Beibehaltung des alten Glaubens in den Urkantonen der Schweiz gesichert, da begann ein frisches, religiöses Leben, welches besonders durch die Einführung neuer Orden gepflegt wurde. Die PP. Capuciner bearbeiteten mit Muth und Hingebung im Schweiße ihres Angesichtes den Weinberg des Herrn, rotteten das Unkraut aus, und der Himmel segnete ihr Werk. Ihr frommer Wandel verbreitete nach allen Orten einen lieblichen Geruch, und man fühlte das Bedürfniß, auch weibliche Orden einzuführen, theils um den Töchtern, die nach der Einsamkeit und dem beschaulichen Leben sich sehnten, in jenen eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, theils um durch dieselben das zarte Geschlecht in den Schulen sittlich heranzubilden. Da die Capuciner dem Volke so lieb und theuer geworden, so entschieden sich die Bessern, namentlich auch in Stans, für die Einführung der Capucinerinnen; allein wie es dort anfänglich den Ersteren erging, so wurde auch gegen die Errichtung eines solchen Frauenklosters ein Sturm heraufbeschworen. Indessen bezogen zwei Schwestern, Clara und Agnes, Töchter des Hrn. Landammann Andreas Gut von Stans, in der Nähe des jetzigen Frauenstiftes ein Haus, hielten seit dem 28. Christmonat 1614 mit oberkeitlicher Bewilligung den Mädchen des Landes Schule, und empfingen am 21. März 1615 vom päpstlichen Legaten Ludwig, Bischof zu Adria, in der Pfarrkirche zu Stans, den Schleier. Am Ende desselben Jahres am 28. Christmonat kamen zwei Ordensfrauen aus Lucern bei St. Anna im Bruch nach Stans, vereinigten sich mit den zwei Novizinnen, und unterwiesen sie in der Regel des dritten Ordens des heiligen Franciscus. Weil sich aber die Landleute von Nidwalden noch im-

mer weigerten, ein neues Kloster zu errichten, so wurden die zwei Schwestern Clara und Agnes erst am 29. Jänner 1617 zur Ablegung der heiligen Gelübde, und zwar unter der Bedingung, daß sie den Klöstern Uri und Lucern angehören sollten, zugelassen. Allein auch hier sollte die gute Sache siegen. Töchter aus den vornehmsten Häusern des Fleckens Stans vertauschten ihre vornehmen Kleider mit dem groben Gewande des heiligen Franciskus, und ihre Eltern und reichen Anverwandten halfen nach Kräften zum Aufbau des neuen Gotteshauses. Unter anderm nennen wir hier die Fräulein Maria Ancilla Leu. Sie war die Tochter des Herrn Ritter und Landammann Caspar Leu und der Catharina Zelger, und ward 1608 geboren. Die Eltern, selbst fromm und gottesfürchtig, erzogen das Mädchen ganz im Sinne und Geiste der christlichen Religion, die göttlichen Strahlen der Gnade erleuchteten es, und so wuchs dasselbe in Unschuld und Frömmigkeit heran. Ancilla, der Welt und ihrem Treiben von Jugend an entfremdet, faßte das Vorhaben, den ersten Tertiarierinnenschwestern in Stans sich anzuschließen, und erhielt von ihren Eltern dazu die Einwilligung. Im Jahre 1624, am 17. März, verabschiedete sie sich von den Ihrigen, und trat in den neuen Verband. Ihren Beruf beurkundete sie in Abtödtung, Selbstentäusserung und Gehorsam, und nie wandelte sie die Begierde an, in die Welt zurückzukehren. Nach beendigtem Probejahr legte sie am 13. Mai 1625, erst siebenzehn Jahre alt, die Ordensgelübde in die Hände des P. Hieronymus, Conventualen des hochlöbl. Gotteshauses Muri, ab. Ancilla war die fünfzehnte Schwester der neuen Gründung von Stans, und die erste, welche die Gelübde in der neuen Klosterkirche zu St. Clara ablegte [1]). Von nun an ganz in Gott vertieft, lag sie, soweit es die Ordensgebräuche gestatteten, beständig der Andacht und dem Gebete ob, und ihr Beispiel er-

[1]) Im Jahre 1621 war der Bau der klösterlichen Innung beinahe vollendet, und der hochwürdigste Abt Benedikt Keller von Engelberg legte am Feste der hochheiligen Dreieinigkeit, nachdem er ein Hochamt zu Ehren derselben gehalten, den ersten Grundstein zur Kirche. Der Kirchenbau, von großen Wohlthätern unterstützt, ward fortan mit allem Fleiß betrieben; der Weihbischof von Constanz, Johann Anton, weihte am 5. Herbstmonat 1625 feierlich die Kirche und segnete das Kloster ein. (Klosterarchiv zu St. Clara in Stans.)

munterte ihre Mitschwestern zu einem gleichen heiligen Tugendleben, welches auch noch später andern Schwestern zum Vorbild diente. [1]) Gott, der die Seinigen liebt, ließ eine harte Prüfung über sie kommen; und wie einst die Tugend Job's durch den Höllengeist erprobt wurde, so sollte der nämliche Widersacher des Heiles die arme Klosterschwester Ancilla hart bedrängen und reinigen. Er focht sie vielfältig an, setzte ihr bei Tag und Nacht zu, und ließ ihr keine Ruhe. Ihr Zustand war ein schmerzlicher und Alle, die sie kannten, bejammerten die fromme Dulderin. Man verrichtete für sie Gebete und Andachten, aber das größte Gottvertrauen hatte sie selbst; besondere Hülfe erwartete sie von dem Landesvater Nikolaus von der Flüe, den sie hoch verehrte. Sie ließ sich nach Sarneln führen, betete mit Herzensinbrunst vor den Reliquien des Seligen, und am Grabe desselben wurde sie geheilt. Inniger Dank strömte aus ihrem

---

[1]) Auf dem Todtenverzeichnisse findet man schöne Züge von einigen Schwestern, die im Geruche der Heiligkeit gelebt haben oder gestorben sind. Hier folgen einige:

1) Schwester Anna Maria von Stans, geb. 1602, entrichtete die Gelübde am 30. Wintermonat 1618, und starb am 25. Mai 1649 selig im Herrn. Sie war eine fähige und eifrige Schwester, und mehrere Jahre Helfmutter, und stund auch als würdige Fraumutter dem Convente vor. Bei ihrem Ende sah eine Person einen herrlichen Kreuzgang, der sich zu ihrem Zimmer bewegte; voraus ging der heilige Franciskus, ihm zur Seite eine überaus schöne Jungfrau mit dem Kreuz in der Hand und dann folgten viele bekränzten Jungfrauen. Nach ihrem Hinscheiden glänzte ihr Angesicht wunderschön. Noch als Untergebene, ein wahres Muster der Vollkommenheit, diente sie bei Tag und Nacht ihrem Schöpfer, mied auch die kleinsten Fehler, um jenseits dem Reinigungsorte zu entgehen. Als sie aber die Zügel der Klosterleitung zur Hand nehmen mußte, hörte man sie klagen: „Jetzt trage ich alle Tage Holz darin, um meine Schwachheiten und Fehler abzubüßen."

2) Maria Obermatt von Stans, geb. 1604, verband sich mit dem Orden am 16. Brachmonat 1626, eiferte sehr für die treue Erfüllung der klösterlichen Pflichten, und unterzog sich unverzagt den schwersten Arbeiten. Zu den lieben Abgestorbenen trug sie ein inniges Mitleiden, und opferte ihnen ihre Bußwerke. Wann sie dürstete, dachte sie: „Diese und jene Seele dürstet noch mehr als ich; sie soll den Durst stillen, und ich gebe ihr den Trank." Oft hörte man sie mit ihnen Gespräche führen; sie hieß diese und jene Seele kommen und wieder fortgehen, und man sah zuweilen kleine Lichtchen ihr nahen und von ihr weichen. Maria vollendete am 26. Christmonat 1694 ihren Lauf.

Herzen gegen den Himmel, und kehrte dann in die friedlichen Mauern ihres Klosters zurück. Im Jahre 1654 starb ihr Herr Vater, der das Kloster St. Clara reichlich bedacht hatte. Einige Tage nach seinem Hinscheiden sah ihn Schwester Ancilla in ihrer Zelle, angethan mit einem Capucinerkleide, jedoch ohne Capuze; er sprach zu ihr: „Meine liebe Tochter! rüstet euch, denn bald sind eure Lebenstage zu Ende, und ihr werdet mir in das ewige Leben hinüber folgen". Dieß sagte er mit lieblich fröhlichem Angesichte und verschwand. Der Erfolg bezeugte die Wahrheit und schon am 9. Brachm. 1654 hatte die Schwester Maria Ancilla ihr zeitliches Leben geendet. Bei ihrem Tode sahen die Mitschwestern, die um das Bett standen, Dinge, die sie ungemein erfreuten.

Maria Scholastika Imfeld, Aebtissin von Sarnen. Kaum war die Stiftung des Klosters Engelberg in's Leben

---

3) Maria Ursula Anderhalden von Sarnen, geboren 1612, legte den 29. Herbstm. 1633 die Gelübde ab, und hauchte am 7. Mai 1676 ihre gottgeeinigte Seele aus. In der klösterlichen Gesellschaft führte sie mehr einen englischen als menschlichen Wandel, trug eine innige Liebe zum göttlichen Erlöser, war ernsthaft, streng in Beobachtung der Gelübde, und wachte immer über ihre Zunge. Sie litt an einer langwierigen Auszehrung und dabei an einem brennenden Durst. Einst nahte sich ihr im Schlafe der geliebte Bräutigam Jesus Christus; es schien ihr, er öffne ihre Seite, und gieße Balsam in die Oeffnung. Da sie erwachte, empfand sie einen übernatürlichen Trost und einen starken Muth zu allem Guten.

4) Maria Hildegarde Pfyl von Schwyz, geboren 1615, feierte am 9. Brachm. 1637 die Ablegung der Klostergelübde; sie war ein Muster der Geduld in ihren mannigfaltigen Trübsalen, und nahm immer die Zuflucht zum hochheiligsten Altarssakrament. Einst nach Empfang der heil. Kommunion sprach der Herr zu ihr: „Ich verlasse dich nicht, und will allzeit bei dir sein." Nach dem Tode, der am 2. Mai 1687 erfolgte, half sie wunderbar einer kranken Schwester.

5) Maria Dorothea Lusser von Uri, kam zur Welt 1634 und weihte sich am 21. Herbstm. 1655 dem Orden; sie war fünfzig Jahre blind, stund unendlich viel aus und wiederholte oft die Worte: „O Herr, noch mehr! wenn du willst, so will auch ich." Obschon des Lichtes beraubt, konnte sie bei Tag und Nacht dem Gottesdienst und allen klösterlichen Uebungen beiwohnen und ohne Führerin hin- und hergehen. Sie ging den 6. Mai 1711 in das himmlische Leben ein; ihre Lippen glänzten nach ihrem Hinscheiden wie Corallen, worüber die Umstehenden staunten und Gott priesen. (Gefällige Mittheilung aus dem Kloster St Clara in Stans.)

getreten und mit frommen Gliedern bevölkert, als auch eine Kolonie gottseliger Jungfrauen sich in der Umgegend anzusiedeln suchte. Mehrere gottesfürchtige Töchter aus der Nähe und Ferne zogen in das wilde Thal, und vertrauten sich der weisen Leitung des damaligen Klosterabts Frowin (s. d. A.) an. Viele Jahre hindurch lebten sie zerstreut, still und einsam, als fromme Waldschwestern, und waren weder an eine bestimmte Regel noch an Gelübde gebunden; die Kost aber bezogen sie vom Kloster. — Erst am Ende des zwölften Jahrhunderts oder am Beginne des dreizehnten, erbaute der tugendhafte Leutpriester Heinrich von Buochs dieser jungfräulichen Ansiedlung, die mit jedem Jahre größern Zuwachs erhielt, vermittelst seines großen Vermögens, ein eigenes Kloster, welches das untere Gotteshaus (Claustrum inferius), zum Unterschied des obern, genannt ward. Täglich las ihnen ein Priester des obern Hauses eine Messe, an Sonn- und Feiertagen aber mehrere. Der neuen Stiftung eilten gleich bei ihrer Entstehung so viele Bewohnerinnen zu, daß die Klostermauern sie kaum fassen konnten. Bischof Eberhard II. von Constanz weihte am 15. Brachm. 1254 das Frauenkloster zur Ehre des heiligen Andreas, und überreichte am Sonntage darauf zweiundvierzig Töchtern den Schleier. Ein religiöser und heiliger Geist beseelte diese klösterliche Innung, und viele Nonnen starben im Rufe der Heiligkeit. Eine pestartige Krankheit entvölkerte später das Kloster, indem vom 8. Herbstmonat 1349 bis 6. Jän. 1350, 113 Klosterfrauen von der Seuche weggerafft wurden. Ihre Namen, Geschlecht und Abkunft stehen auf dem Nekrolog, der folgende drei Meisterinnen (die Vorsteherin hieß Magistra, die Frauen unter sich Schwestern, Sorores) aufzählt: Margaretha von Werikon, Mechtilde von Wolfenschießen und Beatrix, Gräfin von Aarberg. Wie sie im Leben das Band der Religion und der Liebe zusammengehalten, so erhielten Alle mit Recht auch eine gemeinsame Grabstätte. Von diesen Seligen wird Folgendes erzählt: Bald nach ihrer Beerdigung wandelten zwei Jünglinge über den Kirchhof, über welchen sie der Weg führte. Der Eine frug seinen Gefährten: „Warum ist dieses Grab so hoch vor den übrigen, und was hat dieß zu bedeuten?" Der Andere erwiderte: „Weil hier viele berühmte Klosterfrauen begraben liegen." „Ich habe wohl auch gehört," fuhr der Erstere fort, „daß in diesem Grabe nur Nonnen ruhen, die alle Jungfrauen gewesen sein sollen, aber

dieß glaube ich nicht so leicht." Hierauf nahm der Andere seinen Stock, steckte ihn in die Erde und sprach: „Du siehst diesen dürren Stock, und wenn ich die Wahrheit gesprochen, so mache Gott diesen blühend und wachsend." Bald trieb derselbe Sprossen, wuchs zu einem großen Baume heran, und ward erst 1605 umgehauen. Der Brodschrank des Speisesaals (Refectorium) bestand noch 1729, wie der Annalist Straumeyer angibt, aus diesem Holze. Obiges erzählt auch der Abt Plazidus I. Knüttel, mit dem Zusatze: Aeltere Männer hätten diese Thatsache verbürgt, und Kaspar Lang hat sie in seinen Grundriß aufgenommen. — Allein nicht nur in Engelberg, sondern auch nach der Uebersiedlung desselben nach Sarnen (1615) barg das Frauenkloster fromme Frauen in seinen geweihten Mauern. Eine der hervorragendsten war die Aebtissin Maria Scholostika Imfeld, die den 29. Winterm. 1618 das erste Mal zu Sarnen das Licht der Welt erblickte, und in der Taufe den Namen Margaretha erhielt. Ihre angesehenen Eltern Marquard und Dorothea Imfeld, beide aus Sarnen, gaben sich alle Mühe, ihre Kinder in der Furcht des Herrn heranzuziehen, und der Himmel segnete ihre frommen Bestrebungen. Margaretha zeigte von Jugend auf Neigung zum Gebet, liebte das einsame Leben, trat als Kosttochter in das Frauenkloster zu St. Andreas in Sarnen, zog am 22. Heum. 1634 das Ordenskleid an, und legte im folgenden Jahre am gleichen Tage die heiligen Gelübde unter dem Namen Maria Scholastika ab. Durch ihre Sanftmuth, treue Erfüllung ihrer Pflichten und Beobachtung der heiligen Regel öffnete sie sich die Herzen ihrer Mitschwestern, und als die Aebtissin Maria Ignazia Schäll von Giswil am 12. Weinmonat 1651 aus diesem Leben geschieden war, wurde Scholastika schon an deren Stelle gewählt. Eifrig und thätig arbeitete sie nun an der Hebung des Klosters, gab sich alle Mühe den Wohlstand des Gotteshauses zu fördern, und war stets für das Heil ihrer Mitschwestern besorgt. Im Jahre 1660, am 3. Herbstmonat, entsagte sie ihrem Amte, vermuthlich, weil die Oekonomie noch sehr beschränkt, und die Leitung des Haushaltes mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Maria Magdalena Ettlin übernahm nun ihre Stelle, aber schon nach drei Jahren, am 6. April 1663, legte auch sie die Verwaltung nieder, und die Frau Maria Scholastika mußte wieder als Oberin auftreten. Ihrer Obsorge waren neunundzwanzig Chorfrauen

und sechs Laienschwestern anvertraut; sie schlichtete die Mißhelligkeiten zwischen dem Kloster Engelberg und jenem von Sarnen, und bewirkte, daß für alle Wohlthäter, die ihr beim Aufbau der Klosterringmauern behülflich waren, eine Jahrzeit gestiftet wurde. Sie regierte noch eine Reihe von Jahren, hob den Wohlstand des Klosters, und begeisterte durch ihr Beispiel die Mitschwestern zu höhern und göttlichen Dingen. Als eine fromme und vortreffliche Person war sie in der Nähe und Ferne bekannt; sie stund in Verbindung mit Herrn Oberst Kaspar Stokalper von Brig, der ihr Käse lieferte. Es ist der nämliche Herr, der 1650 den Capucinern von Savoyen in Brig ein Hospiz errichtete, und der nach Abgang derselben für die Einführung der Jesuiten sich verwendete. Seinem Eifer und seiner Freigebigkeit war es zu verdanken, daß am 16. Weinm. 1663 der hochwürdige Johann de Sepibus, Pfarrer von Sitten, den ersten Grundstein zur Jesuitenkirche legen und denselben einsegnen konnte. Mit Herrn Stokalper lebte Maria Scholastika auf freundschaftlichem Fuße, aber nicht nur in zeitlicher, sondern in höherer Beziehung; denn in der Nacht seines Hinscheidens erschien er ihr, und sie sprach: „Alle gute Geister, lobet den Herrn!" Und der Erschienene erwiederte ihr: „Und ich auch," und verschwand. Maria Scholastika führte mehrere Bauten aus, arbeitete mit eigenen Händen, und empfahl Beschäftigung und Handarbeit ihren Töchtern. Sie war eine gute Mutter im wahren Sinne des Wortes, und übergab am 15. Brachm. 1682 ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers. Von Jedermann betrauert, übergab man am folgenden Tage ihre Hülle der Erde unter großem Zulaufe des Volkes, welches sie für das hielt, was sie war, nämlich für eine fromme und tugendreiche Person, die ihrem Kloster und der Umgebung viel genützt hat. — Im Kloster Sarnen ist ein altes Gemälde, welches die sterbende Maria Scholastika darstellt. Jesus Christus am Kreuze, mit abgelöster Hand, empfängt das aus seiner Seite hervorsprudelnde Blut, und hält es zum Sühnopfer für diese Seele seinem himmlischen Vater dar. Um das Bett stehen die Schutzheiligen: die heilige Gottesmutter, St. Joseph, der Erzengel Michael, die heilige Barbara, der selige Nikolaus von Flüe u. s. w. Eine Nonne unterstützt mit der einen Hand das Kopfkissen der Sterbenden, während sie mit der andern zum Himmel weiset, und eine Andere knieet vor dem Bette; auf der an-

dern Seite ist der Höllengeist mit offenem Rachen als Symbol dessen, der Alles zu verschlingen drohet. Die Hinscheidende selbst hält das Crucifix und den Rosenkranz in ihren Händen, und schaut mit verklärtem Blicke nach dem Lande der Herrlichkeit. (Klosterarchive von Engelberg und Sarnen.)

Maria Ursula Kleinmann, Klosterfrau in der Au bei Einsiedeln. Im einsamen, armen Frauenkloster in der Au bei Einsiedeln (2814 F ü. M.), in welchem seit der seligen Anna Anim (s. d. A.) viele fromme Seelen aus- und eingegangen, lebte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine gottselige Ordensschwester, die sich nicht nur durch hohe Frömmigkeit, sondern auch durch eine besondere innere Geistesführung auszeichnete. Sie hieß Maria Ursula Kleinmann, geboren im Jahre 1738, in der Pfarre Meierskappel, im Kanton Lucern, trat durch die feierlichen Gelübde den 11. Herbstmonat 1758 als Klosterfrau in den Orden des heiligen Benedikt und führte daselbst ein so heiliges, demüthiges und unschuldiges Leben, daß sie von Christus und Maria mehrerer Offenbarungen gewürdigt wurde, und sie mit ihnen sich in freundlichen Gesprächen unterhielt. Ueber ihre äußern Lebensverhältnisse ist wenig Zuverläßiges aufgezeichnet; dagegen sind über ihre innere Führung und besondern Seelenzustände merkwürdige, schriftliche Mittheilungen an ihren eifrigen Beichtvater, Bernhard Werly aus dem Kloster Einsiedeln, vorhanden, die wichtige Notizen über ihr inneres Leben und vorzüglich schöne Unterweisungen, Lehren und Ermahnungen zu wahrer Frömmigkeit und Gottseligkeit enthalten. Wie daraus hervorgeht, gerieth sie nicht nur häufig in einen gesteigerten Seelenzustand, sondern genoß in demselben besonders in hohem Grade die Gabe innerer Ansprachen. Die selige Maria Ursula schrieb ihre Visionen nur aus Gehorsam nieder und theilte sie ihrem Beichtvater mit; dieser sammelte ihre Schriften mit aller Sorgfalt und ließ sie der Nachwelt zurück. Die fromme Dienerin Gottes starb am 8. Jänner 1772. Herr Jodoc Egli, Pfarrer in Roth, erhielt durch Freundeshand aus dem Gotteshause Einsiedeln jene Handschriften, stellte sie ächt und treu zusammen und ließ diese unter dem Titel: „Anreden unsers Herrn Jesu Christi und seiner göttlichen Mutter an eine gottliebende Seele," zu Einsiedeln bei Gebrüder Benziger (2te vermehrte Auflage 1856) erscheinen. Wir müssen unsere Leser auf diese Schrift verweisen.

Maria Veronika Welzin, Klosterfrau im Muotathal. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person, der Schäfer wie der Bischof, die Dienstmagd wie die Fürstentochter, der Herr wie der Knecht stehen vor ihm ganz gleich. Die Einfachheit und die Kraft des Glaubens, die höhere Innigkeit der Gottesliebe, der Eifer im Gebete, das Maß der Gnade aus dem Empfang der heiligen Sakramente, das begründet, das bildet die Rangstufen des geistigen Lebens. Und darin kann die schlichte Bauernmagd unvergleichlich erhabener stehen, als manches Adelskind. Dieß sehen wir auch an der frommen Maria Veronika, die, obwohl nur eine arme Magd, das Gefäß wurde, welches Gott auserkohren, das verarmte, verödete Kloster an der Muota wieder zu beleben und zu heben. Sie stammte von armen Eltern aus Baden, mußte schon in jungen Jahren ihr Brod sich selber verdienen, und kam nach Luzern. Hier sammelte sie sich, mit glücklichen Anlagen ausgestattet, im Stande einer Dienstmagd mancherlei Kenntnisse. Bald aber trieb ein innerer Drang zu dem Klosterleben sie fort; sie kam durch geistlichen Rath ermuntert, in das Muotathal und bat um Aufnahme. Zwar hatte sie dem armen Kloster an baarer Aussteuer kaum einen Sparpfennig aus ihrer Dienstzeit anzubieten; allein ihr ganzes äußerliches Wesen, der sanfte Abglanz von Unschuld, Friede, Klugheit und Zurückgezogenheit sprachen für sie. Im Jahre 1596, im vierundzwanzigsten ihres Alters, legte sie die feierlichen Ordensgelübde ab, und erhielt den Namen Maria Veronika. Da sie mit ausgezeichneter Geschicklichkeit milde Demuth und männliche Klugheit verband, so ward sie schon nach zwei Jahren zur Fraumutter erwählt. Dieses Amt versah sie fast ununterbrochen vierzig Jahre lang, brachte dem Gotteshause neues Ansehen und Vertrauen, äufnete dessen Vermögen, und gewann siebenundzwanzig junge Schwestern, welche sie, eine große Verehrerin des Kreuzes, vorzüglich an dieses wies, damit sie von diesem Lehrstuhle der göttlichen Liebe aus Gegenliebe schöpfen lernten. Sie starb nach einem mühe- und segensvollen Wirken als eine heilige Frau verehrt, im achtzigsten Jahre ihres Lebens, am 2. Brachm. 1651. (Vergl. der Geschichtsfreund, Bd. VI., S. 107, 124, 148, 154.)

Marius, der heilige, Bischof von Aventikum und Lausanne. Einer adelichen Familie in Burgund entsprossen,

erblickte Marius das Tageslicht um das Jahr 532, oder nach dem Chronikon 536. Mehr noch als weltlicher Adel, schmückten ihn seine Tugenden und Verdienste. Frühe empfing er die Tonsur, widmete sich dem geistlichen Stande, verrichtete mit Eifer die ihm obliegenden heiligen Werke und machte sich nach und nach die Tugenden eigen, welche sein Stand von ihm forderte. Er wurde zu Avenche am 30. April 573 zum Bischofe erwählt; und als solcher leuchtete er noch mehr durch seine Heiligkeit vor. Man lobt an ihm seinen Glauben, den Eifer im Gebete, die Reinigkeit, Abtödtung u. s. w. Durch die Verwüstungen des vorhergehenden Jahrhunderts lag das Land öde; um daher den Wohlstand zu heben und den Bedürfnissen seiner Heerde auch in körperlicher Beziehung zu steuern, hielt er es für seine strenge Pflicht, dem Volke nicht nur mit bischöflichen Tugenden voranzuleuchten, sondern ihm auch das Beispiel des Arbeitsfleißes und der Emsigkeit zu geben. Er begünstigte die Künste, verfertigte mit eigener Hand heilige Kirchengefäße und verwendete sich für das Gedeihen des Ackerbaus; er war ein eifriger Schirmer seiner Diöcesanen, ihr Friedensengel und Schiedsrichter in Zwistigkeiten. Mit väterlicher Huld leitete er die ihm anvertraute Heerde, und seine größte Freude war, die Armen zu nähren, den Nothleidenden Hülfe zu spenden. Kurz, er war der Beschützer des Volkes, ein Muster der Priester und der Bischöfe Zierde. — Im Weinmonat des Jahres 585 wohnte Marius dem zweiten Concil von Macon mit zweiundvierzig Bischöfen bei, in welchem man wenig neue Verordnungen zu Tage förderte, aber um so mehr die schon bestehenden erneuerte, verschärfte und erweiterte. Besonders schön und rührend und ganz im Sinne unserer heiligen Religion ist der zwölfte Kanon. Allen weltlichen Richtern wird darin geboten, in Prozeßsachen der Wittwen und Waisen nie anders, als in Gegenwart des Bischofs oder eines von ihm beauftragten Geistlichen, Urtheil zu sprechen. Die Bischöfe betrachteten sich als die natürlichen Beschützer, Vormünder und Vertreter aller Verlassenen, aller Wittwen und Waisen, denen sie, wie allen Armen und Leidenden, diesen kostbaren Gliedern des Leibes Jesu, vorzügliche Pflege und Fürsorge schuldig seien; und die weltliche Macht, damals der Kirche noch nicht lauernd und feindlich gegenüberstehend, sondern zum Besten der Menschheit freundlich mit derselben vereint, genehmigte diese

schöne, den Geist wahrer Liebe und Milde athmende Verordnung. Marius unterschrieb die Kanones mit den Worten: „Unterzeichnet Marius, Bischof der Kirche von Aventikum.“ [1]) Der König Guntram (s. d. A.), der damals über Burgund herrschte, bestätigte die Beschlüsse des Concils mit seinem Ansehen. Marius verfaßte, wie sein Zeitgenosse Gregor von Tours, eine Chronik, die bis auf uns gekommen ist; sie beginnt mit dem Jahre 451, endet 581 und gibt vortreffliche Aufschlüsse über die ersten Jahrhunderte der römischen Herrschaft. Eine sehr alte Handschrift, die das Leben und Leiden des heiligen Sigismund (s. d. A.) erzählt, soll unsern heiligen Bischof zum Verfasser haben. Er erbaute aus seinen väterlichen Einkünften die Stadt Peterlingen, an der Broye (1390 F. üb. M.), und weihte die zu Ehren der Mutter Gottes erbaute Pfarrkirche am 24. Brachm. 587, im vierzehnten Jahre seines bischöflichen Amtes ein; bald ließen sich daselbst einige Kleriker nieder, und versahen den Dienst dieser Kirche. Die Königin Bertha gründete dort 963 ein berühmtes Benediktinerkloster. Marius nannte sich Bischof von Avenche, aber er verlegte, aus welchen Gründen wissen wir nicht, vermuthlich der Einfälle der Alemannen wegen, seinen Sitz in die damals schon ziemlich bevölkerte Stadt Lausanne (Lausodunum, Lausonium, Lausonna), errichtete den großen Stadtviertel, die Cité genannt, und in diesem seine bischöfliche Residenz. Diese Uebersetzung geschah gegen das Jahr 590. Marius war nicht der erste Bischof von Avenche (Wiflisburg); denn der Autor von der „Lausanna christiana“ meldet, daß bei der Uebersetzung seines Sitzes zu Aventikum in der Kirche St. Symphorians zweiundzwanzig Bischöfe begraben lagen. Jedenfalls hatte unter römischer Herrschaft schon das Christenthum sich in dieser Gegend festgesetzt, das durch die Soldaten der römischen Legionen in Folge des Verkehrs von Aventikum mit Rom und Italien und von Lyon und Vienne her verbreitet wurde, wo schon am Ende des zweiten Jahrhunderts sich Christengemeinden gebildet hatten. Der gelehrte Dekan Greith von St. Gallen, der aus einer neuern noch ungedruckten, urkundlich bearbeiteten Geschichte des Bisthums Lausanne einen Artikel in das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte lieferte, spricht die gleiche Ansicht aus: „Wir haben,“ sagt er, „den Sa-

---

[1]) „Marius Episcopus ecclesiæ Aventicæ subscripsi.“

lutarius als den ersten eigentlichen Bischof von Avenche bezeichnet, ihm mögen wohl noch achtzehn Bischöfe vorangegangen sein.“ Das Mémorial de Fribourg erwähnt zwar der zweiundzwanzig Bischöfe von Aventikum, macht aber auch hier, wie bei vielen andern Anlässen, eine scharfe Kritik nach seiner gewöhnlichen Art; doch nennt es (T. III., p. 323) „diese Ueberlieferung eine ehrwürdige.“ — Wie überhaupt König Guntram zur Errichtung neuer Kirchen eine unbegränzte Freigebigkeit zeigte, so unterstützte er auch den Aufbau der neuen Kathedrale von Lausanne, und der heilige Bischof sorgte für den Unterhalt seines Domkapitels. Er starb 593 (nach Andern 594), im nämlichen Jahre wie König Guntram, den 31. Christmonat, 60—64 Jahre alt, und wurde in der Kirche des heiligen Thyrsus beigesetzt; diese erhielt später seinen Namen, und ein Prior der Domherren versah an derselben bis in's sechszehnte Jahrhundert den Kirchendienst. Das ursprüngliche Gebäude, und darin seine Grabschrift, steht noch, und ist in neuerer Zeit in ein Magazin oder Caserne verwandelt worden. In alten Missalen und Ritualen des Bisthums Lausanne wird sein Name in Litaneien angeführt, und sein Fest feierte man ursprünglich am 31. Christmonat, später am 4. Horn., jetzt aber am 9. desselben Monats. Die Chronik des Heiligen lag lange im Verborgenen und war unbekannt, bis endlich Hr. Chifflet im siebenzehnten Jahrhunderte ein sehr altes Manuscript endeckte, welches A. Duchesne in den ersten Band der französischen Geschichte aufnahm. (Cf. Mémorial de Fribourg, T. I., p. 49—55; Proprium SS. Lausannense; Meyer: Marius, Evêque de Lausanne, et son siècle; der Pilger, Jahrg. VI.)

Marius, s. Fidel, Marthrer.

Markus, s. Marcell.

Marquard, der selige, erster Abt von Wilten. Nach dem Tode des Riesen Heymo (878), dem die alte Ueberlieferung die Erbauung des Klosters Wilten zuschreibt, lebten die daselbst von ihm gesammelten Ordensleute nach irgend einer Regel, über welche die Geschichtsforscher nicht einig sind, ob sie die des heiligen Benedikt oder des heiligen Augustin, oder des Bischofs Chrodegang von Metz war. Wahrscheinlich ist die Vermuthung, daß zur Zeit der Einfälle der Ungarn (909—955) Ordensleute aus verschiedenen bayerischen Klöstern in diese Gegend sich geflüchtet, und sich mit den frühern Bewohnern des Klosters zum

gemeinsamen Leben verbunden haben. Sie nannten sich wohl Ordensmänner, aber ungeordnet wurde in der Folge ihr Wandel, weil, durch keine Gelübde gebunden, sie keine gemeinschaftliche Regel desselben Ordens vereinigte. Der Verfall der Zucht und des Wandels bewog daher Reginbert, den pflichtbesorgten und eifrigen Oberhirten des Sprengels von Brixen, an ihre Entfernung zu denken und an ihre Stelle Andere dahin zu verpflanzen. Dabei kam ihm ein Zufall zu statten. Der heilige Norbert, ein Deutscher, hohen Geschlechtes, noch höherer Tugend, später Erzbischof von Magdeburg, hatte so eben (1119) einen neuen Orden zu Premontré, in Frankreich (Seine-Departement), errichtet. Er reiste 1126 in Gesellschaft einiger seiner Ordensgenossen nach Rom, um vom Papste Honorius II. sein neu errichtetes Institut bestätigen zu lassen. Sei es, daß den heiligen Ordensstifter auf dieser Reise der Weg durch Tyrol und über Brixen führte, oder daß der Ruf dieses apostolischen Mannes und des vielfältigen Nutzens, den seine Reform gestiftet, dem Bischof Reginbert zu Ohren gekommen; genug, dieser beschloß, statt der lockern Herren, die das Gotteshaus in Wilten bewohnten, regulirte Chorherren des Prämonstratenserordens (Norbertiner) dorthin zu versetzen. Was er beschlossen, geschah. Er erbat sich vom heiligen Norbert einige Ordensmänner zur Beihülfe in der Seelsorge. Im Jahre 1128, wie man dafürhält, kam der erste Vorsteher der neuen Pflanzung, Marquard von Pruntrut (jetzt Kant. Bern) nach Wilten. Von seinem frühern Leben wissen wir nichts. Ob er in Pruntrut selbst geboren worden und dort seine Studien zurückgelegt habe, darüber schweigt der Tyroler-Ehrenglanz und sagt nur, er sei einer der ersten und eifrigsten Schüler des heiligen Norbert in der Einöde zu Prämonstrat gewesen; auch sei er vom Papste Honorius II. zum ersten Abte von Wilten erwählt, und von Innocenz II. am 30. April 1138 bestätigt worden. Vom Kloster Roth in Schwaben soll 1128—1130 die erste Sammlung der Brüder nach Wilten gekommen sein. Marquard war bei Bischof Reginbert sehr beliebt, dieser nannte ihn gewöhnlich „seinen geliebten Sohn oder Bruder." Aus den Gutthaten, womit Reginbert das Stift Wilten überhäufte, läßt sich billig schließen, daß Marquard die fromme Absicht des Stifters im hohen Grade erfaßt, und durch Einführung der schönsten Ordenszucht, durch Aufmunterung der umliegenden Gemeinden zur Andacht und Gottesfurcht dem eif-

rigen Oberhirten sehr großen Trost verschafft habe. — Des frommen Abtes Gebet und Vereinigung mit Gott, seine Sanftmuth und sein liebreiches Betragen gegen die Mitmenschen schaffte reichen Seelengewinn in der Umgegend. „Wilten hat es sich zur besonderen Ehre zu rechnen," sagt der Jesuit P. Jakob Schmid, „daß es an Marquard einen aus den ersten Vätern des Ordens gleichsam zu einer Grundsäule erhalten hat, auf welcher annoch jener Geist und Eifer verharrt, den vormals der selige Marquard in die Herzen der Seinigen eingedrückt hatte." — Marquard starb im Rufe eines Seligen am 6. Mai 1142, nachdem er ungefähr vierzehn Jahre der Abtei vorgestanden hatte. Sein Leichnam wurde in der Klosterkirche beigesetzt, und ruhte dort bis zum Jahre 1639, wo er erhoben und, weil man sich doch nicht getraute, denselben ohne päpstliche Erlaubniß der öffentlichen Verehrung auszusetzen, in einem anständigen Schrein verschlossen, in die Sakristei überbracht wurde. (Vgl. P. Schmid, Tyr. Leg. II. Thl. Seite 33; Hormayr, Tyr. Almanach, 1804, S. 247; National-Kalender für Tyrol, 1821, S. 33; Tschaveller, uralter Gnadenthron, S. 63 u. s. w.)

Marquard Imfeld von Sarnen, Capuciner. Aus der löblichen Familie Imfeld sind seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, wie eine urkundliche Familienliste vorweist, vierundzwanzig Geistliche und achtundzwanzig Klosterfrauen hervorgegangen; darunter waren Aebte, Pröpste, Benediktiner, Weltgeistliche und namentlich zehn Capuciner, von denen P. Marquard zu Lucern im Rufe der Heiligkeit starb. Er wurde zu Sarnen am 27. Christmonat 1638 geboren, und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Johann Franz. Von Jugend an fühlte er in sich einen Drang nach dem Klosterleben, und sobald er die gehörigen Schulen zurückgelegt hatte, trat er am 5. April 1659 mit Beistimmung der Seinigen zu Altdorf in das Capucinerkloster, nahm im Probejahre den Namen Marquard an, und behielt diesen auch bei Ablegung der heiligen Gelübde bei. Sein Oberer war P. Crispin von Stans, unter dessen vortrefflichen Leitung der junge Frater Marquard in der Wissenschaft und Frömmigkeit die besten Fortschritte machte. Die glänzenden Fähigkeiten, mit denen er begabt war, bewogen die Obern ihm nach Vollendung der Studien das Predigtamt zu übertragen, welches er rühmlichst versah; bald aber mußte er

das Amt eines Novizenmeisters übernehmen; er leitete die jungen Novizen durch Wort und That so musterhaft, daß er viele religiöse, dem Orden überaus nützliche, Glieder heranbildete, die unverdroßen in dem Weinberg des Herrn arbeiteten und reiche Früchte einsammelten. In mehreren Klöstern war er Quardian, wurde Definitor und bekleidete die meisten Ehrenstellen des Capucinerordens. Marquard war ein Mann von seltener Einfalt, Demuth und Heiligkeit, und man konnte passend die Worte des Herrn, die er von Nathanael sprach, auf ihn anwenden: „Ein wahrer Israelit, in welchem kein Falsch ist.“ Er betrug sich gegen Jedermann zuvorkommend, liebevoll und freundlich, und wurde darum auch von Allen geschätzt und geliebt. Die Demuth übte er in hohem Grade; schon als Jüngling machte er sich diese Tugend eigen, aber mehr noch glänzte er darin als Ordensmann, und vorzüglich als Oberer benahm er sich so bescheiden und herablassend, daß Alle, die mit ihm in Berührung kamen, sein anspruchloses Wesen bewunderten. Einst beleidigte Marquard einen Mitbruder; sogleich erdemüthigte er sich und bat den Beleidigten fußfällig um Verzeihung. Den jüngern Ordensgliedern ertheilte er bei jedem Anlasse heilsame Ermahnungen und sprach: „Liebet die alte Einfalt, verharret in der ersten Liebe und beobachtet die löblichen Provinzgebräuche, auf daß sie wie ein Erbgut auf euere Nachkommen übergehen.“ — In der Baukunst sehr bewandert, leistete Marquard der Provinz vortreffliche Dienste; überall hin wurde er berufen und verlangt; hier mußte er eine Kirche, dort ein Kloster, hier ein Haus, dort ein anderes Gebäude unter seiner Leitung und Aufsicht aufführen. Seine vortrefflichen Baukenntnisse wurden von Architekten bewundert. Je älter er wurde, desto mehr sehnte er sich nach Ruhe, um seine letzten Lebenstage einzig mit Gott zubringen zu können; er bat seine Vorgesetzten um Entlassung von der Amtsstelle, die er bekleidete, und die Bitte wurde ihm in Anerkennung seiner vielen Verdienste gewährt. Mehrere Jahre hatte er ein großes Geschwür an einem Fuße, das ihm nicht geringe Schmerzen verursachte; geduldig wie ein Lamm, litt er gottergeben, brachte täglich das heilige Meßopfer dar, und erschien fleißig im Chor zu den kanonischen Gebetsstunden und zur üblichen Betrachtung. Vor Alter gebleicht, schied er reich an Verdiensten zu Lucern am 2. Weinmonat 1718

aus diesem Leben. Das Protocollum majus (T. II. p. 63) auf dem Wesemlin in Lucern sagt von ihm: „Er lebte beispielvoll und stand bei Vielen im Ruf der Heiligkeit; im seraphischen Orden verlebte er als Capuciner 59 Jahre, 6 Monate; im Ganzen zählte er 79 Jahre, 9 Monate, 5 Tage. Er lebe in Gott.“ [1]) Er starb als Jubilat. (Annal. Capuc. Prov. Helv. P. VII. p. 326.)

Maternus, s. Eucharius.

Martin, der heilige, Bischof von Tours, eine der größten Zierden Galliens, das Licht der abendländischen Kirche im vierten Jahrhundert, wurde zu Sabaria in Ungarn, welche Stadt jetzt ein Marktflecken ist und Stein am Anger heißt, um das Jahr 316 (nach Hieronymus von Prato 310) geboren und erzogen zu Pavia, wo sein Vater, der ein Heide war, und vom gemeinen Soldaten sich bis zum Feldobersten empor geschwungen hatte, mehrere Jahre sich aufhielt. Seine Eltern waren Heiden, und erzogen den Knaben in der heidnischen Religion. Getrieben von einem innern Drange seines Herzens, ging er oft in die Kirche und zum Gottesdienste der Christen und ließ sich, obgleich erst zehn Jahre alt, als Katechumen wider den Willen der Eltern aufnehmen. Als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, rief ein kaiserlicher Befehl die Söhne der alten Krieger zu den Fahnen. Martin ward von seinem Vater angegeben, in Banden nach Gallien geführt, (wahrscheinlich über den Jupitersberg), zum Eide gezwungen und einem Geschwader gallischer Reiter zugeordnet. Unter den rohen Kriegern führte er ein heiliges Leben, und erhielt nach einigen Jahren seine Entlassung vom Soldatenstande. Er begab sich unverweilt zum heiligen Hilarius, Bischof von Poitiers, um durch dessen Gelehrsamkeit in der christlichen Lehre gründlicher unterrichtet und durch dessen Tugenden in der eigenen Tugend vervollkommnet zu werden. Mit väterlicher Güte nahm Hilarius den jungen Mann auf, gewann ihn sehr lieb, wollte ihn auf immer mit sich verbinden und deßwegen zum Diakon seiner Kirche weihen; aber kaum erhielt er von der Demuth desselben Kunde, so nahm er ihn in die Klasse

---

[1]) Exemplariter vixit et apud plures fama sanctitatis; in religione seraphica Capucinus annos 59, menses 6, in toto vero vitæ suæ cursu annos 79, menses 9, dies 5. Vivat Deo.

der mindern Kirchendiener auf. So sehr Martin dem heiligen Hilarius anhing, entschloß er sich dennoch, nach Pannonien zu gehen, in der Hoffnung, seinen Vater, welcher aus Pavia in sein Vaterland zurückgekehrt war, und noch Andere von seiner Familie und in seiner Vaterstadt für den heiligen Glauben zu gewinnen. Er entriß seine Mutter und verschiedene seiner Landsleute den Finsternissen des Heidenthums, nicht aber seinen Vater. Von den Arianern verfolgt und aus seiner Vaterstadt vertrieben, ging er nach Rom und von dort wieder nach Poitiers zum hl. Hilarius, der ihn mit dem frühern Wohlwollen empfing. Bald widmete er sich wieder der einsamen Betrachtung, und wurde 371 auf den bischöflichen Stuhl von Tours erhoben. Als Bischof besuchte er noch einmal die heilige Stadt; auf der Heimkehr überstieg er den großen Jupitersberg, und fiel unter die dort weilenden und in Höhlen lauernden Mörder. Schon hatte einer derselben das Mordbeil gegen ihn geschwungen, aber die Vorsehung beschützte den heiligen Wanderer. Er setzte, den Himmel preisend, seine Reise fort, kam nach Agaun, und wirkte da ein großes Wunder. Im Archiv der Abtei von St. Moritz liegt ein älteres Manuscript, das die außerordentliche Begebenheit erzählt, wie folgt: „Als der selige Martin Rom verließ, nahm er seinen Weg im Eremitengewande sammt einigen Begleitern über den Jupitersberg, um die Gräber des heiligen Mauritius und seiner Genossen zu besuchen. Nach verrichteter Andacht meldete er sich bei den Mönchen, und bat sie um einige Reliquien; diese erkannten in der armen Kleidung den großen Mann nicht, und waren auch nicht gewillt, ihm etwas zu geben. Der Heilige dadurch nicht entmuthiget, verlangte von den Anwohnern, sie sollten ihm den Platz zeigen, wo die thebäische Legion ihr Blut vergossen habe. Man zeigte ihm den Ort; er begab sich dahin, knieete daselbst nieder, richtete seinen Blick zum Himmel und bat den Herrn Himmels und der Erde, daß er ihm einige Blutstropfen von den seligen Märtyrern schenken wolle; nun zog er ein Messer hervor, stieß es in die Erde, und sogleich quoll Blut hervor; er sammelte es in Gefäße und ging, Gott dankend, weiter. Da er gegen Bex kam, hielt eine unsichtbare Macht seine Schritte auf; er erkannte den Wink Gottes, kehrte nach Agaun um, erzählte den Mönchen das große Wunder, und warf ihnen ihre Hartherzigkeit vor. Sie leisteten feierliche

Abbitte; er verzieh ihnen den begangenen Fehler, und ließ ihnen beim Abschied eine von diesem Blute gefüllte Flasche zurück. Als er sich der Stadt Tours näherte, kam ihm der Klerus und die Bürgerschaft in feierlicher Procession entgegen; er theilte von dem heiligen Blute unter die Anwesenden, und bedachte damit seine Kathedrale und andere Kirchen seines Sprengels." — Surius (22. Herbstmonat, S. 361) erzählt dieses Wunder auf ähnliche Weise aber ausgedehnter und fügt hinzu: „Das Andenken des Empfanges des heiligen Martin feiert die Stadt Tours jährlich am 12. Mai mit einem Festtage. Die Bollandisten (22. Herbstmonat S. 384) haben das gleiche Aktenstück von Surius abgeschrieben, mit Weglassung der Verzierungen, und ergänzen die am Ende fehlende Jahreszahl aus der Gall. Christ. — es sei im Jahre 1168 ausgefertigt worden. — In Rücksicht des Fläschchens, welches der heilige Martin den Eremiten in St. Moritz von jenem wunderbar erhaltenen Blute der heiligen Märtyrer gefüllt hinterließ, sendete der Jesuit P. Ernst Biedermann den Bollandisten Folgendes zu: „Ich sah zu Agaun merkwürdige Reliquien und Denkmäler, die in der Klosterkirche des heiligen Mauritius aufbewahrt werden; unter diesen befand sich eine Flasche von Agatstein, welche der heilige Martin von Tours mit dem Blute der heiligen Märtyrer, das er aus dem Boden zog, anfüllte; sie ist noch heute mit dem Siegel des heiligen Martin aus weißem Wachs verwahrt; die Arbeit des Gefäßes ist wahrhaft in jeder Beziehung eine bewunderungswerthe, stellt irgend ein Opfer von Egypten dar, und scheint ein Erwerb aus jenem Lande zu sein, von woher die thebäische Legion stammte." — Der heilige Bischof starb am 6. oder 11. Wintermonat im Jahre 400, und sein Name steht am letztern Tage im römischen Marterbuche. Die Anhänger Calvins plünderten im sechszehnten Jahrhunderte seinen Sarg, und verbrannten die Reliquien; nur ein Armbein und ein Theil der Hirnschale wurden gerettet. Die Schweiz hat von jeher den heiligen Bischof von Tours hoch verehrt und seinen Sterbetag feierlich begangen; er wird nicht nur in den Hauptorten Schwyz, **Altdorf**, Visp im Wallis, sondern auch in andern unzähligen Pfarrkirchen und Gotteshäusern verschiedener Kantone als Kirchenpatron und Schutzheiliger gefeiert und angerufen.

Martin, Abt von St. Moritz, regierte das Gotteshaus, als Papst Benedikt I. auf dem päpstlichen Stuhle saß. Sein Amt war von kurzer Dauer, indem er nur zwei Jahre und eilf Monate die Abtswürde versah. Er starb im Rufe der Heiligkeit am 13. März. (Archiv der Abtei von St. Moritz.)

Martinian, der heilige und seine Gefährten, Märtyrer. Durch das grausame Blutbad zu Agaun erschreckt, entzogen sich einige Thebäer durch die Flucht der Unmenschlichkeit des wüthenden Kaisers Maximian. Dieser erließ aber an alle Statthalter strenge Befehle, den thebäischen Soldaten nachzuspüren, dieselben zum Opferdienste anzuhalten und im Weigerungsfalle alle hinzurichten. Spione wurden in alle Gegenden hingesandt. Martinian und einige Soldaten verließen in Martinach oder Agaun die Fahne des wüthenden Kaisers, als er die thebäische Legion mit dem Mordbeil verfolgte, und es scheint, daß sie sich einige Wochen verborgen hielten, um der Grausamkeit der Heiden zu entgehen. Sie wurden jedoch aufgegriffen und hingerichtet, obwohl nicht am gleichen Tage, weil ihrer am 9. und 10. Christmonat erwähnt wird. Der Ort, wo sie litten, war im Walliserlande, aber wessen Namens, darüber schweigt die Geschichte. Der Abbé Migne sagt: „in der Nähe von Sitten," nähere Angaben aber mangeln. Die Bollandisten wendeten sich 1825 oder 1826 an die Stadt Sitten, um Aufschluß über den heiligen Martinian zu erhalten; allein nicht eine einzige Urkunde war aufzufinden. In Turin ist eine Kirche dem heiligen Martinian geweiht. Blavignac, der Verfasser der „Histoire de l'Architecture sacrée," fand in Genf auf ältern Gemälden und Kunstarbeiten auch den heiligen Martinian.

Martinian, der heilige, sechzehnter Bischof von Como. Martinian oder Martiniano stammte aus Scisia (Sissegg in Dalmatien), war ein Schüler und Mitbürger des heiligen Adalbert (s. d. A.), folgte ihm 615 auf dem bischöflichen Stuhle und regierte die Kirche von Como zur stürmischen Zeit der Longobarden während dreizehn Jahren. Er starb am 3. Herbstmonat 628 eines heiligen und verdienstvollen Todes, und ward neben seinem Vorfahrer in der Kirche der heiligen Apostel, später zum heiligen Abundius genannt, beigesetzt und stets als ein Heiliger verehrt, obwohl durch kein eigenes Officium. Die Bollandisten bedauern es sehr, daß so viele Schrift-

steller, die seiner erwähnen, nicht Näheres von ihm angeben. (Vgl. Acta SS. T. I. Septemb. p. 668; Ughelli T. V.; von Mülinen, Helv. S.)

Matthäus und **Gusmäus**, die heiligen, Märtyrer zu Gravedona am Comersee. Der 11. Herbstmonat ist der Tag der Auffindung ihrer heiligen Leiber; ihren Todestag dagegen findet man nirgends angegeben. Dieß bezeugt Ferrarius in seinem Verzeichnisse der Heiligen Italiens, und nennt sie Hebräer. Die Gravedoner verehren diese heiligen Märtyrer, welche des christlichen Glaubens wegen von den Heiden zur Zeit des Kaisers Maximian ungefähr gegen das Jahr 298 ergriffen und grausam gemordet worden, als ihre Stadtpatronen. Die Auffindung (inventio) dieser gemarterten Gottesfreunde geschah im Jahre 1248. Von dieser Zeit an hielt man sie in hohen Ehren, besonders seit die Einwohner von Gravedona einst, von den Franzosen hart bedrängt, auf die Fürbitte jener heiligen Blutzeugen glücklich gerettet wurden. Um ihr Dankgefühl dafür zu bezeugen, ging man mit dem Gedanken um, ihre Reliquien zu erheben und in einem Grabe aus weißem Marmor unter den Hochaltar zu setzen. Der Bischof von Gravedona, Lazarus Carafin, entsprach gerne dem Begehren des Volkes, ließ die Feier dieser Erhebung bekannt machen, erhob Matthäus und Gusmäus aus ihrem bisherigen Orte, Polzano genannt, legte sie in einen Sarg von Ebenholz, mit Silber verziert, und diesen in ein Monument von weißem Marmor mit der Aufschrift: „Hier ruhen die heiligen Märtyrer Matthäus und Gusmäus, aus der Mitte des Tempels (zu St. Fidelis, früher Polzano genannt) vom hochwürdigsten Herrn Lazarus Carafin im Jahre 1637 an diesen Platz übertragen." Die Bollandisten (T. III. Septemb. p. 774—775) sowohl, als Gottlieb Emmanuel von Haller zählen diese den Schweizer-Heiligen bei.

Matthäus Molitor, Domherr von Sitten. Der Glaubensabfall des sechszehnten Jahrhunderts hatte der katholischen Kirche nicht nur in Deutschland, England und in der Schweiz, sondern auch in andern Staaten, namentlich in Frankreich, tiefe Wunden geschlagen. Zur selben Zeit war nämlich der französische Hof verdorben, der Episcopat verweltlicht, und die Reformation richtete darum um so größere Verheerungen an. Die Hugenotten, mächtig an Zahl, von den Großen gehätschelt,

spielten über ein Jahrhundert eine der Kirche und dem Staate gefährliche Rolle. Unter König Ludwig XIII. (1610—1643) stund die Sache nicht viel besser; er bekümmerte sich wenig um die Regierung, gefiel sich dafür desto besser in schamlosem Weiberdienst. Vergebens bemühte sich der Klerus, eine freiere Bewegung zu erhalten. Von den öftern Kriegen beunruhigt, mußten einzelne Priester oder jene, welche sich diesem Stande widmen wollten, auswandern; und unter die Letzteren gehörte auch Matthäus Molitor (Müller). Er erblickte das erste Mal das Licht der Welt in Thann (einer Stadt des Oberelsaßes, am Eingange des St. Amarinthals), welcher Bezirk dazumal zum Bisthum Basel gehörte. Von Jugend an widmete er sich den Wissenschaften, faßte den Entschluß, sich dem Dienste des Herrn zu weihen, und begann daher 1627 oder 1628 die theologischen Studien. Gerade in jener Zeit, wo Molitor sich der Gottesgelehrtheit widmete, war der dreißigjährige Krieg in vollem Ausbruch, der bittere Folgen über das Elsaß brachte; er sah sich genöthigt, auszuwandern und verließ 1631 seine Vaterstadt, durchwanderte zuerst Italien, und lenkte dann seine Schritte in's Walliserland. Sein bescheidenes Betragen und die schönen Zeugnisse der sittlichen Aufführung und des Fortganges in den Wissenschaften machten es ihm leicht, in der Diöcese Sitten Aufnahme zu finden; man drang in ihn, die Entlassung von seinem Ordinariat zu verlangen, um die er dann auch nachsuchte. Johann Heinrich von Ostein, Bischof von Basel (gestorben 1646) entließ ihn unter den obwaltenden Umständen, ohne Einsprache zu machen, und Hildebrand Jost II., Bischof von Sitten, ertheilte ihm die heiligen Weihen. Das Domkapitel drang in den jungen frommen Priester, an der Kathedrale eine Anstellung zu nehmen; er willigte für einstweilen ein und schrieb auf ein Zeddelchen, welches noch im Archiv von Valerie liegt, Nachstehendes: „Ich Matthäus Molitor, aus der Stadt Thann im Elsaß gebürtig, bekenne und bekräftige mit eigener Hand, daß ich dem hochwürdigen Domkapitel von Sitten versprochen habe, ihm zwei Jahre zu dienen. Ich beginne meinen Dienst den 30. Brachmonat 1634, und werde mein Wort halten, wenn Gott mich schützt.“ Das ganze Domstift kam mehr und mehr zur Einsicht, daß es eine glückliche Wahl getroffen habe, und ernannte den frommen Molitor zum Titulardomherrn; 1641 oder 1642 erfolgte

sein Eintritt in's Kapitel. Matthäus wurde apostolischer Notar; als solcher hat er sich in der pergamentenen Schrift: „Bundeserneuerung mit den Herren von Bern" auf der Majorie am 31. August 1643 unterzeichnet. Der hochwürdige Bischof Adrian IV., um das Heil seiner Kirche sehr besorgt, sah wohl ein, daß nur durch eine würdige Verwaltung des Bußsakramentes das Volk gebessert und andere Uebel gehoben würden; darum erließ er am 21. März 1657 auf der Majorie eine strenge Verordnung. In derselben sagt er: „Wir haben leider erfahren, daß einzelne Beichtväter irrthümliche Lehren im Beichtstuhle ausstreuen und die heilige Bußanstalt mißbrauchen; Wir untersagen daher jedem Priester, der nicht eigens von Uns dazu befähigt ist, die Verwaltung des Bußsakramentes, und bestimmen zugleich die Vorbehaltsfälle (casus reservatos), damit Jeder wisse, wie er sich nach Umständen zu verhalten habe." Am Ende des Aktenstückes folgen die Namen der befähigten Beichtväter, und unter diesen ist auch Matthäus Molitor, Domherr und apostolischer Notar genannt. Zu gleicher Zeit, als Adrian IV. dieses Dekret erließ, war Matthias Will (s. d. A.) sein Hofkaplan, und stund schon damals seines heiligen Wandels und der vielen Krankenheilungen wegen in gefeiertem Rufe. Molitor schloß mit ihm innige Freundschaft, und von ihm lernte er die Wege der Vollkommenheit kennen, auf denen er große Fortschritte machte. Als Domherr erfüllte er gewissenhaft die Pflichten seines Amtes an der Kathedrale (in qua resedit omni diligentia suo Canonicatui deserviens); er war die Zierde des Domes, erschien fleißig in den kanonischen Gebetsstunden, und brachte das göttliche Opfer mit einer Andacht dar, die nicht nur die Gläubigen erbaute, sondern auch zur Gottesliebe entflammte. Die Domherren wählten ihn zum Baumeister (fabricator vel architecta) über die Kathedrale von Sitten, und dieses Amt versah er von 1660—1661 vortrefflich zum Nutzen derselben. Für sich lebte er sehr sparsam, genoß wenig Speise und Trank, fastete oft, und war ein großer Wohlthäter der Armen; und da er seine Haushaltung so einfach, man möchte sagen, nach der strengsten Armuth einrichtete, vermehrte sich sein Vermögen. Noch bei Lebzeiten in gesunden Tagen traf er seine letztwilligen Verordnungen. Sein Grundsatz war: Was man von der Kirche zusammengebracht, das gehört der Kirche und ihren Gliedern. Er ließ daher nicht

Fleisch und Blut den Ausschlag geben, sondern schloß seine Anverwandten von der Erbschaft aus, obschon er voraussah, daß diese dagegen Einsprache thun würden. Dem war auch so; denn bald nach seinem Tode kamen zwei Männer aus dem Elsaß, und stellten sich als Erben; allein nachdem sie die Gültigkeit des Testamentes eingesehen, stunden sie von ihrer Forderung ab, und waren mit einem kleinen Reisegeld zufrieden. Matthäus Molitor setzte die Domkirche als Haupterbin ein. Außerdem stiftete er wöchentlich eine Messe in der Kapelle zu Molignon, und eine andere an der Kathedrale am St. Laurenzaltar, bei welchem er seine Grabstätte wählte; nebstdem bedachte er die Armen sehr reichlich und bestellte zum Testamentsvollzieher seinen Freund, den Stadtpfarrer Johann de Sepibus (gestorben am am 10. März 1669). Nachdem er seine Sachen geordnet hatte, bekümmerte er sich nicht mehr um das Zeitliche, sondern nur um das Heil seiner Seele, und sah getrost seiner Auflösung entgegen. Er starb zu Sitten am 11. April 1668 im neuen Kapitelhause im Rufe der Heiligkeit, und wurde am 13. desselben Monats vor dem Altare des heiligen Laurenz beigesetzt. Volk und Geistlichkeit mit dem Stadtrathe sammelten sich um die Leiche, um dem Seligen ihre letzte Verehrung darzubringen. Die Domherren verordneten, daß das Grab Molitor's ohne besondere Bewilligung nie geöffnet werden solle. Der St. Laurenzaltar ist 1858 abgebrochen worden, und die auf demselben gestiftete Messe wird jetzt an einem andern gelesen. (Domarchiv von Valerie.)

Matthias Will, Domherr von Sitten. Die Alles weise leitende Hand des Allerhöchsten hatte zu rechter Zeit zum Wohle des durch die Reformation irregeleiteten und in Unwissenheit schmachtenden Volkes Hildebrand Jost auf den bischöflichen Stuhl von Sitten erhoben. Kaum hatte der fromme und gelehrte Mann den Hirtenstab ergriffen, so suchte er, durch den heiligen Franz von Sales (s. d. A.) unterstützt, die Bildung und Zucht zu heben; er machte Rundreisen durch die Diöcese, rottete in einzelnen Gemeinden die Ueberbleibsel der zurückgebliebenen Häresie aus, stellte die Kirchenzucht her, errichtete Schulen auf den Pfarreien, weckte in denselben Frömmigkeit und Andacht durch Anempfehlung des Empfanges der heiligen Sakramente, und legte den Eltern und allen Vormündern die christ-

liche Erziehung der Jugend nachdrucksvoll an's Herz. In diese Zeit fiel das Leben unsers Matthias, dessen Leben als Jüngling mit den weisen Verordnungen der selbstvoranleuchtenden Frömmigkeit des erlauchten Oberhirten vollkommen übereinstimmte. Nach dem bischöflichen Archiv von Sitten erblickte er zu Glis das Licht der Welt im Jahre 1612, und stammte von väterlicher Seite aus dem Kanton Unterwalden, nämlich aus der Schwende, Pfarrei Sarnen; seine Mutter aber, eine geborne Dietzig, war aus Brig. Er ward in der Pfarrkirche von Naters getauft, und zeigte von Kindheit auf Gehorsam, Unterthänigkeit und Zurückgezogenheit, Liebe zum Gebet, Frömmigkeit und eine unbezwingliche Neigung zum fleißigen Lernen; er fühlte einen innern Drang nach den Wissenschaften, und seine verständigen Eltern gaben ihm Muse zu den Studien. Die niedern Studien begann er in Brig, die höheren aber vollendete er im Auslande, entweder in Mailand oder in Deutschland, und kehrte als Doktor der Philosophie und Theologie in seine Heimath zurück. Dies bezeugen zwei Urkunden des Gotteshauses Gerunden, die in den Jahren 1646 und 1649 ausgefertigt wurden; in der ersten wird er Doktor der Theologie, in der letzteren Doktor der Philosophie genannt. Als junger Priester wurde Matthias Spitalregens von Brig, und als solcher hob er 1641 in Saas dem Matthias Anthanmatten ein Kind aus der Taufe, dessen Mutter aus dem Geschlechte Dietzig von Brig abstammte. (Zurbriggen, Geschichte des Saasthales, Manuscript.) Gefällig gegen Jedermann, versagte er Niemanden die Taufpathenstelle, und darum ward er, wie das Taufbuch von Glis angibt, einige Mal dafür in Anspruch genommen. Nebst dem Spital von Brig verwaltete er 1642 die Pfarrei von Glis, und segnete zehn Brautpaare ein (Trauungsbuch von Glis). Im Wintermonat desselben Jahres ward Herr Caspar Imboden aus Goms als erster Pfarrer von Glis gewählt, und unser Verweser legte sein Amt in dessen Hände nieder. Schon im Jahre darauf (1643) wurde Will nach Sitten berufen, die Stadtschulen zu leiten. Mgr. Adrian III. von Riedmatten ernannte ihn zum Verwalter des Gotteshauses von Gerunden, und das Domkapitel von Sitten 1646 zu seinem Titulardomherrn. Wie lange er in Gerunden geweilt, ist nicht entschieden, jedoch war er noch 1649 Prior jenes frommen Hauses. (de Rivaz, A. J. Domherr, Bd. VII. S. 430, Ma-

nuscript.) Bald wurde er nach Musot berufen, gründete daselbst die Pfarrei, und ward der erste Pfarrer derselben. Das beurkunden die Bücher, welche er später der Kaplanei von Sivers vermachte, im Titelblatte: „Aus der Bibliothek der Pfründe von Musot, gestiftet durch den vielehrwürdigen und ansehnlichen Herrn Matthias Will, Großkantor in Sitten, 1673.“ Dankbar erinnert sich Musot seines ehemaligen Seelsorgers, und bewahrt annoch dessen Porträt in der Kapelle. Der Aufenthalt in Musot war von kurzer Dauer, weil ihn das Domkapitel von Sitten zum Pfarrer von Leuk ernannte. Gottes Willen anerkennend, zog er 1651 im Spätherbste dahin. Daß dies um jene Zeit geschah, geht aus den Worten hervor, die er in das Taufbuch von Leuk zeichnete: „Ich Matthias Will, der Zeit Pfarrer an der St. Stephanskirche in Leuk, habe am 18. Wintermonat 1651 den Eheleuten Johann Friant von Salgesch und Margaretha Burkard von Bratsch ein Mädchen getauft, welchem ich den Namen Catharina beilegte. . . . . . Dieses Kind war das erste, das ich taufte.“ — Der gute neue Pfarrer traf Leuk in einem kläglichen Zustande: Michael Ritter, sein Vorfahrer, ließ große Unordnungen in den Pfarrbüchern zurück, und in weltlichen wie in geistlichen Dingen gab es Vieles zu schaffen. Zuerst ordnete Matthias die Pfarrbücher, schaffte dann nebst dem gewöhnlichen Taufbuch noch ein anderes an, und vermachte dies der Kirche. In dasselbe schrieb später Johann Decumbis, von 1703—1714 Pfarrer in Leuk, die Worte: „Dieses Buch schenkte Matthias Will, der mich 1652 am 3. Heumonat taufte.“ Als Pfarrer erfüllte er die Pflichten seines Amtes mit größter Treue. Michael Feliser, sein Kaplan, und Johann Heinrich Möß, Schulherr daselbst, zwei lobenswerthe Priester, stunden ihm wacker zur Seite. Matthias sparte keine Mühe das Volk zu unterrichten, ermunterte Vorgesetzte und Untergebene zum fleißigen Empfang der heiligen Sakramente, zur Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche, verfolgte mit unerbittlicher Strenge das Laster überhaupt, und verpönte vorzüglich die unerlaubten Verbindungen. Das zog ihm eine schwere Prüfung zu, und der eifrige Hirt sollte den Becher der Leiden bis zur Neige leeren. Eine elende Weibsperson, wie man sagt, aus Inden gebürtig, legte ihr außereheliches Kind auf Anrathen ihres Verführers vor die Thüre des Pfarrhauses, und klagte

den Pfarrer öffentlich der Vaterschaft an. Der fromme Herr schwieg, und war Willens für das Kind zu sorgen. Das schändliche Gerücht verbreitete sich schnell unter den Pfarrgenossen aus, die der Verleumdung um so mehr Glauben schenkten, weil sein Vorfahrer einer sündhaften Verbindung wegen aus dem Priesterstande getreten war. Auf öffentlichem Platze in Leuk ward eine stürmische Gemeinde abgehalten, und die Absetzung ihres Pfarres beschlossen. Matthias stund mit dem Meßmer in einem Winkel, und hörte den schmachvollen Verleumdungen zu. Da sprach Letzterer: „Wenn Niemand es wagt, für Ihre Ehre einzustehen, so will ich es thun." Der Schwergekränkte erwiederte: „Halte dich ruhig, du könntest übel wegkommen; ich setze all mein Vertrauen auf Gott, ihn habe ich zu meinem Vertheidiger gewählt."

Am wenigsten betheiligte sich bei diesem Vorgange die Familie von Werra, mit der Matthias noch später auf freundschaftlichem Fuße stand. Seine Vertreibung von Leuk geschah wahrscheinlich im Sommer 1654, weil wir ihn schon im Anfange des folgenden Jahres im Domkapitel antreffen. Als Bischof Adrian IV. den 15. Jänner 1655 auf der Majorie mit dem Buchdrucker Ludwig Schreiber in Betreff des in Druck zu erscheinenden Lebens des heiligen Königs und Martyrers Sigismund einen Vertrag schloß, war Will als Zeuge zugegen. Das Aktenstück schließt mit den Worten: „Also übereinkommen in dem schloß Ihr Hochfürstlich gnaden in gegenwarth deß Herrn Officials vndt des Ehrw. Hrn. Matthiä Will, Thumbherrn zu Sitten." Die Domherren ließen einige Zeit die Pfarre Leuk unbesetzt, und schenkten dem Gang der Sache alle Aufmerksamkeit. In welchem Monate der gute Seelsorger Leuk verlassen habe, läßt sich nicht genau ermitteln, da das Taufbuch vom 9. Jänner 1653 bis 16. Winterm. 1655 unterbrochen ist. Matthias ergriff nach seiner Absetzung den Wanderstab, nahm nichts als sein Brevier und seine liebe Mutter, die bei ihm lebte, mit sich, und ließ seine Habseligkeiten, sammt seiner schönen Bibliothek, die ihm Domherr Greschen 1653 vermacht hatte, einstweilen zurück. Er lenkte seine Schritte nach Sitten, aber die Domherren empfingen ihn, weil er keine Vertheidigung angehoben hatte, sehr kalt, und gestatteten ihm den Eintritt in ihre Gesellschaft nicht; jedoch weil er arm war, wurde er als Rektor an der Präbende des heiligen Rosenkranzes angestellt. Man kann leicht begreifen, in welch peinlicher Lage sich der an seiner Ehre so

tief Gekränkte befinden mußte, da ihn Einige als einen frommen Heuchler, Andere als einen unsittlichen Geistlichen ansahen. Aber auch hier erfüllte sich das Wort: „Gott hilft in der Noth.“ Die boshafte Verläumderin verfiel nach wenigen Monaten in eine schmerzhafte Krankheit, die ihr Leben in Frage stellte; das Gewissen erwachte in ihr, und sie bekannte vor Hrn. Johann Heinrich Mötz, Nachfolgers des Hrn. Will, und anderer Zeugen die Unschuld des Vertriebenen und die Hinterlist ihrers Verführers, der sie zu jener falschen Aussage verleitet hatte. Bald nachher soll sie gestorben sein. Man säumte nicht, Abgeordnete von Leuk an Hrn. Will zu senden, und über das Vorgefallene feierliche Abbitte zu leisten. Nun wurde er in den Domverband in allen Ehren aufgenommen, und bezog seine auf Valerie angewiesene Wohnung. Zuerst suchte er das Einkommen seiner Präbende zu sichern, wandte sich in dieser Angelegenheit am 8. Hornung 1656 an die im Kaiserthurm versammelten Domherren, und forderte nachstehende der Pfründe zugehörende Liegenschaften: das Gut in Laggassy, die Reben in Molignon gegen Sonnenaufgang, einen Theil vom großen Weingarten, einen Hausgarten hinter der Kathedrale, das Gemeingut auf dem Champsec (in campo sicco), Kapitelsgüter, welche die Domherren Johan Gertschen, de Schalen und Apertet hinterlassen hatten (Domarchiv von Sitten). Matthias, ein Mann von großen Fähigkeiten und in der geistlichen Amtsführung sehr gewandt, sollte bald als ein tüchtiges Mitglied des Kapitels auftreten. — Der Abt von St. Moritz, Peter Mauritius Odet, ein wahrer Hersteller seines Gotteshauses, hatte, wie es bei der Vornahme von Reformen zu geschehen pflegt, einige Schwierigkeiten mit seinen Mitbrüdern zu besiegen. Im Auftrage des Bischofs Adrian IV. schrieb 1656 Hr. Will an den Abt, verlangte Auskunft über den Sachverhalt, um über den Gang der Dinge den apostolischen Geschäftsträger einzuberichten (bischöfliches Archiv von Sitten). — Am 6. Christm. 1658 hielten die Domherren im Kapitelhause ihre Versammlung, welcher auch unser Matthias anwohnte, und in der unter Anderem zur Sprache kam, ob man den Jesuiten, die von Gerunden aus wiederholt die Schlüssel zu dem Kästchen verlangten, in welchem Reliquien der Heiligen und anderer Kostbarkeiten aufbewahrt wurden, dieselben aushändigen wolle oder nicht? Einhellig ward ihr Begehren abgeschlagen, indem, falls

die PP. Karmeliten zurückkämen, diese sich beschweren könnten, es wären ihnen in ihrer Abwesenheit diese oder jene Heiligthümer abhanden gekommen; jedoch wurde genehmigt, den PP. der Gesellschaft Jesu andere nützliche Rechte einzuräumen und sie zu unterstützen. Domherr Will war auch später bei andern Verhandlungen über dieses Gotteshaus zugegen, nämlich in den Jahren 1660, 1664 und 1665, wo zwischen den Jesuiten und dem Bischof von Sitten Verträge geschlossen wurden. (Archiv von Gerunden.) Im Jahre 1659 wurde unser Matthias zum Fabricator der Kathedralkirche von Sitten (das zweite Mal 1669—1670) gewählt; dieses Amt mußte der Gewählte zwei Jahre versehen und hatte die Aufgabe, die laufenden Zinse einzuziehen, Kapitalien anzulegen, das Baufällige an der Domkirche oder an den ihr zugehörenden Gebäuden auszubessern, Taglöhner und Arbeiter zu bestellen und zu bezahlen u. s. w. Er erfüllte seine Pflicht sehr gewissenhaft, schonte bei Einziehung der Zinse den Armen und blieb, als er sein Amt niederlegte, der Kirche noch etwas schuldig, das er aus seiner Kasse ersetzte. — Mit diesem Amte versah er zugleich jenes eines Ministralis Capituli ebenfalls auf zwei Jahre. Als solcher stund er den Würdeträgern des Domes zur Seite, half ihnen Händel schlichten und alte Verträge erneuern; namentlich wurden mit Glis, Gomsen und besonders Raters mehrere Akten in seinem Beisein erneuert. Der Ministralis bezog jährlich 20 Kronen aus den Einkünften des Kapitels und hatte die Verpflichtung, am fetten Donnerstag den Domherren ein frugales Essen zu geben. Da nun die Reihe an Hrn. Will kam, wandte er sich den 22. Horn. 1658 an die im Kalend sitzenden Domherren mit der Bitte, sie möchten für einstweilen auf ihr Recht verzichten, er könne sie in seiner Wohnung nicht bewirthen, indem seine Mutter krank im Bette liege. Dem Ansuchen wurde bereitwillig entsprochen. (Domarchiv von Sitten.) Die greise Mutter, eine ehrwürdige und fromme Frau, seit den traurigen Vorfällen in Leuk immer leidend, liebte er sehr und sie ihn; sie wollte ihre Tage bei ihrem theuren Sohne beschließen, und blieb bis an ihr Ende bei ihm; wie lange sie noch lebte, wissen wir nicht, indem zu jener Zeit die Pfarrbücher in Sitten sehr nachläßig geführt wurden [1]). Die Domherren wählten Hrn. Will am 31. Aug. 1660

---

[1]) Das älteste Todtenverzeichniß von Sitten geht nur bis 1711 zurück. Als der

zum Fabricator der Kirche St. Maria auf Valerie, und bestellten ihn zugleich mit Andern zum Visitator der kleinern Sakristei der Kathedrale von Sitten und der St. Georgskapelle, um den Zustand des Altarschmuckes, der Meßgewänder und der heiligen Gefässe zu untersuchen und für deren Erhaltung zu sorgen. — In den Kalenden, die gewöhnlich in dem Kaiserthurm (Turris imperialis, bei der Kathedralkirche, wo jetzt das neue Kapitelhaus steht) gehalten wurden, leistete er dem Domstifte treffliche Dienste. Den 2. Brachm. 1662 berief der Generalvikar und Großdekan von Sitten, Georg Summermatter, die Glieder des Kapitels in den Kaiserthurm zusammen und erklärte, der Dekan von Valerie sei neuer Vergehen gegen die Sittlichkeit, derentwegen dieser schon früher bestraft wurde, beschuldigt; man beschloß am nächsten Freitag, den 9. Brachmonat, auf Valerie im großen Saale zusammenzukommen und den Schuldigen einzuvernehmen. Er erschien und der Großdekan wendete sich mit den Worten an ihn: „Eine Person zeihet Sie mehrerer unsittlichen Handlungen, und hat leider selbe weiter ausgestreut; ich habe Sie wiederholt in Beisein des hochwürdigen Domherrn Will väterlich ermahnt und zurechtgewiesen, Sie sollen verdächtige Personen aus ihrem Hause schaffen; aber alles war umsonst, Sie sträubten sich sogar gegen väterliche Ermahnungen. Wir sind es der Ehre unseres löblichen Stiftes schuldig, gegen Sie einzuschreiten und Sie ihres Amtes zu entsetzen." Als der Angeklagte dieß hörte, bat er die in gerichtlicher Form versammelten Kapitularen, Hr. Domherr Will möchte für ihn als Anwalt das Wort führen, was ihm sofort bewilligt wurde. Dieser erhob sich von seinem Sitze, suchte die Vergehen des Dekans mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, und vertheidigte in einer ausgezeichneten Rede (ist leider nicht mehr vorhanden) den Angeklagten. Er schloß seine Rede,

---

hochwürdigste Hr. Johann Joseph Blatter (Bischof von Sitten 1734—1752) im Jahr 1719 zum Stadtpfarrer gewählt wurde, fand er ein Buch, in welchem nur seit acht Jahren die Verstorbenen eingeschrieben waren. Ueber eine solche Fahrläßigkeit entrüstet, schrieb er am Anfange des Todtenbuches, welches noch im Pfarrhause von Sitten aufbewahrt wird, die Worte: „Ego Josephus Blatter, Canonicus Sedunensis, nunc 1719 die 28 Febr. institutus parochus Sedunensis a prædecessore meo alium librum mortuorum non habere potui; unde continuavi in hunc librum ponere nomina eorum, qui tempore curæ meæ mortui sunt."

wohl auf sich beziehend, mit den Worten: „Sie alle wissen, daß nicht selten unschuldige Priester verdächtigt worden sind.“ Doch es lagen zu viele Dinge vor, die gegen den Dekan zeugten und der Kapitelsvorstand erklärte, entweder solle er seine Schuld eingestehen, oder man werde die Anklagepunkte gegen ihn im Einzelnen vornehmen, was den Schleier über manches lüften und ihm noch größere Beschämung verursachen würde. Dieß brachte den Dekan auf andere Gedanken; er nahm die Domherren Jakob Rubini (Pfarrer von Leuk 1643—1647) und den Matthias Will auf die Seite, und bat sie um ihren Rath und Beistand. Natürlich riethen sie ihm, weil mehrfach überwiesen, die Sache nicht weiter kommen zu lassen und freiwillig abzudanken. Darauf kehrte dieser in den Saal zurück, entsagte seiner Würde und bat, man möchte ihm die Einkünfte seiner Pfründe für ein Jahr noch zukommen lassen. — Bald nach diesem Vorfalle gelangte Matthias mit der Bitte vor die Domherren, um einige Zeit seinen Aufenthalt verändern zu dürfen; er war kränklich, und bedurfte zur Herstellung seiner Gesundheit der Erholung und des Arztes. Die am 27. Brachm. auf Valerie versammelten Domherren willigten in sein Ansuchen. (Kalendenakte, Archiv von Valerie.) — Die Pfarrgemeinde Biel beschloß 1679 eine neue Kirchenglocke anzuschaffen, und beauftragte ihren Seelsorger Anton Biederbost, daß er sich verwende, einen Partikel von der St. Theodulsglocke zu erhalten, um selbe in den Guß einzuschmelzen [1]). Der Beauftragte schrieb an den Hrn. Domherrn Official, der eben krank darniederlag; er ließ den Domherrn Will zu sich kommen, und durch diesen den Brief öffnen. Darauf sandte dieser im Auftrage des Officials und des Domkapi-

[1]) Der heilige Theodul war der Freund und Hofkaplan von Kaiser Karl dem Großen, und wurde von diesem, mit Gutheißung des Papstes Leo III., nach dem Tode des heiligen Aletheus zum Bischof von Sitten ernannt. Er übte eine besondere Gewalt über die Mächte der Finsterniß aus, wendete Hagel und Ungewitter ab und segnete zu diesem Ende auch eine Glocke, die lange geläutet wurde und endlich zersprang (Propr. SS. Sedun.) Von dort an ward sie im Reliquienschatz auf Valerie aufbewahrt. Beim Guße neuer Glocken nahm man von diesem Metalle, sandte davon den Kirchen von Wallis, der übrigen Schweiz, Italien, Burgund und andern Staaten, um dasselbe in neue Glocken eingießen zu lassen Es liegen im Archiv von Valerie jetzt noch mehrere Briefe vor, die dies beurkunden.

tels an besagten Herrn ein Stückchen von der St. Theodulsglocke mit folgendem Begleitschreiben: „Hochwürdiger, frommer und gelehrter Herr! Friede in Jesu Christo! Indem der wohlehrwürdige und ansehnliche Hr. Official, an welchen Euer Hochwürden unterm 22. dieses Monats einen Brief geschrieben haben, leider schwer krank darniederliegt, so hat er mir denselben zum Eröffnen übergeben. Nach Kenntnißnahme des Inhaltes und Anhörung der frommen Absicht Ihrer Leute von Biel, eine neue Glocke gießen lassen zu wollen, haben die ehrwürdigen und hochangesehenen Kapitulardomherren das fromme Begehren der besagten löblichen Gemeinde und Pfarrei von Biel, welche auch vorhin gegen das hochwürdige Domkapitel von Sitten gut gesinnt war, bewilligt. Demzufolge senden bemeldte, ehrwürdige und ansehnliche Herren besagter, löblicher Pfarrei mit vielem Gruß die verlangte Partikel von Erz der heiligen Theodulsglocke, damit sie in die neu zu gießende Glocke verschmelzt werde; sie wird dieselbe in Papier verschlossen, mit meinem Sigill versehen, und von mir unterzeichnet, wie sie aus dem heiligen Reliquienschatz von Valerie entnommen worden, mit diesem Schreiben unzweifelhaft erhalten. Wir hoffen, es werde dadurch bei allen vorbenannten Pfarrgenossen die Andacht und Verehrung des heiligen Theodul, ehemaligen Bischofs von Wallis und gegenwärtigen Landespatrons, nicht ohne besondern Nutzen der Flehenden befördert, und das Band gegenseitigen Wohlwollens unter uns desto enger und unverbrüchlicher geknüpft werden. Gegeben zu Sitten, den 22. Herbstm. 1679. Euer Hochwürden zugethaner Diener in Christo Matthias Will, Domherr, der Zeit Generalprokurator.“ — Im Domkapitel bekleidete Mathias fast alle Aemter; er war Official, Großkantor, Generalprokurator, Vicedom (Vitzdom, Vidome, Vicedominus) von Cordona, Dekan von Valerie u. s. w. — Allein nicht nur dem Domstifte, sondern auch den Bischöfen Adrian IV. und Adrian V. leistete er wesentliche Dienste. Bald nach dem Eintritt in's Kapitel ernannte ihn Ersterer zu seinem Kanzler und getreuen Rathgeber. Will gab dem Bischof zu verstehen, daß nur durch eine treue Verwaltung des Bußsakramentes das Volk gebessert, und andere Uebel gehoben würden. Der edle Prälat verstund den Sinn der Worte, erließ am 21. März 1657 auf der Majorie eine Verordnung, bestimmte

die Vorbehaltsfälle (casus reservatos) und untersagte jedem Priester strenge den Beichtstuhl, der nicht von ihm dazu die Vollmacht erhalten hätte; darauf bezeichnete er diejenigen, die er zu den gewöhnlichen Ausspendern des Bußsakramentes bestimmte. Unter den Befähigten wird auch Matthias Will, unser Hofkaplan genannt. — Einige Jahre nachher entstunden zwischen den Gemeinden Chamoson und Ardon in Betreff der Eindammung der Rhone und des dazu nöthigen Holzfällens Streitigkeiten; der hochwürdige Bischof berief einige Männer aus beiden Gemeinden zu St.-Pierre-des-Clages zusammen, und schlichtete den Handel auf friedlichem Wege. In dieser Schrift wird Mathias Will, unser Hofkaplan, wieder als Zeuge angeführt. Adrian IV. betrachtete seinen Kanzler nicht nur als einen großen und fähigen Mann, sondern hielt seinen Beistand in Führung der Diöcesanangelegenheiten für unentbehrlich, und wählte ihn zu seinem Generalvikar. Im Jahre 1668 den 19. Winterm. gründete der eben genannte Oberhirt auf der Majorie die Präbende der hochheiligen Dreieinigkeit, und in diesem Aktenstück ist unser Matthias als Generalvikar mitunterzeichnet. Dieses Amt bekleidete er auch unter Adrian V. und begleitete ihn auf seinen Pastoralreisen. Als dieser den 16. Winterm. 1687 zu Sidèrs die neue St. Catharinakirche weihte, unterstützte ihn dabei sein Generalvikar (Ex actu Visitat. episc. 1687); er half dem Bischof das Einkommen der Pfarre von Musot theilen; ein Theil kam an die Pfarrei von Benthen, ein anderer an die Kaplanei von Siders, und eine gewisse Summe an das Rektorat von St. Joseph daselbst. Das Nähere darüber findet man in den Stiftungsbüchern von Siders. — Unser Generalvikar war auch ein großer Freund der Klöster. Den Jesuiten in Brig war er sehr zugethan; nicht nur stund er mit ihnen im Briefverkehr, sondern er besuchte sie wiederholt, und empfahl ihnen bestens, für die studirende Jugend zu sorgen, weil er wohl wußte, daß von dieser das künftige Schicksal des Vaterlandes abhangen würde. Die ehrwürdigen Väter ernannten ihn zu ihrem Schaffner, und ihnen zu lieb übernahm er dieses Amt. Aus der Stiftungssumme des Kollegiums von Brig wurden 200 Kronen der Gemeinde Isérable zum Zinsen geliehen; er forderte 1677 im Einverständnisse des damaligen P. Superiors, Jakob Welti, die halbe Summe sammt dem Zinse eines Jahres (112 Kronen) zurück, und legte

das Geld an einem andern Orte an. (Pfarrschriften von Chamoson). — Auch dem neuen Frauenstifte der Ursulinerinnen in Brig war er sehr gewogen, und die Annalen dieses Klosters erwähnen an einigen Stellen der aufopfernden Thätigkeit, die er für dasselbe an Tag gelegt. Adrian IV. reiste 1672 in Begleitung unsers Matthias nach Brig, um in dem dasigen Frauenkloster die nöthigen Reformen vorzunehmen. Am 29. Mai wurde das Kloster vom Mutterhause in Freiburg getrennt, und nachher schritt man zu den Wahlen. Anna Philipponat ward erste Fraumutter und Maria Cäcilia von Stokalper ihre Gehülfin, zwei würdige Frauen, zu deren Wahl der Begleiter des Bischofs nicht wenig beigetragen hatte. Am 5. Horn. 1675 legten zwei Novizinnen, Anna Franciska von Riedmatten und Maria Christina Kuonen, die Ordensgelübde ab. Domherr Will erschien bei dieser Feierlichkeit im Namen des Bischofs Adrian V., und hielt das Hochamt. Noch im gleichen Jahre, den 27. Weinmonat, war die zweite Wahl der Oberinnen, und abermal schickte der Bischof seinen Generalvikar dazu, auf dessen Rath die schon im Amte stehenden bestätigt wurden. Im Jahre 1678, den 23. Weinmonat, wurden zum dritten Male die Wahlen vorgenommen, wobei sich Domherr Will wieder einfand; er las am Wahltage die heilige Messe in der Klosterkapelle, und spendete während derselben den Nonnen das heilige Abendmahl. (Annal. des Frauenklosters Brig). — Ein nicht geringeres Verdienst hat er sich um das Kloster der Bernhardinerinnen in Collombey erworben. In den Jahren 1658, 1669 und 1681 besuchte er als bischöflicher Gesandter diese fromme Anstalt, und stiftete daselbst viel des Guten. Alle seine Verordnungen athmen den Geist der Liebe und Frömmigkeit und zeigen, welche tiefe Kenntnisse er von dem klösterlichen Leben hatte. Zum Belege folgen hier einige Vorschriften: „Man wird den Schwestern sowohl innerhalb als außerhalb des Klosters Zeit und Muse lassen, ihre gewöhnlichen Andachtsübungen zu verrichten. — Wenn eine oder die andere Schwester für irgend welchen Fehler eine Buße auszuhalten hat, oder eine Zurechtweisung erhält, so soll davon Niemand außer dem Kloster etwas erfahren, damit das Kloster nicht verleumdet werde. — Die Schwestern sollen treulich die Satzung halten, welche verordnet, am Abend zur Obedienz zu kommen und ihre Schuld zu bekennen, und man soll die Viertel-

stunden nach den Erholungen mit der Glocke angeben. — Die liebevollen Ermahnungen sollen unter den Schwestern gegenseitig fortgesetzt und gepflogen werden. — Die Regeln und Satzungen, welche von der Art und Weise, mit dem Beichtvater und Direktor umzugehen handeln, sollen pünktlich befolgt und zu diesem Behufe öfters vor der ganzen Genossenschaft verlesen werden. — Man soll die Kranken sorgfältig verpflegen, und mit den Körperlich- und Geistigschwachen Mitleid tragen. — Es sollen so pünktlich als möglich die Gebräuche und Ceremonien bei Absingung oder Abbetung der Tagzeiten innegehalten werden. — Es sollen nie die geistlichen Uebungen, wie da sind: das Gebet, die Gewissenserforschung, die geistliche Lesung, wegen irgend einer zeitlichen Beschäftigung, die auf eine andere Zeit verschoben werden kann, unterlassen werden. — Man soll nie Jemanden die Fehler, Unvollkommenheiten, Versuchungen oder bösen Neigungen irgend welcher Schwester anvertrauen oder enthüllen, ausgenommen der Fraumutter, dem Beichtvater und dem Klosterobern, welche durch ihre klugen Belehrungen und Räthe denselben abhelfen können. — Man soll den Novizinnen die nöthige Zeit lassen, um sich in den Religionspflichten und in Allem, was sie in dem Stande, den sie antreten wollen, wissen sollen, gehörig unterrichten zu können; und man soll sie durch keine fremdartigen Beschäftigungen daran verhindern. — Keine Klosterschwester darf mit Fremden, Weltleuten, Arbeitern oder Arbeiterinnen essen oder trinken oder bei der Scheune sich unterhalten, sei es untertags, sei es besonders zur Nachtzeit. — Die Laienschwestern sollen behutsam sein in ihren Reden; sie sollen keine Klosterschwester verachten oder tadeln, weder inner- noch außerhalb des Klosters; und diejenigen, die sich dagegen verfehlen, sind zu züchtigen. — Man soll mit Sorgfalt die Verordnung beachten, laut welcher von Zeit zu Zeit die Aemter wechseln müssen. — Keine Tochter darf in's Kloster aufgenommen, noch mit derselben oder mit deren Eltern ein Vertrag ohne die Zustimmung des hochwürdigsten Bischofs geschlossen werden. — Keine Schwester soll sich bei auswärtigen Personen über irgend eine Unzufriedenheit oder ein Mißvergnügen beklagen, das sie im Kloster empfinden möchte, noch von Etwas sprechen, was die Genossenschaft auf irgend eine Weise beeinträchtigen könnte. — Keine Schwester soll sich unterstehen, der Oberin trotzend zu antworten: ich will nicht, ich thue es nicht; diejenigen, die

sich hierin verfehlen, sollen ohne Nachsicht bestraft werden. — Die schwesterliche Zurechtweisung soll der Regel gemäß geschehen, und mit Demuth und dankbarem Herzen angenommen werden." — In seinem dreimaligen Besuche hat er den Frauen zweiundzwanzig Satzungen hinterlassen, und diese werden jetzt unter dem Titel: „Recueil des ordonnances faites par les Révérendissimes Évêques ou autres par eux délégués etc." im Pfarrhofe von Troistorrens aufbewahrt. Ein Uebelstand war, daß die Nonnen keinen Klosterkaplan hatten. Als Matthias 1681 das letzte Mal als Visitator dahinkam, baten ihn die Schwestern, er möchte sich in dieser Angelegenheit beim hochwürdigsten Bischof verwenden und ihnen zu einem eigenen Priester verhülflich sein. Er sagte ihnen seine Beihülfe zu, und machte Adrian V. darüber lebhafte Vorstellungen. Dieser sah die Nothwendigkeit ein, und bald ward Claudius Berrut von Troistorrens zum ersten Klosterkaplan von Collombey erwählt. Die Annalen dieses Klosters gedenken dankbar des edlen Will und enthalten die Worte: „Man kann aus seinen Briefen sehen, was er für unser Kloster war." Leider können wir diese nicht mittheilen, indem dieselben abhanden gekommen sind. Im Jahre 1850, den 20. Weinmonat an einem Sonntage, als die Schwestern der heiligen Messe anwohnten, ward ihr Archiv erbrochen und alle Klosterschriften weggenommen; wir wollen hoffen, daß sie wieder in den Besitz derselben gelangen. — Der hochwürdige Generalvikar war demnach mit vielen Geschäften überhäuft, und man möchte glauben, er hätte sich einzig mit diesen abgegeben; allein dem ist nicht so. Betrachten wir nun seine Größe von einer andern Seite. Er war der Wundersmann der Zeit, hatte einen glänzenden Ruf in der Schweiz, Deutschland, Savoyen, Italien und Burgund, und in den meisten europäischen Staaten kannte man ihn. Davon zeugen die vielen Briefe von hohen Standespersonen, die man nach dessen seligem Absterben unter seinen Papieren auffand. Aber wie gelangte dieser Mann zu einem so hohen Ruhme, er, der im Rhonethale geboren und dort, abgeschieden von der großen Welt, seine Tage zugebracht hat? Sagen wir es kurz: seine Heiligkeit, sein Beten, Fasten und Wachen und seine Liebe zu den Armen und Kranken verbreiteten seinen Namen auf dem weiten Erdenrunde. Man brachte von allen Seiten Elende und Presthafte zu ihm und da, wo die Aerzte alle Hoffnung zu einer Wieder-

genesung aufgaben, half er durch leibliche und geistliche Mittel. — Er war auch Arzt. Der edle Johann Gabriel von Werra, ein inniger Freund unsers Seligen, schrieb ihm von Leuk aus, seine Frau befinde sich in sehr kränklichen Umständen, und sie erwarte ihre Genesung nur durch ihn. Matthias erwiederte 1683 an besagten Herrn Folgendes: „Es ist mir leydt die schwachheit der tugendreichen Frau Junkerin; derselben zu helffen wollte ich gern alle möglichkeit anwenden, aber wir seint etwaß zuweit von einandern, derotwegen, wan eß Ihr möglich wäre, ohne schaden herunden zu kommen sammt einer magt, wolte ich selben ein kämerlin gern geben, meinem Hr. Junkher zu gfallen. Hir haben wir Leibliche und Geistliche mittel an der hand. Stehet also an seinem belieben vnd guttdunken diser geringen gelegenheit sich zu bedienen." — Nebst Arzneimitteln half er durch Gebet, durch Händeauflegen und Anwendung kirchlicher Segnungen. Selbst über das Reich der finstern Geister übte er eine wunderbare Gewalt aus; denn eine nicht geringe Anzahl Besessener hat er geheilt. Im Jahre 1695 am 6. Brachmonat traf er seine letztwilligen Verfügungen; den Erben väterlicher Seits übergab er eine gewisse Geldsumme und erklärte, er habe sie befriedigt; alles Uebrige, was er besaß, vermachte er den mütterlichen Verwandten bis auf den dritten Grad (inclusive). Zu diesen Verordnungen machte er am 7. April 1696 zu Gunsten seiner Base, die ihm viele Jahre das Hauswesen besorgt hatte, einen Zusatz, und verschrieb ihr ein ihm in Naters zugehörendes Haus. „Da er nur Weniges besaß," sagt der Domherr de Rivaz, „hinterließ er auch nur Weniges." Der fromme Greis fühlte das Ende seiner Tage nahen, und schaute mit heiterm Blicke in die herannahende Ewigkeit. Nach einem langen und gottgefälligen Wirken, berühmt durch Weissagung künftiger Dinge, reich an Verdiensten vor Gott und der Welt, von Jahren niedergebeugt, aber noch frisch am Geiste, verschied er am 14. Brachmonat 1696 sanft im Herrn, nachdem er ein Alter von fünfundachtzig Jahren erreicht hatte. Bald nach seinem Hinscheiden wurde er, mit dem Meßgewande bekleidet, in die Todtenkammer getragen. In Masse strömte das Volk herbei, den Verblichenen wie einen Heiligen zu verehren und auch die Künstler blieben nicht aus, eine treue Abbildung von der Leiche zu nehmen. Er wurde auf Valerie in der St. Catharinenkapelle begraben; ein schöner Grab-

stein deckte seine Hülle und auf diesen ward ein Distichon, welches sinnreich sein Leben darstellt, und jetzt noch theilweise leserlich ist, gesetzt.

Dieses lautet:

„Hier liegt ein Wundersmann, der die Geister bannte, und Kranken Wunderbar Heilung verlieh, war einst der Kirche zur Zierd'." [1]).

Bald verherrlichte Gott seinen Diener durch viele Wunder. Nicht nur am Tage der Beisetzung, sondern auch in späterer Zeit strömte die Volksmenge herbei, den vor dem Herrn Begnadigten in Nöthen anzurufen, weßwegen die Andachten und Erhörungen bis auf den heutigen Tag fortdauern. Es sind wirklich noch Personen bei Leben, die in aller Wahrheit behaupten, auf seiner Grabstätte sei ihnen geholfen worden. Unter den vielen erfolgten Wundern hier nur eines: Zwei Gewährsmänner hohen Standes haben mir in Briefen versichert, sie seien bei der plötzlichen Heilung eines Krüppelhaften aus dem Kanton Schwyz auf Valerie selbst Augenzeugen gewesen. Noch dürften die Worte eines Mannes angeführt werden, dessen Aussagen um so gewichtiger sind, weil er dem ärztlichen Stande angehört. Herr Schiner sagt in seiner „Description du département du Simplon": „Der selige Domherr Matthias Will steht bei den Wallisern in hohen Ehren; es vergehen wenige Tage im Jahre, wo nicht Kranke zu seinem Grabe eilen, um dessen Fürbitte bei Gott zu erflehen. Auch nicht selten werden ihre Bitten erhört; denn man sieht Hinkende, die, mühsam auf einen Stock gestützt, nach Valerie sich begeben; ihre Füße erlangen die Gesundheit, und sie lassen die Krücken zurück, deren sie sich im lahmen Zustande bedienten. Andere werden von der fallenden Sucht und Fieberanfällen befreit, nachdem sie um seine Hülfe gefleht haben. Diese Thatsachen erwägend, sage ich offen, ich betrachte den Seligen im wahren Sinne des Wortes als einen sehr frommen, heiligen Mann, und vor allem als einen großen Geisterbanner, was die Grabschrift sowohl, als Abbildungen, die man in vielen Häusern findet, hinreichend bestätigen. Auf allen Gemälden erscheint er

---

[1]) **„Hic jacet Exorcista potens, mirumque juvamen Ægrorum membris, Ecclesiæque decus."**

als eine ehrfurchtgebietende Gestalt; sein Blick ist mild und durchdringend, sein Angesicht heiter und freundlich, seine Andacht ist in allen seinen Zügen ausgeprägt, und verräth nichts Uebertriebenes und Erkünsteltes. Ich bin von Beruf ein Arzt, und lebe in jenem Zeitalter, in welchem die Mediciner nicht so leicht an Wunder glauben; aber ich muß aufrichtig gestehen, ich habe mehrere Kranke gesehen, welche die erfahrensten und gelehrtesten Aerzte für unheilbar erklärt haben, die dann vertrauensvoll zum Grabe des Seligen gingen und dort wunderbar genasen. Ich sage noch mehr: Ich selbst und die Meinigen haben in verschiedenen Uebeln, nachdem wir zuerst ärztliche Mittel angewandt, unsere Zuflucht zu ihm genommen, und wir erfuhren dessen Hülfe. Und damit ich mich kurz fasse, erkläre ich: der größte Theil des Walliservolkes betrachtet ihn als einen sehr heiligen Mann. Es ist aber Zeit, daß ich meine ungeweihte Feder niederlege; denn sie wäre unvermögend, das Lob des frommen und gottseligen Domherrn zu verkünden. Ich und die Meinigen empfehlen uns für immer in seinen kräftigen Beistand. Zu seinem Lobe noch Eines: Das Vertrauen der Walliser zu ihm ist so groß und allgemein, daß sie seitdem die heiligen Landspatronen Mauritius und Theodul beinahe vergessen haben." — Seit dem Tode des Seligen sind hundertunddreiundsechszig Jahre verflossen, und noch lebt er in frischem Andenken, nicht nur in Wallis, sondern auch in andern Staaten, namentlich in Deutschland. Ein Geistlicher, früher Pfarrer in Goms, nun aber in der Diöcese Rottenburg (Würtemberg), schrieb an einen Freund: „Ich wunderte mich sehr, daß der selige Domherr Will bei unserem Volke gekannt ist, und daß von ihm Briefe aufbewahrt werden; er wird in Krankheiten angerufen, und vielleicht mehr verehrt als in Wallis selbst. Man hat dem Schreiber dieses mehrmal berichtet, die Gebeine des seligen Matthias seien aus dem Grabe entwendet worden; die erste Oeffnung sei 1798 durch die Franzosen geschehen, indem sie in seinem Grabe verborgene Schätze aufzufinden hofften; nachgehends habe der hochwürdige Generalvikar Stephan Julier das Grab geöffnet, und die bei ihm anwesend waren, behaupteten, sie hätten die Gruft leer gesehen. Ich gebe die Berichte, wie man sie mir mittheilte, und kann sie nicht verbürgen. Eine spätere Oeffnung in Beisein kirchlicher Behörde wird das Räthsel lösen. Abbildungen von ihm findet man in

vielen Häusern des Landes, in denen er theils als Leiche, theils lebend, den Kranken seine rechte Hand auf den Kopf legend, dargestellt wird. Zwei Porträte des Verblichenen verdienen Erwähnung, die kurze Zeit vor seinem Tode auf Leinwand gezeichnet wurden, das erstere befindet sich im Pfarrhofe von Leuk, umd trägt die Jahreszahl 1694, das letztere im Kapitelhause zu Sitten mit der Unterschrift 1696. In beiden ist er als ein würdevoller Greis dargestellt, besonders in jenem von Sitten. Beim ersten Anblick desselben wird Jedermann von heiliger Ehrfurcht ergriffen. Obwohl hoch betagt, ist sein Angesicht frisch, heiter und mild; sein Auge verklärt, das geheimnißvoll in die Zukunft schaut. — Wie alle Frommen und Heiligen war auch Will ein besonderer Verehrer der himmlischen Gnadenmutter. Um von ihr ein seliges Ende zu erbitten, ließ er 1694 eine Madonna eigener Art malen. Die heilige Gottesmutter, dargestellt in der Blüthe ihrer jungfräulichen Schönheit mit dem Lilienkranze auf dem Haupte, führt das Kind Jesu an der linken Hand der heiligen Jungfrau und Märtyrin Catharina von Alexandrien, der Schutzheiligen des Walliserlandes, entgegen; das Kind überreicht mit der rechten Hand derselben eine Gabe, welche die Heilige in gebeugter Stellung ehrfurchtsvoll hinnimmt. Das schöne Oelgemälde wird jetzt im großen Kapitelsaal, nämlich im Domarchiv von Sitten, verwahrt und ist gut erhalten. — Bei Segnungen der Kranken bediente sich der Verewigte einer Stole, die noch vorhanden ist. Diese kam in verschiedene Hände, und wanderte zuerst auf den großen St. Bernhard, Herr Roshard übermachte sie in seiner Krankheit dem Chorherrn Guisolan, der sie mit sich nach Martinach trug. Von da ist dieselbe 1858 durch einen Domherrn von Sitten wieder auf Valerie übertragen worden, wo sie nun in dankbarer Erinnerung des einstigen großen Mannes ehrenvoll aufbewahrt wird.

Mauritius, der heilige, und die thebäische Legion, Märtyrer. Die Einführung der christlichen Religion in Wallis und die Stiftung der Abtei von St. Moritz knüpfen sich an jenes Ereigniß, welchem bis in's vierte Jahrhundert hinab eine ununterbrochene Kette von Ueberlieferungen und Denkmälern zur Seite stehen. Zur Steuer dieser Wahrheit dienen noch die Monumente der Kirchen zu Solothurn, Zurzach und Zürich. Die geschichtliche Thatsache des Heldentodes des heiligen Mau-

ritius und seiner Legion wurde bis in's sechszehnte Jahrhundert nicht beanstandet, da bliesen bald die Protestanten in's Horn, und suchten durch verschiedene Gründe die geschichtliche Wahrheit derselben zu entkräften. Einige erfrechten sich soweit, daß sie kühn behaupteten, die Katholiken wären nicht einmal im Stande, zu antworten. Da ergriff Herr Peter Joseph de Rivaz (geboren zu St. Gingolph am 29. März 1711, gestorben zu Moustiers en Tarentaise am 6. August 1772) die Feder, erfaßte voll Liebe zu seinem Vaterlande und der Väterreligion den Gegenstand mit allem Eifer, und versuchte mit einer unbefangenen, strengen und redlichen Kritik das noch über den damaligen Zeitverhältnissen liegende Dunkel möglichst zu lichten. Sein Werk erschien zuerst in einem gegen einen Genfer Gelehrten gerichteten Auszuge (Journal helvétien 1746 u. 49.) Der Widerlegte suchte sich zu rechtfertigen. Nun trat Professor Spreng von Basel in einer unwürdigen Sprache gegen die Legende auf, und nannte die Vertheidiger Fabelkrämer, Träumer u. s. w. Herr Joseph Anton Felix von Balthasar aus Lucern widerlegte diese Schmähschrift, und verfaßte eine Schutzschrift für die thebäische Legion. Herr de Rivaz folgte dem Kampfe mit reger Theilnahme und gelangte durch unausgesetzte Forschung zu noch sichereren Resultaten. Er vollendete das früher nur im Auszuge veröffentlichte Werk unter dem Titel: „Éclaircissements sur le Martyre de la Légion thébéenne, et sur l'époque de la persécution des Gaules, sous Dioclétian et Maximien", welches seine Söhne nach seinem Tode 1779 in Paris herausgaben Dieses Werk ist ohne Zweifel nach Angabe der besten Geschichtsforscher das gründlichste, welches über den fraglichen Gegenstand geschrieben wurde. Der Verfasser hat vorzüglich das Verdienst, die Geschichte jener Zeit auf eine vortreffliche Weise gelichtet zu haben; er setzt den Martyrtod der seligen Legion in das Jahr 302, beweist, daß der heilige Eucherius, Bischof von Lyon, die Legende (432) verfaßt, und diese an seinen Freund Sylvius (s. d. A.), Bischof von Martinach, übersandt habe. Mit großer Genauigkeit und fast erschöpfender Vollständigkeit hat er zugleich die Beweise für das hohe Alter dieser Märtyrergeschichte und des damit zusammenhängenden Kultus gesammelt und in der That bewiesen, daß derselbe bis ziemlich nahe hin an die angebliche Zeit des Martyrerthums, ungefähr bis auf das Jahr 360 zurückläuft. Mit Ruhe und Mäßigung wi-

verlegt er in einem besondern Abschnitt die Schrift Dubourdin's und führt darin mit tiefer Gelehrtheit den Beweis, daß die ganze abendländische Kirche seit dem fünften Jahrhundert die berühmten Heiligen von Agaun verehrte; es dürfte fast keine Kirche Galliens, Deutschlands und Italiens sein, in der dieser Kultus nicht Eingang gefunden. — Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zur Legende des heiligen Eucherius über, und geben die Hauptzüge aus derselben. „Unter Maximian," schreibt er, „der mit seinem Mitregenten Diocletian das römische Reich beherrschte, wurden beinahe durch alle Provinzen Schaaren von Völkern gemartert oder getödtet. Maximian von der Leidenschaft des Geizes, der Geilheit, Grausamkeit und anderer Laster gefesselt, verachtete den wahren Gott und vermehrte seine Bosheit durch die Austilgung des christlichen Namens. Wer die Verehrung des wahren Gottes zu bekennen sich getraute, fand überall in Menge aufgestellte Soldaten; die ihn zu schrecklichen Strafen oder zum Tode hinschleppten; und es schien, er habe den barbarischen Völkern nur darum Ruhe gelassen, um die Waffen gänzlich gegen die Religion zu richten. In seinem Heere diente eine Legion Soldaten, die man die „Thebäer" nannte. (Eine Legion bestund damals aus etwa 6600 streitbaren Männern). Diese kamen aus dem Morgenlande dem Maximian zu Hülfe; sie waren kriegserfahrne Männer, ausgezeichnet durch ihre Tapferkeit, aber noch edler durch ihre Treue, eben eifrig, dem Kaiser mit kriegerischem Muthe zu dienen, als Jesu Christo kindlich ergeben und bereit, seine dienstpflichtigen Knechte zu sein. Unter den Waffen vergaßen sie die Lehre des Evangeliums nicht, sondern gaben gemäß derselben Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Da nun diese Krieger mit den übrigen bestimmt wurden, christliche Schaaren im Thale der Rhone zu verfolgen, gedachten sie ihres Berufes und waren entschlossen, diesen grausamen Dienst zu verweigern, und jenen Befehlen den Gehorsam zu versagen. Maximian war nicht weit von ihnen entfernt; denn er ruhte von der Reise ermüdet in Martinach aus, wohin ihm die Gesandten hinterbrachten, die Legion weigere sich, den königlichen Befehlen nachzukommen und verweile aufrührerisch in dem Engpasse bei Agaun. . . . . . . Nachdem, wie wir schon erzählten, Maximian die Antwort der Thebäer vernommen, glühte er vor Zorn und be-

fahl, zur Bestrafung des Ungehorsams je den zehnten Mann nach dem Loose niederzuhauen, damit die Uebrigen, durch Furcht eingeschüchtert, sich leichter seinen Befehlen fügten. Abermal langte an sie eine neue Aufforderung, die gleich der ersten lautete, die Christen aufzusuchen und zu verfolgen. Da dieser erneuerte Befehl den Thebäern angekündigt wurde und sie einsahen, sie würden auf's Neue zu schändlichen Verfolgungen verwendet, entstund ein Murren durch das ganze Lager: „Alle betheuerten, daß sie sich niemals zu einem so gotteslästerlichen Dienste werden gebrauchen lassen, sondern daß sie den abscheulichen Götzendienst für immer verabscheuen, in der heiligen Religion beharren, den wahren dreieinigen Gott anbeten, und lieber die grausamsten Marter dulden werden, als wider den Glauben an Christus zu handeln. Maximian, als er ihre Entschlossenheit erfuhr, schäumte vor Wuth, befahl wieder den je zehnten Mann auszuheben, hinzurichten, und die noch Lebenden zum Gehorsam anzuhalten. Dieser Befehl ward in's Lager überbracht; jeder Zehnte, wie ihn das Loos bestimmte, vorgefordert und erschlagen; die Ueberbliebenen ermuthigten einander in ihrem heiligen Entschlusse auszuharren. — Zum Festhalten im Glauben ermunterte aber die Soldaten vorzüglich der Feldoberst der Legion, der heilige Mauritius, (Primicerius), wie ihn die Ueberlieferung nennt; ihn unterstützten Exuperius (Campiductor) und Candidus (Senator), die Häupter im Heere; er redete Jeden einzeln an und ermahnte ihn zur Standhaftigkeit; er wies sie auf das Beispiel der gemeuchelten Waffenbrüder hin, sprach ihnen zu, wenn es darankäme, lieber zu sterben, als die Jesus Christus gelobte Treue zu brechen und das göttliche Gesetz zu verletzen; denn es sei nun an ihnen, den Helden, die schon in den Himmel eingegangen, nachzufolgen. Diese heiligen Soldaten, durch die Ermahnungen ihrer Anführer begeistert, brannten nach der Märtyrerkrone, verfaßten auf Anrathen derselben ihren Entschluß schriftlich und sandten diesen an Maximian, der noch vor Zorn sich nicht fassen konnte. . . . . Als Maximian diese Vorstellungen durchgelesen hatte und einsah, daß die Standhaftigkeit dieser Männer im Christenthum unüberwindlich sei, verzichtete er auf neue Versuche und beschloß in einem Urtheilsspruch den Tod Aller. Zur Ausführung seines Befehles gebot er der ganzen Armee, von allen Seiten wider die Thebäer auszurücken und

dieselben zu umzingeln. Als diese zur seligen Legion kam, zog sie das Schwert wider die heiligen Männer, die keinen Versuch machten, aus Liebe zum Leben dem Tode zu entgehen, sondern ohne Widerstand und Gegenrede die Waffen von sich warfen, ihre Nacken und Leiber den Mördern darboten und sich für Jesum Christum niederhauen ließen. Weder der Anblick ihrer Menge, noch das Vertrauen auf die Macht ihrer Waffen führte sie auf den Gedanken, in ihrer gerechten Sache sich zur Gegenwehr zu stellen; sie wußten, daß sie Jenen bekennen, der wie ein Lamm schweigend zum Tode geführt, seinen Mund nicht öffnete. So litten auch sie, wie eine dem Herrn Jesus Christus geheiligte Heerde, ließen sich von jenen zerfleischen, die wie hungernde Wölfe über sie herfielen. — Weit umher war der Boden mit den Leichen dieser Heiligen bedeckt, und wie ein Strom floß ihr Blut. Welche Wuth hat je außer dem Schlachtfelde so viele Menschen niedergemacht? Welcher Unmensch vorsätzlich so viele Tausende, wenn auch Schuldige, zusammen erschlagen? Der Anblick der Menge bewegte den Tyrannen nicht, diesen Gerechten zu schonen, da umgekehrt die Verbrecher ungestraft bleiben, wenn diese zahlreich sind. Durch eine unerhörte Grausamkeit ward jene Thebäerschaar gemeuchelt, welche ihr Herz von der Welt losriß, und ihre Hoffnung auf die himmlischen Güter setzte. So ward jene englische Legion des Lebens beraubt, die jetzt mit den Legionen im Himmel ewig preiset den Herrn und Gott Sabaoth."
Soviel aus der Legende des heiligen Eucherius. Wie Herr de Rivaz nachweist, fällt ihr Todesjahr auf 302, auf den 22. Herbstmonat, an welchem Tage das Martyrologium Rom. der Legion ein herrliches Lob spendet. Die Diöcese Sitten verehrt am gleichen Tage den heiligen Mauritius sammt seinen Gefährten als Landespatrone seit undenklichen Zeiten, und die Verehrung dieser Heiligen ist nicht nur in ganz Europa, sondern auch jenseits des großen Weltmeeres verbreitet. Die heiligen Blutzeugen litten zu Agaun; der Ort ihres Leidens ist nicht, wie viele Legenden und Geschichtsschreiber angeben, an jenem Platze, wo jetzt die Stadt St. Moritz gebaut ist, sondern 1/4 Stunde ob jener zu Vérolley, in der Nähe des Bergschuttes Taurus, der 563 Epaon und die königliche Burg Sigismunds verschüttete. Daselbst steht mitten in einem schönen Wiesengrund eine Kapelle, in welcher ein großer Stein aufbewahrt wird, auf dem nach

der Ueberlieferung der heilige Mauritius bei seiner Hinrichtung kniete. Die Abtei von St. Moritz ist jetzt noch im Besitze vieler Gebeine und Reliquien der gemarterten thebäischen Gottesfreunde; indessen, da seit dem vierten Jahrhundert ihre Verehrung überall sich ausbreitete und unter ihrem Namen zahllose Gotteshäuser gebaut wurden, kamen ihre Ueberbleibsel nach allen Gegenden hin. Der größte Theil kam in dem (16. Christmonat 1590) geschlossenen Friedensvertrag nach Turin. Die Hirnschale des heiligen Mauritius besitzt das löbliche Stift Rheinau. — Wir können die Geschichte der heiligen Märtyrer nicht schließen, ohne noch etwas beizufügen. Viel hat von jeher den Kritikern die runde Zahl 6600 zu schaffen gegeben. Der heilige Eucherius sagt nur, eine Legion habe damals aus 6600 Mann bestanden, nicht aber, daß die ganze thebäische Legion in Agaun beisammen gewesen sei; jedoch fiel nach ihm die ganze anwesende Legion bis auf den letzten Mann. Als Maximian den Kern der morgenländischen Mannschaft in sein Heer einreihte, welches den allgemeinen Aufstand in Gallien unterdrücken sollte, blieben einzelne Besatzungen der Thebäer in Italien zurück; zu gleicher Zeit ließ er kleinere Abtheilungen nach Trier, Cöln u. s. w. vorrücken. Noch ist zu bemerken, daß die Vornehmern ihre Frauen und Schwestern bei sich hatten, und auch diese wurden mit den Soldaten ein Opfer des grausamen Tyrannen. Die Martyrologien nennen daher an verschiedenen Orten Märtyrer, die sie der thebäischen Legion beizählen, z. B. Antonin zu Piacenza (30. Herbstmonat), Secundus zu Vintemiglia in Ligurien und Alexander zu Bergamo (26. August). Die berühmtesten nach Mauritius aber sind die folgenden zwei Gruppen:

1) Thyrsus, Bonifaz und ihre Genossen. Maximian schickte vom Wallis aus Rictius-Varus, einen Unmenschen, nach Trier, um dort die Christen, namentlich zwei Cohorten der thebäischen Legion unter Thyrsus und Bonifaz zu verfolgen. Derselbe tödtete am 4. Weinmonat die thebäischen Soldaten, dreihundert Mann, an den zwei folgenden Tagen den Consul Palmatius, mehrere Senatoren und viele andere christliche Trierer. Der heilige Felix, Bischof von Trier, ließ die Leiber dieser Blutzeugen gegen Ende des vierten Jahrhunderts in die St. Paulinuskirche bringen, wo sie 1071 aufgefunden wurden.

2) Cassius, Florentius und sieben andere Soldaten der thebäischen Legion litten zu Bonn (den Ort ihres Leidens bezeichnet noch jetzt die sogenannte Marterkapelle), Viktor und Andere zu Troja, welches von diesen Heiligen (Sancti) den Namen „Xanten" erhielt; endlich fünfzig Soldaten zu Cöln, deren Anführer der heilige Gereon war. — Schon im sechsten Jahrhundert war, wie Gregor von Tours erzählt, in Cöln eine schöne Basilika, welche die heilige Helena zu Ehren dieser Märtyrer erbaute, und die der reichen Vergoldung halber „ad aureos sanctos" genannt wurde; sie war später Stiftskirche und jetzt ist sie Pfarrkirche. Im Jahre 1121 wurden, da der heilige Norbert Reliquien von diesen Märtyrern zu erhalten wünschte, einige Sarkophage in der Gereonskirche geöffnet; man fand, wie Rudolf, Abt von St. Pantaleon, der dabei zugegen war, berichtet, die heiligen Leiber in ihren purpurnen Soldatenmänteln mit einem Kreuz auf der Brust, nebst einem mit Blut bespritzten Rasen. In neuester Zeit sind zu Cöln über die heiligen Märtyrer der thebäischen Legion höchst interessante Entdeckungen gemacht worden, die nach dem Geständnisse der gelehrtesten Protestanten alle Zweifel lösen. Das Aktenstück ist in meiner Schrift: „Die Heiligen des Walliser-Landes" abgedruckt, in welchem zugleich die Quellen zur Geschichte der thebäischen Legion angegeben sind.

Mauritius, Georg und Tiberius, die heiligen, Märtyrer von Pinerolo. Maximian, der Mitregent Diokletians, der den Auftrag hatte, die aufständischen Bagauden zu bezwingen, bezeichnete seinen Weg von Italien aus bis nach Gallien mit dem Blute der Christen. Der blutlechzende Unmensch verfolgte zuerst die thebäische Legion, und ließ schon in Italien den heiligen Sekund mit mehreren Soldaten (s. d. A.) einkerkern und hinrichten. Diese Grausamkeiten verübte er, bevor er den Jupitersberg überstiegen hatte. Die Meisten gingen freudig in den Tod, um in Jesu Namen dulden und sterben zu können, und bereiteten in ihrem Blute der Kirche des Herrn Triumphe, über welche selbst ihre Peiniger zu staunen gezwungen wurden. Einige von den gräßlichsten Mißhandlungen erschüttert und durch schäumende Wuth des Kaisers eingeschüchtert, ergriffen die Flucht, stellten sich aber später wieder ein, und besiegelten ihr Leben mit dem blutigen Bekenntnisse des christlichen Glaubens. Unter diese

gehören drei thebäische Soldaten: Mauritius, Georg und Tiberius. Diese entzogen sich der Grausamkeit des Kaisers Maximian und entflohen aus seinem Lager; sie fielen aber auf dem Turinergebiet ihren Häschern in die Hände, und wurden in der berühmten Stadt Pinerolo gefangen genommen. Da sie im Bekenntnisse des christlichen Glaubens standhaft verharrten, hieb man sie nieder, und mit der Marterpalme geschmückt, erschwangen sie sich himmelan. Ihre Gebeine werden zu Pinerolo in der Abteikirche der St. Maria aufbewahrt, und die Einwohner begehen ihr Fest am 24. April." — Zum Gesagten noch eine Bemerkung. Bei welcher Gelegenheit, oder an welchem Orte verließen die drei Märtyrer die Fahne des Kaisers? In Italien, oder bei Agaun? Sehr wahrscheinlich am letztern Orte; denn in Italien, nachdem er seine Heeresmacht gesammelt, konnte er sich nicht lange aufhalten, weil der Krieg mit den Bagauden vor der Thüre stund. Gleicher Ansicht ist der Abbé Migne und er sagt: sie hätten zu Agaun im Wallis die Flucht ergriffen, und seien über den Berg (St. Bernhardsberg) zurückgekehrt, über den sie gekommen waren. Als Maximian die selige Legion niedermetzelte, flohen auch Andere davon, wie z. B. Felix und Regula mit ihrem Diener Exuperanz (s. d. A.), Ursus und Viktor mit mehrern Soldaten (s. d. A.) Diesen folgten noch Andere, und starben später an andern Orten als Glaubenshelden. Wilhelm Baldesan, der Geschichtsschreiber der thebäischen Legion, bedauert sehr, daß die Akten, die im Grabe der heiligen Mauritius, Georg und Tiberius lagen, abhanden gekommen sind. Die Calvinisten, als sie die Stadt Pinerolo eroberten, verbrannten die Kirche St. Maria, zerstreuten ihre Denkmäler und die darin aufbewahrten pergamentenen Schriften, und nur die Gebeine der drei hl. Blutzeugen wurden gerettet. Nachdem sie ihre Wuth an christlichen Gebäuden und geheiligten Sachen abgekühlt hatten und der Friede hergestellt war, ließ Karl Emmanuel I., Herzog von Savoyen, einen schönern Tempel aufbauen, die heiligen Gebeine in diesen übertragen, und die frühere Verehrung dieser Gottesfreunde begann auf's neue. Nikolaus Brautius, Bischof von Sarsina, widmet in seinem Marterbuche diesen drei heiligen Soldaten folgende lateinische Verse, die wir hier in deutscher Uebersetzung geben.

Drei der Helden hat Gott dem Mord der Thebäer entrissen,
Daß der Martyrer Blut trinke ein anderes Land;
Daß von den Brüdern getrennt sie des Glaubens Reinheit bewahrten,
Führte durch Marter und Qual sie zu den Sternen die Bahn. [1])

Die Stadt Pinerolo oder Pignerol liegt in Piemont am Fuße der Alpen, nahe am Fluße Chisone, $5^1/_2$ Meilen von Turin, und war ehemals eine berühmte und bevölkerte Stadt, und zählt jetzt noch 14,000 Einwohner. Zwei Kollegiatkirchen, viele Frauen- und Mannsklöster zierten dieselbe. Seit der sardinische Staat den liberalen Reformen sich hingab, und der Revolutionspartei (1850—1856) die ausgedehntesten Zugeständnisse machte, hat auch Pinerolo einzelne Stifte, die Zierde der Stadt, sammt vielem Kirchengute verloren. (Vergl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Bd. XII., Art. Sardinien.)

Mauritius, der heilige, Bischof von Sitten. Nachdem die Vandalen einige Jahre mit grausenhafter Vertilgungswuth in Gallien und dessen Umgebung gehaust hatten, brachen sie 409, und mit ihnen wieder zahlreiche Schwärme von Alanen und Sueven in Spanien ein, verübten auch hier die schändlichsten Verbrechen, plünderten und verbranten Städte und Dörfer, verwüsteten die schönen Feldfrüchte, mordeten die Bewohner, und wer ihrem tödtlichen Stahl entging, den raffte die Pest und die Hungersnoth dahin. Der Einbruch dieser Barbaren in andere Staaten, versetzte Wallis in einen ruhigern Zustand und die Bischöfe waren in Ausübung ihres Hirtenamtes weniger gehemmt; doch dauerte der Kampf gegen die Arianer fort. — Nach dem heiligen Florentin (s. d. A.) bezeichnet der uralte Catalog der Bischöfe zu St. Moritz den heiligen Mauritius als Oberhirten von Wallis. Von dessen Herkunft und Jugend wissen wir nichts; vermuthlich stammte er aus Gallien, denn von dort her kamen in jener Zeit die berühmtesten Männer. Er war 408 Abt des Klosters St. Moritz, und jedenfalls ein großer heiliger Mann. Die thebäischen Märtyrer und ihren heiligen Führer Mauritius verehrte er stets mit großem Eifer. Diese und die bis dahin bewährte Orthodoxie empfahlen ihn

---

[1]) Tres Deus ex cæsa rapuit legione Thebæa,
Cædendos alibi pro deitate viros.
Ne se polluerent, egressi castra Thebæa,
Ex media subeunt sidera clara via.

bestens beim heiligen Stuhle. Bonifaz I. übertrug ihm (419), nebst Patroclus von Arles, Remigius von Embrun, Hilarius von Narbonne und Severus von Grenoble das Richteramt in der Sache des Bischofs Maximus von Valence. Des damals wieder auftauchenden Manichäismus angeklagt, sollte er nicht ungehört verurtheilt, sondern in seiner Provinz durch gallische Bischöfe gerichtet werden. Mauritius vollzog den Auftrag mit Gewandtheit und zur Zufriedenheit des heiligen Vaters, kehrte darauf zu seiner Heerde zurück, die er noch mehrere Jahre weidete und durch seine Frömmigkeit und seinen heiligen Wandel erbaute. Nachdem er das Bisthum vierundzwanzig Jahre verwaltet, den wahren Glauben gelehrt und ihn selbst treu bewahrt hatte, rief ihn nach langem und beschwerlichem Tagwerke der Herr zu sich gegen das Jahr 431 oder 432. Das Brevier von Sitten meldet nichts von ihm und sein Andenken wird nicht gefeiert; jedoch ist es wahrscheinlich, daß man früher sein frommes Andenken beging; denn seit der Annahme des römischen Breviers sind z. B. auch Sylvius, Heliodor und andere Feste in den kirchlichen Tagzeiten beseitigt worden. (Vergl. meine Schrift: die Heiligen des Walliserlandes; Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, Bd. I., S. 104—105; von Mülinen, Helv. S.; de Rivaz, Éclaircissements sur le Martyre de la Légion Thébéenne etc., p. 41.)

Mauront, s. Amatus, Bischof von Sitten.

Maurus, der heilige, Abt von Glanfeuil. Equitius, der Vater unsers Heiligen, mehr noch durch seine Tugenden, als durch seine hohe Geburt ausgezeichnet, übergab seinen Sohn im Jahre 522 der Leitung des heiligen Benedikt; er folgte hierin dem Beispiele mehrerer Personen von hohem Range, die ihre Kinder diesem großen Lehrer der Tugend anvertraut hatten, der dieselben zur christlichen Vollkommenheit heranbildete. Maurus, bei seinem Eintritt in's Kloster erst zwölf Jahre alt, übertraf bald alle seine Altersgenossen durch genaue Erfüllung der vorgeschriebenen Pflichten. Man nahm jederzeit an ihm eine tiefe Demuth und eine bewunderungswürdige Herzenseinfalt wahr, welche Gott auch mit der Wundergabe belohnte. Um das Jahr 541 oder 543 sandte ihn Benedikt nach Frankreich, wo er die berühmte Abtei Glanfeuil in Anjou (später St.-Maur-sur-Loire) durch die milde Freigebigkeit des Königs Theodebert gründete. — Seinen Weg nahm Maurus über Vercelli und hielt sich daselbst

mit seinen Gefährten vierzehn Tage auf. Unter diesen war Faustus, der später als Augenzeuge sein Leben beschrieb. Als sie über die Alpen stiegen, wurde einer aus den Dienern, Sergius mit Namen, durch einen Sturz vom Pferde schwer verletzt. Maurus machte über ihn das Kreuzzeichen, und heilte ihn sogleich. In St. Moritz angekommen, verfügten sich die frommen Pilger in die Kirche der heiligen Märtyrer, dort ihr Gebet zu verrichten. An der Thüre saß ein Blindgeborner. Als dieser erfuhr, daß Maurus ein Schüler des schon weit berühmten heiligen Benedikt sei, warf er sich vor ihm nieder und bat, er möchte ihn durch sein Gebet sehend machen. Der demüthige Gottesmann wies ihn an die heiligen Märtyrer, und wollte weiter gehen. Der Blinde aber ließ nicht ab zu bitten und zu klagen, bis der Heilige seine Augen berührte und über ihn betete. Bald strömte Blut aus den Augen des Unglücklichen, und er sah. Voll Freuden stimmte Linus, so hieß der Blinde, den Gesang der drei Knaben im Feuerofen an; die Mönche der Abtei kamen sammt anderem Volke herbei, und baten den Gottesmann um seinen Segen, den er ihnen auf rührende Weise ertheilte. Dem Geheilten befahl Maurus, er solle den heiligen Ort nicht mehr verlassen, sondern dort bei den heiligen Blutzeugen verweilen, was jener getreu erfüllte; denn als Faustus sechsundvierzig Jahre später nach Italien zurückkehrte, fand er ihn, zwar alt und abgelebt, unter den Klerikern von St. Moritz. — In der Gegend des Juragebirges, über welches Maurus seine Reise fortsetzte, erflehte er dem Sohne einer Wittwe, Namens Remeza, der dem Tode schon nahe war, wunderbar die Genesung. — Beinahe vierzig Jahre stund der Heilige der Abtei Glanfeuil vor. In seinem Greisenalter übertrug er die Verwaltung seinem Schüler Bertulf, zog sich in die geräuschlose Einsamkeit zurück, und beschäftigte sich einzig mit dem großen Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit. Zwei Jahre später, den 15. Jänner 584, nahm er das ewige Leben in Besitz. Seine Hülle wurde bei dem Altare des heiligen Martinus beigesetzt nebst einem Pergament, worauf die Worte geschrieben waren: „Hier ruhet der Leichnam des heiligen Maurus, Mönch und Diakon, der unter Theodeberts Regierung nach Frankreich kam." Das Pergament wurde 845 wieder aufgefunden. Sein Name findet man in den alten französischen Litaneien, in dem Marthyrologien von Florus und Usuard u. a. m. aufgezeichnet. In England

wurde sein Andenken vorzüglich unter den normännischen Königen verehrt. (Vergl. Bollandisten, Acta SS., T. I., Jan., pag. 1043; Mabillon, Annal. Bened., T. I.; Ansart., Hist. de Saint. Maur, Paris 1772; Hist. litt. de la France. III. 497; der Pilger, Jahrg. VII; Surius de probatis SS. Historiis etc., T. I., pag. 336—352.)

Maximus, der heilige, Bischof von Genf. Nach dem Tode Domitians I. wurde Maximus auf den bischöflichen Stuhl von Genf erhoben; seine Wahl fällt in das Jahr 513. Er war ein tüchtiger Fürst, der nicht nur seine Heerde in den Glaubenswahrheiten unterrichtete, sondern sie auch vor den Nachstellungen der Arianer schützte. Selbst sehr fromm, suchte er eifrigst Gottes Ehre zu fördern. Schon drei Jahre nach seiner Wahl finden wir ihn auf dem Concil von St. Moritz (516) anwesend; er ergriff von den Bischöfen zuerst das Wort, und sprach zum König Sigismund: „Da ohne Gott nichts geschieht, so laßt uns bitten, daß wir durch seine Hülfe den Weg der Wahrheit wandeln, um auf diesem Pfade zu den ewigen Freuden zu gelangen.“ Nachdem der König wieder einige Worte gesprochen, redete er abermals: „Höre, o frommer König! auf die Worte des heiligsten Königs der Könige: „„Gehet zu ihm und lasset euch erleuchten, und euere Antlitze werden nicht erröthen.““ Und an einer andern Stelle: „Wirf deine Gedanken auf den Herrn, und er wird dich nähren.“ Und der Herr sagt im Evangelium: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühevoll und beladen seid, und ich will euch erquicken.“ Gerührt antwortete Sigismund: „Liebevoller Vater! fahre fort zu reden, deine Worte gefallen mir sehr.“ Hierauf fuhr der Heilige fort: „An uns, obwohl Unwürdigen, ist es, zu verkünden, an dir das Gehörte zu erfüllen. Unser Gespräch sei mit Salz gewürzt, auf daß die Sanftmüthigen uns anhören, sich erfreuen und sie unsern Dienst nicht tadeln; unsere Worte sollen mit der Hülfe Gottes und dessen göttlicher Kraft dein Heil bewirken. Liebe jene, die ein rechtschaffenes Herz haben, und die schlicht vor dem Herrn in aller Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit wandeln, bewahre dich selbst rein und betheilige dich nicht an fremden Sünden, auf daß du freudig in die Worte des seligen David einstimmen kannst: „Ich haßte die Versammlungen der Bösen, die Unschuldigen und Rechtschaffenen aber hingen mir an;“ befolgest du dieses, so rettest du dich selbst und die, welche dich hören. Wir setzen keinen ge-

ringen Werth darauf, daß du gerecht lebest, damit das Wort des Propheten sich erfülle: „Wie der Vorsteher der Stadt, so werden die Bewohner der Stadt sein.“ Maximus unterstützte das Concil in seinen Verordnungen, war die Seele desselben und unterschrieb mit den Worten: „Maximus, Bischof der Stadt Genf.“ Im Jahre darauf (517) finden wir ihn in der Versammlung zu Epaon und im gleichen Jahr zu Lyon, wo sich das Concil mit der Untersuchung über einen Blutschänder, Namens Stephan, beschäftigte und in eine schwierige Stellung dem König gegenüber gerieth, der diesem Stephan besonders wohl wollte; allein unserm heiligen Verfechter war an der Ehre Gottes mehr gelegen, als an Menschengunst. Auch er unterzeichnete mit den übrigen Bischöfen die gefaßten Beschlüsse. Wann dieser heilige Prälat gestorben, ist nicht entschieden, 529 lebte er noch. Ein alter Codex von St. Moritz nennt ihn: „Omni sanctitate et puritate plenus cunctæque industriæ strenuitate conspicuus.“ Fast alle Verzeichnisse geben ihm den Namen eines Heiligen; im jetzigen Brevier von Lausanne-Genf wird seiner nicht erwähnt (Cf. von Mülinen, Helv. S.; Spon, Histoire de Genève, T. I.; Hefele, Conciliengeschichte, Bd. II.; Gelpke, Kirchengeschichte der Schweiz, Bd. I., S. 44—45.)

Maximus, Bischof von Windisch und Constanz. Es ist nicht zu bezweifeln, daß schon in den ersten Jahrhunderten das Christenthum theils durch Sendboten, theils durch römische Soldaten in Windisch Eingang gefunden, allein die neuere Kritik, will diese Behauptung nicht gelten lassen. Herr Gelpke sagt: „Wir wissen nur, daß das Christenthum auch hieher verpflanzt wurde; wann und durch wen, ist uns gänzlich unbekannt. Die Sage spricht vom heiligen Beatus; sie that es, weil man von den eigentlichen historischen Vorgängen nichts wußte; sie that es irrthümlich .... Es ist uns nichts, gar nichts in Bezug auf die Einführung des Christenthums in dieser Stadt unter der Römerherrschaft bekannt; nur das ist sicher, daß, wenn irgendwo, auch hier die Legionssoldaten die Apostel desselben wurden.“ Erst zur Zeit der Burgunderherrschaft will der Genannte Spuren über das hier schon gegründete Christenthum finden. Mit der spätern Einführung desselben, verwirft er auch die frühere Reihenfolge der Bischöfe von Windisch, und stellt damit auch die alten Chroniken in Frage. Die heiligen Paternus

und Laudo, welche die ältesten Cataloge von Constanz als Bischöfe von Windisch bezeichnen, sagt er, sind aus den Verzeichnissen zu streichen, indem sie nicht dem schweizerischen Constanz, sondern jenem in der Normandie angehörten. — Nun, das Bisthum Windisch ist einmal eine geschichtliche Thatsache; durch wen es gegründet worden, darüber geben uns die neueren Forscher keinen Aufschluß; man geht also weit sicherer, wenn man den frühern Chronisten folgt, die den zuverläßigen Quellen näher gestanden, als wir. Herr von Mülinen gibt als bekannte Bischöfe von Windisch an den Bubulcus und Grammatius; Ersterer unterschrieb 517 das Concil von Epaon mit den Worten: „Bubulcus im Namen Jesu Bischof von Windisch." [1]) Letzterer unterzeichnete das Concil von Auvergne (535), und das vierte und fünfte von Orleans (541 und 549). Diesen folgt unser Maximus, der jedoch nur theilweise den Bischöfen von Windisch angehört. Er bestieg 552 den bischöflichen Stuhl von Windisch, verlegte aber bald seinen Sitz aus wichtigen Gründen nach Constanz. Nach Angaben (Enchiridion Helv. Constant. Episc.) von Constanz war er acht Jahre Bischof von Windisch und die Uebersetzung des bischöflichen Sitzes geschah, wie Herr von Mülinen in seiner Helv. S. angibt, zwischen den Jahren 553 und 561. Maximus war ein vortrefflicher, seeleneifriger und frommer Prälat, und hatte vieles von den, noch dem Heidenthume ergebenen Bewohnern Deutschlands und der Schweiz zu leiden, als er noch in Windisch war; denn Bucelin sagt: „Unser Bischof, der sel. Maximus, annoch in Windisch wohnend, leuchtete durch die glänzendsten Tugenden hervor; er hat sich um die ganze Provinz rühmlichst verdient gemacht und Manches wegen des Glaubens gelitten, da noch ein großer Theil Deutschlands und Helvetiens vom Wahne des Götzendienstes befangen war." [2]) Der nämliche Gewährsmann versichert, in Constanz habe Maximus bessere und ruhigere Zeiten verlebt. Sein Todesjahr ist ungewiß. Einige

---

[1]) „Bubulcus in Christi nomine episcopus civitatis Vindonissæ."

[2]) „Claret maximis vitæ meritis Beatus Maximus Episcopus noster, Vindonissæ etiamnum residens, de tota provincia amplissime meritus, multa fidei causa perpessus, cum plurimi etiamnum, in Alemanniæ maxime et Helvetiæ partibus, idololatriæ pervicacia laborarent."

zählen ihn den Heiligen, Andere den Seligen bei; eine öffentliche kirchliche Verehrung ist ihm jedoch nie zu Theil geworden.

Mechtilde. Mehrere gottselige Nonnen sind unter diesem Namen aus dem Kloster St. Catharinenthal bekannt.

1) **Mechtilde von Eschenz** lebte zur Zeit der vom Himmel erleuchteten Adelheid Ludwig, welcher einst der heilige Bischof Martin von Tours in ihrer Krankheit die Kommunion gereicht hatte. Die Priorin befahl eines Tages der Schwester Mechtilde, sie solle die Anhörung der heiligen Messe unterbrechen und sich sogleich in die Küche begeben. Sie gehorchte ohne Widerrede, und Gott belohnte ihren Gehorsam; denn die eben genannte Adelheid sah sie darauf von einem himmlischen Lichte umstrahlt.

2) **Mechtilde von Lobegg** flammte vor Liebe zu ihrem göttlichen Erlöser, der ihre Liebe erwiderte, indem er ihr einst mit seinen fünf Wunden erschien. Bis an ihr Ende lebte sie mit dem gekreuzigten Erlöser in inniger Verbindung.

3) **Mechtilde von Howenegg** stammte aus edlem Geblüte, und war längere Zeit Priorin des Gotteshauses. Sie war oft niedergeschlagen und hatte viele Trübsale zu bestehen, die ihr viele Unannehmlichkeiten bereiteten. Da sprach eine Stimme zu ihr: „Dienerin Gottes, trage deine Leiden, aber vereinige sie mit jenen unseres Herrn." Durch jene Stimme begeistert, stritt sie männiglich bis zu ihrem seligen Ende.

4) **Mechtilde von Wangen,** eine von Gott erleuchtete Person; sie schrieb die Leidensgeschichte Jesu lateinisch nach den vier Evangelisten, ohne je vorher schreiben gelernt zu haben. Von diesem Wunder reden Murer und Sailer. Längere Zeit beunruhigte sie der Gedanke, ihr Gebet sei ohne Kraft und Wirkung, und sie solle dieß unterlassen; allein Maria, die Mutter der Erbarmungen, belehrte sie eines Bessern. Sie hatte eine andere Anfechtung ganz eigener Art zu bestehen: sie faßte auf einmal den Entschluß, das Kloster zu verlassen und als Waldschwester zu leben, um da besser Gott dienen zu können. Es ward ihr aber geoffenbart, der heilige Benedikt ziehe das gemeinschaftliche dem Einsiedlerleben vor. Bucelin setzt sie in das Jahr 1391, aber van der Meer bemerkt, im Register komme sie schon früher vor, und werde bald Mathilde bald wieder Mechtilde genannt.

5) **Mechtilde Huser,** eine außerordentliche Freundin der lieben Abgestorbenen, für die sie täglich die üblichen Todten-

gebete (officium defunctorum) verrichtete. Selbst in ihrer Krankheit redete sie kein Wort, welches nicht Beziehung auf die leidenden Seelen hatte. Den Tod einer Mitschwester zeigte sie jederzeit vorher an, ohne sie mit Namen zu nennen.

6) Mechtilde von Dorlikon. Die Handschrift meldet von zwei Klosterfrauen dieses Namens, die zur nämlichen Zeit im Kloster St. Catharinenthal lebten. Von der Erstern erzählt dieselbe, daß ihr bei ihrer langwierigen Krankheit die selige Mechtilde Ritter vom Himmel zur Pflegerin gegeben worden sei; von der Letztern berichtet es über einige Erscheinungen des göttlichen Kindes. Einst sagte es ihr: Gott pflücke aus seinem Garten die schönsten Blumen; bald darauf starben einige Mitschwestern, welche man für die gottseligsten hielt. (P. Mauriz Van der Meer, Geschichte des Gotteshauses St. Catharinenthal, aus Urkunden und Originalschriften, Manusc. in Folio.)

Mechtilde von Stanz, Klosterfrau in Töß. Diese Gottesfreundin kam sehr jung in das Gotteshaus, hatte ein lebhaftes, fröhliches und aufgeräumtes Gemüth und übergab sich ungetheilt in die Hände ihres Schöpfers, mit dem sie von nun an ihre Freuden theilen wollte. Alle Freitage des ganzen Jahres, an den Tagen, an welchen sie die heiligen Sakramente empfing und die Advents- und Fastenzeit hindurch beobachtete sie strenges Stillschweigen. Mechtilde gehorsamte auch in den kleinsten Dingen und war ein wahres Muster der Geduld und der Andacht, der Abtödtung und der feurigsten Liebe zu ihrem Erlöser. Ein ganzes Jahr und dreizehn Wochen lag sie krank; weder sie selbst noch Andere erkannten die Ursache ihrer Krankheit. Endlich kam ein erfahrner Arzt zu ihr, der nach genauer Untersuchung die Erklärung abgab, sie sei nicht krank, sondern ihre brennende Gottesliebe lähme ihre physischen Kräfte. Einst kam der P. Provinzial Wolfram nach Töß und befahl der Schwester Mechtilde kraft des Gehorsames, daß sie diesen allzugroßen Eifer ein wenig mildere; sie gehorchte, fiel aber gleich in eine tödtliche Krankheit, von der sie sich jedoch bald erholte. Mit ihrem heiligen Schutzengel lebte sie in so zärtlicher Verbindung, daß dieser sie in der Nacht zum Gebete aufweckte. Sie starb, wie sie gelebt hatte, eines seligen Todes, und die Manuscripte ihres Klosters melden, Gott habe sie nach ihrem Tode durch Wunder verherrlicht. Bucelin gedenkt ihrer um das Jahr 1396.

Meinrad, der heilige, erster Bewohner von Einsiedeln, Martyrer. In Schwaben lebte in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts Graf Berchtold mit seiner Gemahlin, welche den Glanz ihres Standes nicht sowohl durch den Reichthum ihrer Einkünfte, als durch den Adel einer ausgezeichneten Frömmigkeit erhöhten. Diesem glücklichen Ehebund entsproß Meinrad vermuthlich gegen das Ende des achten Jahrhunderts. Von den ersten Lebensjahren, die der Knabe im elterlichen Hause zubrachte, hat die Geschichte nichts Zuverlässiges aufbewahrt. Die erleuchtete Tugend seiner Eltern berechtigt aber zu dem Glauben, daß sie ihr Kind frühzeitig für alles Gute empfänglich gemacht. Nachdem Meinrad dann im Alter vorgerückt war, brachte ihn sein Vater auf die Insel Reichenau, um ihm in der dortigen Klosterschule einen gründlichen Unterricht in den verschiedenen Zweigen menschlichen Wissens geben zu lassen. Daselbst legte er seine Studien unter der Aufsicht Erlebald's zurück, gewann den Aufenthalt so lieb, daß er die priesterliche Weihe empfing und später durch die Ablegung der Gelübde sich mit dem Orden verband. Er übergab sich ganz den Händen Erlebald's, der, als Hatto I. Bischof von Basel geworden, zur Abtswürde befördert wurde. Von nun an zielte Meinrad's ganzes Thun und Lassen dahin, dem Ordensstande Alles zu werden, was er von seinen Gliedern in jeder Beziehung fordert. Vor Allem trachtete der junge Mönch seinem Eigenwillen zu entsagen, und übte sich durch stete Selbstverläugnung in der Demuth. Damit verband er eifriges Gebet, erwarb sich allmählig jene Seelenstärke, die wir an den Heiligen so sehr bewundern; und jene Gnade, die das Sündliche am Menschen mehr und mehr austilgt, und das Ebenbild Gottes in unvergleichlicher Schönheit an ihm erneuert. — Bald wurde ihm das Lehramt übertragen, in welcher Stellung er unter seinen Mitlehrern sowohl, als unter seinen Schülern großen Nutzen stiftete. Während der eifrige Ordensmann innerhalb dem Raume des Klosters auf vielfältige Art für das Gute wirkte, fand Erlebald Gelegenheit, ihm noch einen weitern Kreis des Wirkens anzuweisen. Zu Bollingen am obern Zürichsee bestund zu dieser Zeit ein kleines, der Reichenau zugehöriges Kloster, Zelle genannt, in welcher zwölf Religiosen wohnten und eine Schule unterhielten. Diese baten den Abt, daß er ihnen einen Mitbruder schicke, um der Lehr-

anstalt vorzustehen. Der umsichtige Obere schickte ihnen Meinrad, der hiemit veranlaßt wurde[1], den reichen Schatz seiner Kenntnisse für die Bildung der heranwachsenden Jugend einer weiten Umgegend zu verwenden. Wie in der Reichenauer-Schule, erkannte er die Bedeutsamkeit seiner neuen Stelle zu Bollingen, und begann deßwegen die ihm gewordene Aufgabe mit jener Thätigkeit, die aus der Religion entspringt, zu lösen. Seinen Eifer für die Verbreitung religiöser Kenntnisse und die Belebung des Glaubens krönten die schönsten Erfolge. Nicht nur hingen an ihm die Zöglinge mit vertrauungsvoller Liebe, sondern es kamen zu ihm Leute jeden Alters aus der ganzen Umgegend, um ihn hören und seine Mahnungen vernehmen zu können. — Dieses unbegrenzte Zutrauen fesselte aber den Mann Gottes nicht, vielmehr reifte in seiner Seele mehr und mehr der Gedanke, die Welt gänzlich zu verlassen, und seinem ewigen Schöpfer in tiefster Zurückgezogenheit zu dienen. Die Art und Weise, wie Meinrad sich einen einsamen Ort aufsuchte, und endlich den geeigneten fand, wird von seinen Lebensbeschreibern verschieden angegeben. Der älteste Biograph sagt: „daß er eines Tages mit einigen Schülern über den Zürichsee fuhr und sich in die Wildniß begab, die sich an das Ufer eben dieses See's erstreckt." Aus diesen Worten haben spätere Annalisten geschlossen, und dieses ist jetzt auch die allgemeine Ansicht, daß Meinrad von Bollingen aus an das nordwestlich gegenüberliegende Ufer, wo gegenwärtig Altendorf sich ausbreitet, gefahren, und von da den Etzel hinangestiegen sei. Während die Zöglinge Meinrads dann am Flüßchen Sihl sich mit dem Fischfange beschäftigten, durchwandelte er ganz allein die Wüste, um eine passende Stätte für eine Einsiedelei, wornach er ein brennendes Verlangen hatte, auszumitteln. Als dieses geschehen, sagte er Gott Lob und Dank, kam wieder zu seinen Gefährten, die unterdessen eine große Anzahl Fische gefangen hatten, und trat mit ihnen den Rückweg an. Beim Herabsteigen vom Etzel gelangten sie zu einem Meierhofe, das jetzige, schon genannte Altendorf. Hier kehrten sie bei einer reichen Wittwe ein, und nahmen bei ihr eine stärkende Erfrischung. Während des Essens bemerkte Meinrad an seiner Wirthin eine ebenso große Gottesfurcht als eine liebreiche Dienstfertigkeit gegen die Gäste. Er offenbarte ihr heimlich seine Absicht, auf dem Etzelberge ein Klaus-

nerleben führen zu wollen und fragte, ob sie aus Liebe Gottes nicht bereit wäre, ihm den nöthigen Unterhalt zukommen zu lassen. Gerne versprach es ihm die edle Frau. Nun kehrte Meinrad mit seinen Schülern nach Bollingen zurück, bereitete sich durch Beten und Fasten auf seinen neuen Beruf vor, ging noch einmal zu der genannten Person, welche die frühere Zusicherung, ihn zu unterstützen, eröffnete, und wiederholte dann dem Abt Erlebald sein Vorhaben, welcher, obgleich über den Verlust eines so ausgezeichneten Mitgliedes seines Gotteshauses tief betrübt, ihm die Erlaubniß, sich in die Einsamkeit begeben zu dürfen, ertheilte. Unter Segenswünschen verließ er Bollingen, wo er ungefähr drei Jahre zugebracht hatte, und zog auf den Etzel im Jahre 832. Auf dem einsamen Berge errichtete der fromme Klausner aus zusammengetragenem Holze eine Hütte, aber bald ließ ihm seine Wohlthäterin eine Zelle und eine Kapelle erbauen. In dieser brachte nun Meinrad täglich das unblutige Opfer dar, und diente Gott aus ganzem Herzen. Die Leute vermißten bald zu Bollingen ihren innig geliebten Lehrer und Rathgeber; sie suchten ihn auf, sein neuer Aufenthaltsort wurde entdeckt und unter dem Volke bekannt. Da begannen wieder die frommen Besuche, die in ihm allmählig den Entschluß erweckten, den jetzigen Aufenthalt wieder zu ändern und einen noch weniger zugänglichen zu suchen. — Während er sich mit solchen Gedanken beschäftigte, kamen seine alten Mitbrüder von Bollingen zu ihm auf Besuch; er stieg mit ihnen, wie früher mit seinen Zöglingen, zur Sihl hinunter, wo sie sich gleichfalls mit dem Fischfange unterhielten. Er benutzte diesen Anlaß, um das Dickicht des weiten Waldes nochmals spähend und prüfend durchzuwandeln. Da kam er auf eine Ebene, an deren südlichen Seite ein Hügel im Halbkreise sich ausdehnte, und in dessen Nähe eine Quelle ihr silberreines Wasser aus der Erde hervorsprudelte. Darauf kehrte er auf den Etzel zurück, entließ seine Brüder, begab sich zu seiner Wohlthäterin in Altendorf, und nahm von ihr Abschied auf immer. Nun nahm der Diener Gottes auch von seiner lieben Klausnerei auf dem Etzel Abschied, und zog in das Innere des finstern Waldes (838) auf die eben bezeichnete Stätte, welches dieselbe ist, über welche sich jetzt das seit Gründung des Stiftes Einsiedeln (von Anfang silva tenebrosa, finstere Wald, dann nach Meinrads Tode cella

Meginradi, später locus Heremitarum, französisch Notre-Dame-des-Hermites, italienisch Madonna di Valdo genannt) siebente Klostergebäude majestätisch erhebt. Wieder unterstützt von frommen Gönnern, errichtete der heilige Meinrad hier eine geräumige Klause (2700 F. ü. d. M.) mitten unter düstern Tannen, sammt einem Altare, auf welchem er das heilige Meßopfer darbrachte. Nach etwa fünfzehn oder zwanzig Jahren ließ ihm Hildegarde, Aebtissin des Frauenmünsters in Zürich, jene ewig denkwürdige Kapelle erbauen, die sich bis auf das Jahr 1798 erhalten hat, und schenkte ihm ein schönes, andachterweckendes Muttergottesbild, welches er im Heiligthume über dem Altar aufstellte, und welches ihn fortan täglich lebhaft und mit innigster Rührung an Diejenige erinnerte, die als hochgebenedeite Mutter Jesu, des Christen erhabenstes Vorbild und mächtigste Fürbitterin zugleich ist. In eben dieser Ueberzeugung und mit diesen Gefühlen haben seither so viele tausend Pilger auf der nämlichen Stätte ihre Hände vertrauensvoll gefaltet. — In der neuen Einöde dachte der fromme Einsiedler an nichts mehr als an das Eine höchste Ziel, an die Heiligung seiner Selbst; er betete, fastete und brachte einen großen Theil der Nacht im Wachen und Betrachten zu. Der Welt ganz abgestorben, beschäftigte er sich nur mit Gott und seinem Heile. Allein in Allen, die ihn gekannt oder von ihm gehört hatten, erwachte ein noch größeres Verlangen als vorhin, aus seinem Munde Worte des Trostes, des Rathes und der Belehrung zu empfangen. Der beschwerliche, rauhe und unsichere Weg zu seiner weitentlegenen Zelle konnte sie nicht abhalten; und so geschah es, daß das Licht, welches eine Zeitlang unter dem Scheffel verborgen lag, wieder hervorgebracht und auf den Leuchter gestellt wurde. Hiemit sah sich der hocherleuchtete Diener des Herrn neuerdings veranlaßt, auf dem Wege mündlichen Unterrichtes die religiöse Bildung und Gesittung seiner Zeit zu befördern. — Ein so himmlisches, Gott verherrlichendes Leben erweckte den Ingrimm der Hölle; aber er besiegte sie bei jedem Anlasse siegreich, und trieb den Fürst derselben durch Gebet, Fasten und Wachen in die Flucht. — Vierundzwanzig Jahre waren unter einem so musterhaften Leben und segensvollen Wirken vorübergegangen. Meinrad hatte als Christ den rauhen Tugendpfad gewandelt, als Mönch das Kreuz der Selbstverläugnung getragen, und als Priester unzählige Seelen

dem Herrn zugeführt. Es mangelte ihm noch die Palme des Marterthums, auch diese sollte ihm werden. Das Zuströmen und die Verehrung der Gläubigen zu dem Diener Gottes hatte in den Herzen zweier Bösewichte, Namens Richard und Peter, den Wahn erregt, es möchten Jene, die Meinrad besuchten, köstliche Schätze zurückgelassen haben. Aber was besaß denn der Gottesmann? Die Geräthschaften, welche er mit sich auf den Etzel nahm, bestunden außer seinen Büchern, unter denen die Ordensregel des heiligen Benedikt, die Werke Cassians, ein Meßbuch und eine Homiliensammlung ausdrücklich genannt werden, nur noch in den nöthigen kirchlichen Kleidungen, in dem Zubehör zum täglichen Meßopfer und wenigen andern unerläßlichen Gegenständen. Was mildthätige Hände dem Klausner im finstern Wald zukommen ließen, das theilte er, was er von seinem spärlichen Gebrauche erübrigte, unter die Armen. Aber die genannten Raubmörder machten sich nun einmal Hoffnung auf reichliche Beute, und kamen zu Endingen am jenseitigen Ufer des Zürichsee's, gegenüber vom jetzigen Hurden, zusammen. Im ersten Monate des Jahres 861 machten sie sich eines Morgens in aller Frühe auf den Weg, und kamen nach langem Umherirren zu der friedlichen Wohnung des Dieners Gottes, dem bereits geoffenbart worden, daß zwei Bösewichte kommen und ihn ermorden werden. Deßwegen hatte er in der Messe dieses Tages die heilige Kommunion als Wegzehrung auf seinen bevorstehenden Tod empfangen. Von Oben gestärkt, ging Meinrad seinen Mördern entgegen, grüßte sie herzlich, hieß sie eintreten, reichte ihnen seine Kleidungsstücke und stellte ihnen Brod und Wein auf. Dann sprach er: „Wenn ihr Dasjenige werdet verübt haben, wozu ihr gekommen seid, dürfet ihr Alles nehmen, was ihr vorfindet; denn ich weiß, daß ihr hieher gekommen seid, um mich zu ermorden. Nur um Eines bitte ich euch, wann ich durch euere Hände werde gestorben sein, dann stellet von diesen Kerzen, die ihr hier sehet, eine zu meinem Haupte, und die andere zu meinen Füßen und zündet sie an. Alsdann ergreifet die Flucht, auf daß ihr nicht der strafenden Gerechtigkeit überliefert werdet." Nun erschlugen die treulosen Männer den Heiligen, und sogleich verbreitete sich ein angenehmer Wohlgeruch durch die Einsiedelei. Dieser leidensvolle Hinscheid Meinrads erfolgte am 21. Jänner 861, am Feste der heiligen Jungfrau und Märtyrin Agnes.

Nachdem der heilige Blutzeuge verschieden war, zogen ihm die Mörder das Kleid aus, welches er am Leibe trug, und legten den Leichnam auf das Bett, auf welchem der Mann Gottes zu ruhen gewohnt war. Dann nahmen sie die zwei Kerzen, und stellten die eine zu seinem Haupte, und mit der andern eilten sie in die Kapelle, wo immerwährend ein Licht brannte, um sie da anzuzünden. Als sie aber von der Kapelle weg wieder vor den Leichnam traten, sahen sie die Kerze, die sie unangezündet hingestellt hatten, in hellem Lichte brennen. Von Schrecken ergriffen, nahmen sie die Flucht, ohne etwas mitzunehmen. Die Strafe Gottes folgte ihnen auf dem Fuße nach. Meinrad hatte zwei Raben erzogen, die täglich aus seinen Händen ihre ordentliche Nahrung erhielten. Diese verfolgten die Mörder, erfüllten den Wald mit einem durchdringenden Krächzen, stürzten bald auf ihre Köpfe nieder und erhoben sich wieder in heftigem Fluge. Zu Wollerau, wo die Flüchtlinge vorbeirannten, war ein Zimmermann, dem der heilige Meinrad einst eines seiner Kinder aus der Taufe gehoben hatte. Dieser schloß aus der unordentlichen Flucht der zwei Männer und aus dem Jammergeschrei der sie verfolgenden Raben, die er kannte, es müsse im finstern Wald irgend ein Unglück geschehen sein. Eilends ging er dahin, um zu sehen, wie es mit seinem Gevattermanne stehe, indessen sein Bruder den Mördern nachlief. Da fand er zu seinem großen Leidwesen den Gottesmann ermordet auf dem Bette liegen. Der wackere Bruder des Zimmermanns war mittlerweile den Mördern bis in die Stadt Zürich nachgelaufen, wo sie in ein Wirthshaus eingekehrt waren, und fortwährend von den Raben verfolgt wurden. Sie wurden ergriffen, und bekannten ihre ruchlose That. Die Richter und das sämmtliche Volk verlangten vom Grafen Adalbert, daß er über die Mörder des allverehrten Mannes die verdiente Strafe verhänge, was er auch that. Sie wurden lebendig verbrannt, und ihre Asche in die Limmat geworfen. — Bald war die Kunde von dem blutigen Tode Meinrads auch in die Reichenau gedrungen. Der Abt Walther begab sich mit mehreren Conventualen selbst in den finstern Wald, um die ehrwürdige leibliche Hülle ihres Mitbruders in das Mutterkloster abzuführen. Nachdem man mit der Leiche auf den Etzel gekommen war, konnte sie ungeachtet aller Anstrengung nicht weiter fortbewegt werden. Da beschloß man, dieselbe zu

öffnen, um das Herz herauszunehmen und es auf der Stätte, welche Meinrad so sehr geliebt und bis in's siebente Jahr bewohnt hatte, zu begraben. Nachdem dieß geschehen, konnte der Sarg ohne Mühe an seinen Bestimmungsort abgeführt werden. In der Reichenau wurden die irdischen Ueberreste des selig Vollendeten von allen Mitgliedern des Gotteshauses empfangen und feierlich bestattet. In Folge mehrerer Wunderzeichen, durch welche der Himmel die glorwürdigen Verdienste Meinrads offenbarte, wurde er später um das Jahr 1039 vom Papst Benedikt IX. in die Zahl der Heiligen versetzt, und in gleichem Jahre, am 6. Weinmonat, wurden seine Reliquien aus der Reichenau nach Einsiedeln zurückgetragen. Die Abtei Einsiedeln feiert sein Fest jährlich am 21. Jänner; er ist Patron des Bezirkes Einsiedeln, und dieser Tag mithin für denselben ein gebotener Feiertag. Auch begehen die Diöcesen Chur, Basel und Lausanne-Genf sein Andenken, jedoch nicht am gleichen Tage. Meinrad wird in seinem Eremitengewande mit zwei Raben abgebildet. (Vgl. P. Justus Landolt, Ursprung und erste Gestaltung des Stiftes Maria-Einsiedeln, P. Joseph Tschudi, Einsiedlische Chronik, oder Geschichte des Stiftes und der Wallfahrt zu Maria-Einsiedeln; P. Gall Morel, die heilige Wüste; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Art. Einsiedeln, Surius, Hermann Contractus, Tritheim, Baronius, Canisius u. a. m.)

Merbod, der selige, Benediktiner von Mehrerau, Martyrer. Der dreijährige Aufenthalt des heiligen Columban (s. d. A.) zu Bregenz mit Gallus, Eustasius, Sigisbert, Babolen u. a. m., brachte Segen über diese Gegend; ihre Zellen verwandelten sich später in eine schöne Benediktinerabtei, welche den Namen Mehrerau (Augia major vel Brigantina) erhielt. In diesen geweihten Mauern suchten viele Jünglinge ihr Heil, und legten sich darin nach einem gottseligen Leben zur Ruhe. Selbst Personen höheren Standes, wie Merbod, begaben sich in dieses Gotteshaus. Was wir von ihm wissen, hat 1640 der Jesuit Daniel Feldner (gestorben am 21. Hornung 1641 zu Constanz in frommem Rufe) an Bolland berichtet; ferners schickte 1731 der ehrwürdige Pater Apronian Huber, Prior des Klosters von Mehrerau an die Bollandisten Notizen. Diesen Angaben zufolge stammte Merbod von den Grafen von Bregenz ab, und lebte im Anfange des zwölften Jahrhunderts. Nach höhe-

rer Vollkommenheit strebend, ließ er sich als Mönch in das Kloster Mehrerau (Bisthum Constanz) aufnehmen, und leuchtete daselbst allen seinen Ordensgenossen durch einen seltenen Geist der Frömmigkeit und Abtödtung voran. Der für sein eigenes Heil eifrigst besorgte Mann Gottes war nicht minder für das Wohl und Heil Anderer thätig. Er erbat sich und erhielt von seinem Abte die Erlaubniß, sich in den Bregenzerwald begeben und den noch rohen Bewohnern die evangelischen Heilswahrheiten predigen zu dürfen. Er zog nach Alberschwende (ein bedeutendes Pfarrdorf im äußern Bregenzerwalde), widmete sich da mit großem Segen eine Zeitlang der Seelsorge und machte auch das Land urbar, während sein Bruder Diedo zu Andelsbuch und seine Schwester Hitta zu Schwarzenberg in derselben Gegend als glänzende Gestirne der Gottseligkeit leuchteten. Diedo und Hitta starben im Rufe der Heiligkeit, und fanden an dem Orte, wo sie lebten, ihre Ruhestätte. Um des Guten noch mehr zu wirken, wandte sich Merbod an Rudolph, Ulrich's Sohn, Grafen von Bregenz und Rhätien, und bat ihn er möchte ihm dieGegend überlassen. Der hochherzige Graf willigte in das Ansuchen ein, und trat ihm den Wald sammt den dazu gehörigen Rechten ab. Merbod arbeitete nun als Pfarrer mit thätiger Liebe in seinem Wirkungskreise, reutete mit gutem Erfolge das Unkraut des Lasters aus, und führte dem lieben Gott viele Seelen zu. Allein der Widersacher, der überall und allzeit auch seine Anhänger hat, streute auch in sein geistiges Feld den Saamen des Unkrautes. Einige Bösewichte, vermuthlich durch den muthvollen Eifer und die ernsten Predigten des Heiligen aufgereizt, geriethen auf einen mörderischen Anschlag, und befleckten ihre Hände mit dem Blute des Gesalbten Gottes, ihres Wohlthäters, um das Jahr 1120, am 23. März. Er wurde von den Pfarrgenossen zu Alberschwende bestattet. Der apostolische Stuhl hat ihn nicht unter die Seligen aufgenommen, und nur das Martyrologium von Chastelain macht von ihm Meldung mit den Worten: „In Diœcesi Constantiensi ad Rhenum S. Marbedonis monachi, per sceleratos occisi.“ — Da aber auf seinem Grabe viele Wunder erfolgten, ward Merbod's (wird auch Marbedo, Marbett oder Merbett geschrieben) Grabstätte, ein berühmter, von Pilgern aus der Schweiz und dem übrigen Deutschland häufig besuchter Wallfahrtsort, und die Al-

berschwender verehrten ihn immer wie einen Heiligen. Seine Gebeine ruhen jetzt in der Merbodskapelle neben der Pfarrkirche, in Mitte derselben auf einem erhöhten Grabe, vermuthlich an der gleichen Stelle, wo die Mörder den Seligen gemeuchelt hatten. Auf der rechten Seite des Grabes hängt an der Mauer eine Tafel, mit folgender Aufschrift: „In diesem Grabe ruht der glorreiche Leib des heiligen Martyrers Merbod, des Mönchen, aus dem Kloster Mehrerau, der um das Jahr Christi 1120 hier in Alberschwende Pfarrer war, und der heute noch durch Gott den Herrn mit vielen Wundern leuchtet: „1) Die Blinden sehen; 2) Gefangene werden bei den Türken losgekauft; 3) die Lahmen gehen; 4) einer Wittwe bleibt ihr Haferacker durch die Fürbitte des heiligen Merbod vom Hagel verschont; 5) Beim Tode eines Schusters, der den heiligen Merbod zärtlich verehrte, fangen alle Glocken von selbst zu läuten an; 6) die Gichtbrüchigen werden beim Anrühren seines Stockes geheilt; 7) Kopfschmerzen werden durch Auflegung der Erde von dem Grabe des heiligen Merbod gestillt; 8) Getreide und Vieh werden von den schwersten Krankheiten befreit." (Bolland. Tom. III. Septembr. p. 888—890.) Noch jetzt wird das Grab des seligen Merbod von Hülfsbedürftigen besucht, und der liebe Gott wirkt annoch auf dessen Fürbitte außerordentliche Dinge.

Michael Angelus Meyer, Capuciner in Schwyz. Unter den durch Tugend und Wunder ausgezeichneten Männern des schweizerischen Capucinerordens verdient P. Michael Angelus Meyer aus Baden eine vorzügliche Stelle. In der heiligen Taufe hatte er den Namen Theodorich erhalten, und zeigte schon von Kindheit an Spuren der Frömmigkeit. Seine rechtschaffenen Eltern thaten Alles für seine religiöse Erziehung, sie streuten guten Samen in das junge Herz, welcher unter ihrer sorgsamen Pflege sich zu der schönsten Blüthe entfaltete und die herrlichsten Knospen trieb. Schon als Knabe zeigte er einen sittlichen Ernst und eine Beständigkeit in seinem ganzen Betragen, die auf seine künftige Größe schließen ließ. Den Kinderspielen abhold, erkannte er frühzeitig, daß der Geist Gottes nicht in der Zerstreuung wehe; deßwegen floh er den Umgang mit seinen Altersgenossen, und war um so eifriger im Gebete und in der stillen geräuschlosen Verrichtung seiner Religionsübungen. Er fand besonders in dem häufigen Empfange des heiligen Altarssakramentes seine

Seelenwonne, und schöpfte aus dieser Quelle des ewigen Lebens die Kraft und den Muth, nach dem Beispiele des evangelischen Jünglings Alles zu verlassen und Christo nachzufolgen. Nachdem er das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte, trat er am 19. Weinmonat 1593 zu Altdorf in's Noviziat unter dem Namen Michael Angelus, erhielt den frommen und vielerfahrnen P. Anton von Bellenz zum geistlichen Führer, und legte im Jahre darauf die Ordensgelübde ab. Mit außerordentlichem Fleiß verlegte er sich dann auf die Studien, besonders auf die Wissenschaft der Heiligen. Beim Eintritte in den Orden hatte er mehrere Kämpfe von Seite der Hölle zu bestehen, Versuchungen mancher Art bestürmten ihn; aber wie mehr er sich auf das geistige Leben verlegte, um so kräftiger wurde er. In kurzer Zeit erblickte man an ihm das Muster eines vollkommenen Ordensmannes, er zog Aller Augen, ohne es zu wollen, auf sich. Noch mehr stieg seine Andachtsglut, als er, zum Priester geweiht, das hochheilige Meßopfer verrichtete. Das Volk sah zuweilen sein Angesicht in himmlischer Klarheit erglänzen und mit lieblicher Röthe überzogen. Nachdem ihm das Predigtamt übertragen war, zog er mit Erlaubniß seiner Obern durch Städte und Dörfer, unterließ selten einen Tag dem Volke zu predigen, belehrte die Unwissenden, ermahnte die Sünder zur Buße, entflammte die Lauen und bestärkte die Guten in ihren Vorsätzen. Er hatte eine starke und angenehme Stimme; besaß die seltene Gabe, klar und vertraut zu sprechen, die Gemüther der Zuhörer einzunehmen und durch schöne, jedoch nicht gesuchte Bilder, Gleichnisse und Beispiele aus dem Leben der Heiligen, die Predigt erbaulich und unterhaltend zu machen, nach dem Beispiele des heiligen Franz von Sales, der zur nämlichen Zeit auf ähnliche Art Außerordentliches wirkte. Von allen Seiten strömte man herzu, um seine Vorträge zu hören, die reichlichen Nutzen in allen Ständen hervorbrachten. — Zur göttlichen Mutter hatte er eine zärtliche Andacht und sprach wiederholt: „Ich habe Jene, die mich geboren, verlassen, und habe eine weit bessere gefunden, die ich zärtlich liebe und von der ich noch zärtlicher geliebt werde. Zu ihrer Ehre fastete er alle Samstage, und am Vorabend ihrer Festtage mit Wasser und Brod; täglich verehrte er sie mit dem schönen Gebete: „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, daß es nie erhört worden, daß einer, der seine Zuflucht zu dir

nahm, verlassen wurde u. s. w.“ In allen Predigten flocht er etwas zu ihrer Ehre ein, um die Zuhörer gleichfalls zur Verehrung Mariens zu begeistern. — Einen so ausgezeichneten Mann, wie Michael Angelus war, beförderten die Provinzobern zu den höhern Stellen des Ordens. In den Jahren 1605—1609 war er Quardian in den Klöstern Frauenfeld, Ensisheim, Feldkirch und Zug, und übernahm dann zu Ensisheim die Stelle eines Novizenmeisters, welches Amt er mit heiligem Eifer versah; er war der Mann, der die jungen Ordensglieder geistig zu kräftigen und zu Religiosen im vollen Sinne des Wortes heranzubilden verstund. Mit dieser Stelle versah er zugleich den Krankendienst mit hingebender Liebe; er durchlief die Siechenhäuser, brachte leiblichen und geistigen Trost den Leidenden und erflehte ihnen zuweilen von Gott plötzliche Genesung. Der Ruf seiner Heiligkeit und Menschenliebe drang bis nach Schwyz, und auf Ansuchen der Regierung wurde er dahin versetzt. Als er eines Tages in Art predigte, vernahm eine kranke Frau, die seit zwei Jahren an einem Fußübel leidend im Bette lag, seine Anwesenheit, und sie verlangte ihn auf Besuch. Nach der Predigt verfügte er sich zu ihr. Sie bat ihn flehend, er möchte sie segnen und über sie beten, indem sie hoffe, durch seine Fürbitte die Gesundheit wieder zu erlangen. Er weigerte sich anfangs aus Demuth, aber sie bestürmte ihn mit neuen Bitten dermaßen, daß er endlich that, was sie verlangte. Sogleich stund sie auf, und war vollkommen geheilt. Im Jahre 1611 brach in Schwyz die Pest aus, die schnell um sich griff, und zahllose Opfer forderte. Der Jammer und das Angstgeschrei der Kranken und Sterbenden drangen so gewaltig an sein liebevolles Herz, daß er seine Obern um die Erlaubniß bat, auf's neue die Krankenpflege übernehmen zu dürfen; es wurde ihm bewilligt. Furchtlos durcheilte er auf den Flügeln der christlichen Liebe die Häuser, pflegte und bediente die Kranken, tröstete sie, reichte ihnen die Sterbsakramente und bereitete sie zum Tode; er begrub einige Mal sogar mit eigener Hand die Todten, und schaute dem Tode kühn in's Angesicht. Schon hatte die Seuche mehrere seiner Mitbrüder hingerafft, als der Todesengel nach einigen Wochen auch diesen Sendboten des Friedens mit seiner kalten Hand berührte. Da besuchte ihn Herr Rickenbach, Pfarrer von Schwyz und P. Michael Angelus sprach zu ihm: „Ich habe das Ende meiner

Tage erreicht, und Sie werden mir in Bälde in das ewige Leben folgen; indessen lassen Sie nicht ab, das Volk auf die Ankunft des Herrn zu ermahnen, damit es sich wohl vorbereite." Bald darauf empfing er die heilige Wegzehrung, nahm von seinen Brüdern Abschied, und unterhielt sich nur mehr mit Jesus und Maria, in deren Beisein er am 14. Herbstmonat 1611 seinen Geist aufgab. Er war erst vierzig Jahre alt, und wurde zu St. Joseph, wo die Capuciner ihr Klösterlein hatten, begraben. Nach seinem Hinscheiden erfolgten einige Wunder; ein Verzeichniß davon findet man im Archiv zu Schwyz. Eine Steinplatte deckt seine Hülle; auf der sein Name eingegraben ist. Das Grab ist seit seinem Hinscheiden nicht geöffnet worden. Michael Angelus lebt unter dem Schweizervolke noch in frischem Andenken, und man wallet noch gegenwärtig in Anliegen vertrauensvoll zu seinem Grabe. Die Frauen von Rathhausen bewohnen jetzt dieses Klösterlein. (Annal. Capuc. Prov. Helv. T. I. p. 278—289.)

Mirus, der selige, Einsiedler von Sorigo. Auf der nördlichen Seite des Comersee's liegt das Städtchen Sorigo, dessen Grenzen sich in die Schweiz hineinziehen. Daselbst verehren die Einwohner den seligen Mirus, über welchen hier einige Nachrichten folgen. Er kam im Dorfe Canzo, einige Meilen von Como, um das Jahr 1036 zur Welt. Sein Vater hieß Erasmus, und seine Mutter Drusiana; sie war eine geborne Graubündnerin aus dem Städtchen Prada im Clavennathale. Rechtschaffen und gottesfürchtig, trugen sie eine zärtliche Andacht zur allerseligsten Jungfrau; sie waren kinderlos, und wie älter sie wurden, desto mehr sehnten sie sich nach einem Kinde und machten sogar ein Gelübde, wenn Gott ihnen einen Sohn schenke, denselben dem Himmel zu weihen. Der Herr erhörte ihr Flehen und Drusiana, schon beinahe sechszig Jahre alt, genas glücklich von einem Knaben, dem in der Taufe der Name Mirus, d. h., „der Wundervolle" gegeben wurde. Schon nach einigen Wochen starb die Mutter, und eine Säugamme fristete das Leben des Kindes. Als Mirus das zwölfte Jahr erreicht hatte, übergab ihn sein Vater einem heiligen Einsiedler, der in der Umgegend wohnte. Unter dessen Anleitung machte er sowohl in der Tugend als in den Wissenschaften große Fortschritte, und wuchs zu einem heiligen Jüngling heran. Zwanzig Jahre alt geworden, verlor er auch seinen Vater, und ward jetzt der

einzige Erbe eines großen Vermögens. Auf Anrathen seines geistlichen Führers theilte er bis auf Weniges die reichen Besitzungen unter die Armen und wallte, durch ein Gesicht gemahnt, nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel. Drei Knaben, die er zärtlich liebte und denen er Unterricht ertheilte, schlossen sich ihm an. In der heiligen Stadt besuchte er alle heiligen Orte und lag beständig der Andacht ob. Da hörte er von einem frommen Einsiedler, Namens Brigidus, reden, der unweit von Rom in den Gebirgen wohnte; er ließ die drei jungen Gefährten zurück, begab sich zu ihm, um von diesem Manne die Wege der Vollkommenheit kennen zu lernen. Brigidus hieß, als Mirus zu ihm kam, ihn willkommen, erkundigte sich über dessen Vaterland und Herkunft, und nachdem er erfahren, in welcher Absicht er ihn besucht hätte, lud er ihn ein, einstweilen bei ihm zu bleiben und auszuruhen; er aber begab sich zum Gebete, und sprach am andern Tage zu ihm: „Freund! Du bist hieher gekommen, die heiligen Orte zu besuchen; kehre nun wieder nach deiner Heimath; auf dem Wege wirst du erfahren, was du zu thun hast." Sie gaben einander den Friedenskuß und schieden. In Rom fand er wieder die drei kleinen Knaben, die über seine Abwesenheit getrauert hatten, aber nun bei seiner Rückkehr sich herzlich freuten. Er begab sich vor der Abreise zum heiligen Vater, empfing dessen Segen, und pilgerte mit seinen Gefährten der Heimath zu. In der Lombardei führte ihn der Weg durch das Dorf Luntello; Saaten und Wiesen dürsteten nach Regen, und die Dürre richtete großen Schaden an. Mirus erbarmte sich der armen Leute und flehte zu Gott um Hülfe; da umwölkte sich der heitere Himmel, und ein reichlicher Regen, der mehrere Stunden andauerte, erquickte die Felder. Nachdem er in Canzo angekommen war, kannte ihn Niemand mehr, denn er war sehr mager, abgezehrt und in elende Lumpen gehüllt; er suchte und fand beim Ortspfarrer eine Herberge. Während der Nacht erschien ihm die jungfräuliche Gottesmutter und sprach: „Mein Sohn! gehe nach Sorigo, beziehe dort eine Berghöhle, und bereite dich daselbst auf dein Lebensende vor." Mirus ergriff wieder den Wanderstab, bezog den bezeichneten Ort auf der nördlichen Seite des Comersee's, lebte da noch einige Jahre als Einsiedler, und erlangte in der Felsengruft ein seliges Ende. Auf himmlische Weisung fand seine Beerdigung

der Höhle gegenüber auf dem andern Berge in der St. Michaelskirche unter großem Zulaufe des Volkes statt. Die Bündner, nämlich die Einwohner von Prada, glaubten, weil seine Mutter von dort abstamme, Ansprüche auf den Seligen zu haben, gingen deßhalb bewaffnet an Ort und Stelle und wollten den Leib entwenden, aber ein auffallendes Zeichen hinderte sie daran: ihre Arme wurden plötzlich starr und gelähmt. Sie erkannten ihr verwegenes Unternehmen und gelobten: jährlich solle aus jeder Haushaltung eine Person zu seinem Grabe pilgern und dort eine Kerze opfern; worauf sie den Gebrauch ihrer Arme wieder erhielten. Bischof Anton II. von Como fand am 10. Herbstm. 1452 die Gebeine des Heiligen, und beglaubigte durch ein Schreiben die Aechtheit derselben. Eine zweite Erhebung geschah am 25. Weinmonat 1637 durch Bischof Lazaro II. Carafino; die Feier war erhebend, der Erzpriester Donatus Ferrarius von Dongio hielt die Festrede und der Bischof das Hochamt, bei welchem die Gemeinden von Prada, Sorigo und Veltlin die heilige Kommunion aus den Händen des Bischofs empfingen (Bolland. T. II; Maji p. 603—610.) Noch jetzt strömen aus Bünden, Veltlin und aus allen Gegenden der Lombardei Personen zu seinem Grabe, und rufen seine Fürbitte bei dem Vater der Erbarmung an. Dieß geschieht vorzüglich bei trockener Witterung; denn in solcher Noth pilgern ganze Dörfer in Betfahrtsweise hin, um durch des seligen Mirus Hülfe erquickenden Regen für die ausgetrockneten Felder vom Himmel zu erbitten.

Morand, der heilige, Prior des Gotteshauses bei Altkirch. Die Grafen von Pfirt, die große Besitzungen im Sundgau hatten, zeichneten sich immer durch ihren Eifer für die Religion aus. Das Elsaß verdankte ihnen die Stiftung vieler Kirchen und Klöster, welche sich eines längern Bestehens erfreuten. Eine dieser Kirchen, welche dem heiligen Blutzeugen Christophorus geweiht war, soll schon in frühern Zeiten des Christenthums erbaut worden sein, daher man dieselbe nur Altkirch nannte. Graf Friedrich nahm sich im Anfange des zwölften Jahrhunderts vor, dieselbe zu vergrößern und sie mit Einkünften auszusteuern. Er setzte daher Stiftsherren dabei ein, da aber diese seiner Erwartung nicht entsprachen, wandte er sich an den heiligen Hugo (s. d. A.), Abt von Cluny, und verlangte von ihm einige Mönche. Hugo sandte ihm einige seiner Mitbrü-

der; weil sie aber der deutschen Sprache nicht mächtig waren, so konnten sie der Seelsorge nicht mit Erfolg obliegen, und kehrten deßhalb wieder in ihr Kloster zurück. Es befand sich damals in der Abtei Cluny ein junger Mönch, Namens Morand, der von sehr angesehenen und tugendhaften Eltern herstammte, und in der Gegend von Worms das Licht der Welt erblickt hatte. Nach zurückgelegten Studien unternahm er eine Reise nach Spanien, und besuchte zu Compostella das Grab des heiligen Apostels Jakob; auf der Rückkehr begab er sich nach Cluny, wo ihn der heilige Hugo seinem Orden einverleibte und dann nach Altkirch schickte. Graf Friedrich war entzückt, einen Mann gefunden zu haben, der mit apostolischem Eifer die Religion verkündete und das Reich Gottes so herrlich verbreitete. Nachdem der heilige Hugo mit Tod abgegangen war, erschien sein Nachfolger Pontius selbst im Elsasse, besuchte das Kloster und ließ 1115 dessen Stiftung durch den Grafen Friedrich unter Papst Pascal II. bestätigen. — Morand stund seinem Kloster mit solcher Weisheit vor, und arbeitete mit so großem Eifer im Weinberge des Herrn, daß sein Name in der ganzen Gegend mit Ehrfurcht ausgesprochen wurde. Der Herr ertheilte seinem Diener die Gabe der Wunder, von denen das Brevier von Basel einige aufzählt; eine im Kloster entstandene Feuersbrunst löschte er durch das Kreuzzeichen, befreite den Grafen Friedrich von der Gicht, den Klosterverwalter Ulrich vom Fieber und zwei Weiber, die vom Höllengeiste jämmerlich geplagt wurden, durch die Darbringung des heiligen Meßopfers aus der Gewalt des Teufels. Seiner Anstrengungen ungeachtet, erreichte Morand ein hohes Alter und vollendete den irdischen Pilgergang am 3. Brachmonat gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Nach seinem Tode fanden die Gläubigen in ihm einen mächtigen Fürbitter beim Throne des Allmächtigen. Die Wunder mehrten sich an seinem Grabe so, daß sich der Bischof von Basel, in dessen Sprengel die Ruhestätte Morand's lag — bewogen fand, seine feierliche Heiligsprechung beim Papste zu befürworten. Diese erfolgte, das Kloster erhielt den Namen St. Morand, und es bildete sich ein Städtchen um dasselbe, welches durch eine Feuersbrunst verzehrt und weiter oben auf einem Hügel, unter dem Namen Altkirch, wieder erbaut wurde. Man errichtete daselbst eine vom Kloster unabhängige Kirche, welche 1345 durch den Bischof von

Basel Johann II. Senn von Münsingen aus dem Kanton Bern, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria feierlich eingeweiht wurde. Der heilige Morand ist Schutzheiliger des Sundgaus, und die Kirche von Basel begeht jetzt noch am 3. Brachmonat sein Andenken in den kirchlichen Tagzeiten. (Vergl Bollandisten, Acta SS., T. I., Junii, pag. 339—359; Proprium Basileense et Argentinense; Hunkeler, Leben der Heiligen des Elsasses; Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, T. I., pag. 218—219.)

Mummolin, der heilige, Bischof von Noyon und Tournai. Dieser Heilige ist ein geborner Schweizer; denn er kam zur Welt zu Goldthal bei Münsterlingen am Bodensee, und stammte aus einem adelichen Hause. Er verachtete die Vorzüge seiner Geburt und den Glanz der Reichthümer, um seinem Erlöser in Demuth und Selbstverläugnung ähnlich zu werden. Er schloß mit Bertram (s. d. A.), einem Geistesverwandten, innige Freundschaft. Beide faßten nach Vollendung ihrer Studien den Entschluß, mit einander das Vaterland zu verlassen und Gott in irgend einer Einsamkeit zu dienen. Ihre Absicht theilten sie Bertin (s. d. A.), einem frommen Jünglinge, im Vertrauen mit; und als ihr Vorhaben zur Reife kam, zogen sie gegen das Jahr 633 alle drei gegen Mitternacht und suchten im Masgauergebirge einen Aufenthalt. Bertin hatte einen Verwandten in der Abtei Luxeuil, den heiligen Audomar (s. d. A.), nachmaligen Bischof von Tarouenne. Er machte seinen Gefährten den Vorschlag, denselben zu besuchen, in der Hoffnung, daß sie durch seine Vermittlung daselbst Aufnahme finden, oder daß er ihnen einen Ort anweisen würde, wo sie sich in der christlichen Vollkommenheit üben könnten. — Der heilige Abt Walbert, Nachfolger des heiligen Eustasius (s. d. A.), überzeugte sich gleich von der gottseligen Gesinnung der drei Jünglinge, nahm sie väterlich auf, und gab ihnen das Ordenskleid. Bald machten sie große Fortschritte auf dem Wege der Tugend, gelangten zu den höhern Weihen und verkündeten dann das Wort Gottes in den Rheingegenden. Als man sie später in Kenntniß setzte, der heilige Audomar, der etwa drei Jahre zuvor auf den bischöflichen Stuhl von Tarouenne berufen worden, bedürfe evangelischer Arbeiter, richteten sie mit Erlaubniß ihres Abtes ihre Schritte dahin und vertrauten sich seiner Leitung, um das weite Feld ihres Eifers

mit Geduld und reichem Segen zu bebauen. Etwa neun Jahre später erbaute der heilige Audomar zu Sithiu auf einem Grundstücke, das ihm ein reicher Edelmann, Namens Adroald, geschenkt hatte, ein Kloster, und schenkte dieß 648 unsern drei Glaubensboten, damit sie da abgeschieden im Gebete von ihren Anstrengungen ausruhen könnten. Mummolin, der Aelteste, wurde ihr Vorsteher; er zeichnete sich besonders durch Leutseligkeit und Bußstrenge aus, begnügte sich unter strengen Arbeiten mit Wasser und Gerstenbrod, vermischte letzteres mit Asche und benetzte es mit wehmüthigen Thränen. Er war der Vater der Armen und stand ihnen als zärtlicher Pfleger und Arzt zur Seite. Wenn er ihre Wunden verband, schickte er seine Gebete zum Himmel und bat Gott um ihre geistliche und körperliche Genesung. Bereits hatte Mummolin neun Jahre das Kloster von Sithiu geleitet, als ihn nach dem Tode des heiligen Acharius (659), Bischofs von Noyon und Tournai, die Vorsehung zu dessen Nachfolger auf jenem Bischofssitze bestimmte. Er übertrug die Leitung seines Klosters dem heiligen Bertin, der sich als einen würdigen Nachfolger bewährte. Unser Heiliger arbeitete mit unermüdlichem Eifer in dem ihm angewiesenen doppelten Weinberge des Herrn sechsundzwanzig Jahre lang, bis er endlich am 16. Weinmonat 658 den Lohn seiner Arbeiten empfing. Er wurde in der Kapelle des heiligen Georg, welche an die Apostelkirche stieß, und in der Folge den Namen der heiligen Godeberta erhielt, begraben. Seine Reliquien kamen später in verschiedene Gegenden; einige in die Domkirche von Noyon, andere in die Abtei zum heiligen Eligius. Das römische Marterbuch führt seinen Namen nicht an, die neuern Martyrologien gedenken seiner am 16. Weinmonat. Im Benediktinerkalender ist sein Fest auf den 18. Mai angegeben, an welchem man vermuthlich seine Gebeine übertrug. (Vergl. Sailer, P. Joachim, heiliges Thurgau; Mabillon, Acta Bened., T. III., Sæculum III., et Vita S. Audomari; Bollandisten, Acta SS., T. II., Aprilis, p. 32; T. IV. Maji, p. 136; Baillet, 16. Weinmonat; Bucelin in Constantia Rhenana; Folcard, Vita S. Bertini; Surius 9. Herbstmonat; Malbranque, de Morinis etc.)

N.

Nikolaus I., von Kenzingen, Bischof von Constanz. In der großen Reihenfolge der Bischöfe, die dem weiten Kirchensprengel von Constanz vorgestanden, sind nicht Wenige, die sich durch edle Wohlthätigkeit gegen die Armen rühmlichst ausgezeichnet haben. Schon von Bischof Patecho (871—873) werden schöne Züge der Mildthätigkeit angeführt, namentlich bei Anlaß einer Theurung, die damals die ganze Christenheit und besonders die deutsche Nation bedrückte. Aber besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Leben des Bischofs Nikolaus I., eines Edlen von Kenzingen und Frauenfeld, der Hofmeister genannt. Dieser ward im Jahre 1334 (nach von Mülinen, Helv. S., 1333) vom Domkapitel zum Nachfolger des Bischofs Rudolf III., Grafen von Montfort gewählt. Im Jahre 1343 hatte, in Folge der Ueberschwemmungen, eine gräßliche Hungersnoth in den Rheinlanden sich verbreitet. Von Schaffhausen bis Straßburg wurden alle Rheinbrücken durch die ungewöhnliche Größe des Flusses und den wüthenden Lauf desselben abgedeckt und niedergerissen. Auch schwoll der Bodensee im Herbstmonat durch anhaltende Regengüsse so gewaltig an, daß er alle Ufer und Dämme überschritt, und zu Constanz über die Mauern bis zu dem Fischmarkte sich ausbreitete. In Zürich fuhr man mit Schiffen zum Frauenmünster in die Kirche. In Luzern wuchs die Reuß dermaßen, daß das Wasser bis in den Chor der Franciskanerkirche strömte und bis zum Hochaltar vordrang. Die Hungersnoth stieg hierauf zu einem beinahe unglaublichen Grade. Johann Vitoduran, Franciskanermönch, der zu jener Zeit im Barfüßerkloster in Zürich lebte, erzählt, daß er selbst Augenzeuge gewesen, wie viele sonst wohlhabende Leute nur mit grünen Saathalmen, die sie ausrissen, und mit etwas Butter kochten, ohne Brod oder irgend eine andere Speise sich ernährten, und so ihr und der Kinder Leben auf die elendeste Weise fristeten. — In dieser außerordentlichen Noth, wo in Städten und Dörfern keine Hülfe zu finden war, zeigte sich Bischof Nikolaus als ein wahrer Vater der Armen. Täglich strömten bei 3000 Menschen zum Schlosse Kasteln

hinauf, wo der Bischof seinen Hof hielt. Der Zulauf wurde so groß, daß aller Vorrath an Mehl, Korn u. s. w. zu Ende ging. Das verdroß Einen der hartherzigen Diener so sehr, daß er sich erdreistete, seinem Herrn Vorstellungen zu machen, damit er von der gewöhnlichen Mildthätigkeit ablasse, indem er sonst ohne Zweifel selbst in Mangel gerathen könnte. Da entbrannte der sonst so gute Bischof in heiligem Eifer: „Du Gottvergessener!“ fuhr er den Diener an, „meinst du, daß ein Bischof von Constanz nicht Geld genug habe, um Früchte zu kaufen? Was ich und die Geistlichen haben, das gehört den Armen.“ Ein paar Hiebe mit dem Stocke, den er des Alters wegen in den Händen trug, machten den Verweis um so eindringlicher. Freilich kam der gute Prälat zuweilen so in's Gedränge, daß er allerdings eines übernatürlichen Glaubens bedurfte, um nicht kleinmüthig zu werden. Es kam so weit, daß er sich berieth, ob er seine kostbaren Kleider oder sein Silbergeschirr versetzen wolle. Er entschied sich für das Letztere. Als die Diener eben im Begriffe waren, dasselbe nach Constanz zu tragen, begegnete ihnen der bischöfliche Schaffner, der mit 300 Gulden aus dem Breisgau kam. Da war für den Augenblick geholfen, aber bald war wieder Alles ausgetheilt. Die Diener machten ihm wieder Vorstellungen und mahnten ihn zu einigem Abbrechen; er aber sprach: „Lasset mich machen; ich will Almosen geben bis St. Jakobstag; erlebe ich dann den Herbst, so will ich abermals geben.“ — Die Ahnung seines Todes erfüllte sich allzuschnell. Am Feste der heiligen Magdalena erkrankte der fromme Greis und die Krankheit nahm im solchen Grade zu, daß er seine baldige Auflösung erkannte. Auf dem Sterbebette noch gedachte er der Armen, und verordnete in seinem Testamente, daß ausschließlich nur die Armen seine Leiche zu Grabe tragen sollen. Was in dem Schlosse Kasteln an Speise und Anderm noch vorräthig wäre, davon sollte man den Armen „zu einer Letzte und Gnadung“ noch ein gutes Almosen geben. Mit der heiligen Wegzehrung gestärkt, entschlief der gottselige Bischof am Feste des heiligen Jakobus 1344 selig im Herrn. Die Armen trugen die Leiche aus dem Schlosse Kasteln nach Constanz zu Grabe, weihten ihr manche Thräne und Nikolaus I. hieß von nun an „der Vater der Armen.“

Nikolaus von Flüe, der selige, Einsiedler im Ranft. Am 21. März 1417 ward zu Unterwalden ob dem

Kernwald, eine halbe Stunde von Saxeln (Saxula), auf dem Flüeli Nikolaus von Flüe (früher Löwenbrucker genannt) von frommen, biedern Eltern geboren, zur Zeit, da die Väter des Conziliums von Constanz versammelt waren, um die getrennte Christenheit wieder zu einigen. Von seinen ersten Jahren hat uns die Geschichte nichts aufbewahrt; doch bezeugten (1488) die zwei Rathsherren Arnold Rohrer und Arnold Anderhalden, die mit ihm aufgewachsen waren und ihn überlebten, als ehrwürdige Greise vom Knaben Nikolaus, daß ihn seine fromme, sanfte und friedfertige Gemüthsart vor allen Kindern ausgezeichnet habe. Das Samenkörnlein ruhet zuerst verborgen unter der Erde, durchbricht dann den Boden und treibt weiter Blätter, Blüthe und Frucht. Nikolaus liebte von Jugend auf sein Vaterland und erbte die Einfalt seiner Bewohner; indessen zog ein wunderbares Heimweh früh sein Inneres zum Himmel hoch hinauf über die Berge, die ihn umgaben. Kaum sechszehn Jahre alt, wandelte er eines Tages durch den Ranft, ein ödes, schauerliches Bergthal, durch welches die Melcha mit wildem Getöse rauscht, nicht weit von der Heimath seiner Eltern gelegen. Da sah er auf einer kleinen Anhöhe mitten im Thale einen schönen und festen Thurm, der hoch in die Lüfte stieg und sein Haupt in den Wolken verlor. Lange schaute der fromme Jüngling das Wunder in Entzückung, und seine Seele ergriff ein unbeschreibliches Sehnen nach der Abgeschiedenheit. Von jetzt an floh er die Menschen und liebte die stille Andacht. Wenn er Abends nach vollbrachter Arbeit nach Hause ging, suchte er einen einsamen Ort zum Beten und kam gewöhnlich etwas später nach Hause. Seine Eltern, Heinrich von Flüe und Emma Robert, bemerkten das Alles, sprachen aber nie davon, um seiner Tugend zu schonen. Nikolaus zählte dreiundzwanzig Jahre, als ihn seine Obrigkeit in den Krieg berief. Er folgte bereitwillig dem Rufe, stritt unerschrocken und tapfer gegen die Feinde, bewies sich immer sehr schonend gegen die Besiegten, und als ein furchtloser Beschützer der Hülflosen, der Jungfrauen, Wittwen und Waisen; er wehrte soviel möglich allem Rauben und Plündern, und seinen Anstrengungen gelang es, daß sogar in Feindesland die frommen Stiftungen der Kirchen und Armen unangetastet blieben. Im Jahre 1446 war er in dem Treffen bei Ragaz, in welchem die Schweizer die

Oesterreicher schlugen. Im Jahre 1460, als die Schweizer sich mit den Oesterreichern bei Dießenhofen schlugen, diente Nikolaus theils als Fähndrich, theils als Rottenmeister. Eine Abtheilung von fliehenden Oesterreichern hatte sich in das dortige Kloster St. Catharinenthal verschanzt; die Schweizer wollten das Kloster einäschern, um die Flüchtigen herauszutreiben, aber die kräftige Fürsprache des frommen Kriegers rettete das Kloster und seine Bewohner. In diesem Feldzuge erhielt er zum Beweise seiner Tapferkeit eine goldene Schaumünze. Als Nikolaus das mannbare Alter erreicht hatte, wählte er sich auf Zureden seiner Eltern und nach reifer Ueberlegung die Dorothea Wißling, eine brave und wohlerzogene Jungfrau aus Sarxeln, zur Gattin und Lebensgefährtin und führte mit ihr die heiligste Ehe. Dorothea fand an ihm nicht nur einen friedliebenden, treuen und sorgfältigen Ehegatten, sondern auch den innigsten Freund, den erfahrensten Führer ihrer Seele und das anziehendste Vorbild auf dem Wege des Heiles. Fünf Söhne und eben so viele Töchter waren der Segen dieser Ehe, wie das Kirchenbuch Saxelns von 1485 nachweist. Ein Sohn und eine Tochter, wie es scheint, starben in der Jugend; denn P. Benno Lussy, Blutsverwandter des Seligen, hat nachstehendes Verzeichniß seiner Kinder hinterlassen: Johann, mehrmals Landammann, Walther, Pannerherr und Landammann, Heinrich, Nikolaus, der jüngste, von 1489—1517 Pfarrer in Saxeln. Von den Töchtern war die älteste Dorothea, verheirathet mit Johann Scheuber von Altsellen, die den ehrwürdigen Conrad Scheuber (s. d. A.) erzeugten; dann werden noch drei genannt, Catharina, Verena und Margaretha; erstere war mit Sebastian Omlin, die andere mit Ulrich Uchsberg in Wolfenschießen und die dritte mit Ammann Bergers im Haslithal verehlichet. — Durch seinen bewährten Tugendsinn erwarb sich Nikolaus das Zutrauen aller Mitbürger. Er ward daher, ungeachtet seines ernstlichen Widerstrebens, zum Landrathe und Richter gewählt; man wollte ihm sogar die oberste Stelle des Landes aufdrängen, allein er weigerte sich dagegen mit der größten Standhaftigkeit, ja mit einer heiligen Gewalt. Als Richter und Landrath diente er seinem Vaterlande neunzehn volle Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit; er war offen im Rathe, gerecht im Gerichte und ein besonderer Beschützer der Wittwen und Waisen. Ein furchterregender Vorfall erweckte in ihm aber später einen

Abscheu gegen alle Würden und Aemter. Es kam nämlich einst auf der Rathsstube ein Streithandel vor; die Partheien waren hitzig und jede suchte ihr Recht mit Heftigkeit durchzusetzen. Die Sache kam zur Abstimmung. Da sah Nikolaus, daß einigen Richtern, als sie ihre Stimme abgaben, Schwefelflammen aus ihrem Munde hervorbrachen, zum Beweise, daß sie das Recht unterdrückten. Er wurde von tiefem Schauer ergriffen, legte sogleich seine Stelle nieder und bekannte später offen: „Ich bin viel zu Rath gezogen worden in den Geschäften des Vaterlandes, habe auch viel Urtheil abgegeben, kann mich aber nicht erinnern mit Gottes Gnade, daß ich in solchen etwas gegen mein Gewissen gehandelt; ich habe keinen Menschen angesehen und bin nie von der Gerechtigkeit gewichen." Ein Mann, wie Nikolaus, der so trefflich für das allgemeine Wohl des Vaterlandes sorgte, war gewiß auch der beste Hausvater. Seine Biographen geben das schönste Zeugniß, wie er die Kinder in Gottesfurcht erzogen und ihnen im hellsten Tugendglanze vorangeleuchtet habe. Von ihm bezeugte sein Sohn Johann: „Mein Vater ist immer mit den Kindern schlafen gegangen; aber alle Nächte habe ich ihn aufstehen und in der Stube bis am Morgen beten gehört. — Als er aber sein Hauswesen vollkommen geregelt sah, fühlte er sich nirgends mehr einheimisch und ein wunderbares Heimweh hatte ihn ergriffen; er reiste einer neuen Laufbahn entgegen, und die göttliche Vorsehung, deren liebes Pflegekind er war, führte ihn allmälig darauf. Seit einiger Zeit trugen sich seltsame Dinge mit ihm zu, die ihn mehr und mehr in dem Entschlusse bestärkten, der Welt gänzlich zu entsagen. Nach Ueberwindung aller irdischen Rücksichten eröffnete er seiner theuern Ehehälfte die Angelegenheiten seines Herzens, seine große Neigung zur Einsamkeit, und die offenbaren Gnadenerweisungen Gottes, welche ein ganz geistliches Leben und die Aufopferung aller Dinge von ihm verlangten. Er bat herzlich seine heißgeliebte Dorothea um die Einwilligung. Diese weinte Thränen der Liebe, verlangte Bedenkzeit, zog die besonnensten Freunde zu Rath, brachte endlich mit staunenswerthem Heldenmuthe das Opfer, und trennte sich aus Liebe zu Gott von ihrem innig geliebten Manne. Jetzt verabschiedete er sich, wie Cysat meldet, von den Seinigen, von seiner geliebten Gattin, seinen Kindern, seinem alten noch lebenden Vater, seinen Hausgenossen und Anverwandten, ertheilte

Allen seinen Segen, und zog am 16. Weinmonat 1467 aus, wie einst Abraham aus seinem Hause. Wohin, das wußte er selbst noch nicht. Mit bloßem Haupte und baarfuß trat er erst 50½ Jahre alt seine Pilgerreise an; ein langer brauner Rock deckte seinen Leib, seine Habe war ein Wanderstock und ein Rosenkranz. Dem Zuge des heiligen Geistes folgend, kam er bis nach Liestal, dem Hauptorte des jetzigen Baselland, welches damals noch nicht zur Schweiz gehörte. Einem frommen Bauersmann entdeckte er sein ganzes Vorhaben mit der inständigen Bitte, er möchte ihm einen Ort zeigen, wo er unbekannt Gott dem Herrn dienen könnte. Der Landmann lobte seinen frommen Sinn und rieth ihm sofort in seine Heimath umzukehren. Nikolaus war mit diesem Rath zufrieden, brachte die Nacht unter freiem Himmel zu und schlief endlich ein. Als er aufwachte, sah er sich plötzlich von einem himmlischen Glanze umstrahlt; er fühlte in seinem Innern einen Schmerzen, als wenn ein Messer seine Eingeweide durchwühlte. Von dieser Zeit an begann sein wunderbares Fasten, und er empfand weiter sein ganzes Leben hindurch weder Hunger noch Durst. Beim Anbruche der Morgendämmerung lenkte er seine Schritte Obwalden zu, erreichte im Dunkel der Nacht seinen Geburtsort Flühli, ging unbemerkt bei dem Hause der Seinigen vorüber bis in das Melchthal, wo er eine ihm zugehörige Alp, Klüster genannt, erstieg und unter einem Lerchenbaum Wohnung nahm. Acht Tage brachte er hier zu, nur Gott und den Engeln bekannt, unter Gebet und Betrachtung, bis er von Jägern entdeckt, und auf deren Anzeige von seinem Bruder Peter von Flüe besucht wurde. Dieser bat ihn der zärtlichsten Bruderliebe halber zur Umkehr zu den Seinen, aber umsonst; sein Flehen vermochte den entschlossenen Muth des Pilgers nicht zu beugen, er mußte allein zurück. Um aber nicht seinem Eigenwillen zu folgen, ließ er insgeheim einen frommen Priester zu sich bitten, vermuthlich, wie Herr Eichhorn meint, den hochwürdigen Herrn Oswald Isner, Pfarrherr von Kerns, wo Nikolaus getauft wurde. Diesem entdeckte er alles, was vorgefallen war und theilte ihm seine Entschlüsse mit. „Der Priester verwunderte sich über diese seltene Sache,“ sagt Wölflin, „und rieth ihm, er solle bei seinem einsamen Leben, auf Gottes Hülfe bauend, verbleiben.“ Der Ort auf dem Klüster, wo sich der neue Einsiedler aufhielt, lag den Wohnungen seiner Landsleute zu nahe und er ward durch Be-

suche in seiner Andacht gestört. Er bat Gott um eine andere Wohnstätte; eine wunderbare Erscheinung in Gestalt vier heller Strahlen führte ihn an den Ort, wo er nachher immer blieb, nämlich in den Ranft im untersten Theile des Meldthales. Auf diese Erscheinung folgte bald eine andere. Diese ist ein geheimnißvolles Gesicht, in welchem ihm das Sinnbild der hochheiligen Dreieinigkeit gezeigt wurde Er sah im Mittelpunkt eines glänzenden Rades, das sich am Himmel sehen ließ, ein ungemein schönes, mit einer königlichen Krone geschmücktes Haupt, das mit zwei Kreisen umgeben war. Vom Haupte gingen sechs glänzende Strahlen aus, gleich den Strahlen der Sonne: drei kamen vom Mittelpunkt der Kreise hervor und gingen über die Kreise hinaus; drei kehrten vom äußern Zirkelkreise in den Mittelpunkt zurück. Dieses Gesicht machte tiefen Eindruck auf ihn, und er ließ es auf einer Tafel abmalen; sie befindet sich noch zu Sarneln hinter einem Glase, neben dem Altar des seligen Nikolaus an der Mauer. Durch himmlische Erscheinungen gestärkt, gewann er seinen Aufenthalt sehr lieb und mit Beihülfe einiger Nachbarn machte er sich da aus Baumästen und Rinden ein kleines Obdach, unter dem er ein ganzes Jahr zubrachte, reich am Frieden Gottes und selig durch die Gnadenerweise der göttlichen Liebe. Sein heiliger Wandel erbaute Jedermann, und in öffentlicher Landesgemeinde wurde beschlossen, ihm aus gemeinen Kösten und Frohndiensten eine 18 Schuh breite und 28 Schuh lange Kapelle zu erbauen; an die Hinterseite fügten sie nachgehends noch eine Klause an, von der aus er Aussicht und Eingang in die Kapelle hatte. Das Gebäude wurde vollendet und 1468 ihm übergeben. Da lebte er nun einsam, besuchte die ersten zehn Jahre an Sonn- und Festtagen den Pfarrgottesdienst in Sarneln, wo Johann Burkard von Benzingen, ein Oesterreicher, Pfarrer war und die Seelsorge 24 Jahre versah. Nach dem Kirchenbuche von Sarneln beichtete der selige Mann demselben und empfing von ihm den Leib des Herrn an allen höhern Festtagen mit einer Andacht, die Jedermann erbaute. Als er älter geworden, stiftete er im Ranft eine Pfründe. (Diese Pfründe wurde 1620 auf die Anhöhe von Flüeli verlegt.) Die reichen Geschenke, die er von Herrmann III. von Breiten-Landenberg, Bischof von Constanz († den 20. Herbstm. 1474), und von Erzherzog Sigismund und seiner Gemahlin erhielt, hatten ihn in den Stand gesetzt,

das Werk auszuführen. Herr Peter Bachthaler, ein tugendhafter Mann, war der erste Kaplan an der Kapelle im Ranft. Dieser las nun täglich und auch an höhern Festtagen in der Kapelle die heilige Messe, welcher der alte Nikolaus andächtig beiwohnte; von ihm empfing er alle Monate dreimal nach verrichteter Beicht die heilige Kommunion. — Wie überhaupt die Leiden keinem Sterblichen fehlen, so sollte auch der fromme Einsiedler den Becher der Leiden verkosten. Seine übernatürliche Enthaltung von Speise und Trank erregte bei seinen Landsleuten Verdacht, und sie ließen ihn längere Zeit strenge bewachen. Auch der Fürstbischof von Constanz wollte der Sache gewiß sein und gab seinem Weihbischof Thomas, Bischof von Ascalon, den Auftrag, die Sache gehörig zu prüfen. Eben mußte er den 28. April 1469 die Kapelle im Ranft einweihen, und als dieß geschehen, begab er sich zu Bruder Klaus in die Zelle und stellte an ihn die Frage: welches denn die größte aller christlichen Tugenden wäre; worauf jener erwiederte: „Ich meine, der Gehorsam." Da nahm der Bischof Wein und Brod hervor und befahl dem frommen Einsiedler beim christlichen Gehorsam, davon zu genießen. Nikolaus entsetzte sich, überwand dennoch das Widerstreben der Natur und genoß aus Gehorsam ein Stücklein Brod und etwas Wein. Augenblicklich befiel ihn ein heftiger Magenkrampf, so daß man für sein Leben fürchtete. Der Weihbischof bat ihn um Verzeihung und sagte vor allen Anwesenden, er habe auf Befehl seines Oberhirten den Diener Gottes auf solche Weise prüfen müssen. Von nun an wurde das Wunder seiner Enthaltsamkeit von Niemanden mehr bezweifelt. — Heilig lebte der Gottesmann in seiner Einsiedelei. Der Abt von Spanheim meldet: „Er wachte mit großer Andacht viele Stunden, er betete ohne Aufhören mit Andacht und Thränen zu Gott." Bis Mittag verließ er gewöhnlich seine Zelle nicht; dann aber ging er in's Freie, wandelte betend im Thale herum, oder begab sich auf die nahe Anhöhe, um den frommen Ulrich (s. d. A.) im Mösli, der ebenfalls dem Einsiedlerleben sich widmete, zu besuchen; auch ging er zuweilen auf den Römerberg, wo er in der Muttergotteskapelle der allerseligsten Jungfrau, welche er mit kindlichem Zutrauen immer vor Augen hatte, Verehrung und Dank darbrachte. Jährlich ging er zur feierlichen Prozession der Romfahrt nach Lucern, sonst verließ er seine Zelle nie ohne Nothwendigkeit. In

seiner Klause ward er oft aus der Nähe und Ferne besucht; er ertheilte Allen Belehrung und Rath und entließ Niemand ohne Trost. -- Wie nützlich ist der einsame Mann seinen Landsleuten und dem sämmtlichen Vaterlande geworden! Es war kaum ein Jahr verflossen, seitdem Nikolaus von den Seinigen Abschied genommen, da entstund zu Sarnen (Sarnina, Sarnon, Hauptort ob dem Kernwald) am 15. August 1468, Nachmittag 1—2 Uhr, eine schauervolle Feuersbrunst. Das Feuer griff durch die Nahrung der hölzernen Häuser, begleitet vom heftigen Sturmwind, dermaßen um sich, daß in Bälde zweiundzwanzig Häuser eingeäschert waren. In dieser verzweifelten Lage sandten die unglücklichen Sarner einen Eilboten in den Ranft, und empfahlen sich in das Gebet des Einsiedlers. Nikolaus verläßt sogleich seine Zelle, besteigt die Anhöhe vom Flüeli, von wo aus er den Brand sieht, erhebt Augen und Hände zum Himmel, betet einige Minuten mit Inbrunst des Herzens zum gütigen Allvater, macht dann das Kreuzzeichen gegen den Flecken und sogleich wird den um sich greifenden Flammen Einhalt gethan. Zum ewigen Danke für diese wunderbare Hülfe wurde von der Gemeinde Sarnen später auf den 1. August jährlich ein Kreuzgang nach Saxeln zu seinem Grabe angenommen, der jetzt noch gehalten und zahlreich besucht wird. — Und wer erinnert sich nicht unseres ewig theuern Friedensstifters, der am 22. Christmonat 1481 auf der Tagsatzung zu Stanz erschien? Die Gesandten hatten sich wegen der Theilung der im Burgunderkriege errungenen Beute und wegen der Aufnahme der Städte Freiburg und Solothurn in den Bund entzweit, und waren schon im Begriffe auseinander zu gehen; Pfarrer Herrmann Imgrund eilte in den Ranft, klagte dem Einsiedler die drohende Gefahr und bat ihn, sogleich nach Stanz zu kommen. Unverweilt geht er dahin. Beim Eintritte in die Rathsstube stunden die Abgeordneten der Stände insgesammt mit entblößtem Haupte von ihren Stühlen auf; er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der Einöde gerufen, zu Euch zu reden vom Vaterland. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich Euch; von dem Gott, welcher Eure Väter gerettet in Landesnöthen, und Euch Sieg gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's Euch. Eidgenossen! warum

habt ihr Kriege geführt? Weil es anders nicht hat sein können. Wodurch die Siege? Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen! lasset nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. In guten Treuen rathe ich, dringendst bitte ich, Ihr von Städten, daß ihr Bürgerrechte löset, welche Eueren alten Eidgenossen schmerzlich sind, Ihr von den Ländern, daß ihr bedenkt, wie Solothurn und Freiburg neben Euch gestritten haben, und sie in den Bund nehmt. Alle Eidgenossen, in Mißverständniß, das unter Brüdern wohl kommen mag, bleibt gemäß der Billigkeit bei der alten Art gleicher Sätze von jeder Parthei. In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeutetes nach den Leuten vertheilt. Ferners erweitert nicht zu sehr den Euch umschließenden Zaun: meidet fremde Händel; seid friedsame Nachbarn; und wer Euch unterdrücken wollte, der finde Männer: fern von Euch, daß einer um das Vaterland Geld nehme; vor Partheiung hütet Euch, sie würde Euch zerstören. Liebet Euch untereinander, o Eidgenossen! und der Allmächtige walte über Euch gütig wie bisher." Und (so spricht eine Chronik) Gott gab Gnade zu den Worten des seligen Einsiedlers, daß in Einer Stunde Alles verglichen ward. Die Tagherren schlossen Frieden, und die Städte Freiburg und Solothurn wurden in den Bund aufgenommen. Nun großer Jubel in der Eidgenossenschaft. Von Stanz hinauf bis in den Gotthardt, hinunter bis Zürich, bis nach Rhätien und in den Jura ertönten die Freudenglocken, und in heiligen Hallen wurden an Altären dem Gott des Friedens feierliche Opfer dargebracht. Mehrere Stände ließen schriftliche Danksagungen, mit Geschenken begleitet, an Nikolaus ergehen, die er aber nur in der Absicht annahm, dieselben wieder als Dankopfer in seiner Kapelle niederlegen zu dürfen. — Der gottselige Einsiedler nahte seinem siebenzigsten Geburtstage; er hatte Anzeichen von Oben, daß dieser der Festtag seiner Erlösung, der frohe Geburtstag der ewigen Ruhe sein werde. Gott prüfte ihn noch durch eine sehr schmerzliche Krankheit. Nachdem er acht Tage gelitten hatte, empfing er mit eifriger Andacht die heilige Wegzehrung, legte sich auf seine gewöhnliche Lagerstätte (ein Brett, auf welchem ein Stein statt des Kopfkissens lag) und gab unter stets fortdauernden Schmerzen mit froher Danksagung und Lobpreisung Gottes am 21. März 1487 seinen Geist auf. —

Nikolaus war von langer, aufrechter Statur und regelmäßigem, schönem Körperbau; er hatte schwarze, sehr lebhafte und heitere Augen; seine Lippen waren ganz dürr und trocken und ließen seinen Mund fast immer etwas geöffnet, aus welchem die noch unverletzten Zähne schön und rein hervorschienen. Das Angesicht war von kastanienbrauner Farbe, jedoch sehr angenehm und liebreich. Seine Haare waren schwarzgrau, gerade und länglicht. Wenn er redete (er hatte eine starke männliche Stimme), erhoben sich seine Halsadern, die mehr mit Luft als Blut gefüllt schienen. Sein Bart war nicht lang, wie ihn Einige vorstellen, hatte wenig Haare und schien wie in zwei Theile gespalten. Der graubraune Rock reichte ihm bis an die Fersen. Sein Haupt und seine Füße waren immer bloß. In der Hand hielt er fast überall einen Rosenkranz, und wenn er ausging, einen Reisestab. Dabei war er immer fröhlich und heiter. — Tiefes Trauergefühl ergoß sich über die ganze Eidgenossenschaft ob der Todeskunde des Seligen. Am Tage seiner Begräbniß blieb in Obwalden weit umher alle Arbeit liegen und Priester und Volk eilten nach Saxeln, dem seligen Einsiedler die letzte Ehre zu erweisen. Er wurde zu Saxeln in der alten Todtenkapelle beerdigt; ein Stein trug die einfache Grabschrift: „Bruder Klaus von Flühe ist gangen von Weib und Kinder in die Wilde, Gott dienend zwanzighalb Jahr ohn leibliche Speiß, ist gestorben an St. Benedicti Tag 1487." — Sein Sohn Nikolaus, Pfarrer von Saxeln, fand zu seinen Füßen die Ruhestätte. — Nach seinem seligen Hinscheiden geschahen auf seinem Grabe mehrere Wunder. Der Fürstbischof von Lausanne, Benedikt de Monteferrand, enthob am 21. März 1518 die Gebeine des Seligen, legte sie in ein neues steinernes, mit dem Bilde des Verstorbenen geziertes Grab und ließ das Denkmal mit eisernem Gitter und brennenden Lampen umgeben. Achtunddreißig Jahre später ging eine Gesandtschaft der fünf Kantone, bestehend aus den HH. Heinrich von Fleckenstein von Lucern, Johann von Beroldingen von Uri, Christoph von Schorno von Schwyz, Ritter Melchior Lussi von Unterwalden und Hauptmann Schönbrunn von Zug, nach Rom, um bei dem damaligen Papste Pius IV. die Seligsprechung des Bruder Klaus einzuleiten und auszuwirken. Es wurde ein förmlicher Untersuch vorgenommen. Papst Clemens IX. sprach ihn den 8. März 1669 selig, und erlaubte der Kirche von

Saxeln, das Fest desselben mit Officium und Hochamt feierlich zu begehen. Diese Bewilligung dehnte (1671) Clemens X. auf das Bisthum Constanz und die ganze Schweiz aus. Sobald die Seligsprechung erfolgt war, beschlossen die frommen Unterwaldner, in Saxeln zum Andenken des Seligen eine prachtvolle Kirche zu errichten. Der Bau wurde im Jahre 1672 begonnen und nach sechsjähriger unausgesetzter Arbeit vollendet. Die Bruderklausenkirche ist eine der schönsten und größten in der Schweiz, riesenhafte schwarze Marmorsäulen tragen das hohe Kirchengewölbe, unter einer reichverzierten Krone erhebt sich in der Mitte vor dem Chorbogen das Grabmal des Seligen; hier ruht sein Leib (einige Reliquien sind nach Stanz, Lucern, Freiburg u. s. w. gekommen) in einem kostbaren, glasbedeckten Schrank in knieender Stellung. In der gleichen Kirche werden auch das Eremitenkleid und ein Becher des Seligen als ehrwürdige Reliquien aufbewahrt. In Betreff des Festtages, der in den Kalendern ungleich angegeben wird, ist in der schweizerischen Kirchenzeitung (Nro. 10, 1858) folgende Erklärung erschienen: „Saxeln, die Vatergemeinde des Seligen, begeht dessen feierliche Erinnerung zweimal des Jahres. Das Einemal am sechsten Sonntag nach Ostern (am gleichen Sonntag begeht der Kanton Lucern sein Andenken), das „Enthebungsfest," das heißt, die Gedenkfeier der Beatification und feierlichen Einsetzung in den Altar (translatio). Das andere und eigentliche Hauptfest wird gefeiert an St. Benediktstag, den 21. März (wenn dieser Tag nicht in die Charwoche fällt). Es beruht also auf einer Abweichung, wenn mehrere Kalender den 22. März mit „Bruder Klaus" beschreiben." Der katholische Piusverein in der Schweiz hat ihn, nebst der ohne Makel empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria und dem heiligen Karl Borromäus, zu seinem Schutzheiligen gewählt, und es beginnt jede Versammlung mit einem Gebete zu ihm. Möge daher sein Geist des Friedens und der christlichen Bruderliebe auch unter allen Gliedern dieses Vereins aufleben und durch sie in alle Schweizergauen verpflanzt werden. (Vergl. Göldlin, der Geist des seligen Bruder Klaus; Biographien von Peter Hugo von Lucern (1636), bei den Bollandisten, T. III., p. 399—439. — Von Nikolaus Wyßing, dem Capuciner Benno, dem Chorherrn Weissenbach, von Joseph Herzog (1792), von dem Chorherrn Jos. Widmer (1819) dem Verfasser des Schweizerseppli, dem Chor-

herrn Geiger, dem Stadtpfarrer Sigrist, le Chanoine Beck. 1859 u. A. m.)

Nikolaus Ruska, Martyrer in Thusis. Die Geschichte weist wenige Beispiele so grausamer Verfolgungssucht und so fanatischer Wuth auf, wie wir sie beim Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts im hohen Rhätien treffen. Noch war der unheilvolle dreißigjährige Krieg nicht ausgebrochen, als das Herz des Bündnerlandes schon im Innersten durch Unruhen und scheusliche Gewaltthaten aller Art zerfleischt wurde, wobei bald diese, bald jene Parthei (die französische oder spanische) die Oberhand erhielt. Die Wuth wurde gesteigert, weil sehr oft Religionsstreitigkeiten sich in die weltlichen Händel verflochten. Harte, ungerechte und grausame Strafgerichte, an welchen gar oft reformirte Prediger — auch gegen Landesverbot von 1617 — thätigen Antheil nahmen, belegten die aufgegriffene Gegenparthei mit unerhörten Geldbußen, Landesverweisungen und selbst mit dem Tode, wobei immer die furchtbarste Folter falsche Geständnisse erpressen mußte. Als Opfer solcher Wuth fiel durch das Strafgericht von Thusis (curtis Tosana, romanisch Tusanna), das schrecklichste dieser Art und meist von reformirten Geistlichen geleitet, im Jahre 1618 der schuldlose Erzpriester Nikolaus Ruska, ein braver, frommer und rechtschaffener Mann, der mit Recht als Martyrer verehrt werden dürfte. Nikolaus ward geboren 1562 zu Bedano, in der helvetischen Vogtei bei Lugano (Lauis); sein Vater war Johann Anton von Ruska aus hohem Adel, und seine Mutter hieß Daria Quadrio. Die frommen Eltern vertrauten den zum Jüngling herangewachsenen Sohn der weisen und gottesfürchtigen Pflege des Pfarrers Dominik Tarillo zu Como, wo Nikolaus ein besonderes Pflegekind Mariens wurde. Die Poesie studirte er zu Rom, kam darauf in das helvetische Collegium nach Mailand, in die vom Karl Borromäus (s. d. A.) gegründete Anstalt und zeichnete sich hier unter allen Zöglingen aus. Die Vorsteher bewunderten die tiefe Wissenschaft und die Gründlichkeit des jungen Mannes und noch mehr seinen Seelenadel, seinen aufopfernden Sinn und sein liebevolles Wesen. In Mailand studirte er Rhetorik, Philosophie und Theologie, und widmete seine Mußestunden den alten Sprachen und den schönen Wissenschaften. Als der fromme Kardinal eines Tages seine

geistliche Pflanzschule besuchte und sich persönlich von den Fortschritten seiner Zöglinge überzeugen wollte, trat er plötzlich zu Nikolaus Ruska hin, segnete ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, legte ihm die Hand auf das Haupt und sprach: „Sohn, kämpfe einen guten Kampf, vollende deine Bahn; denn die Krone der Gerechtigkeit ist dir bestimmt, welche dir der gerechte Richter an jenem Tage überreichen wird.“ Nikolaus begriff den Sinn jener Worte nicht, wurde indessen Priester und bald Pfarrer zu Sessa bei Lugano. Nach zwei Jahren ward er gleichsam aufgefordert und gezwungen, die Stelle eines Erzpriesters zu Sondrio im Veltlin, damals Unterthanenland der Rhätier, anzunehmen. In seinem bescheidenen, aber anhaltenden Eifer für Gottes Ehre und Erhaltung der heiligen Religion trieb er die Gegner oft sehr in die Enge, die ihn deßwegen „den großen Teufel“ nannten. Dabei führte er einen erbaulichen Lebenswandel, bekämpfte durch Fasten und Abtödtung jeder Art seine Leidenschaften, und durch eifriges Gebet schwang sich seine Seele von dem Irdischen zu dem Ueberirdischen. Nicht minder thätig war er im Weinberge des Herrn, suchte durch eifrige Verkündigung des göttlichen Wortes das Volk über die Wahrheit der katholischen Glaubenslehren und über die Rechtmäßigkeit der Kirchengewalt zu belehren, und die irregeleiteten und schwankenden Seelen in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen. Allenthalben, wo er hinkam, wich die Irrlehre, die Kirchen blühten wieder auf und Mißbräuche wurden abgeschafft. — Diese und ähnliche Bestrebungen für die Sache der katholischen Religion trieben die Reformirten zu blinder Wuth gegen den seeleneifrigen Mann; sie beschuldigten ihn, er trachte eifrigst, die protestantische Lehre auszurotten, leiste als dankbarer Schüler von Mailand der Inquisition allen Vorschub und Hülfe, gehe mit dem Vorhaben um, die Unterthanen Rhätiens, d. i. Veltlin und die Umgebung an die Spanier zu verrathen u. s. w. Sie brachten noch andere Anschuldigungen hervor, jedoch ohne Beweise. Diese Anklagen geschahen schon im Jahre 1608, und Ruska wurde durch ein Gericht der drei Bünde (?) zu 600 Goldstücken Buße verfällt, welche Summe die Sondrier, um ihren Hirten zu erhalten, willig bezahlten.

Im Jahre 1617 wollten die Neuerer zu Sondrio eine Schule errichten; diesem Vorhaben widersetzte sich Nikolaus Ruska wie

eine Mauer, weil es eine Reformschule des Irrthums und Unglaubens werden sollte. Nun sollten sich an Ruska die Worte des heiligen Karl erfüllen: „Kämpfe einen guten Kampf u. s. w.“ Es brach im Heumonat 1618 eine durch reformirte Pastoren angezettelte Verschwörung gegen ihn los. Ueber zweihundert bewaffnete Männer zogen über die Alpen, überfielen unerwartet das Veltlin und fingen Alle auf, die von den Pastoren bezeichnet waren. Dieß war eine Bande der französisch-reformirten Partei. Im Dunkel der Nacht umzingelten fünfzig Soldaten unter Anführung des Hauptmanns von Sondrio, Buol von Malaters, der den Befehl erhalten hatte, den Erzpriester wegzuführen, den Pfarrhof. Einige stiegen wie Diebe und Mörder zu den Fenstern hinein, bemächtigten sich des greisen Mannes und seines Bruders Bartholomäus, den man jedoch bei Tagesanbruch entließ. Der Erzpriester wurde verkehrt auf einen Gaul gebunden, mit Ketten beladen und unter spöttischem Hohngelächter nach Chur geführt, wo er am 21. Heumonat ankam und im Wirthshause zur Sonne der ärztlichen Pflege übergeben werden mußte. In dieser Herberge zog bald seine ungeheuchelte Frömmigkeit, Geduld, Heiterkeit und Demuth Aller Augen auf sich. Ein Weib, Catharina Adenk oder Adek, bezeugte öffentlich, daß sie und Alle, welche nicht tolle Wuth ergriffen, sich der Thränen nicht enthalten konnten, als Nikolaus am 1. August nach Thusis geführt wurde. Was Ruska in Thusis bevorstund, schwebte seinem Geiste lebhaft vor; darum verlangte er da einen Priester, aber die Bitte wurde ihm trotzig abgeschlagen. Die Schweizergesandten und der apostolische Nuntius Ludovico von Sarego gaben sich alle Mühe, den Gefangenen zu befreien, abermals ohne Erfolg. Am 22. August stand endlich Nikolaus vor dem Strafgericht. Er erschien, weil seiner Unschuld bewußt, mit gewohnter Ruhe; Alles, was er bisher zum Gedeihen und Frommen der katholischen Religion gethan hatte, wurde ihm als Verbrechen aufgebürdet; man legte ihm auch falsche Briefe vor, die der Angeklagte mit gerechter Entrüstung zurückwies. Das eben wollten die Richter, oder besser gesagt, jene Blutmenschen. Einstimmig riefen die Prädikanten: „Auf die Folter mit ihm!“ und das Blutgericht befahl sofort, den ehrwürdigen Mann in die Folter zu spannen. Diese Peinigungsart, um Geständnisse abzuzwingen, bestund damals in

einem Flaschenzug. Dem Angeschuldigten wurden die Kleider abgezogen, die Hände rückwärts zusammengebunden, gewaltthätig aufwärts geschraubt, an den eisernen Hacken des Flaschenzugs angeheftet; an die Füße gewichtige Steine befestigt und so in die Höhe gezogen. — Auf diese Art ward Nikolaus am 24. August gefoltert. In einem kränklichen Zustande und im Alter von sechsundfünfzig Jahren mußte er dieß erste Mal drei volle Stunden unter den heftigsten Schmerzen in der Luft hängen. Diese Qualen zu vergrößern, schüttelte einer der unmenschlichen Prädikanten das Seil, woran Ruska hing; Andere lästerten ihn und sprachen: „Sehet, unser Meßpriester entrichtet auf seinem Galgenaltar die Privatmesse! Sehet, wie andächtig er ist, wie er das Götzenbrod seiner Messe mit aufgehobenen Händen emporhebt, wie er den päpstlichen Canon, die Sekreta daherbrummt!" Nikolaus betete nämlich in seinen Qualen um Stärke von Oben, und sah mitleidig auf seine Henker herab. Um ihn nach Lust mit teuflischer Wuth necken zu können, wollten sie während der Nacht allein bei ihm sein, und der Folterknecht mußte sich entfernen. Tages darauf fand dieser den treuen Helden ganz geschwächt. Aber es war nicht genug, eine zweite Folter wurde dem Schuldlosen bestimmt. Vergebens bat der Folterknecht um Erbarmung, und kündigte den Barbaren den bald eintretenden Tod des Gefolterten an. Nikolaus hängt wieder an dem Flaschenzug. Statt auf die gestellten Fragen und Zumuthungen etwas zu antworten, wandte sich Ruska an den Bundesschreiber Sigisbert Derungs von Disentis und sprach: „Schreibe zu Protokoll, ich leide durchaus unschuldig: Jo son' innocente; ihr möget mich noch ferner am Flaschenzuge hin- und herziehen, willig und fröhlich werde ich als Zeuge des heiligen Glaubens sterben!" — Dann verlangte er wieder einen Beichtvater; aber die Unmenschen sagten, er solle öffentlich beichten, sie wären bereit, seine Sünden anzuhören. Der Henkersknecht mußte sich wieder entfernen, und die Wüthriche trieben ihr gräßliches Spiel mit dem an der Folter Hängenden fort. Auf einmal bricht der Strick, gebunden an Händen und Füßen fällt Nikolaus aus der Höhe auf den harten Boden, daß ihm das Blut aus Mund und Nase springt. Von seiner Ohnmacht wieder erwachend, fand er sich, von seinem Folterknecht verpflegt, auf einem Strohlager. — Jetzt sprach er noch Verzeihung den Mördern und Feinden aus und

empfahl seine Seele Jesu und Mariä; aber der fanatische Prädikant von Zizers, Johann Porta, ein wahres Ungeheuer, schrie, als er mit Andern hinzu kam: „Wieder auf die Folter mit dem Meßpfaffen." Die Prädikanten schleppten ihn, weil er nicht mehr auf den Füßen zu stehen vermochte, an ein stärkeres Seil und riefen: „Far il gatone, far il sogano." d. h., er soll Katzensprünge machen, und kehrten sodann zur Tafel zurück. Da nahte die Stunde seiner Erlösung; man hörte deutlich, wie der Sterbende seine Mitbürger, die Bewohner des Bündnerlandes, Gott empfahl, wie er zum Allmächtigen flehte, er möge seine Glaubensgenossen in der wahren Religion erhalten, den Irregeleiteten das Licht des katholischen Glaubens wieder schenken und das gesammte Vaterland segnen. Heilige Wonne strahlte aus dem Antlitz des Martyrers, sein Geist war bereits mit dem Geiste Gottes vereinigt, und schwebte in den himmlischen Räumen der ewigen Seligkeit. Jesus und Maria waren seine letzten Worte, und er gab dann am 25. August 1618 seinen Geist auf am Folterseil. Als die evangelischen Prädikanten die Kunde von ihrem Schlachtopfer erhielten, stürzten sie in die Folterkammer, ließen den Hängenden vom Seile los, zündeten Lichter an und betrachteten dessen Antlitz. Da dieses lebhafter und freundlicher erglänzte als gewöhnlich, so setzten sie Zweifel in den Tod des Gefolterten, und bald gab sich ein Gemurmel kund, dieses Alles sei nur eitles Blendwerk des Meßpfaffen. Besonders Porta schimpfte auf den Dahingeschiedenen, schlug mit den Füßen nach dessen Körper, um ihn wieder zum Leben zu erwecken; noch einmal wurde er am Folterseil aufgezogen, aber der Martyrer hatte vollendet. Das Hinscheiden Ruska's auf der Folterbank kam den Prädikanten ungelegen; sie sannen, um den Sturm des Volkes von ihrem Haupte abzuwenden, auf eine List, versammelten am 26. August das Blutgericht und erzwangen von den weltlichen Richtern ein Todesurtheil. Nun ward der Leichnam dem Henker überliefert, damit er ihn am folgenden Tage schimpflich unter dem Galgen begrabe, was dann auch unter einer großen Volkszuströmung geschah. Wie an Ruska, so nahm das Blutgericht von Tusis auch an den übrigen Häuptern der katholischen Partei schauderhafte Rache. Wer in seine Hände fiel, war an Leib und Gut verloren. Den Bischof Johann V. Flugi von Chur (geboren 1549, gestorben am 1. Herbstmonat 1627), der

sich glücklicher Weise geflüchtet, entsetzte das Blutgericht seines Amtes, legte ihn in ewigen Bann, erklärte ihn seiner Güter verlurstig, und im Falle der Rückkehr in die Heimat dem Schwerte verfallen. Zum Verviertheilen und zum Verlurst aller ihrer Güter verurtheilte es die edlen Herren: Johann Baptist von Prevost, genannt Zambra, Pompejus von Planta, Rudolf von Planta, den reichsten und besten Edelmann Rhätiens, Johann Anton Giover von Calanca, Lucius de Mont. Die Zahl Derjenigen, die zum Tode mit dem Schwerte oder dem Stricke, zur Auspeitschung, Ehrlosigkeit und ewiger Verbannung verurtheilt wurden, ist so groß, daß die Anführung ihrer Namen hier unmöglich ist. Beinahe ein ganzes Jahr dauerte diese schauerliche Wirthschaft des Blutgerichtes in Thusis, und bildet ein ewiges Brandmal in der Geschichte Rhätiens; selbst die neueren billigern Protestanten sprechen über jenes Verfahren ihre Entrüstung aus, doch sind sie gewohnt, die Prädikanten zu entschuldigen mit dem Ausdrucke: „Sie waren gereizt,“ während sie den Katholiken auch den kleinsten Fehler hoch anrechnen. Die Prädikanten versprachen sich von ihren verübten Grausamkeiten einen guten Erfolg; allein sie täuschten sich. Schon bei der Beerdigung Ruska's zeigte sich unter dem Volke eine mißbilligende Stimmung. Die Katholiken verehrten ihn nun als einen Blutzeugen. Zur Verbreitung dieser Ansicht trug nicht wenig ein außergewöhnliches Naturereigniß bei, das gerade um diese Zeit erfolgte. — Zwischen Thusis und Sondrio liegt das Chiavennathal, in dem damals die reiche Stadt Plurs, der Hauptsitz der protestantischen Parthei, blühte. Durch besondere Zulassung Gottes ereignete es sich nun, daß am gleichen Tage und in der gleichen Stunde, wo die reformirte Parthei den Leichnam des sel. Erzpriesters in Thusis unter den Galgen durch Henkershand begraben ließ, ein Theil des Berges oberhalb Plurs sich losriß und mit furchtbarem Getöse in das Thal stürzte. Die ganze Stadt Plurs wurde zerstört, und einige hundert Menschen unter dem Bergschutte begraben. Nur einige Menschen entgingen dem Bergsturz, und das waren Katholiken. Das Volk, der Prädikanten müde, schaarte sich am 19. Heumonat 1620 um die Fahne eines Sprößlings von Planta, vertrieb weit und breit diese grausamen Unruhestifter, und stellte die Gebräuche des alten katholischen Glaubens und die Verbindung mit dem Oberhaupt der Kirche wieder her.

Aus Nikolaus Ruska's Heldentod ging der nachhaltige Sieg der katholischen Kirche im ganzen südlichen Theile Rhätiens hervor, und auch im nördlichen Theile des Bündnerlandes blieben zwei Fünf Theile der Bewohner dem katholischen Glauben treu. Schon im Jahre 1619 ward durch eine Landesversammlung zu Chur beschlossen, die Gebeine des ehrwürdigen Martyrers zu erheben und würdig zu beerdigen; der Leib kam dann nach dem benachbarten Katzis, und der dasige Pfarrer Thomas Häusler versetzte denselben in das Kloster Pfefers, von wo später einige Theile in das Gotteshaus Muri kamen. In beiden Stiften wurden Ruska's Gebeine mit großer Ehrfurcht verehrt, und Gott verherrlichte das Andenken seines Blutzeugen durch zahlreiche Gebetserhörungen. Unserem Jahrhundert war es endlich aufbehalten, dem Erzpriester von Sondrio die letzte Genugthuung zu geben, und ihm in der Stiftskirche von Sondrio die letzte Ehre zu erweisen. Es geschah dieß im Wintermonat des Jahres 1845. Schon seit längerer Zeit hatte das Chorherrenstift von Sondrio an den hochwürdigen Bischof von Como das Ansuchen gestellt, er möchte sich bei den Behörden des hohen Standes St. Gallen verwenden, daß die Ueberreste Ruska's aus der Stiftskirche zu Pfefers enthoben und seinem Heimathland zurückgegeben würden. Nach längern Unterhandlungen ertheilte die Regierung von St. Gallen die nachgesuchte Bewilligung. Der apostolische Vikar und gegenwärtige Bischof von St. Gallen, Johann Peter Mirer (geboren am 2. Weinmonat 1778 zu Ober-Saxen in Graubünden; erwählt am 12. Weinmonat 1846) ließ durch zwei Abgeordnete den Leichnam in der Kirche des aufgehobenen Benediktinerstiftes entheben und nach St. Gallen führen. Hier wurde er durch zwei Abgeordnete des hochwürdigsten Bischofs von Como in Empfang genommen und dann nach Sondrio gebracht, wo das Chorstift nun den Seligen in dankbarer Erinnerung seines christlichen Heldenmuthes und seiner hohen Tugenden verehrt. Das Porträt des seligen Ruska wird im Kanton Lucern, auf dem Schlosse Schauensee, Pfarrei Kriens, aufbewahrt, und soll eine wohlgelungene Abbildung des großen Mannes sein. (Vergl. Rusconera, Martyrium B. Nicolai Rusca, 1619; Eichhorn, Epis. Cur.; Memoria Nicolai Rusca S. T. D. Sundrii in valle Tellina Archipresbyteri, Comi 1621; Vita e Morte di Nicoló Rusca Ar-

chiprete di Sondrio etc., Sondrio, 1852; Elogio di Nicolò Rusca Archiprete di Sondrio etc. Sondrio, 1852.)

Nikolaus Wolf von Neuenkirch. Auch in der ländlichen Hütte reifen oft Tugenden, deren Glanz alle irdischen Ehrentitel und Auszeichnungen überschimmert, und der Kirche Gottes zur Zierde gereicht. Wenn christliche Eltern den Titel der göttlichen Kindschaft jedem andern vorziehen, und daher das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit vor Allem suchen; so wandelt sich der häusliche Herd in einen Familientempel um, in welchem von allen Genossen täglich ein reines Opfer dem Allerhöchsten dargebracht wird, und jeder, seines erhabenen Berufes sich bewußt, wetteifert in jeglicher Tugend und jeglichem gottgefälligen Werke. Aus dem Schooße solcher Eltern können in der Regel nur gottesfürchtige Kinder hervorgehen. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Ein solcher war auch unser gottselige Nikolaus, geboren und aus der heiligen Taufe gehoben zu Neuenkirch, Kt. Lucern, am 1. Mai 1756; sein Vater hieß Johannes Wolf, und die Mutter Anna Maria Muff. Sie waren geachtete Landleute, und was noch mehr gilt, fromm und gottesfürchtig; daher erzogen sie auch ihre Kinder mit allem Eifer in der heiligen Religion, und der Himmel gab Wachsthum und Gedeihen. Das Lesen erlernte Nikolaus mit seinem ältern Bruder Martin bei dem dasigen Ortskaplan Nikolaus Schwendimann. Martin zeigte Lust zu höherer Bildung, und ging mit väterlicher Beistimmung in die lateinischen Schulen nach Lucern, wo er nicht nur in den Studien, sondern auch in der geistlichen Wissenschaft große Fortschritte machte. Nach reifer Ueberlegung trat er in den Capucinerorden, und nahm den Namen Leopold an. Von nun an verdoppelte er seinen Eifer in den klösterlichen Uebungen, um täglich vollkommener zu werden. Seinen Willen unterwarf er mit unbedingtem und rückhaltlosem Gehorsam dem Willen seiner Obern; er liebte gar sehr die Einsamkeit, und verwendete sie zu unermüdetem, wissenschaftlichem Streben und zum Gebet. Im Orden lernte er die Fußsteige des Herrn, d. h. die Wege der Vollkommenheit kennen, die neben der gemeinen Straße des christlichen Lebenswandels schmäler und rauher, aber auch kürzer zum Ziele führen. Er wirkte für den Orden als gründlich gebildeter Lektor und für das Heil der Mitmenschen auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette durch

außerordentliche Heilungen und in seinem Zimmer unablässig durch Gebet viel Gutes, bis ihn Gott zu sich rief, um ihm in seinem Reich die Krone der Gerechtigkeit auf's Haupt zu setzen. P. Leopold starb zu Lucern auf dem Wesemlin, am 20. Mai 1826, in anerkannter Gottseligkeit und im Rufe der Heiligkeit. Er hatte ein Alter von zweiundsiebenzig Jahren erreicht, und davon zweiundfünfzig im Orden zugebracht. Das Volk der Stadt und der Umgegend, das schon bei seinen Lebzeiten zu ihm so viel Vertrauen gezeigt, strömte nach seinem Hinscheiden haufenweise herbei und drängte sich um seine Leiche; es wollte ihn gleichsam nicht ganz der Erde überlassen, sondern schnitt Stücke von seinem Habit ab, um sie als theure Ueberbleibsel aufzubewahren. — Seinem Bruder Nikolaus war eine andere Lebensbahn beschieden; er ward der Erbe des Berufes und des mittelmäßigen Vermögens seines Vaters. Jedoch blieb ihm eine anderweitige Bildung nicht ganz fremd und ferne, sondern er erhielt wenigstens Brosamen vom Tische des Wissens, von welchem so viele nicht in Nüchternheit genießen. In seinem neunzehnten Altersjahre traf nun ein heiliges Jubiläum ein. Bald hatte er sich mit einer Gesellschaft anderer frommer Männer zum Entschlusse zusammengefunden, in diesem Jahre die Wallfahrt nach Rom zu machen. Er besuchte in Rom die heiligen Orte, und kehrte dann im Glauben neu gekräftigt nach Hause. In seinem Berufsleben benutzte er die freien Stunden zur Lesung nützlicher Bücher religiösen und geschichtlichen Inhaltes, namentlich über Landwirthschaft, Obstbaumzucht, Bienenpflege u. s. w. Häusliche Umstände machten es seinem Vater wünschenswerth, daß sein Sohn Nikolaus sich verehelichte; er that es und wählte sich Barbara Müller von Neuenkirch, eine tugendreiche Jungfrau zur Ehehälfte. Der Herr segnete ihren Bund mit einigen Kindern, von denen vier Töchter und ein Sohn am Leben blieben, um unter den Augen und Händen der braven Eltern in Unschuld und Tugend heranzuwachsen und zu blühen. Ein ruhiger und heiterer Blick machte an Allen das Ebenbild der Eltern kenntlich. Es zeigten sich an den Kindern frühzeitig die segensreichen Früchte einer im Glauben und thätiger Gottesliebe wurzelnden und sich gründenden Erziehung; denn drei Töchter nahmen den Schleier. Wolf war einige Zeit Großrath, allein die öffentlichen Aemter behagten ihm nicht. — Gehen wir nun zu

seinem höhern Glaubensleben über. Nikolaus las gerne in der heiligen Schrift, fand Belehrung beinahe in jedem Abschnitte des Evangeliums, den er in der Kirche verkünden hörte, in den Erzählungen der Wunder Jesu, in den Stellen über Glauben und Gebet. Vorzüglichen Eindruck machten auf ihn die Texte: „In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden. Auf die Kranken werden sie ihre Hände legen, und es wird besser mit ihnen werden." Und wieder: „Eine jede Sache, um die ihr meinen Vater im Himmel bitten werdet in meinem Namen, werdet ihr erhalten." Nun kam in ihm die Ueberzeugung zur Reife, daß der Mensch in allen Anliegenheiten und Nöthen an Jesus einen Freund und Heiland, im gläubigen Gebet im Namen Jesus freien Zutritt vor Gottes Thron habe. Die erste Probe seines höhern Glaubenslebens machte er an sich selbst. „Ich litt," erzählt er selbst, „ein ganzes Jahr an einem Magenübel und Herzklopfen so gewaltig, daß ich beinahe keine Speise mehr vertragen mochte; ununterbrochen wandte ich ärztliche Hülfe dagegen an, aber vergeblich. Eines Abends, als ich mich zur Ruhe begab, frei ich den Namen Jesus gegen mein Uebel an, und augenblicklich war ich geheilt." Auf ähnliche Weise wurde er (1805) von einem Fußübel befreit. „O wie Viele, dachte er, schmachten Jahre lang auf dem Krankenlager ohne Hülfe; bin ich dem Mitmenschen nicht schuldig, zu Hülfe zu kommen? Warum hat Gott mir so offenbare Zeichen gegeben? Darf ich gleichgültig sein? Wo bleibt die Liebe Gottes und des Nächsten, wenn man nicht hilft? Wird nicht der Name Jesus geehrt, wenn durch denselben Uebel geheilt werden?!" Nikolaus war jetzt fünfzig Jahre alt, und nun widmete er sich dem wunderthätigen Leben; im Namen Jesus heilte er viele Kranke, ward aus der Nähe und Ferne besucht, überall hingerufen und bewirkte außerordentliche Heilungen an Kranken und Presthaften. Man findet die Personen, welche die Hülfe dieses Wundermannes erfuhren, mit ihren Zeugnissen in dem Werklein: „Die Macht des christlichen Glaubens, von J. Ackermann, Pfarrer in Emmen" aufgezählt. Die Art und Weise seines anfänglichen Wirkens bei Leidenden erzählt er, wie folgt: „Zuerst mußte ich die Leute zum Glauben und Vertrauen aufmuntern. Ich sagte ihnen: Ist Gott nicht

allmächtig? Kann er nicht Alles? Gibt Gott nicht, was er versprochen hat? „„Noch Niemand, der auf mich gehofft, ist zu Schanden geworden,““ spricht der Herr..... Ich mußte ihre Zweifel lösen, und sie im Glauben stärken. Dann verrichtete ich mein Gebet im Namen Jesu über sie, ermahnte sie zur Buße, zum wahren Danke gegen Gott, zur Frömmigkeit, zum Besuche des Gottesdienstes und der heiligen Sakramente, und dann auch zum gläubigen Gebrauche der von der Kirche gesegneten Sachen u. s. w. Natürlich erregte sein Auftreten großes Aufsehen, und von allen Seiten erhoben sich Widersprüche dagegen; besonders die Geistlichen zweifelten an der Sache, und gaben ihren Unwillen kund. Wolf wurde nicht nur in Gesprächen und Zusammenkünften, sondern selbst auf öffentlichen Kanzeln, und in Christenlehren hart mitgenommen; doch überlegten einige Geistliche sein Benehmen, und blieben in ihren Urtheilen schonender. In einer Gesellschaft, welcher der verewigte Bischof Sailer beiwohnte, erzählten einige Priester, Nikolaus Wolf heile Viele durch sein Gebet, aber er umgehe die kirchliche Autorität. Sailer antwortete ernst: „Ja, meine Herren! wenn sich die Sache so verhält, wie Sie mir da erzählen, so hüten Sie sich wohl, etwas dagegen zu thun. Der Geist wehet, wo er will. Wer kann, wer darf ihm wehren?“ Indessen steigerte sich der Sturm gegen ihn; das apostolische Generalvikariat zu Münster berief ihn in's Verhör, und untersagte ihm nun sein Gebet und seine Heilungen. Wolf verehrte dieses Verbot, weil es ihm von seinen geistlichen Obern zugekommen; er gehorchte sogleich, und wies von nun an Alle von sich, die bei ihm Zuflucht suchten; aber nach einem Jahre berief ihn die nämliche kirchliche Behörde, gab ihm die höchste Vollmacht, sein Liebeswerk im Namen Jesu zur Linderung der leidenden Menschheit fortzusetzen. Von nun an wirkte er ungehindert eine Reihe von Jahren zum Besten der kranken Menschheit, und heiligte sich selbst in Ausübung guter Werke. Er war sanft und von Herzen demüthig, ein hoher Verehrer der Geheimnisse des menschgewordenen Gottessohnes, und trug eine kindliche Andacht zu Maria. — Wolf lebte in den Jahren, in denen der Neuerungsgeist auftauchte. Er nahm das Uebel wahr und sah den Feind unter der Heerde; allein nicht müßig jammern wollte er, sondern eine Glaubensarmee bilden, und sogleich, wenn

auch nur mit Wenigen als kleine Heerde, die Schlacht gegen den Feind beginnen, den geistigen Gebetskampf nämlich, in Vereinigung mit dem betenden Heilande am Oelberg. Er begab sich mit Einigen alle Montage und Freitage Abends abseits wie auf den Oelberg, zu beten im Namen und — für Alle. — Im Jahre 1819 wurde er mit Joseph Leu von Ebersol aus Veranlassung seiner kranken Schwester bekannt. Leu, der zum Manne heranwachsende Jüngling, faßte des alten Mannes Lehren auf, und dessen Geist und Sorgfalt für Bewahrung und Rettung des Glaubens aus den Stürmen der Revolution ging auf ihn über, wie der unter Leu's Anleitung und Anführung in den Jahren von 1830—1845 geführte Kampf für Gott und Vaterland ruhmwürdig allen künftigen Zeiten zeigen wird. Der große Mann Leu war dem Geiste nach aus Vater Wolf hervorgegangen. Das Vaterland ist dem Einen wie dem Andern zu Ehre und Dank verpflichtet. Ja Vater Wolf schuf nicht nur den Leu, sondern auch die ersten Leuenmänner, Leu's Gesinnungsgenossen. — Nikolaus feierte 1829 seine wahrhaft silberne Hochzeit, das Jubeljahr seiner ehelichen von Gott gesegneten Verbindung. „Es ist billig," sprach er, „Lob und Dank dem Herrn abzustatten für die unendlichen Wohlthaten seiner Güte, die wir genossen; ich will keine andere Hochzeitgäste, als den göttlichen Heiland, die allerseligste Jungfrau und die lieben Seelen im Fegfeuer." Er ließ nun am bestimmten Tage zwei heilige Aemter halten, eines für die armen Seelen im Fegfeuer, das andere zum Lob und Dank dem Herrn, unter welchem zweiten das Jubelpaar die heilige Kommunion empfing, um so an einem Tische des Herrn mit den Seelen des Fegfeuers von Einem geopferten Lamme Jesu Christi Speise und Trank zu genießen, mit denselben die Eine Erquickung zu theilen. Mit dem zunehmenden Alter mehrte sich Nikolaus Unwohlsein; öftere Anfälle von Ohnmachten stellten sich ein, sie minderten aber weder seinen Muth, noch seine Dienstwilligkeit, Andern zu helfen. Wie er lebte, so starb er im Dienste der Leidenden und Kranken. Eine ihm in der Nähe des Klosters St. Urban bekannte, auf dem Todbette schmachtende Hausfrau hatte sich nach seiner Hülfe und seinem Troste gesehnt. Am 3. Herbstmonat 1832 kam er dahin, befand sich mehrere Tage ganz wohl, aber plötzlich befiel ihn eine tödtliche Krankheit. An Mariä Geburt empfing er

aus Andacht die heiligen Sakramente, am Tage darauf erkrankte er und ließ sich am Montag mit dem heiligen Oele salben; am 18. entschlief er ganz ruhig ohne die geringsten Schmerzen, Morgens 10 Uhr im Herrn. — Er starb den Tod der Liebe, deren göttliches Feuer ihn beseelt und ganz durchdrungen hatte, und wurde den 20. in Neuenkirch, seiner Heimathgemeinde, unter großem Zusammenströmen von Trauernden aus der Nähe und Ferne beerdiget. Leichenbegängnisse, wie dieses war, sind so selten, als das Leben und Wirken des Seligen. Sein Andenken lebt im Lucernervolk fort, und sein Grab wird jetzt noch häufig von Vielen besucht.

Nikolaus Viktor Wyß, Pfarrer zu Bärschwyl. In den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts erblickte Nikolaus Viktor zu Solothurn das Licht der Welt. Er war von Jugend auf dem religiösen Leben ergeben, widmete sich, nachdem er das gehörige Alter erreicht hatte, den Wissenschaften, studirte Rhetorik, Philosophie und Theologie und trat dann in den geistlichen Stand ein. Am 16. Jänner des Jahres 1713 wurde er als ein vortrefflicher Priester zum Pfarrer von Bärschwyl gewählt, weidete zwölf Jahre seine Heerde als ein treuer Hirt — ein Licht der Welt, ein Salz der Erde, — und starb im Rufe der Heiligkeit. Leider ist aus seiner Jugend und den ersten Jahren seines Priesterstandes wenig bekannt; was wir von ihm Zuverläßiges wissen, das haben die Herren Pfarrer von Bärschwyl, des Seligen Nachfolger, in die Pfarrbücher verzeichnet. Hr. Pfarrer Jakob Joseph Schluop (erwählt den 12. Horn. 1753, † den 27. Christm. 1758) hat Nachstehendes in lateinischer Sprache in das Jahrzeitbuch eingeschrieben: „Der hochwürdige Herr Wyß hat mit großer Gottseligkeit und zur Zufriedenheit Aller bis zum 29. Jänner 1725 sich und seine Gemeinde segenvoll geleitet, und zwar so, daß seine Frömmigkeit und Tugend von Allen, die ihn kannten, mit verdientem Lobe gepriesen worden. Im oben genannten Jahre, als in der Nacht Diebe die Kirche erbrachen, die Geräthschaften plünderten, den Tabernakel aufsprengten, den Speisekelch (Ciborium) stahlen und die heiligen Hostien auf den Boden streuten, ergriff den guten Seelsorger, als er Morgens vom Bette aufstund und hörte, die Diebe wären mit den geraubten Kirchensachen spurlos verschwunden, eine solche Traurigkeit, daß er vom Schlage getroffen, plötzlich zum größten Schmer-

zen der Anwesenden seinen Geist aufgab. Als man nachgehends die Kirche ganz neu erbaute und die Leiche des seligen Nikolaus Viktor Wyß ausgrub, fand man dieselbe nach vier Jahren noch ganz frisch und unverwesen. Der Leib ward vor der Mitte des Hochaltars wieder in die Erde versenkt. Er war von allen Pfarrern der Einzige, der zum Trost seiner Seele in hiesiger Pfarrkirche eine Jahrzeit gestiftet hat." Im selben Jahrzeitbuche steht noch eine andere Note, Seite 25: „Es hat der wohlehrw. und gelehrte Herr Viktor Nikolaus Wyß von Solothurn, so zwölf Jahre allhier mit größtem Ruhm Seelensorger, et quidem in fama Sanctitatis, gewesen, morte subitanea, da er aus dem s. v. Bette aufgestanden, correptus, zweimal, als die jetzige neue Kirche gebaut worden, wiederum ausgegraben, seine Ruhestätte verändert, und schon bei vier Jahren vergraben, unverwesen gefunden worden, nunmehro unter den Staffeln des hohen- oder Choraltar ruhet, für sich und die seinige (Schwester, die hier bei ihm haushalte und starb) ein Jahrzeit gestiftet." Herr Pfarrer Joseph Räber, unmittelbarer Nachfolger des Seligen, hat das gestiftete Jahrzeit in's Pfarrbuch eingetragen. Der Leib Nikolaus Viktors Wyß befindet sich noch im Chor in einem besondern Grabe; seine Grabschrift ist unter dem zweiten Boden und daher nicht erhältlich (Gefällige Mittheilung aus den Pfarrbüchern von Bärschwyl.)

Noting, Bischof von Constanz. Aus dem Hause Vehringen sind mehrere Männer hervorgegangen, die für Kirche und Staat großes leisteten. Zu ihnen gehört auch Noting. Seine Studien machte er in der Klosterschule zu St. Gallen und fand sich da so einheimisch und angezogen, daß er die Gelübde ablegte. Er war sehr fromm gelehrt, und entwickelte eine nicht geringe Thätigkeit in Abschreibung der heiligen Bücher. Als im Jahre 820 am 5. Jän. Salomon III., Bischof von Constanz starb, mußte Noting sogleich den erledigten Sitz einnehmen. Vor Allem ließ er sich die würdige Feier des göttlichen Dienstes angelegen sein, und verfaßte mehrere Kirchengesänge. Der Abt von der Reichenau war im Besitze der Reliquien des heiligen Markus des Evangelisten, und bewahrte diese im Geheimen auf; er machte unserm Bischofe die ergebenste Anzeige, er wäre im Besitze eines heiligen Leibes. Noting hielt eine Synode und sprach vor der Versammlung: „Das Kloster Reichenau besitzt die Gebeine des heiligen Markus, des

Evangelisten.“ Darauf verordnete er, daß die hehren Gebeine erhoben und das Fest des Heiligen am 25. April in seiner Diözese unter der gleichen Rubrik wie das der Apostel gefeiert werden solle. Ueberhaupt war dieser Bischof ein seeleneifriger Oberhirte, sorgte für den Unterricht, hob den sittlichen Zustand des Volkes, unterstützte die Klöster, und bildete junge Knaben für Kirchen- und Staatsämter. Der heilige Conrad (s. d. A.) ist aus seiner Schule hervorgegangen. Er starb, um die Kirche hochverdient, am 12. Aug. 934 oder 935 gottselig und ward in der Domkirche beigesetzt. Einige Biographen geben ihm den Titel eines „Seligen.“ (S. Lang, Caspar, Grundriß, Bd. I., S. 546; von Mülinen, Helv. S.; von Ild. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. I., S. 214.)

Rotker (balbulus), der heilige, von St. Gallen. „Laßt uns,“ sagt Jesus Sirach (44, 1.), „jene berühmten Männer und Vorfahren in ihren Geschlechtern loben, die durch ihre Weisheit die heiligsten Lehren den Völkern gegeben und in ihrer Kunst nach Tonweisen in der Musik forschten, und Gesänge nach der Schrift zum Lobe Gottes verfaßten;“ diese Worte dürfen mit Recht auf den heiligen Dichter Notker von St. Gallen angewendet werden. Dort wo westlich hinter dem Hörnliberg auf freundlicher Ebene gegen Kyburg hin wellenförmig sich viele Hügel erheben, steht im jetzigen Kanton Zürich Elg (früher Heiligau genannt), jetzt ein Pfarrdorf, vor tausend Jahren aber das Stammschloß der Eltern Notkers, der um das Jahr 830 zur Welt geboren wurde. Von väterlicher Seite war er mit dem Geschlechte Karls des Großen (s. d. A.), mütterlicher Seits aber mit dem sächsischen Hause verwandt; aus seinem Geschlechte gingen die mächtigen Grafen von Toggenburg hervor, die bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine so wichtige Stelle in der Geschichte der westlichen Schweiz eingenommen. Notker wurde noch als Knabe von seinen Eltern um das Jahr 842 dem Abt Grimald (s. d. A.) übergeben und in die innere Klosterschule, welcher Iso (s. d. A.), der berühmteste Gelehrte damaliger Zeit, vorstand, aufgenommen. Wie er in den Wissenschaften vor allen seinen Mitschülern sich auszeichnete, so übertraf er sie Alle an Innigkeit des Gemüthes und an gottseligem Sinn. Als Jüngling schon, sagt Rappert (Radpert, Rapet s. d. A.) von ihm, war er mehr einem Engel als einem Menschen ähnlich. Wenn seine

Mitschüler herumschweiften und fröhlichem Spiel sich ergaben, blieb Notker in sich gekehrt und war in einer einsamen Ecke in seine Studien oder Gebete vertieft. Keinen Schritt that er außer das Kloster, es seie denn, daß ein besonderer Befehl seiner Obern ihn dazu nöthigte; vor Frauenspersonen, selbst jenen seiner nächsten Verwadtschaft, erschien er immer mit geschlossenen Augen; muthwilligen Scherz seiner Mitschüler wies er mit der Mahnung ab: daß wir über jedes unnütze Wort einst Rechenschaft abzulegen haben; mitten unter unschuldigen Freuden pflegte er sie an das Ende der Freuden, welches die Trauer sei, zu erinnern; zu den niedrigsten Diensten bereit, war es seine Freude, dem Dienste der Kranken sich zu widmen und dem Leibe und der Seele nach sie zu pflegen. Die Strenge seiner Bußübungen begründete er durch die Lehre, „daß Reinheit und Unschuld nicht im Lande derjenigen gefunden werden, welche üppig leben; Jeder müsse den Acker seines Herzens reinigen und bebauen, wie der Landmann seinen Acker, wer aber das Werk verlasse, das er beginne, endige wie ein Thor." — Notker war von langer, hagerer und schmächtiger Gestalt, streng gegen sich und mild gegen Andere, stammelnd in seiner Aussprache (daher balbulus), mit einem Worte „ein vollgefülltes Gefäß des heiligen Geistes, wie kein gleiches zu seiner Zeit zu finden war." Sein inneres Geistesleben trat auch äußerlich zu Tage und verlieh seinem Angesichte einen gewissen überirdischen Ausdruck. „Das Auge, das ihn sah," sagt Ekkehard IV., „war entzückt, das Ohr, das ihn hörte, war erfreut; wie liebenswürdig er in seinem ganzen Wesen und Benehmen, wie geistreich er in seinen Antworten und Gesprächen war, bewies noch lange nach seinem Tode das Herzeleid Aller, die ihn gekannt und jedesmal bittere Thränen vergossen haben, so oft von Notker nur die Rede war. — Mit Notker zu einem innigen Tugend- und Freundschaftsbunde vereint waren Rappert und Tutilo, drei Freunde, die Ein Herz und Eine Seele bildeten. Schon in der Morgenfrühe, wenn die Laudes abgesungen waren, trafen sie einander in der Schreibkammer, verglichen da die neu abgeschriebenen Quaternionen, und lasen und forschten gemeinsam in den heiligen Schriften und Vätern. — Dem heiligen Notker verdanken das Kirchenlied und der Choralgesang ihre Reinerhaltung und weitere Ausbildung im Mittelalter; er hat für den Kirchengesang so Großes und Ausgezeichnetes theils

in Selbstdichtung, theils in Verbesserung älterer Lieder geleistet, daß nicht bloß seine Zeitgenossen, sondern die jetzige Welt noch ihre höchste Bewunderung darüber ausspricht[1]). Nebstdem schrieb der unermüdliche Mann noch ein größeres Martyrolog, eine Abhandlung über die Schriftausleger, das Leben des heiligen Gallus in lateinischer Prosa und in Versen. Der Heilige genoß schon während seines Lebens eines weitverbreiteten großen Rufes. Kaiser Karl der Dicke stand mit ihm in vertrautem Briefwechsel, und erbat sich in Gewissensfällen und selbst in Angelegenheiten des Reiches Notkers Rath. Als einst ein kaiserlicher Briefbote längere Zeit bei Notker in St. Gallen auf eine Antwort harren mußte und gerne wieder bald abgereist wäre, suchte er den Mann Gottes auf und fand ihn eben im Garten beschäftigt, das Unkraut auszureißen und die Pflanzen zu begießen, zu versetzen und zu pflegen. Der Bote frug ihn: „Was habe ich, heiliger Vater, meinem Herrn zu überbringen und zu sagen?" „Melde ihm," versetzte Notker, „was du mich jetzt eben verrichten siehst und anders nichts." Der Kaiser, dem der Bote die kurze Antwort überbrachte, bemerkte: „Du hast mir genug gemeldet. Zwei große Lehren wollte mir der heilige Lehrer geben. Glücklich wird der König sein, der die Leidenschaften aus dem Garten seines Herzens entfernt und christliche Tugenden in ihm pflegt, und groß werden seine Verdienste sein, wenn er in der Kirche Gottes, derer Schirm er übernommen, die Irrthümer und Laster ausrottet und die Tugenden unter den Menschen pflegen und gedeihen macht." — Als der Kaiser einst das Kloster St. Gallen besuchte, wurde er von einem Hofkaplan begleitet, der stolzen und übermüthigen Wesens war. Dieser hatte über Notker vom Kaiser selber viel Rühmliches erfahren. Mit andern Rittern besichtigte er das Kloster und die Kirche, und traf den heiligen Dichter gerade bei seinem Psalmbuche an. „Sehet,"

[1]) Notker leitete und lehrte den Choralgesang nach dem Antiphonarium Gregors des Großen, welches der römische Sänger Roman nach St. Gallen gebracht hatte. Die Gesangnoten sind in diesem Antiphonarium in den ältesten Neumenzeichen geschrieben und der Schlüssel zur Entzifferung dieser Neumen hat in neuester Zeit der gelehrte Benediktiner Pater Anselm Schubiger von Einsiedeln entdeckt und in seinem Werke: „Die Sängerschule St. Gallens vom achten bis zwölften Jahrhundert", erschienen in Einsiedeln 1858 bei Gebrüder Benziger, niedergelegt.

sprach er zu seinen Begleitern, „dieser soll der gelehrteste Mann im ganzen Reiche Karls sein; ich will nun aber diesen Grundgelehrten ein wenig auf die Probe stellen und eine Frage an ihn richten, die er nicht zu beantworten weiß.“ Indem er nun zu Notker hintrat, richtete er an ihn die Worte: „Wir wissen, daß du in die Tiefen der Wissenschaften eingedrungen bist und in der Höhe deiner Betrachtungen selbst die himmlischen Dinge kennest, sage uns also, wenn du es weißt, was thut jetzt Gott im Himmel?“ Notker antwortete mit ernster Stimme: „Ich weiß es, und weiß es nur zu gut. Er thut jetzt, was er immer gethan hat und was er bald an dir selber thun wird, er erhöht die Demüthigen und erniedrigt die Stolzen.“ Beschämt und betroffen ging der Hofkaplan mit seinen Begleitern davon, und das Wort Notkers ging bald an ihm in traurige Erfüllung. Beim Fortzuge des Kaisers, wenige Tage später, stürzte er außerhalb der Klosterpforte mit seinem Pferde, und brach das Bein. Unter den Schmerzen, die über ihn kamen, erkannte er seine Fehler und bat Notker um Verzeihung. — Nicht besser erging es einem Neffen Notkers, dem jungen Wolo. Des Befehles seines Oheims ungeachtet, an einem gewissen Tage nicht auszugehen, konnte man ihn nicht im Kloster zurückbehalten, eben schrieb er am Schreibpulte in einem Evangeliencodex die Worte Joh. 4, 7: „Er war daran zu sterben,“ als er sich plötzlich davon machte und den Glockenthurm bestieg, um dort wenigstens an der freien Aussicht sich zu ergötzen. Allein er fiel beim Hinaufsteigen innerhalb so gefährlich herab, daß er das Genick brach und nur noch seine Beichte verrichten, die heilige Wegzehrung empfangen und sich dem Gebete seines Oheims empfehlen konnte. Vom Tode Wolo's an verrichtete Notker das tägliche Officium eines Mönches doppelt für sich und seinen verstorbenen Neffen, saß ganze Tage in der Münsterkirche in einer Seitenkapelle des heiligen Petrus, in Gebete und Betrachtungen vertieft. — Wie überhaupt alle Heiligen, so hatte auch Notker mehrere Kämpfe mit dem Feinde der Finsterniß zu bestehen. Das Manuscript (Geschichte des Klosters St. Gallen, Bd. I., S. 159), und Ekkehard V. der Lebensbeschreiber Notkers, erzählen darüber einige Begebenheiten. Einst, als er in der Gruft des heiligen Columban betete, näherte sich ihm der Teufel in Gestalt eines belfernden Hundes; er hieß ihn im Namen Gottes warten, nahm einen Stock von dem Altar des heiligen Gallus,

versetzte ihm derbe Schläge so lange, bis der Küster hinzukam, und das Kreuz wegnahm, welches der fromme Beter in den Eingang der Gruft gestellt hatte. Beim letzten Streich zerbrach Notker den Stock; es war jener, den Columban dem heiligen Gallus vor seinem Ende übermacht hatte. Ein anders Mal war Notker nicht in der Non, nach der Complet erinnerte er sich seiner Hinlässigkeit, kniete im Chor nieder und begann das Gebet. Kaum hatte er angefangen zu beten, hörte er ein Geräusch in der Luft; der Teufel schrieb in seiner Gegenwart den begangenen Fehler auf ein Brett, und stürzte dies auf ihn herab. Den Fall des Brettes und die Worte, die sie miteinander wechselten, hörten viele in der Kirche und Tutilo gab ihm einen Verweis, daß er mit seinen Teufeln den Brüdern viele Unannehmlichkeiten verursache. Bei solchen Anläßen war Notker sehr zurückhaltend, und beobachtete darüber selbst bei seinen Freunden das strengste Stillschweigen. — Die Tage seines Alters widmete der Diener Gottes gänzlich dem Gebete und der Vorbereitung auf die Ewigkeit; längere Zeit kränkelte der heilige Greis, wurde dann von einem heftigen Fieber ergriffen, das seine Lebenskräfte allmählig verzehrte. Da er sein Ende herannahen sah, bat er, daß man ihm die heiligen Sakramente reiche. In der Gegenwart seiner Ordensbrüder empfing er, wie sein Biograph meldet, mit hoher Andacht die Wegzehrung des heiligsten Geheimnisses des Leibes und Blutes Christi und die Salbung des heiligen Oeles, sagte Lebewohl seinen laut weinenden Brüdern und ertheilte ihnen von seinem Sterbelager aus den Segen. Sodann empfahl er sie und das Kloster St. Gallen der Obhut Gottes und seinen Heiligen, Gallus (s. d. A.) und Othmar (s. d. A.) und entschlief ruhig und sanft, wie er gelebt, den 8. April 912. Sein Leib ward in der Münsterkirche in der Seitenkapelle des heiligen Petrus beigesetzt. Zu seinem Gedächtniß in spätern Jahrhunderten war im Kreuzgange des Klosters St. Gallen eine lateinische Inschrift zu lesen von folgendem Sinne:

Siehe, Notker ruht hier,
Die Zierde des Landes, der Ruhm der deutschen Gelehrten.
Wie jeden Sterblichen sonst, deckt ihn dies düstere Grab.
Am achten April,
Als Kaiser Conrad regiert, ward er von der Erde genommen,
Und fuhr zum Himmel hinan, unter dem Engelgesang.

Der Wunsch, welchen schon Innocenz III. ausgesprochen, wurde endlich erfüllt. Die Heiligsprechung Notkers erfolgte 1513, durch Papst Julius II.; seine Gebeine, wie jene des heiligen Othmar, welche in Särgen in der Münsterkirche begraben lagen, hoben die Klostergeistlichen zur Zeit des Bildersturms in der Nacht vom 23. auf den 24. Hornung 1529 heraus, und sandten diese nach Einsiedeln. Gegenwärtig ruhen Notkers Reliquien in der Domkirche von St. Gallen. Der Abt Franz Gaisberger (geb. 1464, erw. 19. April 1504, † 23. März 1529 in Rorschach) hat seine jährliche Feier auf den dritten Sonntag nach Ostern verlegt.

Notker (Physicus), Mönch von St. Gallen, war aus Rhätien und des Abt Notkers Mutter Bruder. Die Wissenschaften erlernte er mit dem heiligen Ulrich von dem heiligen Notker und zeichnete sich, als er selbst Professor wurde, in der Musik, Malerei und Arzneikunde vor allen Uebrigen aus. Er stund als Arzt am Hofe Otto's I. in hoher Achtung und mußte sich dort aufhalten; „und obschon es scheinen möchte," sagt Ild. von Arx, „daß seine Einsichten in der Heilkunde nicht groß müssen gewesen sein, da selbst in St. Gallen uneracht seiner Behandlung der Abt Burkard an zwei Krücken ging, und der Decan Ekkehard I. hinkte; so muß es doch mit seiner Kunst etwas auf sich gehabt haben, wenn er aus dem Wasser einer Kammerfräulein, das man ihm für das des Herzogs Heinrich von Bayern ausgab, die nahe Niederkunft derselben bestimmt vorhersagen, und bei einer Aderlässe aus dem Geruche des Blutes den nahen Ausbruch der Pocken bei einem Bischofe wissen, und derselben Narben verhindern konnte." Notker war ein frommer, gottseliger Mönch, eiferte für Zucht und Ordnung, führte ein heiliges, strenges Leben und ward deßwegen von seinen Mitbrüdern „Pfefferkorn" (Piperis Granum) genannt. Als Kaiser Otto II. wegen der Wahl Notkers zum Abte einige Schwierigkeiten machte, gab er sich sogleich zufrieden, da er hörte, der Gewählte wäre ein Schwestersohn Notkers des Arztes. Im Alter erblindete der gute Mann; aber um so mehr Achtung bewiesen ihm die beiden Kaiser Otto. Da sie nach St. Gallen kamen, ließen sie ihn aus dem Kloster kommen; sie küßten ihn und führten ihn von beiden Seiten an der Hand zur Klausur zurück, wo er vom ganzen Hofe begrüßt wurde. Als die Monarchen Notker dem Kloster zuführten, rief er: „Wie glücklich bin ich Blinder, da ich heute

so hohe Führer habe!" Nicht lange nach dieser Begebenheit, den 12. Winterm. 975, beschloß Notker seine Tage und eilte hinüber, um das ewige Licht zu schauen. Die Verzeichnisse von St. Gallen setzen seinen Sterbetag auf den 17. Wintermonat mit beigefügtem Lobe: „Hingang Notkers des sehr gütigen Doktors und Arztes [1]) Er zierte die Klosterkirche und manche Bücher mit seinen Gemälden, beschrieb die Osterrechnung in Versen und verfaßte einige Hymnen, unter andern einen auf den heiligen Othmar „Rector æterni metuende sæcli etc.", der heute noch bei der Vesper an seinem Festtage (16. Wintermonat) gesungen wird. Murer, Bucelin u. A. m. geben unserm Notker den Titel eines „Seligen."

Notker, Bischof von Lüttich, stammte aus einer hohen schwäbischen Familie; sein Vater Cajus soll ein Graf von Oettingen, seine Mutter Hedwig eine Schwester Kaiser Ottos I. gewesen sein. Er studirte in St. Gallen, verband sich durch die Ablegung der Gelübde mit dem Orden, ward hier Propst und zeichnete sich durch Tugendwandel und Gelehrsamkeit dermaßen aus, daß man ihn in die berühmte Benediktinerabtei Stablo (Stavelo) im Bisthum Lüttich berief, um daselbst die höhern Wissenschaften zu lehren. Im Jahre 971 (nach von Arx 972) ward er auf den bischöflichen Stuhl von Lüttich erhoben und folgte dem Bischof Eberhard, von Andern Everaklus genannt. Er zeichnete sich durch alle jene Tugenden aus, die einem Bischof zur Zierde gereichen. Vor Allem lag ihm die Erziehung der Jugend am Herzen; er hielt es nicht unter seiner Würde, seine Musestunden der Unterweisung solcher jungen Leute zu widmen, in welchen er wissenschaftliche Anlagen entdeckte. Joseph Krebs (Deutsche Geschichte, Bd. II., S. 302) sagt: „Er sorgte gleich seinem Vorgänger wie für Ausbreitung der Wissenschaft, so auch für Befestigung des Landfriedens; allenthalben sammelte er die Männer zum einmüthigen Widerstande gegen die Friedensstörer, schuf treffliche Wehranstalten, und überall gelangte der Bürgerstand zu Kraft und Ansehen." Notker ließ sich das Beste der Stadt und seiner Diözese so sehr angelegen sein, daß man ihn den zweiten Stifter Lüttich's nannte. Er ließ die Stadt mit Mauern umgeben, und zierte sie mit schönen Gebäuden. Die

---

[1]) „Obitus Notkeri beniguissimi doctoris et medici."

Stiftskirchen von St. Johann Evangelist, vom heiligen Kreuze und von St. Denis zu Lüttich, die Kirche von Mecheln, die von Aachen u. s. w. rechnen ihn zur Zahl ihrer Gründer. Er starb 1007, oder nach den St. Gallerverzeichnissen 1008, im Rufe der Heiligkeit. Notker schrieb das Leben der heiligen Landoaldus, Hadelinus und Remaklus nebst Anderem, was meistens in den Bollandisten sich findet. Dieser gottselige Bischof war es, dem die Schule von Lüttich vorzüglich ihr Gedeihen verdankte. Diese Schule wurde von den Zeitgenossen eine Pflegamme der Wissenschaften genannt, und war namentlich auch eine Pflanzschule von Bischöfen nnd Gelehrten. Dieser Schule setzte Notker den hochverdienten Wazon (Waso) vor, welcher nacheinander Magister Scholarum, Kaiser Heinrichs III. Kaplan, Dekan, Propst und Archidiakon zu Lüttich war, endlich im Jahre 1042 den Lütticherstuhl bestieg.

Notker (Labeo), Mönch von St. Gallen, wurde zu seiner Zeit für den größten Gelehrten weit und breit gehalten. Er war, wie aus seinen Schriften erhellt, in der Theologie, Musik, Dichtkunst, Mathematik und Sternkunde, in den heiligen Vätern und Klassikern wohl bewandert, redete die deutsche, lateinische und griechische Sprache; und erwarb sich in seinen deutschen herausgegebenen Werken bei seinen Zeitgenossen hohen Beifall, und sein Name wird zu allen Zeiten Denen, welche sich die altdeutsche Sprache eigen machen wollen, ehrwürdig sein. Lange Zeit Professor, bildete er nebst andern Zöglingen den Ekkehard IV. zu einem klassischen Schriftsteller des Mittelalters, der nicht nur ihm Ehre machte, sondern der uns auch einige Züge aus seinem Leben hinterlassen hat. Notker war auch sehr tugendhaft, und legte mehrere Proben der Strenge und Abtödtung gegen sich ab. Er hatte einen mittelmäßigen Körperbau, ein liebliches Angesicht, aber etwas aufgetriebene Lippen. Von seinem übrigen Lebenslaufe wissen wir nur, daß er stets eine große Liebe zu den Armen trug. Seinen Hintritt beschreibt Ekkehard IV., wie folgt: Eben hatte Notker das Buch Job vollendet, nämlich an der Vigil der Fürstenapostel Petrus und Paulus, am 28. Brachmonat 1022, als er erkrankte, ohne Schmerzen zu leiden, aber er wußte seine Todesstunde; und legte darum eine öffentliche Beicht ab, in der er als einen großen Fehler vorbrachte, daß er ehedem im klösterlichen Habit einen Wolf getödtet hätte.

Nachdem er noch die Vesper, die an diesem Tage in der Kapelle des heiligen Petrus gehalten wurde, mitgesungen hatte, begab er sich darauf in's Krankenzimmer. Als man das Zeichen zur Complet gab, hieß er die umstehenden Brüder sich zum Gebete begeben, er selbst aber bereitete sich auf die Ewigkeit vor. Da sie zurückkehrten, verbot er das gewöhnliche Waschen seines Körpers nach dem Tode, weil er nicht wollte, daß man die Bußkette an seinem Leibe entdecke; zugleich verlangte er, man solle die Armen in seiner Gegenwart speisen. Diese Freude wurde ihm zu Theil; er entschlief unter dem traulichen Gespräche, welches die vor ihm speisenden Armen erhoben, in dem siebenzigsten Jahre seines Alters an der Pest, welche die Armee aus Italien gebracht hatte. Mit Notker starben am nämlichen Tage an der Seuche noch drei andere Professoren, Rudpert, Anno und Erimbert, und wurden miteinander in ein Grab gelegt. Sie hatten in St. Gallen nach dem Tode der Professoren Failan und Clemens, beide aus Irland gebürtig, das Lehramt verwaltet. Notker's Leichnam wurde, wie er es verlangte, im Bußkleide beerdigt. Ekkehard IV. verfaßte auf ihn die sinnreichen Worte: „Das ist das Ende eines Mannes, den die Mindergelehrten billig betrauern, da sie keinen solchen mehr finden werden." [1]) Notker hatte eine hohe Verehrung zum heiligen Petrus; und sagte zuweilen zu seinem Schüler Ekkehard: „Bitte den Schlüsselträger, daß er dir das Himmelsthor erschließe." [2]) Die Verzeichnisse von St. Gallen geben ihm das schönste Lob, in denen er „der gelehrteste und menschenfreundlichste Lehrer" „doctissimus et benignissimus Magister" und wieder „ein der Erinnerung würdiger Lehrer" „amplectendæ memoriæ Magister" genannt wird. Von Bucelin wird er „ein heiliger und gelehrter Mann" genannt, und die meisten Biographen geben ihm den Titel eines „Seligen." — Seine Auslegungen über das Buch Job und die Moralbücher Gregor des Großen sind verloren gegangen. (Van der Meer, Geschichte des Klosters St. Gallen, Manuscript im Kloster Rheinau, von Arx, Ild., Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. I. S. 276—278.)

Numerian, s. German, Martyrer

[1]) „Hic finis hominis post imparis eruditionis, hunc merito flebunt, simili qui deinde carebant."

[2]) „Roga clavigerum, ut pandat tibi cœlum."

O.

Octavian, der heilige, zwanzigster Bischof von Como. Kaum hatte Johann III. (s. d. A.) das Zeitliche gesegnet, so wählten die Einwohner von Como 668 Octavian aus der edlen Familie Sottaripa (Ottaviano Sottaripa di Como) zu ihrem Oberhirten. Er regierte nur zwei Jahre; traf aber in dieser kurzen Zeit einige weise Verordnungen zum allgemeinen Besten, stellte ältere, baufällige Kirchen her und erbaute auch ganz neue. Im Jahre 680, am 23. Weinmonat, nahm ihn Gott zu sich. Sein Leib fand die letzte Ruhe in der Kathedralkirche. (Vergl. Ughelli, Italia S. T. V. (Roma, 1653,); Leu Joh. Jak.; Helvetisches Lexikon. Zürich, 1747—1765.)

Odilo, der heilige, Abt von Cluny, stammte aus einer ritterlichen Familie der Auvergne, war anfangs lahm an allen Gliedern, kroch aber als Kind einst in die Kirche der heiligen Jungfrau, und erhielt hier seine Heilung. Als er etwas älter geworden, ward er mit dem heiligen Majolus (s. d. A.), Abt von Cluny, bekannt. Beide liebten einander auf das zärtlichste, und so entschloß sich Odilo, in dessen Kloster zu treten. In kurzer Zeit machte er große Fortschritte auf der Bahn des Heiles, und erwarb sich durch seine Bescheidenheit bei all seiner sittlichen Größe in so hohem Grade das Zutrauen des altersschwachen, aber geisteskräftigen Majolus, daß dieser ihn 991, obschon er erst neunundzwanzig Jahre alt war, zu seinem Gehülfen und Abte erwählte. Schon nach drei Jahren starb Majolus, und Odilo ward mit der ganzen Leitung einer so wichtigen Versammlung betraut. Sehr streng gegen sich selbst, war sein Benehmen gegen Andere voll Sanftmuth und Güte. Bald breitete sich der der Ruf seiner Heiligkeit in die entferntesten Gegenden aus. Die heilige Kaiserin Adelheid (s. d. A.) verlangte ihn noch vor ihrem Tode zu sehen, und dieser Wunsch wurde ihr auf dem Schlosse Orbe im Waadtlande, (999) gewährt. Der Heilige wachte über die ihm untergebenen Klöster mit aller Sorgfalt; gerne weilte er im Kloster Peterlingen, denn es war der heiligen Mutter Gottes geweiht, zu welcher er eine kindliche Liebe trug. Hier

wurde ihm von Rudolf, einem Grafen von Neuenburg, ein neues Priorat in Vevay angetragen. Er nahm es an, und Heinrich, Bischof von Lausanne, weihte dessen neue Kirche. Der genannte Graf versah 998 die neue Stiftung mit reichlichen Einkünften, und Kaiser Heinrich III. bestätigte dieselbe 1049 mit seinem Ansehen zu Gunsten der Abtei von Cluny. Das Kloster Romainmotier baute Odilo wieder von Grund auf, und verschaffte seinem Orden jenes von St. Viktor in Genf. In diesen Gegenden verherrlichte ihn der Herr durch mehrere Wunderzeichen. In Peterlingen heilte er einen Knaben des Klosters, indem er ihn mit dem heiligen Kreuze bezeichnete. In Romainmotier litt ein Jüngling an der fallenden Sucht; Odilo befahl den Brüdern für den Kranken zu beten, gab ihm geweihtes Wasser aus dem Kelche des heiligen Majolus zu trinken, ertheilte ihm die heilige Kommunion, und der Kranke erhielt sogleich seine Gesundheit wieder. Unter ihm trat Prinz Casimir von Polen als Verbannter in's Kloster (1034), und wurde im Jahre 1041 zurückberufen als König. Der heilige Abt wollte ihn anfänglich nicht zurückgeben, bis Papst Benedikt IX. denselben seiner Gelübde entband; er kehrte zurück, wurde König, heirathete, gründete mehrere Klöster in Polen selbst, besetzte sie mit Cluniacensern und befolgte die frömmsten Uebungen bis zu seinem Tode. Odilo war geehrt und gesucht von den Päpsten Sylvester II., Benedikt VIII. und IX., Johann XVIII. und XIX., und Clemens II. von Kaiser Otto III., Heinrich II., Conrad dem Salier, Heinrich III., von König Hugo Capet und Robert von Frankreich, König Sancho, Ramir und Garcias von Spanien, dem heiligen Stephan von Ungarn u. s. w. Er war der Erste, der den Gottesfrieden auf einer großen Versammlung von Bourges einzuführen suchte. — Die Liebe unseres Heiligen erstreckte sich auch auf die Verstorbenen; unaufhörlich flehte er im Gebete um ihre Befreiung aus dem Reinigungsorte, führte in allen Häusern seines Ordens den Allerseelentag ein, der nachher von der Kirche allgemein angenommen wurde. Klerus und Volk von Lyon erwählten ihn zum Erzbischofe, aber keine Bitten, selbst die des Papstes (Johann XIX.) nicht, konnten ihn zur Annahme bewegen. Der Papst hatte ihm schon Ring und Pallium geschickt, aber der Abt blieb standhaft, und die Insignien blieben zu Cluny. Seine Liebe zu den Armen war unbegrenzt. Da er durch

reichliche Almosen während der großen Hungersnoth von 1030 alle Vorrathskammern erschöpft hatte, ließ er, um den leidenden Gliedern Jesu Christi Beistand zu gewähren, die heiligen Gefäße einschmelzen, und verkaufte dazu die goldene Krone, die der heilige Kaiser Heinrich der Kirche von Cluny geschenkt hatte. Seine Geduld wurde auf harte Proben gestellt, da ihm Gott eine sehr schmerzliche Krankheit während der fünf letzten Jahre seines Lebens zuschickte; allein er blieb sich immer gleich, und duldete stets als ein wahrer Jünger des Kreuzes. Er erreichte ein Alter von siebenundachtzig Jahren, und starb am 1. Christmonat 1049 auf der Reise im Priorat Sauvigny. Melanisius, der Lebensbeschreiber des heiligen Odilo, berichtet, daß nichts dessen Frömmigkeit und immer zunehmende Heiligkeit, und zwar schon von frühester Jugend an, so sehr gefördert habe, als das öftere, beinahe tägliche Betrachten der Geheimnisse der Menschwerdung und des Leidens Jesu Christi. Dadurch ward nach und nach sein ganzes Wesen zu einer ganz ungewöhnlich glühenden, wahrhaft seraphischen Liebe entflammt. Wann in der Kirche jene erhabene Hymne gesungen wurde, worin die Worte vorkommen: „Der Du, um das Menschengeschlecht zu erlösen, den Schooß der Jungfrau nicht verschmäht hast," brach er stets in Thränen der Liebe und süßer Wehmuth aus, und gewöhnlich versank er dann in eine, bisweilen zwei bis drei Minuten lang dauernde und sein ganzes Antlitz verklärende Verzückung. — Wüßten die Menschen doch, wie es jenseits ist, und was sie dort nur allein zu suchen und zu hoffen haben, und stets, wenn sie nur wollten, auch finden würden! Wie viele Mittel unaussprechlichen Heiles stehen uns nicht zu Gebote, wie viele Dinge nicht offen, uns jetzt schon in ein Meer von Wonne und Seligkeit zu versenken? Aber die allzugroßen, nie ruhenden zeitlichen Sorgen, und die zahllosen, sich stets wiederholenden, und doch nie zu befriedigenden irdischen Wünsche verengen und veröden unsere Brust, und lähmen jeden höhern, geistigen Aufschwung zu Gott, in Dem doch unser Herz allein nur Ruhe und volle Befriedigung und die Grenze seiner Wünsche finden kann. — Als der heilige Abt seiner letzten Stunde nahte, ließ er sich in die Kirche tragen, und verschied auf einem mit Asche bestreuten Bußkleide, nachdem er am Abend zuvor die heilige

Wegzehrung und die letzte Oelung empfangen hatte. [1]) — Odilo war der fünfte Abt von Cluny, einer der ausgezeichnetsten und glänzendsten Männer seiner Zeit, und blieb sowohl in Frankreich, als in der westlichen Schweiz lange in gesegnetem Andenken. Er schrieb fünfzehn Reden über verschiedene Dogmen, voll Kenntniß der heiligen Schrift und voll sanfter Beredtsamkeit. Besonders gerne las er die Schriften des heiligen Ambrosius, aber er kannte auch die griechischen Väter, schrieb das Leben der heiligen Kaiserin Adelheid, eine Lebensbeschreibung des heiligen Majolus, Briefe, Hymnen und Verse. [2]) (Vrgl. Bollandisten T. I. Januarii; Räß und Weis, Leben der Väter am 1. Jänner; Mabillon, Acta SS., sæculum sextum, p. 553—623; Marrier, Bibl. Clun. p. 346.)

Odo, der heilige, zweiter Abt von Cluny, geboren zu Tours 879, war der Sohn eines angesehenen Edelmannes mit Namen Abbo. Seine ersten Jahre brachte er bei Fulco, Grafen von Anjou, und bei Wilhelm, Grafen von Auvergne, und Herzog von Aquitanien zu, welcher Letztere nachher die Abtei Cluny stiftete. Von Kindheit an zeigte Odo Liebe zur Frömmigkeit und zum Gebete, widmete sich den Wissenschaften und frommen Uebungen am Grabe des heiligen Martin von Tours. Mit seinem Tugendwandel verband er eine große Wohlthätigkeit zu den Armen. Hier in Tours wurde er Kleriker, war einer der berühmtesten Musiker seiner Zeit, und wegen seines Wandels hoch verehrt. Mit dreißig Jahren trat er in Cluny als Mönch ein. Neben der Lektüre der heiligen Schrift beschäftigte er sich mit den Werken Augustins und anderer Väter und las auch noch heidnische Klassiker. Als er einst den Virgil gelesen, fiel er in einen

[1]) Er ward im Kloster Sauvigny begraben, und sein Fest wurde eben daselbst am 2. Jänner gefeiert. Auf Befehl und im Auftrage des Papstes Clemens VI. erhob am 21. Brachmonat 1345 der Erzbischof Roger seine heiligen Ueberreste in Beisein vieler Prälaten und Ordensgeistlichen aus der bisherigen Ruhestätte; der nämliche Papst ertheilte für die jährliche Gedächtnißfeier dieser Enthebung allen Christgläubigen, welche derselben am Tage selbst oder während der Octav beiwohnen, vierzig Tage, und dem Ehrenprediger noch andere zwanzig Tage Ablaß.

[2]) Die Kirche Lausanne - Genf begeht am 6. Hornung in den kirchlichen Tagzeiten sein Andenken, die allgemeine Kirche aber am 1. Jänner, nämlich am Tage seines Todes.

Schlaf, während dessen er ein Gefäß voll von Schlangen sah, mit der Erklärung, die Schlangen seien die heidnischen Bücher. Von dieser Zeit an hatte er mit diesen nichts mehr zu schaffen. Odo war fünfundvierzig Jahre alt, als er Abt wurde. Sein Ruhm lockte viele Mönche herbei; er ließ eine Kirche bauen und auch das Kloster erweitern, sorgte für die Schule mit allem Eifer und leitete selber den Unterricht. Die Regel wurde strenge beobachtet, mit vielem Fasten, Stillschweigen u. s. w. Die ursprüngliche Regel war die des heiligen Benedikt, „und Odo's Verdienst ist es," sagt Krebs in seiner deutschen Geschichte (Bd. II. S. 311), „daß er sie auf ihre ursprüngliche Strenge und Reinheit zurückführte, und das Hauptmittel dazu war, außer den üblichen Arbeiten, Erziehung und Unterricht, Landbau und Gewerbe, die Zurückführung des Menschen in sich selbst durch Schweigen und Gebet, und besonders war die Andacht der Klostergenossen auf die Feier des heiligen Altarssakramentes gerichtet. Psalmen singend, legten sie den Samen in die Erde, und lasen bei der Erndte die Körner sorgfältig aus, wuschen sie, und einer der unbescholtensten der Brüder brachte sie zur Mühle; unter ähnlichen frommen Uebungen wurden sie dort gemahlen. Die Zubereitung des Brodes vollzog der oberste Hüter der Küche nebst zwei Mönchen, sämmtlich in weißen Gewändern; das Gefäß zum Backen war geweiht. So war Cluny recht eigentlich auf die beständige Feier des Versöhnungsopfers gegründet, das der Heiland auf Golgatha vollbracht hat und das durch die Hand des Priesters noch täglich am Altare dem Gott der Liebe zur Vergebung der Sünden des Menschengeschlechtes dargebracht wird." — Täglich wurden achtzehn Arme ernährt. Einige Mönche wohnten in den Hütten in der Nähe des Klosters, wie die alten Eremiten. Odo war dreimal in Rom, wohin ihn die Päpste Leo VII. und Stephan VIII. riefen; auch war er Schiedsrichter im Kriege zwischen König Hugo von Italien und Alberich, Patricier von Rom, reformirte in Rom das Kloster St. Paul außerhalb der Mauern, dann das des heiligen Augustin zu Pavia und viele andere. Zahlreiche französische Klöster, wie auch jenes von Romainmotier im Waadtlande, für welches er väterliche Sorge trug, unterwarfen sich dem von Cluny. Alle, die sich demselben unterworfen, wurden von dem Abte von Cluny regiert, und hatten (wenige ausgenommen) nur Prioren. So entstand die Congregation von Clu-

ny, die von Benevent bis an den atlantischen Ocean ging, und die wichtigsten Klöster von Italien und Gallien umfaßte. — Odo verehrte mit ganz besonderer Andacht den heiligen Martin von Tours, weßwegen er auch in dieser Stadt zu sterben wünschte. Als er schwer erkrankte, ließ er sich nach Tours bringen, wo er am 18. Wintermonat 942 verschied. Sechszehn Jahre stund Odo dem Orden von Cluny vor, dessen zeitlicher Wohlstand sich auch unter ihm sehr bedeutend vermehrt hatte, indem man gegen 188, während seiner Verwaltung für den Orden ausgefertigte Schenkungsurkunden in dem Archive desselben vorfand. Nicht nur mit hervorleuchtender Frömmigkeit und allen höhern Tugenden war dieser heilige Abt geschmückt, sondern auch eben so reichlich mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, und in seinen hinterlassenen, größtentheils auf uns gekommenen Schriften stellt er das schöne und doch so seltene Beispiel auf, wie innig gründliche Gelehrsamkeit mit ächter Frömmigkeit und hoher Einfalt des Herzens vereinbar ist. — Von den Abteien und Klöstern, denen der heilige Odo als Abt vorstund, waren folgende die vorzüglichsten: Cluny, Aurillac in der Auvergne, Fleury an der Loire, Sarlat in Perigord, Tulle in Limousin, St. Pierre zu Sens, St. Julien zu Tours, Romain-Motier in der Diöcese von Lausanne, Charlieu in der Diöcese von Macon, St. Paul zu Rom, St. Elias bei Nepi, ein Kloster zu Salerno, und endlich St. Augustin zu Pavia. — Er ward in der Kirche vom heiligen Julian begraben, welche er nebst dem Kloster erbaut hatte. Mabillon und Andere berichten, Papst Gregor VII. habe ihn auf einem römischen Concil als einen Heiligen erklärt. Auch der heilige Bernhard verehrte ihn als einen solchen, wie auch das Volk von jeher. Die Erhebung seines Leibes geschah am 22. Jänner 1407 durch Johann, Erzbischof von Tours, welcher auf Bitte Roberts, des Klosterabtes, in Beisein vieler vornehmer Herren geistlichen und weltlichen Standes die ehrwürdigen Ueberreste dieses Heiligen nebst vier andern heiligen Leibern ihrer bisherigen Ruhestätte enthob, in hölzerne aber vergoldete Kisten verschloß, und ihr Erhebungsfest alljährlich zu feiern gebot. Odos Andenken wird in den Benediktinerklöstern der Schweiz am 20. Winterm. gefeiert. Die Glaubensneuerer haben den größten Theil seiner Reliquien verbrannt. Mehrere Geschichtschreiber, wie z. B. Flodoard, Glaber, Tritheim, Baronius, Bellarmin,

Marrier, Vossius, Cave, Mabillon (sæculum quintum p. 148—202) u. s. w. melden von diesen Heiligen.

Offmya von Münchweil, Klosterfrau von Töß. Unter den ersten Blumen, welche in dem Tugendgarten des Gotteshauses von Töß geblüht haben und in den Ehrenkranz der Kirche Jesu eingeflochten worden sind, prangte die edle Offmya von Münchweil, durch ihr gottinniges Leben und ihren erbaulichen Lebenswandel eine wahre Zierde des Klosters, und von allen Ordensschwestern hoch verehrt. Sie war ein auserwähltes Gefäß Gottes, aus dem stets ein lieblicher Wohlgeruch zum Himmel emporstieg, und in welches die himmlischen Tröstungen in reichlichen Strömen sich ergoßen. In allen, auch den kleinsten Dingen, suchte sie Gott zu gefallen und seinen heiligsten Willen zu erfüllen; darum gefiel es auch Gott, seine treue Dienerin durch viele Wunder zu verherrlichen. Einst kam ihre Mutter von Frauenfeld nach Töß auf Besuch; Offmya lag eben vor dem Altare im Gebete, als man ihr die Ankunft ihrer Mutter meldete; sie ließ sich nicht stören, sondern vollendete ihr Gebet. Dann erhob sie sich, begab sich dann zu ihrer Mutter, und unterhielt sich mit ihr in frommen Gesprächen. Der liebe Gott prüfte sie vor ihrem Tode durch eine schwere und langwierige Krankheit; namentlich litt sie an einem Magenübel und konnte deßwegen das heilige Abendmahl nicht genießen. Allein ein altes Manuscript von Töß sagt: als ihr Ende nahte, habe ihr ein Engel vom Himmel die heilige Kommunion gereicht; bald darauf sei sie ganz getröstet und gottselig verschieden, und in die himmlischen Wohnungen aufgenommen worden. Murer setzt ihren Hintritt auf das Jahr 1248, Tag und Monat sind jedoch nicht bekannt. Ueber ihre Geburt und Jugendgeschichte liegen keine näheren Notizen vor.

Ogerius, der heilige, Sendbote in Wallis. Das Blut der heiligen Märtyrer war jederzeit der Same der Christen. Die thebäische Legion starb in St. Moritz im Bekenntnisse des christlichen Glaubens, und verzichtete dabei auf die Erdengüter. Die Heiden hatten ihren Heldenmuth im Tode mitangesehen, den Abwesenden das Vorgefallene erzählt und Viele entsagten dem Dienste der falschen Götter. Allein die Heerde war ohne Hirten, verlassen und zerstreut, und Niemand führte sie auf die Weide. Das Oberhaupt der Kirche, dem dieser Uebel-

stand nicht entging, sandte daher Glaubensboten dahin. Schon um das Jahr 310, das achte nach dem Tode der thebäischen Legion wird des Bischofs Ogerius als eines solchen gedacht Es geschieht dieß in einer sehr alten Handschrift aus dem Kloster von St. Moritz, welche die dortigen Chorherren den Herausgebern der „Gallia Christiana" zusandten. Diese hat dieselbe auch zuerst benutzt (1770). Sie ist wohl um's Jahr 830 verfaßt worden, um welche Zeit Heimenius, Bischof und Abt des Klosters, lebte. Bis auf ihn ist aber die alte Liste fortgeführt. Sie schließt mit den Worten: „Domnus Heimenius episcopus et abbas et ipse novissime a fratribus electus." Diese Angaben haben sich durch alle neuen Untersuchungen und die gewonnenen bessern Kenntnisse der Concilienakten trefflich bestätigt. Es ist daher jene Angabe keineswegs so zu verwerfen, wie es Briguet in der „Valesia Christiana" gethan, der freilich diese alte Schrift nicht kannte und die Sache für entschieden hielt, „weil", sagt er, „das Verzeichniß der Bischöfe seinen Namen nicht enthält, noch jenes der Domherren der Burg Valeria" [1]). Es gibt allerdings verschiedene Abschriften dieser Kataloge, aber der Codex von Agaun ist der älteste und vor allen übrigen der bewährteste Was noch von ältern Urkunden auf der Majorie vorhanden war, ist übrigens 1788 mit dem dortigen Bisthumsarchiv verbrannt worden; auf Valerie ist, abgesehen von einigen bis auf das vierzehnte Jahrhundert zurücklaufenden Urkunden, nichts von Chroniken und Catalogen zu entdecken, was nur dieses Alter beanspruchen könnte. Unser Ogerius heißt Hypogrenensis, und wurde nach Angabe eines Catalogs aus Ivrea durch den Papst Marcell in's Wallis geschickt (ex Ivrea missus a Papa Marcello). Dieser regierte von 308—310. Der heilige Vater kann Ogerius allerdings zu einer Bekehrungsreise in's Rhonethal veranlaßt haben; eine solche war damals unter dem dort herrschenden Licinius ebenso möglich, als bei dem daselbst auftauchenden Christenthume nöthig. Jedenfalls war aber Ogerius nur ein Glaubensbote; ein Bischof von Wallis im eigentlichen Sinne des Wortes war er nicht. Wie lange er sich im Wallis aufhielt, und ob er dort sein Leben beschloßen habe,

---

[1]) Quoniam hunc antistitem non refert episcopalium annalium receptus syllabus, nec canonicorum Sedunensis castri Valeriæ.

darüber kann nichts Zuverlässiges behauptet werden. Seine Mission war jedoch nicht von langer Dauer, weil schon 323 ein anderer Glaubensapostel Sulpitius (s. d. A.) ihm folgte.

Ortlieb, Bischof von Basel, entsproß aus dem edlen Geschlechte der Grafen von Froburg, und bestieg im Jahre 1137 den bischöflichen Stuhl, nachdem er vorher dem Domstift als Propst vorgestanden. Die Annalen der Geschichte bezeichnen ihn als einen ebenso thätigen als frommen Kirchenfürsten. Entflammt vom heiligen Glaubenseifer, entschloß er sich, den Kreuzzug in's gelobte Land mitzumachen, um jenen durch den Frevel der Sarazenen entweihten Boden, auf dem der Weltheiland einst wandelte, um jenen Grabhügel im Lande der Verheißung, über welchem uns einst eine Ewigkeit unaussprechlicher Seligkeit aufblühen sollte, wieder zu heiligen und den Händen dieser Barbaren zu entreißen. Zehn Jahre nach seiner Erhebung auf den Bischofsstuhl nahm er das Kreuz, und zog mit Kaiser Conrad III. nach dem heiligen Lande (1147). In diesem Kreuzzuge leistete der glaubensmuthige Oberhirt von Basel der christlichen Flotte so ausgezeichnete Dienste, daß der Kaiser nach glücklich erfolgter Heimkehr ihm und seinen Nachfolgern zum Zeichen der Anerkennung das Recht verlieh, Silbermünzen zu prägen, eine Auszeichnung, welche in damaliger Zeit von höchster Bedeutung war. — Ortlieb lebte und arbeitete mit seiner ganzen Geisteskraft für das Wohl der Kirche. Wohl wissend, daß ein Glied nur dann gedeiht, wenn es mit dem ganzen Körper in innigstem Zusammenhange steht, stellte er 1139 sein Bisthum unter den besonderen Schutz des heiligen Stuhles, welcher auch durch alle Jahrhunderte hindurch trotz der vielen und großen Stürme stets auf diesem Sprengel geruht hat. Wie als Bischof in der Kirche, so war er auch als Fürst im öffentlichen Leben ein Mann von strenger Gewissenhaftigkeit, und deßwegen von Papst und Kaiser, von Hohen und Niedern, Geistlichen und Weltlichen hochverehrt. Im Jahre 1154 bezeichnete ihn Papst Hadrian IV. als Schiedsrichter in einem zwischen dem Erzbischof von Besançon und dem Bischof Amadeus von Lausanne (s. d. A.) obschwebenden Streithandel. Friedrich dem Rothbart war er nicht abgeneigt; denn er begleitete denselben 1158 und 1162 nach Italien, und wohnte 1159 einem Concil in Pavia bei, auf welchem Papst Alexander III. gegen Octavian von Montizello, der sich Viktor IV.

nannte, erwählt wurde. Durch ihn erhielt zur selben Zeit die Kirche zu Basel das Schloß Rappoltstein wieder, welches in der Folge als ein bischöfliches Lehen im Besitze der Freiherren dieses Namens geblieben. Ortlieb beschloß sein thatenreiches Leben selig in Basel am 18. August 1164, nach Urkunden, die Herr von Mülinen auffand. Von seinen Geschwisterten ist bekannt die Anna von Froburg, die als Aebtissin in Olsberg starb.

Oswald, der heilige, König und Marthyrer. Dieser war ein Sohn Edelfrids, Königs von England. Er floh als Eduin die Zügel des Reiches leitete, mit seinen Brüdern und einigen Adeligen nach Schottland, ließ sich im Christenthume unterrichten und empfing die heilige Taufe. Nachdem der König Carbualla seine Brüder getödtet hatte, wählte ihn das Volk (638) zu seinem König. Er zog sogleich gegen den wilden Herrscher der Briten, hatte jedoch dem zahlreichen Heere desselben nur wenige Schaaren entgegen zu setzen; aber überzeugt, daß es der König aller Könige sei, der nach Wohlgefallen Kronen und Reiche verschenkt, und dem Siege wie dem Verderben gebeut, ließ Oswald vor seinem Lager ein großes Kreuz errichten, warf sich vor diesem Zeichen des Sieges mit seinem Heere nieder, laut flehend zu Gott: „Herr! Du kennst die Gerechtigkeit unserer Sache; blicke erbarmend auf diese kleine Schaar herab; stärke ihren Arm und demüthige den Stolz unserer Feinde; denn Du bist es allein, der den Sieg ertheilt, und auch nur Dir allein gebühren in alle Ewigkeit Anbetung, Preis und Ehre." Nach diesen wenigen, aus der Tiefe der Seele und mit lebendigem Glauben zu Gott gesprochenen Worten begann der Kampf; Tod und Verderben wütheten in den feindlichen Reihen, die Blüthe des britischen Adels fiel an der Seite Carbualla's, und endlich traf diesen selbst ein tödtlicher Pfeil. Dieser Sieg verschaffte Oswald die Herrschaft über das Northumberland, und seine erste Sorge war demnach, jetzt auch das Reich, das ihm Gott gegeben, von allen Gräueln des Götzendienstes und heidnischen Aberglaubens zu reinigen. Zu diesem Ziele ließ er Mönche und Priester aus Schottland kommen, unter welchen der Bischof Aidan mit vielem Erfolg die apostolischen Arbeiten begann. Die Zahl der Missionäre mehrte sich von Monat zu Monat, und der fromme König sorgte für ihren Unterhalt; er erbaute ihnen Kirchen und Gotteshäuser, errichtete Schulen und

stiftete mehrere Klöster, in welchen Kinder aus allen Ständen, selbst aus dem ältesten Adel des Landes, erzogen und nicht nur in der christlichen Religion, sondern auch in allen übrigen, damals gründlich gekannten Wissenschaften unterrichtet wurden. Zu seinem wissenschaftlichen Sitz wies Oswald dem Bischofe von Aidan die Halbinsel Lindisfarne an; zweimal des Tages wird dieselbe von der wiederkehrenden Meeresfluth in eine Insel verwandelt; später erhielt sie den Namen Holy-Island (die heilige Insel), weil sie die Grabstätte verschiedener im Geruche der Heiligkeit gestorbener Bischöfe, Priester, Mönche, ja selbst heldenmüthiger Glaubensbekenner geworden. — Im strengsten Sinne des Wortes ein zärtlicher Vater seiner Unterthanen, war Oswald auch der Vater aller Armen in seinem Königreiche, und die Bereitwilligkeit, mit der er stets seine Gaben vertheilte, erhöhte noch um Vieles, wie der ehrwürdige Beda sagt, den Werth der Gaben selbst. Schon hatte er einige Jahre zum Heile seiner Unterthanen geherrscht, da mußte er wieder die Waffen gegen den herrschsüchtigen Penda ergreifen, der über Mercia und Suffex regierte. In der Schlacht bei Winwick auf dem Maserfeld fiel (642) Oswald als ein Opfer der Eroberungssucht Penda's; aber der tapfere, eben so fromme als weise König fiel nicht blos als ein Held, sondern starb auch selbst auf dem blutigen Schlachtfelde, und mit dem Schwerte in der Hand noch den Tod eines Heiligen; denn als schon sein Heer zu weichen begann, und er endlich selbst tödtlich verwundet zu Boden sank, war das Wohl seines Volkes die einzige, ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens noch ängstlich beschäftigende Sorge, und wahrhaft beseelt von den erhabensten Gesinnungen christlicher Selbstaufopferung, vergaß er sein eigenes Mißgeschick und flehte laut für das Seelenheil seiner ihm zur Seite fallenden Kampfgenossen. Der übermüthige Sieger ließ dem erschlagenen Könige den Kopf und beide Arme abhauen und als Trophäen seines Sieges an hohen, auf dem Schlachtfelde errichteten Pfählen aufstecken. Aber in Erfüllung ging nun auch des heiligen Aidan's vor einigen Jahren ausgesprochener fromme Wunsch. Als dieser gottselige Bischof nämlich einst Zeuge war, mit welcher christlichen Milde König Oswald seine reichen Gaben unter die Armen austheilte, ergriff er dessen Rechte, drückte sie an seine Brust und rief begeistert aus: „Möchte diese Hand doch nie verwesen!“ — Erst

nach einem Jahre wurden jene blutigen Siegeszeichen wieder herabgenommen, und auch jetzt fand sich nicht die mindeste Spur der Verwesung an jener, von dem heiligen Bischofe einst gesegneten Hand. Als kostbare Reliquien wurden des getödteten Königs beide Arme sammt dem abgeschlagenen Haupt nach der königlichen Burg von Bamborough gebracht; aber der Körper ward in der Kirche des berühmten Klosters Bardenei in der Grafschaft Lincoln begraben. Viele Jahre hindurch wehte über dem Grabe Oswalds dessen königliches Panier von Purpur mit Gold gestickt, und lange Zeit wallten unaufhörlich ergraute und geprüfte Krieger zu dessen Grabhügel, beteten auf demselben, fühlten sich begeistert bei dem Anblick der heiligen Oriflamme des königlichen Martyrers, und zogen dann mit erhöhtem Muthe und verdoppelter Heldenkraft in den Kampf. Die Stätte, auf welcher Oswald gefallen, verherrlichte Gott durch vielfache Wunder, und selbst die Erde, wovon noch lange nach dem Tode des Heiligen das weit umher wohnende Volk kleine Vorräthe mit nach Hause nahm, äußerte wunderbare Kräfte in Heilung mancherlei Krankheiten. Die Kirche zählt König Oswald den Heiligen bei, und feiert auch jetzt noch dessen Andenken jedes Jahr am 5. August. Die Verehrung des heiligen König Oswald hat sich frühzeitig nach der Schweiz verbreitet, und seit Jahrhunderten wird in dieser der königliche Martyrer verehrt. Ohne Zweifel haben die Schotten und Irländer, die im Mittelalter nach St. Gallen und andern Orten hinströmten, dazu vieles beigetragen. Das St. Ursenstift von Solothurn, nunmehr Kathedralkirche, besitzt einen Arm des heiligen Oswald und begeht am 9. Aug. jährlich sein Andenken und am gleichen Tage die Diöcese Chur. Oswald ist Schutzheiliger der Pfarrkirche von Renzlingen (Kts. Bern) und wird in der Oswaldskirche zu Zug als Stadtpatron verehrt.

Othmar, der heilige, Abt von St. Gallen. Nach dem Tode des heiligen Gallus setzten seine Jünger zu St. Gallenzell die Lebensweise ihres Meisters nach der Regel des heiligen Columban fort. Diese waren theils Irländer, theils Allemannen und schon 625 zwölf an der Zahl. Die kleine Anzahl erhob sich in Folge der vielen Vergabungen zu immer größerem Ansehen, schien aber wegen den kriegerischen Einfällen der Franken in's Thurgau wieder unterzugehen. Um die junge Anstalt vor ihrer gänzlichen Auflösung zu erretten, wandte sich der thurgauische Land-

graf Waltram, dessen Besitzungen an die Einöde und Zelle des heiligen Gallus gränzten, an Viktor Graf von Rhätien, bei welchem Othmar (Einige lassen ihn von den Herzogen in Schwaben, Andere von den Herzogen von Embs abstammen) früher war erzogen worden und nun als Priester mit großer Auszeichnung der Kirche des heiligen Florin in Ramünsch in Bündten vorstund. Um diesen heiligen Priester bewarb sich Waltram bei dem Grafen Viktor, da keiner ihm geeigneter schien, die gesunkene St. Gallenzelle wieder zu schönerer Blüthe zu bringen. Viktor ließ sich den Vorschlag gefallen, und Waltram stellte dem Majordom Karl Martell unsern Othmar als Abt für die St. Gallenzelle vor, der ihn auch im Jahre 720 hiefür ernannte. Othmar vertauschte seine weltliche Priesterkleidung mit der klösterlichen, reiste sofort nach St. Gallen, ließ neue Gebäude aufführen, vermehrte besonders aus alemannischen und räthischen Jünglingen die Zahl der Mönche, führte die Regel des heiligen Benedikt ein, und erbaute neben dem Kloster einen besondern Spital für die Armen und Kranken, die er mit heiliger Hingebung und Vorliebe selber pflegte und besorgte. Der Ruf, den sich das Kloster St. Gallen unter der Leitung des heiligen Othmar erworben, bewog die Stifter des Klosters Tegernsee in Bayern, von St Gallen ihre ersten Bewohner für die neue Stiftung herzuholen und veranlaßte Karlomann, den Bruder des Majordoms Pipin, auf seiner Durchreise nach Montecassino 747 St. Gallen zu besuchen und dieses Kloster seinem Bruder zu empfehlen. Abt Othmar selber begab sich mit dem Empfehlungsschreiben Karlomanns zu Pipin, der ihn mit 60 Pfund Silber und einer Glocke beschenkte, die jährlichen Steuern von einundzwanzig freien Leuten im Breisgau an die königliche Kammer zu Gunsten des Klosters St. Gallen abtrat, die großen Schenkungen des Grafen Waltram an dasselbe bestätigte und das Recht der freien Abtswahl ihm zusicherte. Nicht nur der königliche Hof unterstützte den Abt in seinen Bemühungen zur Wiederherstellung und Aeuffnung des Klosters, sondern Edle und Freie selbst aus den entferntesten Gauen brachten ihm reiche Vergabungen dar, um durch ihre milden Gaben zu ihrem und der ihrigen Seelenheil des Gebetes und der guten Werke des heiligen Gallus und seiner Brüder theilhaft zu werden. So besaß das Kloster St. Gallen unter Abt Othmar Güter im Breisgau zu Warmbach,

Herten, Werkhof, Wieselen, Wiler, im Elsaß zu Habsheim, Rembs, Randolsweiler bei Baselaugst, in Schwaben, im Thurgau und Zürichgau, im Gaster- und Utznachgebiet. „Die Vermehrung des Einkommens," sagt das Manuscript (Geschichte des Klosters St. Gallen im Kloster Rheinau), „war nicht seine einzige Sorge, sondern das, auf was er am meisten drang, war die Heiligung seiner selbst und seiner Untergebenen, denen er in Allem als ein vollkommenes Muster voranleuchtete. Gegen sich war er sehr streng; er fastete oft, aß zuweilen zwei Tage nichts, schlief des Nachts nur wenige Stunden und brachte die größere Zeit derselben im Gebete zu. Wiewohl er viele Geschenke zum Wohle des Klosters annahm, war er selbst doch arm und liebte die Armuth; wenn es die Umstände forderten auszugehen, ritt er auf einem Esel. So streng gegen sich, so gütig war er gegen seine Mitmenschen, vorzüglich gegen die Armen, denen er auf dem Wege Kleidungsstücke vom Leibe gab, um ihre Blöße zu decken. Unter einem solchen Vorsteher befand sich das Kloster im schönsten Zustande: die klösterliche Zucht blühte, die Wissenschaften wurden fleißig betrieben und der Unterhalt der Brüder war gesichert." So gut verbrieft die Rechte und Besitzungen des Klosters waren, sie hielten dennoch den thurgauischen Gaugrafen Warin nicht ab, eine Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen das Kloster St. Gallen auszuüben, dessen Rechte zu schmälern und dessen Besitzungen sich zuzueignen. Durch den Widerstand, den Othmar ihm entgegenstellte, noch mehr ergrimmt, hob er diesen im Einverständnisse mit dem Bischof Sidonius von Constanz auf der Reise, die der Abt, um Klage zu erheben, an das Hoflager des Königs unternommen, auf (quod nequiter cepit auxiliatore Sidonio), warf ihn in's Gefängniß, ließ unter Gutheißung des genannten Bischofs ein Gericht versammeln, um den heiligen Verfechter seiner Rechte der Abtei entsetzen und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilen zu lassen. Vor das Gericht des Bischofs gestellt, wurde der Heilige des Verbrechens des Ehebruchs angeklagt, und für ein falsches Zeugniß wider ihn konnte einzig Lambert, ein ungerathener Mönch, gewonnen werden. Lange schwieg Othmar im Bewußtsein seiner Unschuld; endlich aber von allen Seiten zur Verantwortung aufgefordert, sprach er die wenigen Worte: „Wohl bekenne ich, daß ich in vielen schwer gesündigt habe, über dieses Verbrechen aber rufe ich feierlich Gott, den

Kenner meines Innersten, zum Zeugen meiner Unschuld auf." Nichtsdestoweniger ward er als schuldig erkannt und zum ewigen Gefängniß verurtheilt. Mit Stillschweigen unterzog er sich diesem Urtheilsspruche, da er gegen ein solches Gewebe von Lügen und Bosheit jede Vertheidigung für vergeblich erachtete. Othmar wurde zuerst auf das Schloß Bodmann am Bodensee und dann auf die Rheininsel Werd bei Eschenz, Stein gegenüber, abgeführt. Hier pflegte ihn sein treuer Freund Gozbert, und hier brachte er seine noch übrigen Lebenstage in freiwilligem Fasten, Beten und Wachen zu bis zum 16. Winterm. 760, nachdem er 68 Jahre gelebt und 40 Jahre ruhmvoll dem Kloster vorgestanden hatte. Er wurde als ein Verurtheilter nach damaliger Sitte in seinem Gefängniß begraben. Vor seinem Tode schon theilten seine Feinde die näher gelegenen Besitzungen des Klosters St. Gallen unter sich. Die Grafen Warin und Rudhart bereicherten sich mit den Höfen im Thurgau und Zürichgau, und Bischof Sidonius vereinigte das Uebrige mit der bischöflichen Kammer, verfügte über die Einkünfte des Klosters nach Willkühr und erwählte einen Mönch aus der Reichenau, Namens Johannes, zum Abt, ein williges Werkzeug des Bischofs, der den Frieden und die Verhältnisse des Klosters immer mehr verwirrte und die Mönche von St. Gallen auf das Härteste behandelte. Indessen zogen die Strafgerichte Gottes gegen die Bedrücker heran. Der Allgerechte wollte das Kloster seinem unvermeidlichen Untergange entreißen, und die Ehre seines um der Gerechtigkeit willen verfolgten treuen Dieners vor aller Welt wahren. Am Grabe des heiligen Gallus wurde der unwürdige Bischof Sidonius von einem Bauchflusse befallen, an dem er starb; der treulose Mönch Lambert ward an allen Gliedern gelähmt, kehrte in sich, gestand sein falsches Zeugniß ein und entdeckte die gegen Othmar geschmiedete Verleumdung in allen ihren Theilen. Zehn Jahre nach seinem Tode, im Jahre 770, wurde der Leichnam des heiligen Abtes von eilf Mönchen auf der Rheininsel aus dem Grabe enthoben; sie fanden ihn noch unversehrt, fuhren mit ihm zu Schiff unter großem Sturme über den Bodensee, landeten glücklich zu Steinach, von wo aus er im feierlichem Zuge nach St. Gallen übertragen und in der St. Johanneskapelle begraben wurde. Er ruhte hier bis auf das Jahr 818 und wurde dann in die St. Peterskapelle übertragen. Wunder und Zeichen, besondere Gnadenerweisungen an Kranken verherr-

lichten sein Grab und schon nach 104 Jahren ward Othmar von Salomon I., Bischof von Constanz und später vom Papste Nikolaus I. (864) heilig gesprochen und der öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Othmar war lang von Körper und hatte einen lieblichen, freundlichen Gesichtsausdruck. Seine Reliquien ruhen jetzt in der Domkirche von St. Gallen. Auch die Diözesen Basel, St. Gallen, Chur, Lausanne-Genf begehen jetzt noch sein Andenken. In St. Gallen wird sein Sterbtag mit Oktavfeier begangen. Die Uebertragung seines Leibes aber wird am 15. April gefeiert. (Vergl. Mabillon, Acta SS. Sæc. tertium, p. 139—157; von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen; von Mülinen, Helv. S.; Proprium SS. Abbatiæ S. Galli etc.)



Palladius, s. Roman, Abt von Condat.

Palmatius, s. Mauritius und die thebäische Legion.

Pantalus, der heilige, Martyrer. „Aus vielen ältern Schriften," sagt das „Proprium" von Basel, „unserer Kirche geht hervor, daß gegen das Jahr 200, als der heilige Irenäus mit einigen Gefährten nach Lyon verreiste, dieser seine Jünger zur Ausbreitung des Evangeliums Jesu Christi in verschiedene Gegenden ausgesandt habe. So kam der heilige Benignus nach Dijon, die heiligen Ferreolus und Ferrucius nach Besançon und der heilige Pantalus in die Umgegend von Basel." Daselbst bewirkte der heilige Glaubensbote unzählige Bekehrungen; aber sein Wirken fiel in jene Zeit, in welcher die Hunnen unter ihrem Anführer Julius in Gallien, Deutschland und Italien mit barbarischer Wuth die christlichen Tempel verwüsteten, so daß an vielen Orten die christliche Religion wieder verschwand. Pantalus sah die wilden Horden herannahen, blieb unerschrocken auf seinem Posten, weidete die ihm anvertraute Heerde und lebte nur für dieselbe. Es ereignete sich, daß in jener Zeit die heilige Ursula (s. d. A.), einzige Tochter des christlichen Königs von Britannien, von einem heidnischen Fürstensohn zur Ehe begehrt wurde. Um

ihrem Vater aus der Verlegenheit zu helfen, willigte sie in die Ehe unter der Bedingung ein, daß man ihr drei Jahre Frist zu einer frommen Seefahrt gestatte; hiezu verlangte sie zehn Gespielinnen und für jede Gespielin tausend Jungfrauen, sowie eine Flotte von eilf Dreirudern. Nach Verlauf von drei Jahren trieb ein plötzlicher Wind die Schiffe zur gallischen Küste, in den Hafen von Tila (Tyela, Thiela). Von hier aus fuhren die Jungfrauen den Rhein hinauf und kamen nach Köln. Dort erschien der Engel des Herrn der heiligen Ursula, ermunterte sie mit ihren Genossinnen nach Rom zu wallen und sagte zu ihr: „Ihr Alle werdet bei euerer Rückkehr hier des glorreichen Martertodes theilhaft werden." Von Cöln schifften sie nach Basel und ließen dort ihre Schiffe stehen. Pantalus, über die Ankunft der heiligen Jungfrauen hoch erfreut, empfing sie mit seiner Geistlichkeit wie im Triumphzuge, und begleitete sie zu Fuß nach Rom. Papst Cyriakus, der damals den heiligen Stuhl inne hatte, gewährte dem frommen Zuge die ehrenvollste Aufnahme. In der folgenden Nacht wurde dem heiligen Vater in einem Gesicht geoffenbart, er werde mit dieser heiligen Schaar die Marterkrone erringen. Er erwog die Sache bei sich selbst und taufte hierauf mehrere noch ungetaufte Jungfrauen. Nach einigen Tagen entsagte er in einer Versammlung öffentlich der päpstlichen Würde, ohne über diesen Schritt das Gutachten seines Klerus einzuholen; deßhalb strich ihn dieser aus den päpstlichen Verzeichnissen. Zwei gottlose Fürsten des römischen Heeres Maximus und Afrikanus, welche sahen, daß Viele sich diesen christlichen Jungfrauen anschlossen, befürchteten, die christliche Religion möchte sich bald nach allen Seiten ausdehnen; sie beobachteten daher den Weg, den der heilige Zug bei der Abreise von Rom einschlug, sandten Abgeordnete an Julius, ihren Verwandten, der die Hunnen befehligte und gaben ihm den Rath, er solle sein Heer bei Cöln aufstellen und die landenden Jungfrauen sammt der männlichen Begleitung überfallen und tödten. Indessen gelangten Pantalus, Cyriakus u. A. m. mit den heiligen Jungfrauen glücklich nach Basel. Sie stiegen wieder in ihre Schiffe, ergriffen die Ruder und steuerten Cöln zu. Wie reißende Wölfe stürzten die Hunnen auf die heilige Schaar und tödteten sie. Mit ihr erhielt auch unser Pantalus die Siegespalme und die nämliche Ruhestätte. — Nach den Annalen von Colmar ward 1270 den 12. Weinm. das Haupt

des heiligen Pantalus nach Basel gebracht, vom Bischofe Heinrich III. in Empfang genommen, und seitdem wird dessen Fest am gleichen Tage, nämlich am 12. Weinm. gefeiert. Einige setzen das Todesjahr dieser heiligen Legion auf 237 unter dem Kaiser Maximin, Andere aber mit größerer Wahrscheinlichkeit in's fünfte Jahrhundert. Seit undenklicher Zeit wird Pantalus als erster Patron der Diözese Basel verehrt. In den dreißiger Jahren ist das Haupt des heiligen Pantalus sammt andern Reliquien aus der Gesellschaft der heiligen Ursula nach Mariastein gekommen, und ruhet nun daselbst in der Kirche auf einem neuen ihm zu Ehren erbauten Altare. Wie das Gotteshaus zu jenem Besitze kam, erklärt nachstehende gefällige Mittheilung: „Es ist zu wissen, daß unser löbliches Kloster Mariastein seiner Zeit einen sehr großen Theil der heiligen Reliquien, welche ehedem im Münster und in andern Kirchen von Basel ausgesetzt waren, fast durchwegs mit ihren Inschriften noch versehen, an sich gebracht und vom Bischof von Basel, J. A. Salzmann, nachdem eine von ihm dazu beorderte kirchliche Commission eine Untersuchung darüber angestellt, die Erlaubniß erhalten hat, dieselben in der erneuerten Klosterkirche Mariastein zur Verehrung öffentlich auszusetzen. Das Kloster ließ darauf selbe neu fassen und in passenden Reliquienschränken auf den neuen Altären des Schiffes der genannten Kirche aufstellen, und zwar mit einer angemessenen hiefür angeordneten Feierlichkeit. Unter diesen Reliquien befindet sich auch das Haupt des heiligen Bischofs Pantalus.“ (Cf. Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien Évêché de Bâle. T. I. p. 11—14. 615; T. II., p. 199.)

Paracodus, der heilige, Bischof von Vienne. Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch zur Zeit der Apostel das Christenthum durch ihre Schüler nach Gallien verbreitet worden. Die ersten Sendboten nahmen häufig ihren Weg über die Alpen, den Jupitersberg und andere Pässe; auch sie streuten als Wanderer den Samen der christlichen Lehre in der westlichen Schweiz aus, und bekehrten Einzelne zum Christenthume. Darüber erzählt Spon in der Geschichte Genfs ein Beispiel. Als ein Schüler des großen Apostels Petrus Namens Nazarius, ein Freund des heiligen Ninus, durch Genf kam, bekehrte er einen jungen Mann, Celsus genannt, mit seiner Mutter Marianilla; der Bekehrte folgte dem Glaubensboten, und litt mit ihm späterhin zu

Mailand unter Nero den glorreichen Martertod. Indessen gründeten die ersten gallischen Bischöfe, vorzüglich jene von Vienne, die erste christliche Gemeinde in Genf; unter diesen wird Paracodus mit Dionysius genannt. Auf einer auf Pergament geschriebenen, in Genf aufbewahrten, lateinischen Bibel finden sich die Worte in lateinischer Sprache: „Die Kirche von Genf ist von den Schülern der Apostel, Parakodus und Dionysius, Bischöfen von Vienne gegründet worden." [1]) „Es ist dieß die älteste Urkunde," sagt Gelpke, Professor der Theologie in Bern, „die wir in Bezug auf diesen Gegenstand berathen können, eine auch ihrer kritischen Bedeutung, künstlerischen Ausstattung und historischen Randbemerkungen halber höchst interessante Urkunde. Es ist auch nicht eine vorhanden, die ihr an die Seite gesetzt werden könnte; die bewährtesten Chronisten Genfs haben sich deßhalb nur an sie gehalten und glücklicher Weise wörtlich abgeschrieben." So schön diese Worte klingen, so zieht er nachgehends doch Alles in Zweifel. Daß der heilige Paracodus als Bischof von Vienne, seine Amtsthätigkeit auch Genf zuwandte, wird kein Geschichtskundiger bestreiten; ob er ein Schüler der heiligen Apostel war, ob er im zweiten oder erst im dritten Jahrhunderte den bischöflichen Stuhl von Vienne inne gehabt habe, darüber mögen Andere streiten und entscheiden.

Paschasius, s. Severin, Abt.

Paternus, s. Maximus, Bischof von Windisch und Constanz.

Paulus I., Abt von St. Moritz. Ein uraltes Manuscript von St. Moritz schildert diesen Gottesmann wie folgt: „Paulus, ein Mann voll des Glaubens, setzte all sein Vertrauen auf den Herrn, und durch sein Gebet half er mehrmals den Brüdern aus der Noth; die Engel, mit denen er in naher Verbindung stund, reichten ihm einst Brod, mit dem er eine ganze Woche hindurch die Seinigen ernährte. Er war der Trost der Armen, empfing in aller Liebe die Pilger, gab Unterricht seinen Conventualen in der heiligen Schrift, und flößte ihnen Gottvertrauen ein. Er schied aus dieser Welt am 10. Wintermonat 536, in der Hoffnung, das ewige Leben zu erlangen, nachdem er acht Jahre die Abtei geleitet hatte." Das Todes-

[1]) „Genevensis ecclesia a discipulis Apostolorum Paracodo ac Dionysio fundata, Viennensibus episcopis."

jahr ist 536, mithin dasselbe, in welchem der heilige Papst Agapitus I. starb. Auf dem Verzeichnisse der Aebte von St. Moritz ist er als ein Heiliger eingeschrieben.

Paulus II., Abt von St. Moritz. Der Katalog der königlichen Abtei von Agaun enthält abermal einen Paulus, der gewöhnlich Paulus II., oder auch Plaudianus genannt wird. Er folgte nach achtundzwanzig Jahren seinem Namensverwandten in der Abtswürde, und war ihm ähnlich an Tugend, Frömmigkeit und Heiligkeit des Lebens, als ein Wundermann bekannt. Bei Darbringung des heiligen Meßopfers erweckte er einen todten Knaben zum Leben, und wirkte viele andere Wunderzeichen. Mit Wort und That stund er vier Jahre und vier Monate der Abtei ruhmvoll vor; segnete das Zeitliche unter dem Papste Pelagius I. (555—561.) Auf dem Todtenkalender ist er am 15. Mai aufgezeichnet unter dem Namen eines Heiligen.

Pelagius, der heilige, Patron der Diöcese von Constanz. Dieser Glaubensheld ist zu Emona (Laibach) in Oberungarn von Pelusius und Hilaria, welche Adel, Reichthum und ein lebendiges Christenthum in sich vereinigten, um das Jahr 259 geboren und einem frommen Priester Uranius schon im siebenten Jahre seines Alters zur Erziehung übergeben worden. Dieser unterrichtete seinen Zögling in den Wahrheiten der Religion, in den weltlichen Wissenschaften, und zog den Knaben zur Frömmigkeit und Gottesfurcht heran. Nach dem frühzeitigen Tode der Eltern wohnte Pelagius bei seinem Erzieher, wuchs wie an Jahren so an Tugend, theilte sein väterliches Erbe aus Liebe zu Gott unter die Armen, suchte seinem göttlichen Erlöser in Selbstverläugnung ähnlich zu werden, und verachtete die Weltfreuden, die nur zu oft ein junges unerfahrnes Herz umstricken. — Da nun in jenen Tagen der Kaiser Numerian, ein grausamer Blutmensch, überall nach den Christen haschte, und Pelagius und Uranius über das grausame Morden so vieler Unschuldigen sich entsetzten, zogen sie aus ihrem Vaterland, und kamen nach langem Hin- und Herreisen an den Bodensee, zu dem Orte Niederburg, einer römischen Festung, welche von den Römern gegen die Einfälle der Deutschen erbaut worden und an jenem Orte stund, wo nachmals die Stadt Constanz vom Kaiser Constantin aufgeführt wurde. Hier trafen sie den Statthalter Evilasius, der auf öffentlichen Plätzen die Chri-

sten folterte; sie warfen ihm unerschrocken seine unmenschliche Härte vor, bekannten öffentlich den Glauben an Jesus Christus, die Nothwendigkeit desselben zur Erlangung der Seligkeit, und bewiesen ihm dagegen die Ohnmacht und die Nichtigkeit seiner Götter. Der Landpfleger besonders gegen den jungen Pelagius aufgebracht, weil er seine Götter beschimpft hätte, befahl seinen Schergen, denselben mit Fäusten zu schlagen, mit Ketten zu fesseln und in einen finstern Kerker der Niederburg in Verwahr zu bringen. In der Gefangenschaft rief der fromme Dulder seinen Gott um Hülfe und fleh, augenblicklich erhellte ein himmlisches Licht den finstern Aufenthalt; sein Herr ward erfreut und zur Erlangung der Marterkrone gestärkt. Nach drei Tagen wurde Pelagius noch einmal vor den Statthalter gestellt, der ihn durch Schmeicheleien und Drohungen bereden wollte, dem christlichen Glauben zu entsagen und seinen Göttern zu opfern. Mit Standhaftigkeit und Abscheu wies Pelagius dieses Ansuchen zurück. Jetzt befahl Evilasius den muthvollen Bekenner mit Ruthen zu peitschen, aufzuhängen, mit eisernen Hacken sein Fleisch zu zerreissen und in seine Wunden siedendes Oel zu gießen. Diese unmenschlichen Qualen bestund der heilige Martyrer mit wahrem Heldenmuth. Der Wütherich, vor Zorn außer sich, ließ glühende Kohlen, Scherben von irdenen Geschirren und Glas auf den Boden streuen, und den Jüngling darauf hin und her wälzen. Während dieser Qual redete Pelagius den Tyrannen mit den Worten an: „Erröthe, o Elender! Diese Marter erquicken mich gleichsam wie liebliche Rosen und sind mir weit mehr zur Freude, als zur Qual und zum Schmerz." Ueber diese Worte noch mehr erbittert, ertheilte Evilasius den Befehl, den heiligen Blutzeugen außerhalb der Stadt zu enthaupten, was am 28. August 284 geschah. Nachdem Pelagius sein Heldenleben ausgehaucht hatte, kam der fromme Priester Uranius mit einigen Christen zu dem heiligen Leichnam; sie beklagten seinen unschuldigen Tod und bestatteten ihn zur Erde. In der Folge kamen seine Gebeine nach Rom, und von dort durch den Bischof Salomon III. (918) nach Constanz. Die Diöcese Constanz verehrte ihn bis zur Auflösung des Bisthums als ihren Schutzheiligen mit Octavfeier; die Kirchen von Chur, Basel und St. Gallen feiern noch sein Andenken, jedoch nicht an gleichem Tage. In Constantinopel ward zu Ehren dieses Heiligen eine Kirche

erbaut. Das Martyrologium Rom., Cäsar Baronius, Beda, Petrus Canisius und Andere sprechen von diesem Gottesmanne.

Pertherada, Klausnerin zu St. Gallen. Die Chronisten von St. Gallen haben aus den Jugendjahren dieser frommen Person nichts aufgeschrieben. Pertherada, eine adelige Tochter, trat in den Ehestand, kam nach dem frühzeitigen Tode ihres Gatten nach St. Gallen, und bat den Abt Kralo um Erlaubniß, daselbst als Klausnerin leben zu dürfen. Ihre Bitte wurde gewährt, und sie begann sofort in der Klause der seligen Rachilde (s. d. A.) ihr Probejahr, welches sie in Ausübung gottseliger Werke treu und folgsam bestund. Kralo fand es jetzt nicht mehr nothwendig, die Pertherada länger zu prüfen. Um dem Zudrange der Leute auszuweichen, veränderte er ihre Zelle und schloß sie zu St. Georg in der Klause der heiligen Wiborada (s. d. A.), die man auch Salomons Zelle nannte, unter üblichen feierlichen Gebräuchen ein. Da verlebte sie zweiundzwanzig Jahre in strengen Bußübungen, und heiligte ihre Seele in Demuth und stiller Verborgenheit; der Allerhöchste schaute mit Wohlgefallen auf seine fromme Dienerin, erfüllte sie mit innerlichen Tröstungen und wirkte durch sie mehrere Wunder. Sie starb am 11. Hornung 980 gottselig im Herrn, und lebte bei der Nachwelt lange in heiligem Andenken fort.

Petrus, der heilige, Erzbischof von Tarantaise und Metropolit von Sitten. So wie im zwölften Jahrhundert der Cistercienser-Orden unter dem thätigen Wirken des großen Lehrers Bernhard sich ausdehnte, so mehrte sich auch die Anzahl der Heiligen, selbst auf den bischöflichen Stühlen. Unter diese gehört der heilige Petrus. Er ward in der Dauphiné von gemeinen, aber sehr tugendhaften Eltern geboren; seine Lehrer bemerkten frühzeitig an ihm eine große Lernbegierde, verbunden mit Scharfsinn und einem glücklichen Gedächtnisse und ahnten bald, daß er zu etwas Größerm geboren und bestimmt sei. Er legte seine wissenschaftliche Laufbahn mit vieler Auszeichnung zurück, war jedoch immer mehr darauf bedacht, in der Tugend als in den Wissenschaften Fortschritte zu machen. Als ein Jüngling von zwanzig Jahren verließ Petrus den Schauplatz der Welt, und nahm das Ordenskleid in dem Cistercienserkloster Bonnevaux, welches um das Jahr 1117 oder 1118 in der Erzdiöcese Vienne gestiftet worden war. Seine El-

tern blieben einstweilen in der Welt zurück, gaben das Beispiel der herrlichsten Tugenden, lebten in heiligster Enthaltsamkeit, übten strenge Abtödtung und weihten sich endlich mit ihrer ganzen Familie dem klösterlichen Leben. Der Vater erwählte mit den Söhnen Bonnevaux zum Orte der Abgeschiedenheit; die Mutter ging mit der Tochter in das Kloster der Cistercienserinnen, das in der Nachbarschaft lag. — Kurze Zeit nach dem Eintritte des heiligen Petrus in Bonnevaux kamen siebenzehn Adelige in das Gotteshaus, und verlangten Aufnahme in dasselbe. Unter diesen war Amedeus von Hauterive, der Vater des heiligen Amedeus (s. d. A.), Bischofs von Lausanne. Er stiftete vier Klöster seines Ordens, zu denen auch jenes von Tamais, im Bisthume Tarantaise, gehörte. Zum ersten Abte desselben bestimmte er Petrus, seinen innigsten Freund, der noch nicht dreißig Jahre zählte. Unter dessen Leitung lebten die Ordensmänner von Tamais wie Engel in sterblicher Hülle, indem Alle ihren hohen Beruf erfaßten. Der neue Abt stiftete mit Beihülfe des Grafen Amedeus III. von Savoyen in dem Kloster einen Spital für Arme, Kranke und Fremde, und bediente die Leidenden selbst. Als im Jahre 1142 der Metropolitansitz von Tarantaise erledigt war, lenkte Gott die Herzen der geistlichen Würdeträger, daß sie den Petrus zum Hirten der verwaisten Heerde beriefen. Allgemein war der Jubel über diese glückliche Wahl, nur der Gewählte stimmte nicht in den Jubel ein; allein der heilige Bernhard mit dem Generalkapitel verpflichtete ihn zur Annahme. Der traurige Zustand, in welcher die Diöcese durch die Sorglosigkeit Idrahels, eines feigen Miethlings, versunken lag, rührte den neuen Erzbischof bis zu Thränen. Tag und Nacht flehte er um Erbarmung für die Heerde, besonders für die Bekehrung der Sünder, lebte einfach wie ein Ordensmann und war in Allem von jedem Prunk fern. Er fing an, seinen Sprengel zu bereisen, predigte und unterrichtete überall das Volk, versah die Kirchen mit dem Nothwendigen, besonders mit guten Seelsolgern. Nachdem er seinen Kirchsprengel im Innern und Aeußern geordnet, schenkte er besondere Aufmerksamkeit den Suffragan-Bisthümern; er liebte von Herzen Wallis und dessen Bewohner, ging den Bischöfen Ludwig und Amedeus II. mit Rath und That an die Hand, und empfahl die anvertraute Heerde deren väterlichen Sorgfalt. Seine Liebe

zu den Armen ging so weit, daß er ihnen im Nothfalle sogar seine Kleider vom Leibe hingab. Dieß that er zweimal auf dem großen St. Bernhardsberge. Hier fand er das Hospiz in der größten Armuth und gleichsam vernichtet; er sorgte daher väterlich für das Aufkommen desselben. In einer andern Gegend der Alpen stiftete er ein zweites Hospiz, und übergab es Religiosen zur Bedienung, ein drittes gründete er in den Juragebirgen. Der Verfasser seiner Lebensbeschreibung Gottfried, (Abt de Haute-Combe), welcher der treue Gefährte der meisten seiner Handlungen war, erzählt, daß er an vielen Orten Wunder gewirkt habe. Unter vielen hier nur eines: In Lausanne wurden drei Männer in engem Verwahr gehalten. Einst hörten sie von seiner Wunderkraft reden und riefen dieselbe an. Während nun ihre Wächter vor der Thüre des Kerkers spielten, erschien der Heilige den Gefangenen, löste ihre Bande und führte sie an einen sichern Ort, wo er vor ihnen verschwand. Damals war der heilige Bischof in St. Claude; sie eilten zu ihm und erzählten mit einem Eide das vorgefallene Wunder. — Von allen Seiten kam man ihm mit Ehrenbezeugungen entgegen; er verließ deßwegen 1155 seinen Bischofsitz, ging in ein Cistercienserkloster nach Deutschland, um daselbst unbekannt zu leben. Seine Pflegeempfohlenen empfanden den lebhaftesten Schmerz über seine Entfernung und klagten, daß sie ihren besten Vater verloren hätten. Sein Aufenthalt wurde endlich nach langem Nachfragen auf folgende Weise entdeckt. Ein Jüngling, der unter seiner Leitung erzogen worden, kam in's Kloster, in welches er sich zurückgezogen hatte. Da dieser die Mönche, als sie aus der Kirche an ihre Arbeit gingen, beobachtete, erkannte er seinen Bischof und gab ihn der ganzen Genossenschaft zu erkennen. Dem bescheidenen Mönch blieb keine andere Wahl, als die Wiederkehr auf den bischöflichen Sitz; er erkannte den Wink des Allerhöchsten, reiste über Lausanne und schlichtete daselbst 1157 mit dem heiligen Bischof Amedeus (s. d. A.) verschiedene Streitigkeiten. Mit neuem Eifer unterzog sich Petrus der oberhirtlichen Amtsführung, und suchte bei allen Geschäften die Andachtsglut und den Geist der Buße in sich zu erhalten. Oft wirkte er außer den Grenzen seines Bisthums, predigte in Burgund, im Elsaß, in Lothringen und mehreren Gegenden Italiens. Bei den Päpsten Cölestin II., Lucius II., Eugen III., Anastasius IV.,

Hadrian IV. und Alexander III., die in kurzer Zeit aufeinander folgten, stund dieser Diener in großem Ansehen. Von dem letzten wurde er mit dem Geschäfte betraut, den König von England mit seinem Sohne auszusöhnen; mit Gewandtheit und Liebe vermittelte er zwischen Vater und Kind, aber die Bemühungen blieben erfolglos. Auf der Rückreise nach Savoyen erkrankte der heilige Greis, und starb zu Bellevaux 1175. Zwar setzen einige Historiographen sein Todesjahr auf 1171 an; aber Gottfried, der unzertrennliche Gefährte unsers Heiligen, schrieb neun Jahre nach dem Tode dessen Leben und nimmt in seiner Grabschrift die erstere Jahreszahl an:

Stammend aus Vienne in Frankenland, war Abt er zu Tamais
Keinen größeren sah die Tarantaise als Bischof;
Da man fünfundsiebzig zählt nach tausend ein hundert,
Neigte Petrus sein Haupt und erhob sich vom Staube zum Himmel. [1])

Er hatte dreiunddreißig Jahre das Bisthum verwaltet und ein hohes Alter erreicht; Papst Cölestin III. setzte ihn (1191) in die Zahl der Heiligen. Sein Andenken begeht die katholische Kirche am 8. Mai. Bald nach des Heiligen Tod kam der Cistercienserprior von Frienisberg (im Kanton Bern) nach Bellevaux, erhielt von dessen Reliquien, und heilte durch deren Berührung einen Kranken im Bisthum Lausanne, und noch drei andere deutsche Kranke. (Vergl. Surius, Tom. III. 8. Maji; Räß und Weiß, Leben der Väter und Märtyrer, Bd. VI. S. 273; Cæsar Baronius in notis ad Martyrolog. Rom. p. 289; Bollandisten, Tom. II. Maji, p. 320—348.)

Petrus, der ehrwürdige, Abt von Cluny, stammte aus der Auvergne. Schon jung nannte man ihn „le docteur et le maître des vieillards", „den Lehrer und Meister der Alten," und ward 1122, erst dreißig Jahre alt, zum Abte erwählt. Er war Theologe, Dichter und Redner, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit in allen Fächern, reinen Lebens-

---

[1]) Stirpe Viennensis fuit, Abbas Stamediensis,
Maximus Alpensis Præsul Tarantasiensis,
Anno milleno centeno septuageno
Quinto transivit ad cœlos Petrus et ivit.

wandels, ernstem und rechtschaffenem Charakter, voll Eifer gegen die Irrlehre, und doch verträglich und mild gegen Jedermann. Er gehörte neben dem heiligen Bernhard und Suger von St. Denis zu den größten Persönlichkeiten seiner Zeit, und ist einer der berühmtesten Aebte von Cluny und Beförderer dieser klösterlichen Innung. Bei der Spaltung zwischen Innocenz II. und Anaclet II. entschied Petrus, nebst Bernhard, sich für den erstern, obgleich Anaclet dem Verband von Cluny angehörte, und sein wie Bernhards Urtheil gaben Innocenz den Sieg. Dieser weihte zum Dank im Jahre 1131 die Kirche von Cluny. Wie seine Vorfahrer, sorgte auch Petrus väterlich für die Klöster in der westlichen Schweiz, die zur Congregation von Cluny gehörten, beförderte ihr Fortkommen und ihren damals blühenden Stand. Er machte viele Geschäftsreisen, war bei vielen Synoden anwesend, vermittelte den Frieden zwischen Fürsten und Städten, zwischen Fürsten und Papst, und stund fast mit der ganzen Welt im Briefwechsel. Unter ihm blühte Cluny in vollem Glanze, und die Kreuzzüge gaben ihm Gelegenheit, selbst im Thale Josaphat und auf dem Berge Tabor Clunyacenserklöster zu gründen. Bekannt ist Peters Verwendung für Abälard. Als dieser, um sich zu vertheidigen, nach Rom reisen wollte, besuchte er das berühmte Kloster Cluny. Abälard beschloß auf Zureden des Abtes daselbst zu bleiben, und versöhnte sich unter dessen Vermittelung mit der Kirche, dem Papste und dem heil. Bernhard, der hiezu bereitwillig die Hand bot. Ueberhaupt stand Peter mit dem heiligen Bernhard in sehr vielfachem Verhältnisse, und obgleich öfter gegen einander kämpfend, namentlich auch wegen der Armuth der Klöster, zollten sich beide die aufrichtigste Verehrung. Im Jahre 1156 verließ er den Schauplatz seines Wirkens, und eilte in das Land der ewigen Seligkeit. Er starb am 25. Christmonat, in der nämlichen Stunde, wo Jesus Christus, der Sohn Gottes, geboren wurde. So lange er unter den Sterblichen gewandelt, hatte er eine zärtliche Andacht zur Geburt unsers Herrn getragen, und dem Jesuskinde seine Tage in aller Demuth geweiht; darum nahm ihn auch Jesus in seiner Geburtsstunde zu sich. Kaum war Petrus im Frieden entschlafen, betete man die Litanei und trug seinen Leichnam in die Todtenkapelle, wo die Hingeschiedenen gewaschen wurden. Als der selige Abt entkleidet da lag, schimmerte sein Körper schneeweiß,

durchsichtig und verklärt. Die Anwesenden staunten, jubelten und priesen Gott, der die Seinigen schon hier verherrlicht; sie warfen sich über seine Hülle her, und küßten dieselbe mit Ehrfurcht. Der Selige ward in der neuen von ihm erbauten und vom Papste Innocenz II. geweihten Kirche beim Altare der heiligen Apostel Philipp und Jakob mit großer Feierlichkeit der Erde übergeben. Unter verschiedenen Schicksalen hatte er fünfunddreißig Jahre den Krummstab geführt. Cluny erreichte unter ihm den Höhepunkt des Ruhmes, mit ihm ging auch dessen Glanz zu Grabe, besonders in Folge der neu aufblühenden Bettelorden. Für sein Gotteshaus hatte Petrus mehrere Statuten entworfen, und unter Anderm verordnet, daß der Kellner am hohen Weihnachtsfeste aus jedem Weinbehälter etwas Meßwein ziehe; denn man hatte ihn versichert, das wäre das rechte Mittel, den Wein in den Fässern frisch zu erhalten. (Marrier, Bibl. Clun.) Petrus war auch ein bedeutender Schriftsteller, hatte mehrere Bücher gegen Peter von Bruys, gegen Juden und Mahomedaner und eine Abhandlung über die Messe verfaßt, überdieß Predigten, Hymnen und sehr viele Briefe geschrieben, von denen noch jetzt zweihundert erhalten sind. Seine Werke sind abgedruckt in der Bibl. max. Patr. Lugdun. XXII., sammt Nachträgen in Balucii Miscell. T. V. etc.

Petrus Canisius, der selige, Jesuit. Im nämlichen Jahre, wo Luther zu Worms seine Irrlehre vortrug, und trotz der Aufforderung zum Widerruf hartnäckig auf derselben beharrte, kam Petrus Canisius zur Welt. Es war am 8. Mai 1521. Sein Geburtsort ist Nymwegen in Holland. Seine Eltern hießen Jakob Canisius und Egidia Fuvignan. Der Vater zeichnete sich als ein großer Rechtsgelehrter aus, dessen Kenntnisse und Gewandtheit selbst von Fürsten in wichtigen Rechtsangelegenheiten benützt wurden. Er war fein gebildet, und wußte sich darum in der Welt sehr gut zu benehmen, doch vergab er seinem Charakter nichts, befolgte stets die Grundsätze des Christenthums, und wurde allgemein als ein rechtschaffener Mann geschätzt. Seine Mutter zeichnete sich durch den Eifer in ihrem Berufe und zarte Frömmigkeit aus, und kam ihren Mutterpflichten durch eine sorgfältige Erziehung, die sie ihrem Sohne und einer Tochter angedeihen ließ, die ihr Gott außer diesem geschenkt hatte, sehr gewissenhaft nach. Leider verlor Canisius diese treffliche

Mutter frühzeitig durch den Tod; aber sie vergaß ihren Liebling auch auf dem Todbette nicht, und hat ihn gewiß auch in dem bessern Jenseits nicht vergessen. Sterbend empfahl sie den kleinen Canisius mit Thränen in den Augen ihrem Gatten und beschwur ihn, den hoffnungsvollen Knaben in den Lehren und Grundsätzen der alten Religion zu erziehen; er beruhigte sie mit der feierlichen Versicherung, ihrem Wunsche zu entsprechen, und erfüllte sein Versprechen treu. Der Knabe erhielt eine Stiefmutter, eine gebildete und fromme Dame, unter welcher er in der Frömmigkeit überraschende Fortschritte machte. Seine ersten Studien machte er in Nymwegen, die höheren aber in Köln unter der Leitung des gottseligen Priesters Nikolaus Eschius. — Als Petrus Faber, (s. d. A.), der erste Genosse des heiligen Ignaz von Loyola in Mainz geistliche Uebungen hielt, verfügte sich Canisius dahin, um den Gottesmann persönlich kennen zu lernen; er wurde durch ihn mit den Grundsätzen und den Vorschriften der Gesellschaft Jesu bekannt gemacht und überzeugte sich, daß er hier den Priesterorden gefunden, zu welchem ihn die Vorsehung bestimmt habe. Am Festtage der Erscheinung des heiligen Michael, am 8. Mai 1543, legte er in die Hände Fabers das Gelübde ab, in die Gesellschaft Jesu treten zu wollen. Nach Köln zurückgekehrt, trat er öffentlich dem Orden bei, vollendete dort mit den von Faber dahin geschickten jungen Jesuiten seine Studien, erhielt die Priesterweihe, suchte durch eifriges Predigen dem Umsichgreifen der Reformation, welche in dem Erzbischofe und Churfürsten von Köln, Hermann von Wied, selbst einen mächtigen Gönner gewonnen hatte, Einhalt zu thun; er begab sich nach Worms zu Kaiser Karl V., und bewirkte daselbst die Absetzung des abtrünnigen Kirchenfürsten. Während seines Aufenthaltes bei dem Kaiser lernte ihn der Bischof von Augsburg, Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, ein großer Freund der neugegründeten Gesellschaft, kennen, und sandte ihn, nachdem er sich von seinen tiefen theologischen Kenntnissen und seinem Feuereifer für die Sache der katholischen Kirche überzeugt hatte, im Jahre 1547 als seinen Theologen mit P. Claudius le Jay nach Trient zum allgemeinen Kirchenrath. Von da zog er mit den Vätern nach Bologna, begab sich dann zum ersten Male nach Rom, wo er von seinem Ordensgeneral, dem heiligen Ignaz von Loyola, für die Mission nach Messina bestimmt wurde.

Nach seiner Zurückkunft legte Petrus 1549 die vier Gelübde feierlich in die Hände des heiligen Ignatius zu Rom ab. Nach Deutschland zurückgekehrt, und auf der Rückreise zu Bologna zum Doktor der Theologie befördert, widmete Petrus sich dem theologischen Lehramte, und ward im Wintermonat 1549 Professor der Dogmatik zu Ingolstadt, dann Rektor und Vicekanzler dieser Hochschule. Vom Kaiser Ferdinand I. 1551 nach Wien berufen, erhielt Petrus nach le Jay's Tode die Lehrkanzel der Theologie, wurde Hofprediger und dann Rektor des Kollegiums und der Universität. Kaiser Ferdinand, der den frommen und gelehrten Mann besonders achtete und ihn in den schwierigen Religionsangelegenheiten seiner Zeit stets zu Rathe zog, übertrug ihm die Abfassung eines Katechismus, welchen man den beiden von Luther verfaßten und auch in Oesterreich sehr verbreiteten entgegensetzen könnte, ferner die zweckmäßige Reform der Wieneruniversität und endlich, da er die bischöfliche Würde beharrlich ausschlug, die Verwesung des Wienerbisthums, welches er 1554—1558 verwaltete. Durch unermüdeten Unterricht, durch eifriges Predigen, durch Verbesserung der Wiener Hochschule, durch die Abfassung des großen und kleinen Katechismus, und durch eine weise Leitung des Kirchen- und Schulwesens führte Canisius in Kurzem die erwünschte Ordnung in Oesterreich wieder ein, so daß nicht nur dem raschen Fortschreiten des Protestantismus in diesem Lande Einhalt gethan wurde, sondern auch sehr viele Protestanten zur katholischen Kirche wieder zurückkehrten. Der heilige Ignaz ernannte ihn 1556 zum ersten Provinzial seines Ordens in Deutschland und Petrus erwarb sich um die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu in den Ländern deutscher Zunge ungemeine Verdienste. Die Collegien zu Prag, Augsburg, Dillingen, Ingolstadt und Innsbruck, die unter ihm gegründet wurden, zeugen von der Größe und dem Erfolge seiner rastlosen Thätigkeit. — Canisius, unter vielen Arbeiten grau geworden, wünschte sein nahegeglaubtes Ende in stiller Zurückgezogenheit abzuwarten; allein Gott hatte seinen treuen Diener noch nicht zur ewigen Ruhe bestimmt. Canisius sollte am Abende seines Lebens noch ein herrliches Licht für die schweizerische Eidgenossenschaft werden. Das Jahr 1580 ging bereits zu Ende, als der heilige Mann in Folge höheren kirchlichen Auftrages in der Schweiz anlangte. Veranlassung zu dieser Sendung gab

Bonhomius, Bischof von Vercelli, welcher als päpstlicher Geschäftsträger die Schweiz bereist und sich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, diesem von den kirchlichen Neuerern hart bedrängten Lande schleunigst zu Hülfe zu eilen. Vorzugsweise stund damals die Stadt Freiburg, weil rings von Protestanten umgeben, in großer Gefahr, den Glauben zu verlieren. Auf den Bericht des Nuntius beauftragte der Papst Gregor XIII. mit diesem wichtigen Geschäfte die Gesellschaft Jesu, und der Ordensgeneral bezeichnete hiefür unsern Gottesmann. Kaum war in Freiburg diese Nachricht bekannt, so erhoben die Neuerer einen gewaltigen Lärm, und suchten durch alle Mittel die Sendung des Jesuiten zu hintertreiben. Bonhomius erkannte die Gefahr, und begleitete selbst den Canisius nach Freiburg. Unverzagt bestieg der zwar greise, aber jugendlich eifrige Gottesmann die Kanzel, verkündete mit heiliger Begeisterung die Wahrheit und Schönheit der katholischen Religion, und forderte die Freiburger zum treuen Festhalten an dem Glauben der Väter auf. Seine feurige Sprache machte auf das gesammelte Volk einen solchen Eindruck, daß die Neuerer keinen Angriff wagten. Die Kanzel des P. Canisius ward fortan, so oft er dieselbe bestieg, sowohl von den geistlichen als weltlichen Vorstehern, von Vornehmen wie von Gemeinen umlagert; die Belehrungen und das Beispiel des Predigers wirkten wunderbar auf die Bevölkerung; und da er die Hauptstadt im Glauben befestigt sah, begab Petrus sich auf das Land. Oft verließ Petrus Freiburg mit dem Stocke in der Hand, und durchwanderte Flecken und Dörfer, um zu predigen und die Kinder im Christenthume zu unterrichten; Petrus besuchte die Armen in ihren Hütten, tröstete und belehrte sie, und leitete sie zur christlichen Frömmigkeit an. War dieß geschehen, ließ Petrus dann überall das katholische Glaubensbekenntniß ablegen, und in zwei Jahren hatte Petrus es dahin gebracht, daß kein einziger Irrgläubige mehr im Kanton lebte. — Der Rath beschloß die Gründung eines Kollegiums, und schon im Herbst 1581 eröffnete die Gesellschaft Jesu die Schulen in Freiburg. Canisius stund dem Kollegium einige Zeit als Rektor vor; als ihm aber seine Körperschwäche dieß nicht mehr gestattete, so verlegte er sich auf das Predigtamt, und widmete den Rest seiner Kräfte den katholischen Interessen. Mit dem heiligen Karl Borromäus (s. d. A.) stund er von Freiburg aus in lebhaftem

Verkehr, wie auch mit andern hervorragenden Katholiken Rom's, Deutschlands und der Schweiz. Unter fortwährenden Arbeiten im Weinberge des Herrn hatte Canisius indessen achtundsechszig Jahre erreicht; da wurde er in Folge seiner starken Anstrengungen von einem Schlaganfalle so heftig betroffen, daß man zuerst ganz an seiner Wiederherstellung zweifelte. Zur großen Freude der Bürger Freiburgs genas Canisius zwar wieder, war aber nicht mehr im Stande, dem Predigtamte obzuliegen. Ruhe war ihm indessen nicht möglich, darum weihte er seine Zeit dem Gebete und der Verfassung heilsamer Schriften. In diesen letzten Jahren verfaßte er die Erklärung der heiligen Evangelien für Sonn- und Festtage, und widmete sie dem Senate und dem Volke von Freiburg. Ueberdieß schrieb er die Leben der Schutzheiligen des Landes, des heiligen Mauritius und seiner Gefährten, der Heiligen: Fridolin, Beat, Nikolaus von der Flüe; da er immer gewohnt war, jene Heiligen Gottes besonders zu verehren, welche Patronen des Landes waren, wo er sich befand. Endlich schrieb er für die, welche einem vollkommneren Leben sich weihen wollten, zwei Büchlein, und widmete sie den Prinzessinnen, Erzherzoginnen von Oesterreich, die sich in Hall aufhielten, als die letzten Früchte seines Geistes zum Denkmale seiner ewigen Verehrung gegen sie. Später konnte er nicht mehr schreiben, und mußte sich eines Schreibers bedienen. So lehrte und predigte er durch die Feder, da er es nicht mehr durch den Mund vermochte. Canisius sah sein Ende herannahen und dachte an nichts mehr, als an den Tod. Gott prüfte ihn durch eine sehr schmerzliche Krankheit, nämlich mit der Wassersucht, die sein Lebensende herbeiführte. Sein Hinscheiden war sanft und fast nicht bemerklich; er küßte das Kreuz, das er in der einen Hand hatte; in der andern hielt er die geweihte brennende Kerze, ein Sinnbild seines Glaubens. Es erlosch sein Leben wie ein Lampenlicht am 21. Christmonat 1597, Nachmittag 3 Uhr, unter dem Gebete und Schluchzen seiner um das Krankenbett versammelten Freunde. Die Trauerkunde von seinem Tode verbreitete sich schnell in der Stadt, und von allen Seiten eilte man herbei, die heilige Leiche zu verehren und von ihr einige Ueberbleibsel zu erhalten. Am 22. Christmonat wurde seine Hülle unter der Begleitung der Geistlichkeit, des Rathes und des ganzen Volkes in die Hauptkirche jener Stadt gebracht,

in der er siebenzehn Jahre geweilt und gewirkt hatte; ihr wurde das herrlichste Erbe, sein Leichnam. Während des langsamen Zuges läutete man mit allen Glocken, und sang Psalmen und Trauerlieder. In der St. Nikolauskirche, wo er beigesetzt wurde, hielt der ehrwürdige Propst Sebastian Werro die Trauerrede, in der er seinen Lebenslauf und seine großen Verdienste um die Kirche schilderte. Hierauf sollte der Leichnam in die Gruft vor dem Hochaltare versenkt werden, allein das Volk drängte sich so massenhaft an den geliebten Vater, daß das Begräbniß erst bei einbrechender Nacht stattfinden konnte. Zur Verewigung seines Andenkens wurde daselbst in der St. Nikolauskirche folgende Inschrift angebracht: „P. Canisius, der heiligen Schrift Doktor, wurde zu Nymwegen geboren, trat in die Gesellschaft Jesu im dritten Jahre nach ihrer Bestätigung und wurde Priester. Von dem Stift zu Köln wurde der hochverständige, kluge Mann zu Kaiser Karl V., von dem Kardinal Otto, Bischof von Augsburg, zu dem Concil von Trient, von dem Kaiser Karl V. nach Worms zur Bestreitung des sektischen Melanchtons, von Papst Pius IV. zu deutschen Fürsten gesandt, um dieselben im katholischen Glauben zu bekräftigen. Nachdem er auf den hohen Schulen zu Rom, in Sicilien und Deutschland gelehrt, viele Jahre vor Kaiser Ferdinand und an vielen andern Orten das Wort Gottes mit großem Erfolg gepredigt, wurde er von Ignatius, dem Stifter der Gesellschaft Jesu, zum ersten Provinzial Deutschlands ernannt. Die katholische Religion hat er durch die Verfassung ausgezeichneter Bücher trefflich vertheidigt. Auf Verlangen des apostolischen Nuntius Franciskus, Bischofs von Vercelli, kam Canisius im sechszigsten Jahre seines Alters nach Freiburg, gründete da ein Kollegium der Gesellschaft Jesu, und wirkte des Guten viel. Endlich ist er als ein Patron der Stadt Freiburg, als ein Patriarch der Kirche in der Eidgenossenschaft, als eine Säule der katholischen Religion in der ganzen Welt wohl bekannt durch seine Aufrichtigkeit, Vorsicht, unverdrossene Arbeit im Schreiben, strenges Fasten, durch Muth, Reinigkeit, inbrünstige Gottesliebe und große Heiligkeit hoch berühmt in Christo verschieden am heiligen Thomas des Apostels Tag MDXCVII., seines Alters im LXXVII. Jahr." — Bald glänzte das Grab unsers Seligen von vielen Zeichen und Wundern, die des Herrn Liebe und Macht dem Glauben wirkte. Es ruhte aber

sein verehrungswürdiger Leib in der Hauptkirche des heiligen Nikolaus bis zum Jahre 1626, wo er unter großer Feierlichkeit in den Tempel der Jesuiten übersetzt wurde, und wo er sich noch bis zu dieser Stunde befindet. Die Chorherren baten bei dieser Gelegenheit, daß, wenn der ehrwürdige Canisius einmal unter die Zahl der Seligen sollte aufgenommen werden, sie desselben Haupt erhalten möchten. Herr Theodor Scherer und Andere, wie z. B. Seback sagen, Canisius sei am 21. Wintermonat 1843 selig gesprochen worden, was aber unrichtig ist; die Seligsprechung ist noch nicht erfolgt, sie ward im genannten Jahre nur begonnen. Im Konsistorium 1847 am 23. Christmonat trug der Dekan der Konsistorialadvokaten, Monsignore Gnoli, Sr. Heiligkeit den Beatifikationsprozeß des ehrwürdigen P. Petrus Canisius zum zweiten Male vor. Man betrachtet die Akten wie geschlossen, und ansehnliche Glieder des Jesuitenordens versicherten uns letzthin, man hoffe, in kurzer Zeit werde der heil. Stuhl die Seligsprechung des ehrwürdigen Petrus Canisius vornehmen. Monsignore Bovieri, päpstlicher Geschäftsträger in der Schweiz, über diese Angelegenheit befragt, gab am 17. Wintermonat 1858 die nämliche Erklärung.

Petrus Faber, Jesuit. Als Luthers Irrlehre das Gebäude der römisch-katholischen Kirche in seinen äußern Grundfesten zu erschüttern und niederzuwerfen drohte, trat der Jesuitenorden in's Leben, der ein kräftiges Gegengewicht gegen die kühnen Verfechter der Irrlehre schuf. Der Stifter dieser ruhmgekrönten Gesellschaft ist Ignatius von Loyola, der mit einigen Schülern den Anfang zur Gründung des Ordens gemacht hat. Der Erste, der sich ihm anschloß, war Petrus Faber (Pierre Lefèvre ou le Fabre). Er ward 1506 in der Osterwoche zu Villarette, in Savoyen, in der Diöcese Genf von armen, aber frommen Eltern geboren. Schon als siebenjähriger Knabe war er sehr zur Frömmigkeit geneigt, und wenn er auf dem Felde das Vieh hütete, sah man ihn nicht selten niederknieen und beten. Er fühlte in sich den Drang nach höherer Bildung; er betete daher um so inbrünstiger zu Gott, und erhielt auch im Gebete jene Erleuchtung, die ihn bewog, den Studien sich zu widmen. Seine Eltern, die er oft flehentlich um ihre Einwilligung bat, wollten sich diesem Entschluße, in dem sie Gottes allweise Leitung anbeteten, nicht widersetzen, sondern brachten willig jedes Opfer, das in ihren

Kräften stund. Sein erster Lehrer war Petrus Veliard, ein heiligmäßiger Mann, der Kopf und Herz seines Zöglings zu bilden wußte. Neunzehn Jahre alt, ging dieser nach Paris, um sich den höhern Studien zu widmen. Sein Lehrer der Philosophie war Johann Penna (Pegna?), seine Studiengenossen Ignatius und Franz Xaver, der nachmalige große Apostel von Indien. Ignatius trat mit Faber in ein inniges Freundschaftsverhältniß, und da der Letztere, eines zarten Gewissens, in beständigen Zweifeln und Aengsten lebte, war ihm Loyola ein treuer Rathgeber; er lernte ihn jeden Tag sein Gewissen reinigen, seine Gedanken, Worte und Werke durchforschen, wie auch einmal in der Woche die heiligen Sakramente empfangen. Dafür leistete ihm auch der kenntnißreiche und talentvolle Faber wesentliche Dienste, indem er ihm aus Auftrag des Lehrers Penna in den Studien nachhalf. Das Band der Liebe wurde zwischen Beiden von Tag zu Tag enger geknüpft; Ignatius weihte den Faber in seine erhabenen Entschlüsse ein, die er zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen vorhatte. Petrus wurde ganz für Ignatius Pläne begeistert, und sie gingen jetzt mit dem Gedanken um, einige Schüler für ihren Zweck zu gewinnen. Als Ignatius Theologie studirte, war der noch jugendliche Franz Xaver Professor der Philosophie. Ignatius warf ein Auge auf diesen; allein von weltlicher Wissenschaft aufgebläht, hatte er das Unglück, von eitler Ruhmsucht beherrscht zu werden. Ignatius nun war es, der ihm in lebendigen Farben die Nichtigkeit des irdischen Ruhmes vor Augen stellte, und ihn für den unvergänglichen Ruhm entflammte. Sofort gewann er auch Jakob Lainez von Almazan, Alphons Salmeron von Toledo u. A. m. Nachdem sie noch einige Jahre unter der Leitung Loyola's den Studien sich gewidmet hatten, wollte sie der heilige Ignatius mit festern Banden vielmehr an Gott, als an sich selbst knüpfen. Daher begaben sich Alle nach gemeinsamem Gebete am 15. August 1534 in eine unterirdische Kapelle der Kirche zu Montmartre. Es war das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, ein Tag, den Ignatius gewählt hatte, damit die Gesellschaft Jesu gleichsam in dem Schooße der triumphirenden Jungfrau geboren würde. Hier nun legten die künftigen großen Vorfechter der Kirche Gottes, der Welt noch unbekannt, in feierlicher Stunde, nachdem sie von Faber, der allein Priester war,

das heilige Abendmahl empfangen hatten, das Gelübde der Keuschheit und Armuth ab, gelobten Gott nach Beendigung der theologischen Studien ohne Reisevorrath in das heilige Land zu ziehen, um dort für die Ehre seines heiligen Namens zu arbeiten oder, wenn dieß binnen Jahresfrist nicht möglich wäre, sich dem Papste zu jeder Mission zur Verfügung zu stellen, und ihm besondern Gehorsam zu schwören. — Nun entschloß sich Ignatius nach Spanien zu gehen, wo Xaver, Lainez und Salmeron, um das Gelübde der Armuth befolgen zu können, noch einige Familienangelegenheiten zu besorgen hatten. Nachdem er den Faber den übrigen Genossen vorgesetzt und mit ihnen verabredet hatte, daß sie am 25. Jänner 1537 wieder in Venedig zusammentreffen wollten, trat er die Reise selbst im Anfange des Jahres 1535 an. Während seiner Abwesenheit erhielt seine Genossenschaft einen trefflichen Zuwachs. Faber nahm nämlich nach vorhergegangener Prüfung drei Theologen der Hochschule von Paris auf, worunter Claude le Jay (Claudius Lajus), sein Landsmann, aus der Diöcese Genf war. Am 8. Jänner 1537 trafen sie Alle mit ihrem Meister in Venedig zusammen, und vertheilten sich in zwei Spitäler. Von hier aus sandte der heilige Ignatius seine Jünger unter der Aufsicht des Petrus Faber nach Rom, um Diejenigen, die noch nicht Priester waren, mit Erlaubniß des Papstes weihen lassen zu dürfen. Als Papst Paul III. den Plan der neuen Stiftung gelesen hatte, rief er aus: „Wahrhaftig, hier wohnt der Geist Gottes," und fügte noch bei: „er sehe voraus, der fromme Eifer der Väter werde, wenn er sich in dieser bedrängten Zeit um das Wohl der Gläubigen annehme, der schwer heimgesuchten Kirche Schutz und Ruhm gewähren." Er entschloß sich, die Väter in seinen Dienst zu nehmen, und damit hörte ihre Hoffnung, nach Palästina zu wallen, auf. Der heilige Vater übertrug dem Faber den Lehrstuhl der scholastischen Theologie, aber bald (1539) sandte er ihn mit Lainez nach Parma, wo sie in der Nähe und Ferne in Predigten, Christenlehren und Beichthören Viele wieder für Christus gewannen. Sie gaben auch Anleitung zu den geistlichen Uebungen, bildeten Frauen-, Männer- und Priestervereine, welche zur Aufgabe hatten, Andere zu unterrichten. — Im Jahre 1540 erkrankte Petrus schwer, aber Gott erfüllte ihn während seiner Krankheit mit vielen innerlichen Tröstungen. Nach drei Monaten genas

er, erhielt aber vom Papste den Auftrag, den Petrus Hortiz nach Deutschland und Spanien zu begleiten. Parma und Piacenza geriethen bei der Nachricht seiner Abreise in große Trauer, welche er nur durch schöne Lehren, die er jenen Städten zurückließ, linderte. Auf der Reise nach Deutschland wirkte sein frommes Betragen nicht wenig auf die Gläubigen, und trug Vieles dazu bei, die Schwankenden zu stärken; näherte er sich einer Kirche, so betete er Jesum im hochheiligen Altarssakramente an, begrüßte die Schutzheiligen derselben, und betete für die Lebenden und Abgestorbenen jenes Ortes. Er kam als erster Jesuit nach Deutschland, aber bald folgten ihm Andere dahin, namentlich sein Landsmann Claude le Jay, der von dem frommen Herzog von Bayern einen Lehrstuhl der Theologie an der Universität Ingolstadt erhielt. Faber's Aufenthalt in Deutschland war segensreich; er belebte die Katholiken, belehrte die Irregeführten, ging nach Mainz, und von da nach Köln, wo er den daselbst studirenden, nachmals so berühmten Peter Canisius (s. d. A.), einen Holländer, gewann, der sofort gleichfalls an die Universität Ingolstadt berufen wurde. — Von Deutschland reiste Faber mit Hortiz nach Spanien, durchzog das ganze Land und kehrte auf des heiligen Stuhles Befehl wieder nach den deutschen Landen zurück. Die Rückreise führte sie über Genf und Petrus Faber kam in seine ehemalige Heimat; allein die Selbstverläugnung hielt ihn ab, seine Verwandten zu besuchen. In Deutschland trat er wieder mit apostolischer Kraft auf, predigte in verschiedenen Städten und bekämpfte die lutherische Lehre. Von dort begab er sich nach Portugal, wo seine Gegenwart verlangt wurde, und der Gehorsam ihn hinsandte. Nach daselbst erledigten Geschäften wanderte er wieder nach Spanien, kam dann wieder nach Rom, erkrankte bald nach seiner Ankunft, und legte sich nach einem vielbewegten aber glorreichen Leben, am 1. August 1546 im Frieden des Herrn zur ewigen Ruhe. Die Kirche hat ihn nicht in die Zahl der Heiligen aufgenommen; seine Gebeine sind bei mehrmaligem Umbau der Kirche, in welcher er ruhte, verschwunden; aber P. Nikolaus Orlandin, Priester der Gesellschaft Jesu, hat ihm in dem Büchlein: „Forma sacerdotis apostolici, expressa in exemplo Petri Fabri etc." ein bleibendes Denkmal errichtet. — Nach Aussage der Bollandisten

haben die Genfer sein väterliches Haus in eine Kapelle umgewandelt und ihn verehrt.

Philipp Tanner, Capuziner. Bewunderungswürdig ist die göttliche Vorsehung, welche oft aus kleinen Dingen Großes zu schaffen weiß. Ein Beispiel haben wir an dem Vater des P. Philipp Tanner aus Appenzell, dessen Leben wir hier in einigen Zügen geben wollen. Dieser diente im französischen Heere, und war ein eifriger Zwinglianer. Es ereignete sich, daß ein katholischer Soldat schwer erkrankte; seinen gefährlichen Zustand erkennend, verlangte er nach dem Empfang der heiligen Sakramente und ließ den Feldprediger zu sich bitten. Der gute Priester machte sich auf, hatte aber Niemanden, der ihn begleitete. Er wandte sich an den Vater unsers P. Philipps mit den Worten: „Tanner, versage mir den Dienst nicht und habe die Güte, mir das Licht zu deinem Landsmanne hinzutragen, damit ich ihn nach Gebrauch der katholischen Kirche versehe und auf den Tod vorbereite.“ Er that es, theils aus Liebe zu seinem Kantonsbürger, theils, um den katholischen Ritus, wie er selbst bekannte, zu bespötteln. Nachher besuchte er wiederholt den Kranken, fand diesen in der besten Stimmung; auf seinem Antlitze strahlten Ruhe, Heiterkeit und die Hoffnung einer seligen Zukunft, in ihm aber erwachten die Gewissensbisse und das folternde Gewissen. Von jetzt an dachte er über die Lehren der katholischen Kirche, und ihre Gebräuche ernstlich nach und entschloß sich endlich, der Irrlehre abzuschwören, was aber erst nach seiner Heimkehr in die Hände des Capuciner P. Ludwig von Sachsen geschah, der ihn in der katholischen Lehre gründlich unterrichtet hatte. Als er noch in Frankreich war, und über den Schritt zur römisch-katholischen Kirche zurückzukehren unschlüssig schwankte, fiel ihm ein Büchlein in die Hand, worin er die Worte fand: „Wer diese Gebete in einer Kirche vor einem Muttergottesbilde verrichtet, erlangt von Gott sonderbare Erleuchtungen.“ Diese Uebung sollte dreißig Tage hindurch geschehen; er verrichtete sie und fand keinen Trost; er wiederholte die nämliche Andacht noch zwei Mal, und fühlte sich darauf ganz im Geiste erneuert und gestärkt, sein Vorhaben auszuführen. Nach der Schweiz, nämlich in's Appenzellerland, zurückgekehrt, suchte er die Einwohner von Herisau (Herisavia, Herisovia, früher Herrginsau, Augia Domini, die Herrenau genannt), die mit einem Mehr von nur drei Stimmen vom

alten Glauben abgefallen waren, zu bekehren; allein seine Versuche scheiterten, sie stellten ihm nach dem Leben, er entging jedoch jeder Gefahr und bekannte unerschrocken seinen Glauben. Jetzt ließ er's sich sehr angelegen sein, seine Frau zu bekehren; diese war eine feurige Protestantin, und darum gab es zuweilen im Hause Mißbeliebigkeiten. In Abwesenheit ihres Mannes kochte sie absichtlich an Fasttagen Fleischspeisen und stellte sie ihm, wenn er nach Hause kam, vor. Tanner duldete lange, spendete, um ihre Bekehrung von Gott zu erflehen, reichliche Almosen und hatte endlich die Freude, sie als Katholikin in seine Arme zu schließen. Einst prüfte er sie und sagte zu ihr: „Willst du den Schleier nehmen, so trete ich in den Orden der PP. Capuciner." Sie erwiederte: „Es ist Gottes Wille, daß du in der Welt die heilige Religion schützest; der Himmel wird uns mit Söhnen erfreuen, welche dein Vorhaben ausführen werden." Ihre Weissagung erfüllte sich; ihre Ehe wurde mit mehrern Kindern gesegnet, die der Trost und Segen der gottesfürchtigen Eltern wurden. Ihr ältester Sohn, P. Philipp, trat in den Capuzinerorden, sein Bruder P. Thesaurus, der zuerst mit seinem Vater in Ungarn gegen die Türken in's Feld gezogen, vertauschte nachher seinen Waffenrock mit der Mönchskutte. Er starb als junger Priester zu Altdorf den 11. Horn. 1614 selig im Herrn. Ein dritter Sohn, Franz mit Namen, hielt mit seinem Begleiter Hippolyt Brombüler zu Solothurn um Aufnahme an, da man ihnen aber dieselbe verweigerte, pilgerten beide nach dem gelobten Lande, besuchten daselbst die Leidensorte unsers Erlösers, und kehrten als Ritter von Jerusalem nach Haus zurück. Eine Tochter nahm als Nonne in Pfanneregg den Schleier, und führte da ein gottseliges Leben. Nachdem Vater Tanner mehrmals die oberste Landeswürde bekleidet und männiglich den Väterglauben vertheidigt hatte, starb er in hohem Alter und wurde in Münsterlingen beigesetzt. — Der gottselige P. Philipp hatte in der Taufe den Namen Leo erhalten. Von Jugend an eingezogen, fromm und gottesfürchtig, war er die Zierde und Freude seiner Eltern und machte schöne Fortschritte in den Wissenschaften. Neunzehn Jahre alt, trat er zu Lucern in's Noviziat, und brachte die erforderlichen Zeugnisse mit sich; unter diesen war eines, welches sich noch vorfindet, auf Pergament mit Siegel verwahrt und enthält die Worte: „Mit Freude bescheine ich, daß dieser Leo Tanner, aus rechtmäßiger Ehe ge-

zeugt, von Kindheit an in seinen Sitten und Studien sehr lobenswerth sich verhalten habe" [1]). Den 1. Herbstm. 1596 empfing er das Ordenskleid und hatte den berühmten P. Anton von Canobbio zum Führer, der ihm den seraphischen Geist einprägte. Der junge Religiose erkannte wohl, daß die Demuth der Grund aller Tugenden sei, er bestrebte sich daher aus allen Kräften, diese Tugend sich eigen zu machen. Im schönsten Tugendglanze vollendete er seine Studien, und bereitete sich würdig auf seinen künftigen Beruf vor. Seine Obern legten von ihm die schönsten Zeugnisse beim P. General des Ordens ab, und dieser übertrug ihm sofort das Predigtamt, welches er das ganze Leben hindurch in mehrern Klöstern der Schweiz rühmlichst zum Nutzen und Frommen der Gläubigen verwaltete. Er war in Ausübung desselben unermüdet, und hatte, wie sein Biograph meldet, über 7000 Predigten gehalten; seine Sprache war deutlich und eindringend, und verfehlte den Zweck nicht. Philipp verstund die Kunst, die Nachlässigen in der Anhörung des Wortes Gottes zu bessern. Da er in Altdorf als gewöhnlicher Prediger die Kanzel versah, waren anfänglich seine Predigten nur schwach besucht; da sprach er zu den Zuhörern, er wolle ihnen in der nächsten Predigt den Teufel sichtbar vorstellen. Dieses Gerücht breitete sich schnell aus, und die Zuhörer stellten sich das nächste Mal zahlreicher ein; Philipp entschuldigte sich bei dem ersten und zweiten Vortrage, er könne es jetzt noch nicht thun, und diejenigen, welche den Höllenfeind fürchten, könnten bei der nächsten Predigt zu Hause bleiben. Diese Worte verfehlten ihren Zweck nicht, es stellte sich am folgenden Sonntage eine so ungeheure Volksmenge aus Altdorf und der Umgebung ein, daß sie die große und geräumige Kirche nicht fassen konnte. Er predigte über den Text: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort, ihr höret es nicht an, darum seid ihr nicht aus Gott." Am Schlusse seines Vortrags wandte er sich an den Gekreuzigten und sprach: „Sieh Herr! die Anhörung des Wortes Gottes ist zum Heile unumgänglich nothwendig, und dein Volk war darin sehr nachlässig; nun versprach ich meinen Zuhörern, ihnen den Teufel in sichtbarer Gestalt vorzuführen. Jetzt hat sich eine solche Volksmenge angehäuft, daß dieser ausgedehnte Tempel selbe nicht

[1]) „Testor hunc Leonem Tanner ex legitimo toro esse et ab infantia laudabilissimorum et morum et studiorum fuisse."

zu fassen vermag. Und wer bewirkte dieß? Ist es nicht der Feind des Menschengeschlechtes, der es wohl versteht, das Verlangen das Wort Gottes anzuhören sei das Zeichen der Auserwählung, der Haß gegen dasselbe das Zeichen der ewigen Verwerfung. Nicht wahr, meine Zuhörer, von dieser Wahrheit seid ihr überzeugt? Und hiemit habe ich euch den Teufel gezeigt und sogar zum Kasten vorgestellt." Das Volk schaute ihn verwirrt an, er verließ die Kanzel. Als P. Philipp im Kloster von Appenzell verweilte, lebte er gerne in Abgeschiedenheit; zuweilen besuchte er das Wildkirchlein, welches, zwei Stunden vom Flecken Appenzell entfernt, wie eine Wunderkluft betrachtet wird. Hoch oben am Felsen befindet sich eine große Höhle, in dieser ein Altar, eine Sakristei, ein Thürmchen und ein Glöcklein zu Ehren des heiligen Erzengels Michael. An jenem öden Orte entrichtete einst P. Philipp das hochheilige, unblutige Opfer und nach Vollendung desselben knieete er an den Stufen des Altares nieder, und betete mit ausgespannten Armen fünf Vater unser. Ein wunderschönes Vögelein, ganz ungewöhnlicher Art, flog auf seine Schultern und sang, so lange er betete, bezaubernde Arien. Die Aechtheit jener Thatsache bezeugten alle anwesenden Personen, und sie lebt noch im Volke fort. — Einst als P. Philipp mit seinem Begleiter, P. Abundius, auf das Kapitel nach Solothurn reiste, kehrten sie Abends in der Gegend von Jegisstorf bei einem vornehmen Gastgeber ein, der gegen Fremde rühmliche Wohlthätigkeit ausübte. Da er schon mit Fremden überladen war, wies er die Väter an einen andern Wirth, mit der Versicherung, daß er für sie Kost und Nachtlager zahle. Dieser nahm sie willig auf, war aber betrunken und sagte daher zu P. Philipp: „Sie werden mit meiner Dienstmagd Nachtlager nehmen." In Gottes Namen reisten die guten Männer weiter, wurden im finstern Walde von der Nacht überfallen, gingen abseits unter einen Baum und beteten miteinander bis um Mitternacht. Da kam ein langer, weißgekleideter Mann daher, blieb stehen und redete die Religiosen, die sich verborgen glaubten, an und fragte sie: „Wohin geht euer Weg?" Sie antworteten: „Wir wollten nach Fraubrunnen, aber die einbrechende Nacht hat uns halt geboten." „Dahin geht auch mein Weg," war die Antwort des Fremden. Sie machten sich demnach auf und gingen mit ihrem Wegweiser einige Schritte, aber bald nachher entzog sich dieser ihren Blicken. — Der gott-

selige Ordensmann war ein beständiger Freund des Gebetes, der Betrachtung und Abtödtung; von ihm sagt P. Apollonius, ein Freiburger aus Breisgau, der mit ihm und noch lange nach ihm lebte: „P. Philipp war ein sehr frommer Mann, erhob sich jede Nacht eine halbe Stunde vor der Matutin von seinem Lager, begab sich in die Kirche, betete inbrünstig vor dem hochheiligen Altarssakrament, und gab mit der Glocke das erste Zeichen zur Mette; nach Abbetung derselben zog er sich mit seinen Mitbrüdern zurück, verweilte bis am Morgen im Gebete und der Betrachtung und erschien dann wieder zum gemeinschaftlichen Morgengebete im Chor. Er beobachtete streng die gewöhnlichen Ordensfasten, und fügte zu diesen noch andere hinzu; er suchte allen Mitbrüdern Alles zu werden, und verrichtete im Kloster die niedrigsten Dinge." Menschliches Elend griff ihn sehr an, denn er hatte ein mitleidiges Herz; bei Tag und bei Nacht stund er am Krankenbette, und brachte den Leidenden Trost und Linderung. Man setzte auf ihn großes Vertrauen, die Kranken erwarteten oft von ihm wunderbare Genesung und sie täuschten sich nicht. Von vielen führen wir folgende an: Zu Appenzell heilte er die kranke Nonne Maria Catharina von einer langwierigen Krankheit mit den Worten: „Im Namen der hochheiligen Dreieinigkeit stehe auf;" zu Freiburg in der Schweiz genas auf sein Gebet der Student der Rhetorik, Franz Prosper Phyton, Sohn des berühmten Arztes Johann Ulrich Phyton, wie uns die noch vorliegenden Zeugnisse melden. — P. Philipp war auch ein unermüdeter und ausgezeichneter Beichtvater, und verwaltete sein Amt wahrhaft als Arzt, Lehrer und Richter; er rührte und besserte die Sünder, und führte sie wieder dem Herrn zu. Mit seinem Schutzengel lebte er in innigster Verbindung, dieser war sein Führer in Glück und Unglück, und erfreute ihn zuweilen mit seiner sichtbaren Gegenwart. Unser fromme Religiose war auch ein kindlicher Verehrer der Gottesmutter, er rief sie in allen Nöthen mit festem Vertrauen an, und ließ sich die Beförderung ihrer Ehre ganz besonders angelegen sein. Um die Andacht zur glorreichen Himmelskönigin zu verbreiten, wendete er sich an den General des Dominikanerordens, Raphael Ripholz, und erhielt von ihm 1617 die schriftliche Bewilligung, die Bruderschaft des heiligen Rosenkranzes einführen zu dürfen. Gleiche Vollmachten gaben ihm die Bischöfe von Lausanne und Constanz, mit derer Bewil-

ligung er diese Bruderschaft an vielen Orten errichtete. Mehrere Jahre verlebte er in Freiburg, wirkte dort, obgleich schon alt und oft kränklich, mit reichem Segen und vollendete daselbst am 30. März 1656, Morgens 2 Uhr, sein irdisches Tagewerk. Er hatte 79 Jahre gelebt, und von diesen 60 im Orden zugebracht. Am Tage seiner Beerdigung (31. März, an einem Samstage) bestätigten außerordentliche Zeichen die Heiligkeit des Hingeschiedenen. Das Volk von Stadt und Land strömte in Masse hinzu; Alle wollten etwas von ihm haben, schnitten ihm Haare und Bart ab, und rissen Stücke von seinem Kleide, um sie als köstliche Reliquien aufzubewahren. Ueber einer Kapelle der seligsten Jungfrau in Freiburg, in welcher der Selige die Rosenkranzbruderschaft errichtet hatte, wurde zwischen 8—9 Uhr eine rundförmige, glänzende Erscheinung sichtbar, die sich gegen das Kapuzinerkloster hinzog. Um eilf Uhr, wo das Begräbniß des Verewigten stattfand, verscheuchte das wundervolle Phänomen die bewölkte Luft, zeigte sich im schönsten Glanze, wurde in der Nähe und Ferne von Jedermann gesehen und als ein großes Wunder bestätigt. Sobald das Begräbniß zu Ende war, verschwand die Erscheinung. In der uns eingehändigten, mit vielen Zeugnissen bewährten Schrift wird diese Erscheinung erklärt, wie folgt: „Es erschienen drei Sonnen, die natürliche in der Mitte, zwei Nebensonnen aber in gleicher Entfernung, die eine gegen Mitternacht, die andere gegen Mittag. Um diese zog sich ein größerer Kreis oder Ring, welchen die Philosophen Sonnenhof (Halo) nennen, mit den Farben des Regenbogens (Iris), unter denen die purpurrothe vorherrschte. Dessen Mitte bildete die Natursonne. Auch die Nebensonnen hatten jede einen kleinen dem größern ähnlichen Ring. Der größere Ring war von einem hellleuchtenden weißem Kreuze, das zwei Mal so breit war, als der Ring selbst, in vier Theile geschnitten. — Auf seinem Grabe geschahen mehrere Wunder und man wallfahrtete häufig zu demselben, bis auf den heutigen Tag. P. Philipp ist der Erde noch nicht enthoben worden; allein man geht mit dem Gedanken um, sein Grab in Beisein kirchlicher Behörde zu öffnen. Im Kapuzinerkloster zu Freiburg steht sein Portrait mit der Inschrift: „R. P. Philipp Tanner, sehr eifriger Prediger und reich an Verdiensten, starb hier zu

Freiburg am 30. März 1656." [1]) In den Abbildungen erscheint er in Ehrfurcht gebietender Gestalt; sein Blick ist mild und durchdringend, sein Angesicht lang, heiter und freundlich, seine Andacht zeigt sich in allen Zügen und verräth nichts Erkünsteltes. (Archiv der PP. Capuciner von Freiburg.)

Philippina, Clarissin von Orbe, im Waadtlande. Da die edle Johanna von Montbéliard, Gemahlin Ludwigs von Chalons, Fürsten von Oranien, vernahm, daß die heilige Coletta (s. d. A.) im Frauenstifte zu Vivis nützliche Reformen vornehme, die Regel der heiligen Clara einführe, und daß man sich eben mit der Herstellung dieses Klosters beschäftige, faßte sie mit Beistimmung ihres Gatten den Entschluß, ein gleiches in der Stadt Orbe zu errichten. Papst Martin V. lobte ihr Unternehmen, stellte den 17. Herbstmonat 1426 eine Bulle aus und beauftragte den Dekan von Besançon, Johann von Fruin, die Schwester Coletta in den Besitz ihres neuen Klosters einzuführen, was den 15. Jänner 1427 geschah. Mehrere Fräulein hohen Standes legten ihren Schmuck ab, zogen im Kloster Orbe das rohe Gewand der heiligen Clara an, und beschlossen darin ihr Leben. Unter diesen befand sich auch Philippina von Chalons, Tochter der Stifterin des Klosters, nicht unwürdig derselben an Gesinnung und Frömmigkeit. Philippina hatte zu Hause eine standesgemäße Erziehung erhalten, besaß vortreffliche Geistesanlagen, und nützte darum um so mehr der neuen Anstalt (Mémorial de Fribourg, T. II). Mit allen klösterlichen Tugenden geziert, nahm sie der liebe Gott am 16. Weinm. 1440 zu sich, und bewährte ihre Heiligkeit durch einige Wunderzeichen. Artur gibt ihr den Namen einer „Seligen", die Annalen ihres Ordens aber nennen sie „ehrwürdig." Zur Zeit der Reformation ließ Philibert von Luxemburg, Fürst von Oranien, ihre Gebeine ausgraben, und nach Nozeroy in Burgund übertragen. Im Jahre 1554 nahm die Stadt Orbe die Reform an, und die guten Frauen, die schon lange unter weltlicher Bevogtung große Noth gelitten, sahen sich jetzt gezwungen, auszuwandern. Bevor sie abzogen, brachen sie, um die Entheiligung kirchlicher Dinge zu verhüten, selbst die Altäre ab, und versteckten die Heiligenbilder. Der Noth wegen

---

[1]) „R. P. Philippus Tanner Appencellensis, Concionator zelosissimus ac meritis plenus obiit hic Friburgi XXX. Martii MDCLVI."

waren schon früher siebenzehn Schwestern ausgezogen, und hatten in Burgund eine Zufluchtsstätte gefunden; aber immerhin waren die Nonnen noch zahlreich, weil die Clarissinnen von Vivis, welche die Berner 1536 aus ihrem Kloster vertrieben, sich mit ihnen vereinigt hatten. Sie gingen nach Freiburg, erhielten von der Regierung zu Stäfis nur einen bedingten Aufenthalt, und zogen sich bald nachher nach Evian zurück. Wallis zeigte sich, wie das Mémorial de Fribourg eingesteht, gegen die armen verfolgten Klosterfrauen viel edler, bewilligte ihnen in Evian freie Niederlassung, und nahm sie unter seinen Schutz. Ganz arm und von Allem entblößt, wandten sich die Oberinnen an Papst Paul V. und ersuchten ihn, daß er ihnen den Ankauf einiger Besitzungen erlaube. Der heilige Franz von Sales unterstützte ihr Ansuchen, stellte in einem Briefe an den Kardinal Bellarmin die Gründe der vorhandenen Nothwendigkeit auseinander, und bat ihn, er möchte sich gefälligst beim heiligen Vater für die nothleidenden Klosterfrauen verwenden. Ihre Bitte wurde ohne weiters bewilligt. Zur Zeit der französischen Revolution wurden die Clarissinnen aus ihren friedlichen Mauern vertrieben, um nie mehr in dieselben zurückzukehren. Sie waren bei der Aufhebung ziemlich zahlreich, und mehrere gehörten dem Kanton Wallis an. Der edle Herr J. J. von Haller, Rathsherr von Bern, ein großer Wohlthäter des Klosters von Evian, empfahl am 19. Jänner 1794 die vertriebenen Frauen dem frommen und mildthätigen Bischof Joseph Anton Blatter von Sitten († den 19. März 1807); an welchen noch im gleichen Jahre auch Pacifica, Fraumutter des Gotteshauses, ein Bittschreiben für ihre Mitschwestern richtete. Die Ordensschwestern zeichneten sich überall, wo sie hinkamen, durch religiösen Anstand und Frömmigkeit aus, und öffneten sich dadurch die Herzen edler Menschenfreunde und so verwendete sich dann auch Mgr. Johann Odet von Lausanne unterm 19. Winterm. 1797 für sie bei dem schon genannten Bischof von Sitten, lobte darin das schöne Betragen dieser Schwestern, und empfahl ihm dieselben mit Wärme. Der hochwürdige Bischof Joseph Anton, obwohl selbst arm, weil er Alles unter die Dürftigen vertheilte, half nach Kräften; einige Frauen brachte er nach Italien und andere versorgte er im Spitale von Sitten mit der Erlaubniß, ihre Ordensregel befolgen zu dürfen. Nachdem Wallis die französische Herrschaft abgeschüttelt, ließen sich drei Schwestern

(von Oberwallis abstammend) in der Stadt Sitten nieder; die letzte vondiesen starb bei den Ursulinerinnen zu Sitten in den Vierzigerjahren. Gegenwärtig bewohnen das Haus von Evian die Schwestern von St. Joseph, welche die Erziehung junger Töchter besorgen. (Bischöfliches Archiv von Sitten.)

Pirmin, der heilige, Bischof und Klosterstifter. Von diesem Heiligen, dessen Gedächtniß in den Gegenden am Oberrhein, in der Schweiz und Austrasien sehr gefeiert wird, ist viel Unzuverlässiges auf uns gekommen, weil wir keine gleichzeitige Lebensgeschichte von ihm besitzen und das von ihm Erzählte nicht zusammenhängend ist. Der Mönch Warmann, der sein Leben 1025 niederschrieb, bedauert sehr, daß man seinen Geburtsort, seine Abkunft und sein erstes Wirken vermisse. Raban Maurus und Walafrid Strabo besangen sein Lob in Versen, melden aber kein Wort von seinem Vaterlande; nur sagen sie, daß er seine Heimath und seine Eltern verließ, um dem Predigt- und Apostelamte sich zu widmen. Man hält ihn nicht ohne Grund für einen Gallier, indem er Austrasien und das Elsaß besonders zu seinem Wirkungskreise gewählt hat. In einer Urkunde von 727 wird Pirmin von Theodorich IV. Bischof und von Hermann Contractus Chorbischof genannt. Der Verfasser seines Lebens sagt, er habe seinen Sitz auf dem Schlosse Meltis gehabt, was einige Geschichtschreiber zu der Behauptung führte, er sei Bischof von Metz oder Meaux gewesen, aber ohne Grund; denn sein Name findet sich nirgends in den bischöflichen Verzeichnissen dieser Städte. Grandidier weist gründlich nach, jenes Meltis sei das Dorf Mendelsheim bei Zweibrücken, im Bisthum Speier; denn nur zwei Stunden von demselben lag die Abtei Hornbach, welche der heilige Pirmin 740 gründete, und die eine seiner blühendsten Stiftungen wurde. Von Meltis aus unternahm der eifrige Mann seine apostolischen Reisen. — Um das Jahr 723 berief ihn ein deutscher Edelmann, Namens Sintlaz, an den Oberrhein als evangelischen Sendboten. Pirmin ging zuerst nach Rom, um seiner Sendung eine höhere Weihe geben zu lassen. Der Papst empfing ihn mit vieler Güte, gestattete ihm Alles, was er verlangte und empfahl ihn bestens dem König Theodorich. Ueberall wurde sein Missionseifer mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Sintlaz ertheilte ihm die Vollmacht, auf seinen Besitzungen ein Kloster zu bauen; Pirmin wählte dazu die Rheininsel bei

Constanz, und erbaute die nachher so berühmt gewordene Abtei Reichenau (Augia dives, aufgehoben 1799). Der Ruf des Heiligen erscholl weit umher, selbst Karl Martell suchte dessen Freundschaft und unterstützte den Diener Gottes in seinem wohlthätigen Wirken. Dieß erregte die Eifersucht und das Mißtrauen der deutschen Herzoge; und unter dem Vorwande, er sei Karl Martell zu sehr ergeben, befahl ihm (727) Theobald, Sohn des Herzogs Gottfried, der mit Lantfried Alemannien beherrschte, er solle seine Staaten verlassen und nach Elsaß sich zurückziehen. Vor der Abreise ernannte Pirmin seinen Ordensgenossen Heddo, einen Mann von ausgezeichneten Verdiensten, zu seinem Nachfolger, welcher sieben Jahre dem Kloster segensvoll vorstund. Der vertriebene heilige Stifter blieb indessen mit der Reichenau in fortwährender Verbindung, wie auch mit dem Abte derselben. Heddos Ruhm verbreitete sich durch ganz Deutschland, und man verlangte ihn nach allen Gegenden, um die gesunkene Klosterzucht herzustellen; er entsprach dem Ansuchen sehr gerne, weil seinem Eifer dadurch ein neuer Wirkungskreis geöffnet wurde. Aber eben dieser Wirkungskreis, der sich weit umher erstreckte und die Hochachtung Martells förderte, zog ihm, wie dem heiligen Pirmin, von Seite der deutschen Herzoge nachtheilige Folgen zu. Lantfried hätte ihn gleichfalls vertrieben, wenn nicht damals Karl Martell nach Schwaben gerückt wäre und diesen Herzog besiegt hätte. Allein dieses vollbrachte Theobald, Lantfrieds Nachfolger, der den frommen Abt 732 in die Alpengebirge des Urnerlandes verbannte, wo er ein ganzes Jahr unbeschreibliche Drangsale erlitt. Zurückberufen, wurde er 734 zum Bischof von Straßburg erwählt, und vor seiner Abreise dahin bestimmte er Geba zu seinem Nachfolger. Pirmin genoß ununterbrochen die Liebe und Achtung Karl Martells, der ihm in seinen gottseligen Unternehmungen stets hülfreiche Hand bot. In den Klöstern Schuttern, Gengenbach, Schwarzach, Maurusmünster und Neuwiller nahm er heilsame Reformen vor, gründete neue, unter denen das von Pfefers in der Schweiz, in welches er zwölf Mönche aus der Reichenau berief und den tugendreichen Baldebert (s. d. A.) als Abt anstellte. — Graf Eberhard, Sohn des Herzogs Adalbert von Elsaß, wohnte gewöhnlich auf dem von ihm erbauten Schlosse in Egisheim, eine kleine Stunde von Colmar, und erwies unserm Heiligen die ausgezeichnetesten Dienste. Nicht nur gab er

ihm die Erlaubniß, auf seinen Gütern ein Kloster zu errichten, sondern verwendete sich auch bei dem Fürsten Theodorich und erwirkte für seine Absichten ein günstiges Diplom, welches am 12. Heumonat 727 in der Burg Gondreville ausgefertigt wurde. Pirmin wählte eine anmuthige Einöde, ließ sich bei Murbach oberhalb Colmar am Gebirge nieder, und stiftete daselbst mit einigen gottesfürchtigen Mönchen eine klösterliche Genossenschaft. Um in diesem neuen Hause den Klostergeist zu wecken, brachte er in demselben zwei Jahre zu, setzte dann Roman zum Abte ein und lenkte seine Schritte weiter. Nach seiner Abreise träumte Eberhard Argwöhnisches gegen ihn, aber bald schenkte er ihm seine vorige Zuneignng wieder; als er blind geworden und keine Kinder hatte, bestimmte er sein Vermögen zu milden Zwecken und bedachte sehr reichlich das Kloster Murbach. Diesem frommen Werke traten auch sein Bruder Luitfried und dessen Gemahlin Ermeltrude bei. Die Stiftungsurkunde ward 728 im Kloster Remiremont ausgefertigt. Der Bischof Widegern von Straßburg, der viel Antheil an diesem Werke genommen, hatte die Kirche 727 eingeweiht, und am 13. Mai 728 wurde die Stiftung in einer feierlichen Synode zu Straßburg von ihm bestätigt. In der Urkunde befiehlt Widegern den pilgernden Mönchen, die Ordensregeln von St. Moritz in Wallis, Lerin und Luxeuil zu befolgen und ihr Leben nach dem erhabenen Vorbilde der heiligen Benedikt und Columban zu ordnen. Pirmin war ein großer und zeitgemäßer Mann; überall griff er das Laster uud die Lauigkeit ohne Schonung an, und verbannte sie aus den Klöstern. Die Heiligkeit seines Wandels und die weisen Verordnungen, die er aufstellte, gewannen ihm nach und nach die Herzen und zerstreuten die gegen ihn herrschenden Vorurtheile; die Frömmigkeit blühte wieder auf und mit ihr der wahre Geist des klösterlichen Lebens. — Vor seinem Hingang in die bessere Welt war dem frommen Glaubensboten noch die Seelenfreude beschieden, den großen Apostel Deutschlands, den heiligen Bonifaz, zu begrüßen und zu sprechen. Sie unterhielten sich über die Mittel, den Klöstern und der Kirche überhaupt aufzuhelfen, schieden dann von einander, und sahen sich hier nimmer. Pirmin heiligte seine letzten Tage im Kloster Hornbach und starb als ein Heiliger am 3. Winterm.!, in den Jahren 758—765. Seinen Namen findet man im römischen Marterbuche wie auch im elsässischen Martyro-

logium des neunten Jahrhunderts, welches Lamey herausgab. Er ward in Hornbach beigesetzt, ruhte daselbst bis zur Zeit der letzten Religionskriege, in welchen man seine Ueberreste nach Innsbruck übersetzte. Die Abtei Hornbach erhielt sich ruhmvoll bis 1540; da traten schmachvoll alle Mönche mit dem Abte, mit Ausnahme des Bruders Kellermeister, zum Protestantismus über. Noch ist eine Sammlung von Homilien vorhanden, welche Mabillon herausgab, und die den heiligen Pirmin zum Verfasser haben. Die Klöster Pfefers und Reichenau feierten jährlich, so lange sie ihr Dasein fristeten, sein Andenken sehr würdevoll, und die Diöcesen Chur und St. Gallen begehen jetzt noch sein Fest, jedoch nicht am gleichen Tage. (Cf. Hermanni Contracti Chronicon ad ann. 727; du Chesne, Hist. Franc. T. II. p. 649; Mabillon, Acta SS. Ord. S. Bened. Sæc. IV. Pars. I. p. 137; Cæs. Baronius in notis ad Mart. Rom. p. 498; Hunkeler, Leben der Heiligen des Elsasses u. A. m.)

Placidus, s. Sigisbert.

Placidus, Abt von St. Moritz. Die fürstliche Abtei von Agaun, die im sechsten Jahrhunderte den Höhepunkt ihres Ansehens erreicht hatte, zählte unter ihren Aebten mehrere Männer, die durch Tugend und Heiligkeit des Lebens sich auszeichneten. Von diesen nennen wir den Abt Placidus, der zehn Jahre und fünf Monate wie ein schimmerndes Gestirn den Mönchen vorangeleuchtet, weßwegen er auf dem Katalog der Aebte den Namen eines Heiligen erhielt. Leider sind die Umstände seines Lebens in's Dunkle gehüllt. Placidus legte sich zur ewigen Ruhe, da Papst Vigilius (537 — 555) die Kirche leitete, am 5. Mai 548, oder 554. (Manuscript aus dem Archiv von St. Moritz.)

Polykarp, der heilige, Bischof von Sens. Kaum hatten die heiligen Thebäer zu Agaun ihr Leben glorreich für Jesus Christus verblutet, so verbreitete sich ihr Heldentod nach allen Gegenden hin. Es erschienen aus der Nähe und Ferne fromme Pilger, um jene heiligen Gottesfreunde auf ihrer Marterstätte zu verehren. Männer und Frauen, welche die Kirche den Heiligen beizählt, kamen dahin. Zufolge einer gefälligen Mittheilung aus St. Moritz, nenne ich hier folgende: Der heilige Martin, Bischof von Tours (350); der heilige Hilarius, Bischof von Poitiers (359); der heilige Gaudenz, Bischof von Novara (368); der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand

(386 oder 387); der heilige Eucherius, Erzbischof von Lyon (432); der heilige Roman, Abt von Condat im Juragebirge (450); die heilige Lutrude, Jungfrau (480); der heilige Martin, Abt von Lerin, (506); der heilige Avitus, Erzbischof von Vienne, (517); der heilige Maurus, Schüler des heiligen Benedikt (543); der heilige Bonitus, Bischof von Clermont, im Anfange des achten Jahrhunderts; der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg (940; der heilige Anno, Bischof von Köln, im eilften Jahrhunderte; der heilige Anselm, Bischof von Aosta; der heilige Hugo, Bischof von Grenoble; der heilige Petrus, Bischof von Tarantaise; der heilige Anthelm, Bischof von Belley; der heilige Franz von Sales, Bischof von Annecy und Fürstbischof von Genf. — Zu diesen Gottesfreunden, die nach den Gräbern des heiligen Mauritius und seiner Genossen gepilgert, gehört auch der heilige Polykarp, Bischof von Sens. Er war ein großer Beförderer der Ehre Gottes, suchte das Christenthum in seiner Diöcese zu befestigen und das Heidenthum zu zerstören. Einst begegnete ihm ein Heidenknabe, Namens Maturin, diesen nahm er zu sich, unterrichtete ihn in den Lehren des Christenthums und taufte ihn. Unter einem so großen Meister machte der Zögling schöne Fortschritte in den Tugenden und Wissenschaften, und erhielt von Polykarp die Priesterweihe. Schon bejahrt, entschloß sich der heilige Bischof, eine Reise nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel zu unternehmen; er übergab die Leitung des Bisthums seinem geliebten Maturin und ergriff den Wanderstab. Der Weg führte ihn nach St. Moritz in's Wallis, wo er auf dem Grabe der heiligen Märtyrer betete. Während er im Gebete vertieft war, fiel er in Verzuckung, erkannte sein herannahendes Ende, empfing die hl. Sterbsakramente und entschlief 438 oder 450 selig im Herrn. Die Bollandisten (T. II. Febr. p. 545) berichten das Scheiden von seinem Schüler, seinen Entschluß nach Rom zu gehen und seinen Tod in St. Moritz, wie folgt: „Beatus vir Polycarpus (Senonensis Episcopus) gaudens discessit ab eo, Romam profecturus ad urbem. In quo itinere apud sanctorum Martyrum Mauritii et sociorum ejus cænobium, abavorum suorum præmia sortiturus feliciter migravit ad Christum.“ Die Grabstätte erhielt er daselbst. Maturin betrauerte den Hintritt seines geliebten Vaters, folgte ihm auf der Bahn der Tugend nach und starb ebenfalls als ein Heiliger. P. Ribadeneira beschreibt

dessen Leben am 1. Wintermonat. Die Legende erzählt Mehreres vom heiligen Polykarp und spendet ihm ein großes Lob.

Pontius, der ehrwürdige, Einsiedler. Hymer (s. d. A.) war nicht der Einzige, der im Bisthume Lausanne ein abgeschiedenes, heiliges Leben führte. In einer ehedem rauhen und unbewohnten, jetzt hingegen reitzenden Gegend am südöstlichen Fuße des Risoux, und dem schönen Dorfe Abbaye gegenüber, liegt das Pfarrdorf le Lieu, lieu Poncet: locus Domini Pontii, der Ort des heiligen Pontius. Wer war dieser Pontius? Wann hatte er hier gelebt? Nach le Bade, der ihn für einen Gefährten oder Schüler der heiligen Roman und Lupicinus hält, hätte er im fünften Jahrhundert gelebt. Andere setzen ihn in das sechste Jahrhundert, und halten ihn für einen Einsiedler. Eine Urkunde, ausgestellt im Jahre 1155 durch den heiligen Petrus von Tarantaise und den heiligen Amedeus, Bischof von Lausanne, meldet hievon, „es sei der Ort, welchen Pontius der Einsiedler bewohnt hat." Eine andere von Stephan, Erzbischof von Vienne und apostolischem Legat, vom Jahre 1157, gibt dem Einsiedler Pontius Gefährten bei. Diese Quellen bestimmen, Pontius habe vor dem zwölften Jahrhundert gelebt. — In Burgund war im fünften Jahrhundert der heilige Roman der erste Einsiedler; wahrscheinlich zog auch Andere diese heilige Lebensart an und wir dürfen wohl annehmen, daß er heilige Nachfolger zählte. Jenseits des Risoux lebte auch ein Einsiedler, und von ihm hatte das Priorat Mouthe (Mutua) seinen Ursprung. Dießseits wohnte Pontius und zwar, wie es scheint, noch auf dem Eigenthum der Abtei St. Claude, deren Besitzungen bis an das Waadtland herübergränzten. — Möglich und nicht unwahrscheinlich ist es, daß Pontius ein Mönch von St. Claude gewesen, und daß er aus Antrieb höherer Vollkommenheit, nach dem Vorbilde vieler Anderen, sich in die Einsamkeit begeben hat. Zu ihm gesellten sich noch mehrere Brüder, diesen folgten nachgehends Andere, bis endlich im Jahre 1220 die letzten das Thal verließen, und sich in die Abtei St. Claude zurückzogen, was obige Muthmaßung bestätigt. — In einer Urkunde vom Jahre 1407 ist zu lesen, daß des Einsiedlers Pontius Reliquien und Andenken in der Umgegend verehrt wurden, ohne daß ihm jedoch eine öffentliche, kirchliche Verehrung im Bisthum Lausanne zu Theil geworden.

Pontius, der selige, Abt von Abondance. Das Thal Abondance, in Chablais gelegen, gehörte ehedem sammt dem Kloster unter die Abtei von St. Moritz, in kirchlicher Beziehung stund es unter dem Bischof von Genf. Ursprünglich war in Abondance eine Innung von Augustinern unter dem Titel eines Priorats, die Chorherren von St. Moritz verzichteten auf die Gegend Abondance, und ließen 1108 mit Zustimmung Amedeus III. das Priorat in eine Abtei umwandeln. Bald erlangte diese, vorzüglich durch den seligen Pontius, einen erfreulichen Ruf. Er stammte von den Grafen aus Faucigny in Savoyen ab, erblickte das Licht der Welt im Anfange des zwölften Jahrhunderts, erhielt eine wissenschaftliche und religiöse Erziehung, und wanderte als zwanzigjähriger Jüngling in die Abtei Abondance, um ein Mitglied derselben zu werden. Schon im Prüfungsjahre zeigte sich sein heiliger Tugendwandel, und nachdem er die Ordensgelübde abgelegt, beauftragte ihn sein Abt, die nöthigen Reformen des Klosters vorzunehmen und nützliche Regeln aufzustellen. Pontius vollzog seine Aufgabe mit einer Gewandtheit, die der neuen Anstalt Gedeihen und Segen brachte; in diesem Gotteshause herrschte wieder Ordenszucht, und es meldeten sich viele Jünglinge zur Aufnahme, so daß man sich veranlaßt sah, das Kloster Sixt in Faucigny (ebenfalls in der Diöcese Genf gelegen) zu gründen, um die Ueberzähligen in der neuen Anstalt unterzubringen. Kaum war das zweite Kloster errichtet, so ward Pontius zum Abte desselben ernannt und ordnete wie früher, auch hier, Alles zum Besten. Als der Abt Bernhard in Abondance starb, wurde Pontius daselbst dessen Nachfolger im Amte; er leitete einige Jahre die Abtei, stiftete als ein heiliger Ordensmann viel des Guten, entsagte darauf seiner Würde, und kehrte als einfacher Mönch in's Kloster Sixt zurück, um sich auf den Gang in die Ewigkeit vorzubereiten. In heiliger Abgeschiedenheit heiligte er seine letzten Jahre und erwartete mit Sehnsucht seine Auflösung, welche am 6. Wintermonat 1178 erfolgte. Als der heilige Franz von Sales 1620 die Abtei Sixt besuchte, öffnete er das Grab des Seligen und nahm einige Gebeine heraus. Der Allmächtige wirkte durch dieselben mehrere Wunder. (Migne, Dictionnaire hagiographique; meine Schrift: Leben und Wirken des heiligen Franz von Sales, S. 70.)

Präjektus, der heilige, Bischof von Auvergne, Martyrer. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts erblickte zu Auvergne dieser Gottesfreund das Licht der Welt. Seine Eltern, Gondolen und Belidia mit Namen, übergaben ihn dem heiligen Genesius zur Erziehung, der ihn sowohl in den Wissenschaften, als in der ächten, christlichen Frömmigkeit bildete. Präjektus machte bald glänzende Fortschritte im Gebiete des Wissens, dabei vergaß er aber auch nicht, sein Herz mit Tugenden zu schmücken, wohl wissend, daß die Wissenschaft ohne Tugend oft dem Menschen nur zum Verderben gereicht, weil sie dessen Verstand durch die blendende Außenseite dahinreißt, dessen Geist benebelt, vom Wahren entfernt und zum Hauptgegenstande des menschlichen Strebens das aufstellt, was nur als Mittel zu seiner Veredlung beitragen soll. — Das öftere Durchlesen heiliger Märtyrergeschichten erweckte in ihm ein lebhaftes Verlangen, einst die gleiche Bahn zu betreten, auf welcher jene so muthig gekämpft und, um ihre Heldenthaten seinem Gedächtnisse einzuprägen, verfertigte er selbst Biographien verschiedener heiligen Blutzeugen. Der Bischof Genesius, sein Erzieher, weihte ihn zum Diakon, und nach dem Tode desselben empfing er die Priesterweihe, und fand in einem Frauenkloster, Candedin genannt, einen Wirkungskreis für seinen thätigen Eifer. Mit Tugenden geziert, bestieg bald hernach Präjektus den bischöflichen Stuhl von Auvergne, auf welchen ihn die Stimme des Volkes erhob. An der Spitze seiner Heerde glänzte der fromme Oberhirt durch seine tiefe Einsicht und seine Heiligkeit; er verwandte sein väterliches Erbe und die Summen, welche er vom Grafen von Auvergne erhalten, zur Errichtung verschiedener Spitäler, Kirchen und Klöster, zur Unterstützung der Bedürftigen und zur Ausbreitung der Religion. Seine Predigten, seine Uneigennützigkeit und sein heiliger Lebenswandel bahnten ihm den Weg zu jedem Herzen. Das Beispiel des treuen Oberhirten wirkte überaus wohlthätig. Eine fromme Frau, Namens Claudia, welche nur eine einzige Tochter hatte, sandte ihm eine schöne Geldsumme zur Verpflegung der Armen. Nach dem Tode derselben entführte ein gewisser Hektor, Graf und Patrizier von Marseille, ihre Tochter und verklagte den Bischof beim Hofe Childerichs II., als hätte er ungerechter Weise die Güter der Verblichenen an sich gezogen. Präjektus sah sich genöthigt, an den Hof zu reisen

und gegen die ehrverletzenden Anschuldigungen sich zu vertheidigen. Hektor, noch anderer Verbrechen schuldig, ward auf Befehl des Königs zum Tode verurtheilt. Darüber geriethen die Anhänger des Verurtheilten in die äußerste Wuth, und beschloßen die Ermordung des heiligen Bischofs. — Auf der Rückreise begab sich dieser zu dem gottseligen Abte Amarin, der in einem wilden Thale der Vogesen an einem Orte, Doroangus genannt, wohnte, und an einem heftigen Fieber krank lag. Präjektus machte das heilige Kreuzzeichen über ihn, und der Kranke war geheilt. Aus Dankbarkeit schloß sich Amarin dem Bischofe an, um denselben nach Auvergne zu begleiten. Nachdem sie zu Volvic (Vulvicum, Volovicum, im Puy de Dome-Departement) ankamen, stürzten einige Meuchelmörder auf sie los. Amarin erschrack, aber der Bischof sprach zu ihm: „Bruder, gib die Krone nicht aus der Hand, sonst wirst du sie nicht mehr erhalten.“ Die Unmenschen meuchelten ihn, und hielten ihn für den Bischof. Da trat Präjektus hervor, und gab sich zu erkennen. Ein gewisser Radbert versetzte ihm einen Dolchstich, und ein Soldat spaltete ihm mit dem Schwerte den Kopf. Ein Diener des Bischofs, Elidus mit Namen, wurde zugleich getödtet. Diese dreifache Mordthat geschah am 25. Jänner 674. Die Reliquien des heiligen Präjektus wurden an verschiedene Kirchen von Frankreich vertheilt, jene des heiligen Amarin in das Kloster Doroangus gebracht, welches seither den Namen des heiligen Blutzeugen erhielt, und denselben dem ganzen Thale mittheilte. Um dieses Gotteshaus bildete sich das Städtchen St. Amarin, welches der Hauptort des Thales ist. Das Kloster kam später an die Abtei Murbach, die dasselbe in ein weltliches Chorherrenstift umwandelte. Im Jahre 1441 wurde dieses Stift auf Befehl des Kirchenrathes von Basel nach Thann übersetzt. Die französische Revolution vernichtete dessen Fortbestand. Da das St. Amarinthal und die genannten Klöster ehemals zu der Diöcese Basel gehörten, nahm diese Präjektus und Amarin unter ihre Heiligen auf; ihr Fest feiert sie jetzt noch am 28. Jänner in den kirchlichen Tagzeiten. (Cf. Prop. SS. Diœces. Basil.; Mabillon, Acta Bened., T. I. p. 642—650; Bollandisten, T. II. Januarii, p. 628—636; Havans, Lippelvo, Rosweyd etc.)

Prosper, der heilige, eilfter Bischof von Como, entsproß aus dem edlen Geschlechte degli Albricci. Nachdem der

heilige Flavian I. (s. d. A.) das Zeitliche gesegnet, würde Prosper 560 zu dessen Nachfolger ernannt. Vor Allem lag ihm am Herzen die Pflege und Hebung des Gottesdienstes, er ließ die in Verfall gerathenen Kirchen und Gotteshäuser herstellen. Zu Gravedona am Comersee erbaute er dem göttlichen Erlöser eine schöne neue Kirche. Er starb am 2. März 565, und ward in der Kathedrale beigesetzt. (Vergl. Ughelli, Italia S., T. V. p. 261.)

Protasius, der heilige, Bischof von Wallis. Obschon das christliche Volk durch den Tod des heiligen Sylvius (s. d. A.) in tiefe Traurigkeit versetzt wurde, so erfreute es sich bald eines vortrefflichen Nachfolgers in der Person des heiligen Protasius, der an Tugend und Frömmigkeit mit seinem Vorfahrer zu wetteifern schien. Abermal fanden unter seiner Amtsführung im Wallis schädliche Naturereignisse statt; wir meinen neue Ueberschwemmungen, von denen das gebirgige Rhonethal nur zu oft verwüstet wird. Die vielen Gletscher, die Lawinen und der im Winter häufig gefallene Schnee, der die Gebirge in ungeheurer Masse umlagert, schwellen im Sommer, wenn der warme Föhn und wiederholte Regengüsse eintreten, nicht nur die Bergströme und Nebenflüsse, sondern selbst die Rhone an, daß sie aus ihrem Bette tritt, und links und rechts Felder, Wiesen und Gärten überschüttet und versandet. Eine solche Ueberfluthung ereignete sich unter dem heiligen Protasius, die Gott ohne Zweifel deßhalb zuließ', um einen glorreichen Martyrer aus der thebäischen Legion aufzudecken, dessen Ruhestätte Niemand wußte. Es war der heilige Innocentius. — Das im Jahr 1460 auf Pergament neu geschriebene Brevier erzählt diese Entdeckung wie folgt: „Es kann hier nicht übergangen werden, wie der Leib des heiligen Martyrers Innocentius lange nach den übrigen Heiligen aufgefunden wurde. Die Fluthen deckten die heiligen Glieder auf und eine Lichtflamme, welche lange die Umgegend beleuchtete, zeigte den Ort an. Das Wasser that den Dienst nur insoweit, bis der Heilige sichtbar wurde, und hielt dann in seinem Aufwühlen inne, auf daß er nicht fortgeschwemmt, sondern mit jenen vereint werde, mit denen er die Märtyrerkrone theilte.“ Diese außerordentliche Erscheinung, die wie ein helles Gestirn einen weiten Glanz um sich her verbreitete, versammelte das Volk an den Ort, wo der Schimmer gesehen wurde. Man fand die heiligen Gebeine aufgedeckt, und auf einem Steine den Na-

men eingegraben: St. Innocentius, Martyr. Der heilige Protasius, über diesen köstlichen Fund in Kenntniß gesetzt, begab sich sogleich an Ort und Stelle, und nahm die Sache in Augenschein. Darauf lud er die Bischöfe Maximus von Genf (s. d. A.) und Gratus von Aosta (man muß diesen Gratus nicht verwechseln mit jenem, der zur Zeit des heiligen Theodul lebte) ein, der Uebertragung beizuwohnen. Unter der Begleitung des Volkes, der Geistlichen, der weltlichen Behörde, und der genannten Bischöfe wurde der Heilige abgeholt, und in die Kirche von St. Moritz übersetzt. Bald verbreitete sich die Verehrung dieses heiligen Blutzeugen in alle Welt hin. Rudolf II., König von Burgund, erhielt den heiligen Leib und schenkte ihn dem Kaiser Otto, der zu Magdeburg eine Basilika baute, und denselben zur Verehrung des Volkes in der neuen Kirche aussetzte. Von hier aus kamen einzelne Reliquien nach Wien, Köln und andere Orten hin. Der Hintritt des heiligen Protasius ist nicht bekannt; eine öffentliche Verehrung ist ihm in seiner Diöcese nie zu Theil geworden. (Vergl. Briguet, Valesia christiana, Boccard, Histoire du Vallais etc.)

Protasius, der heilige, Bischof von Lausanne. Daß dieser heilige Oberhirt den bischöflichen Stab in Lausanne führte, ist eine sichere Thatsache; allein zu welcher Zeit, ist unermittelt. Vermuthlich in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts. Einige lassen ihn aus Venedig, Andere aus Vannes in der Bretagne abstammen. Die neuesten Geschichtsforscher hingegen behaupten, er sei in Avenches selbst geboren. Er war ein durch Tugend und Wissenschaft ausgezeichneter Mann, strebte nach Kräften nach dem einzigen Ziele, die ihm anvertraute Heerde zu weiden und sie vor den Anfällen der Wölfe zu schützen. Die Kirche von Baulmes, welche die Alemannen verwüstet hatten, wurde mit seiner Zustimmung wieder hergestellt. Indem er seinen Hirtenpflichten treu oblag und mit dem Gedanken umging, die Kathedrale von Lausanne neu aufzubauen, ging er schon kränkelnd in das Juragebirg, um für den Bau das nöthige Holz zu bestellen. Er starb, wie man meint, um das Jahr 646, nicht weit von Bière, wurde dann nach Basuges gebracht, und daselbst in der Marienkapelle begraben. Von dieser Zeit an hieß man den Ort S. Prez, und 886 wurde dort ihm zu Ehren ein Gotteshaus errichtet. Seinen Namen findet man in dem Martyro-

logium von Chastelain. Bischof Bonifaz (s. d. A.) führte mit Zustimmung des Domkapitels 1234 dieses Heiligen Fest ein sammt eigenen Tagzeiten, die jetzt nicht mehr vorhanden sind. Im Jahre 1400 enthob man seine Gebeine der Erde, und setzte sie über dem Grabe der öffentlichen Verehrung aus. Die Verehrung des heiligen Protasius hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten, und der Sprengel Lausanne-Genf begeht jetzt noch am 6. Wintermonat sein Fest. Das zehnte Dekanat von Lausanne hat diesen Prälaten zu seinem Schutzheiligen gewählt. Zu Belle-Fontaine in der Pfarrei Valruz (Thalbach) steht ihm zu Ehren eine Kapelle, die der Bischof von Lausanne, Johann Doroz, am 17. April 1603 eingeweiht hat. (Vergl. (Prop. SS. Lausannense et Genevense; Mémorial de Fribourg, T. I. p. 244 — 247. T. V. p. 211—217.)

Protus, s. Ambrosius I., Abt von St. Moritz.

Provin, der heilige, zweiter Bischof von Como. Er stammte aus Frankreich, kam in seiner Jugend nach Italien unter die Leitung des heiligen Ambrosius, Erzbischofs von Mailand, der unserm Heiligen seine Liebe zuwandte. Als der heilige Felix (s. d. A.), Bischof von Como, erkrankte, beorderte Ambrosius seinen Provin dahin, dem kranken Prälaten beizustehen. Nach dem Tode desselben bestieg er den bischöflichen Stuhl daselbst (391), verwaltete würdig seinen Sprengel und heiligte zugleich sich selbst. Er arbeitete nach Kräften, die Irrlehre des Arianismus auszurotten, aber nicht mit dem erwünschten Erfolge. Provin starb im Jahre 420, am 8. März, und wurde in der Kirche des heiligen Protasius, welche er selbst erbaut hatte, beigesetzt. Auf seinem Grabe erlangten viele Kranken, namentlich mit dem Fieber Behaftete, ihre Gesundheit wieder. Von seinen Ueberbleibseln kamen einige in die Kirche des heiligen Johannes d' Agno, andere in das Gotteshaus St. Johann de Soldano, in der Nähe von Locarno. Nikolaus Brautius, Bischof von Sarsina, verfaßte auf ihn das schöne Distichon:

„Einen Hirten aus Frankenland begrüßen die Comer
Freudig, durch ihn ward die Stadt frei von verheerender Seuch'." [1])

In der Chronik von Como findet man jedoch nicht, daß zur Zeit des heiligen Provin eine Seuche daselbst gewüthet habe. Ferra-

[1]) Pastorem recipit Gallum gens tota Comensis
A dira per quem libera peste fuit.

rius meint daher, es sei unter dem Worte „Pest“ die arianische Irrlehre zu verstehen. (Vergl. Ughelli, Italia S. T. V.; Bollandisten, T. I. Martii p. 759—760.)

Prudentia, die selige, Augustinerin von Como. Im Kloster der Augustinerinnen zu St. Markus, einer Vorstadt von Como, ist am 6. Mai das Fest der seligsten Jungfrau Prudentia Cassati, die ihre adelige Herkunft mit vielen Tugenden verherrlichte. Zuerst widmete sie sich dem Dienste ihres göttlichen Erlösers im Kloster zu St. Martha in Mailand, ihrem Geburtsorte, wurde aber, ungefähr vierzig Jahre alt, von ihrer Oberin nach Como versetzt, um dort einem Frauenkloster vorzustehen und einen bessern Geist in dasselbe einzupflanzen. Mit Umsicht und Gewandtheit erfüllte die Gesandte ihre große Aufgabe, indem sie zwischen diesen zwei Klöstern, die in einem langen Zwist verwickelt waren, einen dauerhaften Frieden herstellte. Sie erbaute zum Andenken ihres gelungenen Werkes eine Kirche unter dem Titel „Mariä Heimsuchung;“ auf dem Altarblatt wurden Maria und Elisabeth einander umarmend dargestellt; unten waren einige Frauen der schon genannten Klöster, die einander die Hand zum Zeichen der Aussöhnung reichten. Reich an Verdiensten, nachdem sie achtunddreißig Jahre ihrem Kloster vorgestanden, wurde die Selige von Gott, dem Belohner alles Guten, der Welt entrückt und im Jahre 1492 in die Wohnungen des ewigen Friedens aufgenommen. Daß Prudentia nach ihrem Tode durch viele Wunder geleuchtet, bezeugen die zahlreichen Votivtafeln, welche in der Kapelle, die ihre Hülle einschloß, aufgehängt wurden, so lange sie dem Volke zugänglich war. Das größte ihrer Wunder ist, daß sich einst ihr heiliger Leichnam im Sarge aufrichtete, und vor dem hochheiligen Altarssakramente einige Zeit in anbetender Stellung verblieb. Ferners ward ein Wahnsinniger, der nackt zum Kloster gelaufen kam, von einer Klosterfrau der Hülfe der seligen Prudentia empfohlen und sogleich vom Wahnsinne geheilt. Auch eine mit dem Tode ringende Person erhielt plötzlich nach Anrufung unserer Seligen ihre Gesundheit wieder. Endlich bei Erhebung ihrer seligen Ueberreste (s. Bolland. T. II. Maji p. 129) durch den Klosterkaplan Jakob Minutius (1626) entströmte denselben ein höchst angenehmer Geruch. Sowohl die Bollandisten als Gottlieb Emmanuel von Haller zählen Prudentia den Schweizer-Heiligen bei.

Pruritius, s. Asimo, Bischof von Chur.

Q.

Quirin, der heilige, und seine Genossen, Märtyrer von Noyon. Südwestlich am Genfersee liegt Neus, französisch Nyon; es ist deßwegen berühmt geworden, weil unter den heidnischen Kaisern mehrere Christen im Bekenntnisse des christlichen Glaubens ihr Leben großmüthig da geopfert haben. Unter Andern wird am 4. Brachmonat erwähnt der Heiligen: Quirinus, Zotikus, Attalus, Eutychus, Amatus, Julia's, Saturninus oder Saturnina's. Woher diese heiligen Blutzeugen stammten, wissen wir nicht, vermuthlich waren die Meisten römische Soldaten und wurden, da sie in Nyon zum Götzenopfer angehalten wurden, enthauptet. Das „Mémorial de Fribourg" redet wiederholt von diesen heiligen Märtyrern, und behauptet, ihre Marterstätte sei im Waadtlande, in der Diöcese Lausanne, gewesen.

R.

Rachilde, Klausnerin von St. Gallen. Unser Schweizerland besitzt eine nicht geringe Anzahl von Heiligen, deren Heldentugenden und Wunderthaten durch die unläugbarsten Zeugnisse sind beglaubigt worden; allein neben diesen in Gott Verklärten gibt es eine weit größere Schaar von Seligen, die zwar keine kirchliche Verehrung genießen, welche aber, den Augen der Welt, verborgen durch stille Tugenden in Abgeschiedenheit sich heiligten, und nun ohne Zweifel in den himmlischen Regionen die Allgüte des dreieinigen Gottes preisen. Unter jene gehört auch Rachilde, ein vornehmes Fräulein aus dem Frickthal, das Ekkehard I. und die heilige Wiborada (s. d. A.) zu Verwandten hatte. Noch als Kind widmete sie ihre Jungfrauschaft dem Herrn, und gab nicht geringe Zeichen ihrer künftigen

Heiligkeit. Ein anhaltendes Fieber befiel die junge Rachilde; ihre Eltern, um die Gesundheit der theuren Tochter auf's tiefste besorgt, gingen mit dem Gedanken um, mit der Kranken eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen. Allein Wiborada mißrieth es ihnen, ließ die Kranke zu sich kommen und gab ihr die Gesundheit. Von nun an wollte diese sich von Wiborada nicht mehr trennen, sondern von ihr die Wege der Vollkommenheit kennen lernen. Im Jahre 920 wurde sie unter den gewöhnlichen feierlichen Zeremonien in der Nähe der heiligen Wiborada eingeschlossen. Daselbst heiligte sie sechsundzwanzig Jahre lang ihr Leben, und diente Gott durch Ausübung frommer Werke in aller Abgeschiedenheit von der Welt. Als Rachilde's Eltern die Ankunft der wilden Hunnen erfuhren, kamen sie nach St. Gallen, und wollten ihre Tochter in Sicherheit bringen. Wiborada wollte dieß nicht zugeben und versicherte die Eltern, es würde ihrem Kinde kein Leid geschehen. Wirklich kamen die Hunnen am 1. Mai 925 nach St. Gallen; bei ihrer Annäherung ergriffen die Anwohner die Flucht; nur die bei St. Magnus eingesperrten Jungfrauen und Heribold, ein blödsinniger Klostergeistlicher von vornehmer Abkunft, der sich aus dem Grunde, daß ihm der Kämmerer noch kein Leder zu Schuhen gegeben habe, durchaus weigerte, mit den Uebrigen fortzuziehen, blieben zurück. Weder Heribold, noch Rachilde wurden aber von den zügellosen Horden beunruhigt, die Vorhersagung der Heiligen hatte sich an ihrer Schülerin erfüllt. Wohl aber wurde Wiborada selbst das Opfer und Rachilde wickelte ihre entseelte Hülle ein, und übergab sie nach einigen Tagen der klösterlichen Innung zur Beerdigung. Der grausame Tod der heiligen Wiborada wirkte auf die junge Klausnerin sehr schmerzvoll, sie verfiel in eine gefährliche Krankheit, so daß man sie drei Tage hindurch für todt hielt. Wiborada's Fürbitte aber weckte sie wieder zum Leben, und sie stund von ihrem Lager frisch und gesund auf. Indessen hatte ihr Gott noch schwere Prüfungen zugedacht; auch sie sollte den Becher der Leiden trinken; denn sie verfiel in schwere Krankheiten, ihr Leib wurde von Geschwüren bedeckt und ging lebend in Fäulniß über, so daß, wie Ekkehard sich ausdrückt, es ihr eine leichte Sache gewesen wäre, sich wie Wiborada durch einen Ungarn den Kopf spalten zu lassen. Willig nahm sie die Heimsuchungen Gottes hin und verband mit ihnen Wachen, Fasten,

Beten und Almosen. Der liebe Gott erlöste sie von ihren Leiden im Jahre 946 und führte sie zur ewigen Ruhe ein. Sie fand ihre Grabstätte in der Kirche des heil. Magnus neben der heil. Wiborada und wie Ekkehard bezeugt, wurde ihr Grab durch viele Wunder verherrlicht. Ihr Sterbetag ist auf dem Todtenkalender von St. Gallen auf den 23. Wintermonat angesetzt. Die vornehmsten Chronisten von St. Gallen wie Hartmann, Hepidann, Hermann, Contractus u. s. w. schreiben von ihr, wie von einer Heiligen. (Manuscript von St. Gallen im Kloster Rheinau.)

Racanarius, der heilige, Bischof von Autun und Basel-Augst. Dieser war ein Mönch des Klosters Luxeuil, als der heilige Eustasius dasselbe als Abt leitete, welcher diesen seinen Jünger als Bischof nach Autun, und von dort als solcher (615) in's Land der Rauracher sandte. Er war ein großer und heiliger Mann, und hat beide Bischofsstühle durch seine Frömmigkeit und seine Tugenden geziert. Leider sind die Akten seines Lebens nicht mehr vorhanden. Er wirkte unter der Regierung Chlotars und Dagoberts. Die Kirche von Autun ehrt sein Andenken am 25. Jänner, und nennt ihn in der Reihenfolge ihrer Bischöfe. In Basel scheint ihm nie eine kirchliche Verehrung zu Theil geworden zu sein. Bucelin, Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle etc., Schneller, die Bischöfe von Basel; überhaupt fast alle Geschichtsforscher lassen den heiligen Racanarius zuerst den bischöflichen Stuhl von Autun besteigen, und von dort jenen von Basel. Diesen entgegen berichtet Herr von Mülinen in seiner Helvetia Sacra, ohne jedoch seine Meinung näher zu begründen, daß Racanarius zuerst nach Basel und später nach Autun gekommen sei.

Radpert, Mönch von St. Gallen. Radpert oder Rapert stammte aus Zürich; sein Geburtsjahr fällt in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts. Er war des heiligen Notkers (s. d. A.) Mitschüler, und unterhielt mit ihm die innigste Freundschaft. Beide wurden als Professoren an der Klosterschule von St. Gallen angestellt. Notker besorgte die innere, Radpert die äußere Schule. Seiner Schule stund er sehr gewissenhaft vor; weder die Sorge für seine Gesundheit durch Leibesbewegung, noch irgend eine Krankheit konnte ihn in seinem Lehramte stören. Er ging nie aus dem Kloster, hieß das Ausgehen den Tod und

hielt deßwegen dem Tutilo (s. d. A.) manche Strafrede. Der vielen Anstrengungen wegen blieb er vom Chore weg, kam aber fleißig zur Abendbetstunde. Viele Jahre hatte er die äußere Schule geleitet, da fühlte er sich ganz erschöpft und seiner Auflösung nahe. Um was er oft den lieben Gott gebeten, er möchte ihn durch schwere Krankheiten in diesem Leben prüfen und ihm Jenseits verschonen, wurde ihm gewährt. Eine schmerzvolle Krankheit ließ ihn sein Lebensende ahnen; allein der Allgütige versüßte ihm dieselbe mit himmlischen Tröstungen. Vierzig in Würden stehende Weltgeistliche, die seine Lehrjünger gewesen und auf das Fest des heiligen Gallus in das Kloster gekommen waren, besuchten ihn, benetzten das Krankenlager ihres geliebten Lehrers mit heißen Thränen und versprachen Jeder, für ihn dreißig Messen zu lesen. Radpert war lange Diakon, nur kurz vor seinem Tode, welcher sich bald nach dem Jahre 897 ereignete, ließ er sich zum Priester weihen. Er schrieb in eilf Hauptstücken die Geschichte des Klosters St. Gallen bis auf seine Zeit, ein vortreffliches Werk, verfertigte Lieder und Lobgesänge, besonders ein deutsches Lied auf den heiligen Gallus, wovon aber nur noch die lateinische Uebersetzung, die Ekkehard IV. verfaßte, vorhanden ist; auch Litanien auf die Frühlingsbitgänge, und Anreden an die Könige in Musik, um selbe zu empfangen; die Grabschrift auf Hildegard, erste Aebtissin zu Zürich und Tochter Königs Ludwig des Deutschen, und eine Inschrift auf die Kirche daselbst. (Manuscript des Klosters St. Gallen im Kloster Rheinau.)

Randoald, s. German.

Raphael Guillaume, Prior von Valsainte. Valsainte, oder das Allerheiligenthal, liegt am Ende des Galmiserthals, drei Stunden ostwärts von Bulle. Es war vor Zeiten eine wilde Einöde, mit dichten Waldungen bedeckt und durch den wilden Bergstrom Javroz durchschnitten. Die Gegend gehörte größten Theils den Edeln von Corbière, nämlich Wilhelm, Richard und Gerhard I. Dieser Letztere stiftete in der Wüste eine Karthause. Mit Zustimmung seiner Verwandten schenkte er dem ehrw. Karthäuserorden das ganze Thal, gestattete ihm, selbes urbar zu machen, Wiesen darin anzulegen, oder sonst nach Belieben es anzubauen. Rasch entwickelte sich unter solch günstigen Umständen die neue klösterliche Innung und viele Jünglinge hielten daselbst um Aufnahme an. Unter den gottseligen Prioren, deren

das Kloster mehrere in seinen Mauern barg, nennen wir hier den Raphael Guillaume, der in den Jahren 1601, 1606, 1613 und 1631 das Klosters leitete und ein strenger Ordensmann war. Mit Franz von Sales sehr befreundet, wechselte er mit ihm einige Briefe, die aber leider nicht mehr vorhanden sind. Wie Herr von Mülinen in seiner Helvet. S. angibt, war er 1621—22 Prior in Part-Dieu, kehrte aber, wie es scheint, in das Allerheiligenthal zurück. Allen Brüdern leuchtete er voran in wahrer Frömmigkeit und strenger Lebensweise, bis ihn Gott am 1. April 1634 zu sich nahm. Sein härenes, mit eisernen Spitzen versehenes und von seinem Blute geröthetes Bußkleid, war noch 1764 in Valsainte aufbewahrt. — Als um das Jahr 1776 nur noch wenige Religiosen das Kloster bewohnten, verlangte der Rath von Freiburg die Aufhebung desselben. Papst Pius VI. gewährte die Bitte durch eine Bulle vom 2. Horn. 1777. Die Güter kamen an das Kollegium von Freiburg, und ein Theil der Einkünfte wurden dem Bisthum Lausanne einverleibt, als Entschädigung für den seit Jahren erlittenen Schaden. Die Klostergebäude wurden später abgebrochen, und die Kirche in eine Kapelle umgewandelt. (Cf. Mémorial de Fribourg; der Pilger, achter Jahrgang, 1849; von Mülinen, Helvetia Sacra.)

Recolen, Abt von St. Moritz. „Von ihm," sagt ein altes Manuscript von St. Moritz, „wissen wir nichts anders, als daß er auf dem Verzeichnisse der Aebte den Namen eines Heiligen trägt; er leitete das Kloster, als Papst Adeodatus (672—676) auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß. König Theodorich bestätigte dem Kloster alle früheren erlangten Privilegien und befahl dem Abt Recolen, die frühern Gebräuche sollten beibehalten werden." Weder sein Todesjahr, noch die frühern Umstände seines Lebens sind bekannt.

Regenfried, s. Desiderius, Bischof.

Reginbert, der ehrwürdige, Stifter von St. Blasien. Die adeliche Familie Seldenbüren, die ihr Freiherrenschloß am Albis unweit Zürich hatte, verwendete ihr großes Vermögen meistens zur Förderung kirchlicher Zwecke. Reginbert, ein Glied derselben, stiftete um das Jahr 945 in der Nähe der Albzelle, wo schon lange ein Benediktinerstift geblüht hatte, das Kloster St. Blasien und beschenkte dies aus seinen Gütern mit reichlichem Einkommen. Das Buch über die Reihenfolge der

Bischöfe von Basel berichtet: Einige fromme Einsiedler hätten sich verabredet, einem strengern Lebenswandel sich zu unterziehen; sie entsagten allem Menschenumgange, zogen sich in ein Häuschen zurück, entledigten sich aller weltlichen Gedanken und Sorgen, dienten Gott aus Herzensfülle und verdienten ihr Brod mit Handarbeit. Sie bemerkten jedoch bald, daß sie sicherer wandeln würden auf dem bereits von Andern betretenen Wege; daher nahmen sie die Ordensregel des heiligen Benedikt zu ihrer Richtschnur an. An sie schloß sich der aus der edeln Familie von Seldenbüren abstammende Reginbert im Jahre 959 an. Er war vorher des Kaisers Otto Geheimschreiber und Rath, und als ein tapferer Krieger bekannt gewesen. Da verlor er einst im hitzigen Treffen mit dem Feinde, mitten unter einem Haufen Reisiger, die eine Hand. Dieser Unfall brachte ihn auf ernstere Gedanken; er verließ Hof und Welt, und widmete sich, zur Sicherung seines ewigen Heiles, dem Klosterleben. In dem vom Kaiser Otto im Jahre 963 zu Verona erlassenen Schreiben, wird er der Erbauer des Klosters und Gotteshauses zu St. Blasien im Schwarzwald genannt. Er starb am 29. Christm. 962 oder 964 und war, wie Urstitius berichtet, der erste Abt dieses Klosters.

Reginlinde, Einsiedlerin auf der Insel Ufenau. Die Insel Ufenau, auf der sich vor Zeiten die Herzogin Reginlinde und ihr Sohn Adelrich (s. d. A.) heiligten, ist seither der Ort des Segens und des seligen Andenkens geblieben. Das Leben der Genannten haben Mehrere beschrieben, unter anderen der Festredner P. Karl Brandes am 28. Herbstmonat 1859, als der hochwürdige Herr Heinrich IV., Abt von Einsiedeln, die vor neunhundert Jahren erbaute Reginlindekapelle neu einweihte. Er entwickelte in seinem Vortrage sehr wichtige geschichtliche Notizen, die besonders auf die Insel Ufenau, wie auf Reginlinde und Adelrich sich beziehen. Ueber die Insel selbst erzählte der Prediger Folgendes: „Die Geschichte der Insel, die viele Jahrhunderte lang für die Bewohner beider Seeufer von großer Bedeutung gewesen, ist, was die frühesten Zeiten anbetrifft, sehr dunkel. Vom 7—10 Jahrhundert gehörte sie dem Kloster Säckingen. Auch aus dieser Zeit haben sich keine Nachrichten über sie erhalten Im neunten Jahrhundert zog ihre reizende Lage, ihre Fruchtbarkeit, die feierliche Stille und tiefe Einsamkeit auf derselben die Aufmerksamkeit frommer, nach Einsamkeit dürstender

Seelen auf sich, die hier im alleinigen Umgange mit Gott leben wollten. Damals kam sie zuerst an Einsiedeln. — Gegen das Jahr 915 hatte sich nämlich die Zahl der Einsiedler, die sich im finstern Walde dort um die Meinradszelle um den heiligen Benno (s. d. A.) versammelt hatte, sehr beträchtlich vermehrt. Die kalte, unfruchtbare Waldgegend, die sie unter unbeschreiblicher Mühsal urbar zu machen anfingen, konnte ihnen ihren dürftigen Unterhalt noch lange nicht in genügender Weise bieten. Deßhalb wandte sich der selige Benno (s. d. A.) an seine Base, die Aebtissin von Säckingen, mit der Bitte, daß sie ihm die Nutznießung dieser Insel für sich und seine einsiedlerischen Mitbrüder überlassen möchte (Van der Meer, Miscellanea Rhenaugiensia, T. XXIV., p. 102). Das Kloster gab dazu seine Einwilligung und nun machte der selige Benno die Insel urbar, setzte Fruchtbäume, grub Pflanzland auf derselben um, so daß das liebliche Eiland in kurzer Zeit den ersten Einsiedlern den nöthigen Unterhalt gewähren konnte. — Neben den einsiedlerischen Bebauern der Insel, erhielt dieselbe eben damals aber auch Bewohner, die hier ein Einsiedlerleben führten. Diese Letztern sind edle Mitglieder aus der erlauchten Familie der Allemannenherzöge: die Herzogin Reginlinde und ihr jüngerer Sohn Adelrich, Gemahlin und Sohn Herzog Burkards von Schwaben, in dessen herzogliches Gebiet diese Gegend, der ganze Zürichgau in jener Zeit mitgehörte. — Adelrich in den achthundertundneunziger Jahren, ungefähr gleichzeitig wie Ludwig das Kind, Sohn des Kaisers Arnulf's, geboren, sah in seiner Jugend die Grundvesten des großen karolingischen Weltreiches dergestalt erschüttert, daß es jeden Augenblick wieder in seine Bestandtheile sich aufzulösen drohte. Er fühlte keinen Beruf in sich, an den Kämpfen in jenen politischen Wirrnissen sich zu betheiligen. Von frühester Jugend an zeigte er eine entschiedene Abneigung gegen das Hofleben und die Beschäftigungen des Adels und weltlicher Ritterschaft. Die stille abgeschlossene Lebensweise in einsamer Klause, welcher sich damals sehr viele hochgestellte Personen beiderlei Geschlechtes ergaben, sagte seinen Neigungen weitmehr zu; denn die göttliche Gnade hatte ihm schon frühe eine große Liebe für das beschauliche Leben eingeflößt. Und diese Liebe zur Betrachtung und Einsamkeit war es, die ihn frühzeitig auf die Insel führte, welche, wie gesagt, eben damals vom seligen Benno und seinen Brü-

dern angebaut wurde; und hier lebte er viele Jahrzehnte in allen Uebungen hoher Frömmigkeit, bis zu seinem Eintritte in das Kloster Einsiedeln." In solcher Darstellung wird das Leben des heiligen Einsiedlers Adelrich auf der Insel in seinen weitern Phasen verfolgt. Als Vorbilder für diese Lebensweise leuchteten ihm vor der heilige Meinrad selbst, der ein Jahrhundert früher im finstern Wald sein freundliches Licht leuchten ließ; dann der selige Benno, der damals als würdiger Nachfolger die Meinradszelle bewohnte. Adelrich selbst, obschon in Abgeschiedenheit und Bußstrenge dem Herrn lebend, machte sich der Welt kenntlich als ein Mann, auf dem der Geist Gottes ruhte, nämlich durch Wunderzeichen. Die Legende erzählt viele Züge von ihm: z. B. daß er trockenen Fußes über den See an's Land ging, wenn eine Nothwendigkeit ihn dazu zwang. Von einem seiner Besuche beim seligen Benno zurückkehrend, nahm er sich zu seiner Unterstützung einen Stock am hohen Etzel, wie er aber mit diesem in der Hand über den See gehen wollte, sank er jetzt und eine Stimme sagte ihm, daß er, auf den vertrauend, welcher die Stärke allein ist, keiner andern Stütze bedürfe. Adelrich vertraute, warf den Stock von sich, und ging trockenen Fußes auf seine Insel. Man sieht hieraus deutlich den Sinn und die Bedeutung der Legende.... — Von der Zeit an, im Jahre 948, wo Adelrich zu Einsiedeln in's Kloster trat, verflocht der geschichtskundige Festprediger seinen lehrreichen Vortrag ganz mit der Geschichte deutscher Reichsfürsten und vornehmer Geschlechter, mit denen die Geschichte des Zürichgau's, auch der Waldstätte u. s. w. so vielfach verwachsen und eins war. Reginlinde war eine Tochter Eberhards I., Grafen des Zürichgaus und Ahnherrn des Nellenburgischen Hauses (s. Neugart., Ep. Const., p. 186), in Zürich begütert und Herrin der Abtei des großen Frauenmünsters daselbst. Sie war eine der reichsten Fürstinnen ihrer Zeit und am Hofe Kaiser Otto's des Großen eben so verehrt, wie sie vom Volk geliebt und geehrt war. Die wechselvollen Schicksale des Lebens kennend, sehnte sie sich nach stiller Ruhe. Ihre Kinder, der älteste Sohn Burkard, die älteste Tochter Bertha, die fleißige Spinnerin und Königin von Burgund, Idda, Gemahlin von Luitolf, dem ältesten Sohne Kaiser Otto's, Adelrich — alle waren versorgt. Das deutsche Reich war jetzt wieder im blühendsten Stande. Durch die Weisheit eines

der größten Staatsmänner aller Zeiten, des Abtes Hatto von Reichenau, Erzbischofs von Mainz, war es, am gefahrdrohenden Uebergange von der karolingischen Dynastie, auf das sächsische Herrscher- und Kaiserhaus, vor dem Zerfalle gerettet worden. Im Hornung 950 hatte Reginlinde zu Worms ihr Herzogthum zu Gunsten des Kaisersohnes Luitolf, ihres Tochtermannes, in die Hände Otto's des Großen niedergelegt. Jetzt erst ward sie frei, und begab sich als edle und ehrwürdige Aebtissin in ihr Kloster nach Zürich. Aber auch in dem immer noch zu bewegten Leben, als Vorsteherin dieses bedeutenden Klosters, fand sie nicht lange die Ruhe, deren sie bedurfte. Zudem ward sie, nicht mehr fern vom Ziele ihres Lebens, von einer ebenso schmerzhaften als höchst lästigen und widrigen Krankheit, vom Aussatze, befallen; und nun wünschte die ehrwürdige Frau sich in völliger Abgeschiedenheit dem Umgange mit den Menschen gänzlich zu entziehen. Kein Aufenthaltsort schien ihr dazu geeigneter, als die Uffenau, wo ihr Sohn Adelrich so lange als Klausner gelebt hatte. Es scheint, daß sie noch im Jahre 952, in Begleitung eines Hofkaplans und einiger Dienerschaft hierherkam. Sie ließ sich nun eine Wohnung bauen und daneben das dem heiligen Martinus geweihte Kirchlein. Ihre Wohnung stund so mit der Kapelle in Verbindung, daß sie vermittelst eines hölzernen Ganges aus ihren Zimmern auf eine Gallerie gelangen konnte, die dem Altare gegenüber angebracht war, und von hieraus wohnte sie täglich der heiligen Messe bei. — Die Bewohner der Umgegend kamen öfter nach der Insel herüber, um ihrer Fürstin ihre Verehrung zu bezeugen und dem Gottesdienste in der Kapelle beizuwohnen. Immer zahlreicher wurden die Besucher, denn weit und breit war für die vielen Kirchengänger keine Kirchen vorhanden; deßhalb faßte die fromme Herzogin den Entschluß, in der Nähe derselben eine größere Kirche zu bauen, als Pfarrkirche für alle Umwohner dieser mittleren Ufer des Sees. Sie verständigte sich darüber mit dem heiligen Conrad, Bischof von Constanz (s. d. A.), der die von Reginlinden gestiftete Pfarrei auf der Ufenau wirklich errichtete und zur Ehre der Apostelfürsten Petrus und Paulus weihte. Damals gehörten zu der Pfarrei Ufenau außer den Bewohnern des rechten Seeufers alle Ortschaften, die jetzt zu Freienbach, Feusisberg und zum Theil auch zu Wollerau gehören. So ward die fromme, gottergebene Dulderin für die ganze Seegegend

eine große Wohlthäterin; denn das Licht des Evangeliums, von welchem sie selbst so innig durchdrungen war, ward nun durch die neue Pfarrei gepflegt, und der Saame des göttlichen Wortes immer tiefer in die Seelen eingesenkt. Reginlinde erlebte die Vollendung der Pfarrkirche nicht mehr. Noch ehe der Bau zu Ende geführt werden konnte, starb sie selig im Herrn, um das Jahr 959. Ihr Sohn, der heilige Adelrich, der Abt Dietland (s. d. A.) und die Mönche von Einsiedeln brachten die Leiche unter den gebührenden Trauerfeierlichkeiten nach Einsiedeln, wo dieselbe an dem Orte beigesetzt wurde, den sich Reginlinde in der unter Abt Eberhard von Grund auf neugebauten Kirche als ihr letzte Ruhestätte ausersehen hatte. — Adelrich war, während seine Mutter hier auf der Insel lebte, im Kloster zum Priester geweiht worden. Jetzt wurde Adelrich wieder hierher auf die Insel gesandt, um die Kirchenbauten zu Ende zu führen und die Sorge für die Pfarrei zu übernehmen. Hier predigte der Heilige nun eben so viel mit Thaten als mit Worten, und wirkte noch vierzehn Jahre auf der Insel. Diese war längst durch den Fleiß der einsiedlischen Mönche ein herrliches, fruchtbares Eiland geworden, weßhalb Säckingen die Insel wieder an sich nehmen wollte. Als nun im Jahre 965 Kaiser Otto in diese Gegenden kam, verwendeten sich Adelrichs Bruder, Herzog Burkard II. und seine Nichte, die Kaiserin Adelheid (s. d. A.), bei ihm; so daß er den vollsten Besitz und das Eigenthumsrecht der Insel und aller Besitzungen der Kirche auf derselben an das Kloster Einsiedeln übertrug, und Säckingen dafür mit dem Dorf Weesen, dem Schifffahrtsrecht und den Zöllen auf dem Wallensee entschädigte. Während sein Bruder Burkard nun die Schlachten des großen Kaisers schlug, kämpfte Adelrich hier auf der Insel die Kämpfe Gottes; und im vollsten Sinne können wir hier das Schriftwort auf ihn anwenden: „Ein Geduldiger ist besser als ein Starker, und der seines Muthes Herr ist, als Einer der Städte gewinnt.“ — In einem Gesichte zeigte ihm Gott sein bevorstehendes Ende. Sobald er desselben gewiß war, bat er den Abt Gregor von Einsiedeln (s. d. A.) zu sich und empfing aus dessen Hand die heilige Wegzehrung, und gab mit den Worten des Erlösers: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ seine geheiligte Seele in die Hand seines Schöpfers zurück, den 28. Herbstmonat, am Vorabend des St. Michaelfestes,

und dieser Tag seines Einganges in die Freude seines Herrn, heißt darum im hiesigen Bezirk und in der Umgebung jetzt noch der St. Adelrichstag. -- Soviel aus den geschichtlichen Erörterungen des Festredners. — Adelrich und Reginlinde prangen auf den Glasgemälden der Kirche in Ufenau. Wegen der großen Sorgfalt, die er in Einsiedeln für den heiligen Dienst, für den Schmuck der Kirche und der Altäre zeigte, ernannte ihn der Abt zum Custos oder Aufseher über den Kirchenschatz; er wird deßwegen als ein sorgfältiger Bewahrer, Custos, mit dem Meßbuche und dem Schlüsselbunde in der Hand dargestellt; Reginlinde aber hält die Kirchen in den Händen, die sie aus der Fülle ihres Glaubens erbaut hat.

Reichmuth von Winterthur, Klosterfrau von St. Catharinenthal. Das Manuscript des Klosters erzählt von ihr: „Reichmuth befiel eine anhaltende Schwermuth und alle Mitschwestern suchten sie zu trösten, aber ohne Erfolg, indem sie ihre Hoffnung nur auf Gott setzte. Einst, als sie vor einem Crucifix in Thränen zerfloß, wurde sie von demselben wunderbar getröstet. Von dort an war sie heiter und froh.“ Weitere Umstände sind von ihr nicht bekannt. Sie wird unter die gottseligen Frauen von St. Catharinenthal gezählt.

Robert I., Bischof von Poitiers. Das Christenthum ward frühe in Poitou verbreitet, und der bischöfliche Stuhl von Poitiers reicht in's dritte Jahrhundert hinauf. Dessen Zierde war im vierten Jahrhundert der heilige Hilarius, der Lehrer und Freund des heiligen Martinus. In der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts schmückte ein großer Mann, nämlich Robert I., jenen Bischofsitz. Er war ein frommer Prälat, ein eifriger Hirt, der seine Heerde weidete auf den Weiden des Heiles. Während er die Zustände seines Sprengels in blühendem Zustande sah, faßte er den Entschluß, nach dem Beispiele seiner Vorfahrer eine Pilgerreise nach Rom zu unternehmen. Wohl ahnte er die Gefahr, der er auf dem Wege sich aussetzen würde; denn war von früherer Zeit her der Jupitersberg unsicher, und wurde schon der heilige Martin (s. d. A.), der ruhig die Alpen hinunterstieg, von Räubern angefallen (inter Alpes de via secutus, incidit in latrones. Sulpic. Sev.), so drohten jetzt noch größere Gefahren. Die Sarazenen, die aus Afrika gekommen, hielten in Frasinetto, auf der Grenze zwischen Italien und Provence gelegen, den vorzüglichen Aufent-

halt. Diese Räuber theilten sich in mehrere kleine Banden und besetzten alle Alpenpässe. Die Pilger, die ihnen in die Hände fielen, wurden oft nicht bloß beraubt, sondern auch sehr mißhandelt, nicht selten sogar ermordet. Der edle Bischof Robert I. änderte jedoch sein Vorhaben nicht, denn er vertraute auf den Schutz des Allerhöchsten und traf daher Anstalten zur Abreise. Er that, was Andere in solchen Umständen thaten, sammelte eine zahlreiche Pilgerschaft um sich, die man in eine Caravane eintheilte. Eine Caravane zählte 4—500 Wallfahrer. — Im Jahre 930 wallte also Robert I. mit einem zahlreichen Gefolge nach Rom, besuchte in der heiligen Stadt die Gräber der Märtyrer und dann den heiligen Vater Stephan VII. (929—931), den die Geschichtschreiber als einen Mann von mildem Charakter und großer Frömmigkeit schildern. Nachdem der fränkische Bischof nach Herzenslust der Andacht gepflogen, trat er mit seiner Begleitung die Heimreise an. Ohne Unfällen zu begegnen, durchzogen sie Italien, überstiegen den Mont-Joux, und kamen von der Reise erschöpft, Abends zu Orsiéres (Kt. Wallis, Zehnten Entremont) an, wo sie in einem Gasthof eine Herberge nahmen. In der Nacht brachen die wilden Horden aus ihren Höhlen hervor, erstürmten das Haus, in welchem die Pilger ruheten, und tödteten den frommen Bischof (931) sammt seinem Gefolge bis auf den letzten Mann. Das Blut des grausam Ermordeten sollte nicht ungerochen bleiben, und der Tag der Wiedervergeltung blieb nicht lange aus. Der Anlaß dazu war folgender. Als der heilige Majolus, Abt von Cluny (s. d. A.), auf seiner Rückkehr aus Italien den Jupitersberg herabstieg, wurde auch er und die ihn begleiteten, in Orsiéres gefangen genommen und verdankte seine Rettung bloß dem schweren Lösegeld, welches seine Brüder für ihn zahlten. Jetzt schwur Herzog Wilhelm von Arles, der den heiligen Majolus ganz ungemein verehrte, die an ihm verübte Unbild und die Ermordung Roberts I. und seiner Genossen auf das schärfste zu ahnden. Mit einer Schaar auserlesener Krieger zog er gen Frasinetto, erstürmte nach hartem Kampfe das von Natur und Kunst so stark befestigte Räubernest, und hieb den größten Theil der Sarazenen zusammen. Die, welche seinem Schwerte entrannen, flohen auf einen steilen, nicht wohl zu erstürmenden Felsen. Der besonnene Wilhelm ließ denselben von allen Seiten umringen. Mangel an Lebensmitteln

zwang die Feinde zu einem sehr gefahrvollen Versuche. Des Nachts kamen sie von ihrem Felsen herab, um mit ihrem Schwert sich mitten durch ihre Feinde einen Weg zu öffnen. Der Versuch schlug jedoch fehl, nur Wenige entkamen dem Racheschwert. Auf den Alpenpässen und Gebirgen wurden die Sarazenen durch König Conrad aufgerieben. Die Zerstörung dieses Raubnestes war eine Wohlthat für das Abendland, besonders für Jene, welche ihre Geschäfte oder die Andacht nach Rom führten. Robert I., obwohl im wahren Sinne des Wortes ein Martyrer, wird nicht als Heiliger verehrt (Vergl. de Loges, Essais Historiques sur le Mont St. Bernard, p. 63; Boccard, Histoire du Vallais, p. 40; Richard, Dictionnaire universel ecclésiastique etc.)

Roman, der heilige, Abt im Juragebirge. Der erste, welcher im Juragebirge das Einsiedler- und Mönchsleben einführte, war der heilige Roman, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts in Burgund aus guter Familie entsprossen. Schon in der Jugend strebte er nach Gottinnigkeit, und verschmähte die Freuden und Vergnügen seiner Zeitgenossen; er begab sich, weil man in seinem Lande das Einsiedlerleben nicht kannte, zum Abte Sabinus von Aisnay bei Lyon, und ließ sich von ihm unterrichten, um nach klösterlicher Form leben zu können. Dann kehrte er zurück, zog mit Spaten uud Hacke, mit Gemüsesamen und Cassians Schriften 35 Jahre alt, in die Einsamkeit des Jura, wo die Grafschaft Burgund an die Schweiz grenzt. Hier fand er ein von Felsen eingeengtes und von finsterer Waldung bewachsenes tiefes Thal, Condat genannt; in Mitte desselben eine sonnige Ebene mit einem großen Feigenbaum, dessen ausgedehnte Aeste eine natürliche Laube bildeten. Neben der Wurzel des Baumes öffnete sich die Erde, und aus der Spalte sprudelte reichlich reines Quellenwasser. Diesen Ort wählte er zu seinem Aufenthalte, und theilte sein Leben zwischen Gebet, Betrachten und Lesen, und verwendete täglich einige Stunden zum Anbau der Gegend. Nach einiger Zeit erschien Roman im Traume seinem Bruder Lupicin und lud ihn ein, mit ihm die Süssigkeiten des einsamen Lebens zu kosten. Lupicin, durch den Verlurst seiner Frau mit der Welt zerfallen, war leicht zu gewinnen, verließ ohne weiters seine Mutter und Schwester und eilte zu seinem Bruder in die Wüste. Bald erscholl ihr heiliger Ruf weit umher, und zog viele Jünger in's Juragebirg; die ersten waren zwei junge Chorherren aus dem

Stifte Nyon. Roman und Lupicin legten 430 den Grund zu dem berühmten Kloster Condat. Nach kurzer Zeit vermochte dasselbe, ohnehin in einer ungünstigen Lage erbaut, die immer wachsende Anzahl der Mönche und die Menge der von allen Seiten herbeiströmenden Pilger nicht mehr zu fassen; es mußten bald neue Mönchskolonien angelegt und Kirchen erbaut werden ringsherum. So entstand nicht weit von Condat das Kloster Lauconne, später von der Grabstätte Lupicins St. Lupicin genannt, welches um 460 schon 150 Mönche zählte. Für Nonnen gründeten die beiden Brüder das Kloster in dem Thale de la Beaume, wo ihre Schwester 105 Jungfrauen vorstund, die in so strenger Klausur und Abgeschiedenheit von der Welt lebten, daß sie nicht einmal von ihren nächsten etwa im benachbarten Kloster Lauconne befindlichen Verwandten Etwas erfuhren. Ein viertes Kloster erbauten sie in der Diözese Lausanne, welches unter dem Namen Romainmotier bekannt ist [1]). Die Oberleitung dieser Anstalten führten die beiden Brüder, obwohl Roman sich mehr zu Condat und Lupicin gewöhnlich zu Lauconne aufhielt, Roman in milderer, Lupicin in strengerer Weise. Ein ungemein fruchtbares Jahr und die Wohlthätigkeit einiger frommer Personen machten, daß man reichlichen Vorrath in beiden Klöstern hatte. Da

---

[1]) Das von Roman und Lupicin gegründete Kloster in der Waadt hat in verschiedenen Zeiten harte Schläge erlitten, aber nach kurzer Unterbrechung immer seinen Fortbestand bis zur Zeit der Reformation behauptet. In dieser gefährlichen Zeit wählten die Religiosen Theodul, einen Walliser aus Riddes, zu ihrem Prior. Er war ein tugendhafter, wissenschaftlich gebildeter Ordensmann, zuvor Statthalter seines Vorgängers, nämlich des Claudius von Estavayer († 28. Christm. 1534). Im Jahre 1536, als er von der Oberbehörde Berns aufgefordert wurde, die Rechte des Klosters in die Hände ihrer Commissäre zu übergeben, wendete er sich an den Stand Freiburg, welcher ihm seinen Schutz zusagte und sich des Klosters thätig annahm. Nach langen Unterhandlungen machten beide Stände eine Uebereinkunft, wobei Freiburg einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Klosterbeute erhielt, den Schutz aufgab und sich begnügte, die Religiosen der Güte Berns anzuempfehlen. Bald darauf ließ Adrian von Bubenberg, Amtmann von Romainmotier, die Altäre abbrechen, die Statuen zerschlagen und die Bilder verbrennen. Die Religiosen zogen sich zurück und der gute Theodul starb schon den 3. Jänner 1537 als letzter Prior. Jetzt gehört Romainmotier zum waadtländischen Distrikt Orbe, das Klostergebäude liegt in Ruinen und von der Kirche ist nur das Schiff noch vorhanden, die Seitenkapellen sind verschwunden.

murrten einige Mönche von Condat, und verlangten bessere Kost. Lupicin vermuthete, die Milde seines Bruders gebe dem Mangel an klösterlicher Zucht Vorschub, deßhalb wechselten sie miteinander auf einige Zeit ihre Aufseherstellen. Die schuldigen Brüder flohen nach geziemender Bestrafung aus dem Kloster Condat, und es kehrte Ruhe und Einigkeit wieder in das Kloster ein. Roman, über ihre Entfernung untröstlich, betete ohne Unterlaß für ihre Bekehrung; sie kamen reumüthig zurück und führten fortan einen heiligen Lebenswandel. Als der heilige Hilarius von Arles, als Primas von Frankreich, das Bisthum Besançon bereiste, ließ er den heiligen Roman nach Besançon kommen; er unterhielt sich lange in vertraulichem Gespräche mit ihm, erkannte bald dessen große Heiligkeit und nöthigte den demüthig Widerstrebenden (444) zum Empfang der heiligen Priesterweihe. In den letzten Jahren seines Lebens unternahm Roman mit seinem Jünger Palladius eine Wallfahrt zu den Gräbern des heiligen Mauritius und dessen Gefährten. Da sie auf dem Wege dahin die Nacht überfiel, begaben sich beide in eine einsame Berghöhle, welche zwei Aussätzigen zum Wohnort diente. Diese waren eben ausgegangen, Holz einzusammeln und verwunderten sich bei ihrer Rückkehr zwei Fremdlinge in ihrer Wohnung anzutreffen; noch mehr aber staunten sie, als sie von den Unbekannten freundlich gegrüßt und, ungeachtet sie ihre Krankheit offenbarten, umarmt wurden. Die Pilger durchwachten die Nacht gemeinschaftlich im Gebete, und verließen die Höhle vor Tagesanbruch. Als bei der Morgendämmerung die Aussätzigen von ihrem Siechthum sich befreit sahen, ergriff sie ein freudiger Schauer; sie machten sich schleunigst auf, eilten dem heiligen Roman nach und erfrugen ihn endlich in Genf, wo sie das Wunder ihrer Heilung den Leuten erzählten. Der Bischof, die Geistlichkeit und das Volk gingen in geordnetem Zuge dem heiligen Roman entgegen. Diese Auszeichnung beschämte den demüthigen Gottesmann, er entwich heimlich in sein Kloster zurück, sperrte sich ein und hatte nach wenigen Monaten seine Laufbahn vollendet. Er starb den 28. Horn. 460 und erhielt seine Ruhestätte, wie er's gewünscht hatte, im Frauenkloster la Beaume, wo seine Schwester noch lebte. Lupicin überlebte ihn ungefähr zwanzig Jahre, und wird von der Kirche am 21. März verehrt. Die Diözese Basel begeht beider Andenken am 27. Hornung und jene von Lausanne

den 28. desselben Monats. (Cf. Prop. SS. Basileense, Lausannense et Genevense; Mabillon, Annal. Ben. T. I.; Tillemont, T. VI. p. 142. Bilteau, Histoire de saint Bénoit; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Art. Eugendus u. s. w.)

Romaric, s. Abt von Remiremont.

Rubian, der heilige, vierzehnter Bischof von Como, stammte aus Scisia oder Sissegg in Dalmatien, war ein Schüler und Nachfolger des heiligen Aggrippin (s. d. A.) und strebte eifrigst dessen Tugenden zu erreichen. Im Jahre 586 wurde er auf den bischöflichen Stuhl von Como berufen, und starb zur größten Trauer seiner Heerde schon am 16. Christmonat 591 im Rufe der Heiligkeit. Seine Ruhestätte fand er neben dem heiligen Bischof Eupilius. Im Jahre 1590 erhob man seine heiligen Gebeine mit jenen des heiligen Adalbert, und ein Theil derselben wurde nach St. Johann in Piemont übertragen. (S. von Mülinen, Helvetia S.; Ughelli, Italia S. T. V.)

Rudger, Mönch von St. Gallen. Der wahre Ordensmann liebt Ordnung und hilft dieselbe heben. Dieß verstand Rudger und wußte es auch im Werke zu zeigen. Nach den Ordenssatzungen war es einem Fremden während der Nacht verboten, wenn er nicht besondere Erlaubniß dazu hatte und mit dem Ordenskleid bekleidet war, das Innere der Klausur zu betreten. Salomon, als er noch am Hofe des Königs sich aufhielt, betrat zuweilen das Innere des Klosters. Rudger, sein Gewissensrath, mahnte ihn, die Gesetze nicht zu verletzen, verschaffte ihm aber freien Ein- und Ausgang im Kloster und brachte es dahin, daß er endlich die Ordensgelübde ablegte. Rudger war ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann, sein Freund des Gebetes. Alle Abend, bevor er in die Mette ging, begab er sich auf die Gräber, und betete daselbst für die Verstorbenen. Es war Ordenssitte, daß zur Nachtzeit zwei Brüder im Kloster Wache hielten, aber wenn Rudger vorüber ging, hielt ihn die Wache nicht an. Das Manuscript von St. Gallen (aufbewahrt im Kloster Rheinau) erzählt folgende Begebenheit: „Einst waren Tutilo (s. d. A.) und Radpert (s. d. A.) auf der Wache; der Eine stund bei der Pforte, der Andere ging im Kloster herum. Da kam Rudger, ein heiliger und ernsthafter Vater herbei, und besuchte wie gewöhnlich vor der Matutin die Gräber der selig verstorbenen Mitbrüder. Als er vor-

überging, wich die Wache ehrfurchtsvoll aus, und befahl sich in sein Gebet." Er starb hoch betagt, erst unter dem König Arnulf nach dem Jahre 886.

Rudolf, s. Florin.

Rudolf, der heilige, Martyrer. Der ehrwürdige Diener Gottes Petrus Canisius (s. d. A.) erzählt in seinem Marterbuche, am 17. April: „Zu Bern das Andenken des heiligen Knaben Rudolf, der, von den gottlosen Juden gemartert, mit sehr vielen Wundern leuchtete." Die Sache verhält sich so. Als Honorius IV. die römische Kirche regierte und Rudolf I. auf dem Throne saß, bemächtigten sich die Juden in Bern eines Christenknaben, um ihre angeborne Rache gegen die christliche Religion ausüben zu können. Die Entführung geschah am 17. April 1288; der Knabe, Rudolf genannt, wurde in der Marktgasse bei einem reichen Juden untergebracht, der ihn in einem Keller unter entsetzlichen, langsamen Qualen tödten ließ. Das unschuldig vergossene Blut schrie um Rache, die ruchlose That blieb nicht verborgen. Nach langem Nachsuchen wurde das Kind aufgefunden und von den Eltern erkannt. Der Verdacht fiel sogleich auf die Juden. Die Verdächtigsten wurden eingezogen, die Mörder gerädert und andere Schuldige, aber minder Betheiligte aus der Stadt verwiesen. Sowohl der Klerus als der weise Rath von Bern erklärte, der junge Knabe habe die Märtyrerkrone errungen, ihm gebühre eine ehrenvollere Beisetzung. Mit gegenseitiger Uebereinkunft wurde die Leiche vor dem Kreuzaltare in der Pfarrkirche begraben, wo in der Folge auf die Fürbitte des heiligen Blutzeugen an Kranken und Presthaften viele Wunder geschahen. Im Jahre 1420 (nach dem Proprium Lausannense 1430) wurde die alte Pfarrkirche abgebrochen und das schöne Vincenzmünster aufgeführt, die Gebeine des heiligen Rudolf wurden ausgegraben, in einen bleiernen Sarg geschlossen und im Kreuzaltare der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Daselbst verblieben sie bis zum Jahre 1528, wo die katholische Religion in Bern abgeschafft und die Altäre zerstört wurden. Man nahm den Behälter der heiligen Reliquien vom Altare herab, und verscharrte diese in die Erde. Die Diöcese Lausanne-Genf begeht noch am 17. April in den kirchlichen Tagzeiten sein Andenken. (Vrgl. Murer, Helvetia S.;

Prop. SS. Lausannense et Genevense; alte Berner-Chronik von 1470 u. s. w.)

Rufin Müller, Capuciner, geboren am 11. Hornung 1625 zu Ehrendingen (Kanton Aargau bei Baden) erhielt bei der Taufe die Namen Johann Caspar; der Geschlechtsname des Vaters war Müller, und auch dessen Gewerb war die Mühle; dabei verwendete er große Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder, von denen sein Sohn Johann Caspar sich den Wissenschaften widmete, und dann am 31. Heumonat 1647 in Zug unter dem neuen Namen Rufin das Ordenskleid des heiligen Franciscus anzog. Nach Ablegung der heil. Ordensgelübde finden wir ihn als Kleriker in Sarnen und Lucern; im Jahre 1655 war er Lehrer (Lector) der Theologie, und 1668 Vorstand des Klosters in Lucern. Vier Jahre später wurde er Definitor, dann Custos, und darauf oberster Provinzleiter. Kraft seiner Stellung in viele Geschäfte hineingezogen, blieb er stets ein treuer Diener Gottes. Er war ein gelehrter, bescheidener und frommer Mann, stotterte ein wenig mit der Zunge, wirkte nichts destoweniger in seinen Predigten unendlich viel des Guten, weil er, von seiner Sendung begeistert, sich nach Kräften bemühte, Gottes Wort zur Bekehrung und Heiligung der Menschheit zu verkünden. Sein tadelloser und anziehender Wandel wirkte mehr auf seine Zöglinge, als manche andere Vorschriften; er stund mehreren Klöstern vor, und seine Verwaltung athmete den Geist der Klugheit, Liebe und Sanftmuth. Den Müssiggang verabscheute er, und traf er einen Conventualen außer der Erholungszeit unbeschäftigt, so redete er ihn mit den Worten an: „Warum gehen Sie nicht an die Arbeit, da die Zeit nie stillsteht?" Er selbst benützte jede freie Stunde, die ihm von seinen Amtsgeschäften erübrigte, und widmete dieselbe dem Studium der heiligen Schrift und anderen religiösen Wissenschaften. Um mehr Zeit zu gewinnen, entsagte er vor dem Ablaufe der Zeit der Provinzleitung, nahm die Feder zur Hand, nicht um gelehrte, spitzfindige und grübelnde Sachen zu schreiben, sondern um auf Geist und Herz der Religiosen zu wirken. In diesem Sinne verfaßte er: Anleitung für Priester, das heilige Meßopfer nach kirchlicher Vorschrift darzubringen; geistlicher Kalender auf alle Tage des Jahres, gezogen aus den Schriften der heiligen Gertrud und Mechtilde; Auszug aus den Offenbarungen der

heiligen Brigitta; Seelenspiegel des Thomas von Kempen u. s. w. Diese Schriften zeugen von seiner tiefen Frömmigkeit, seinem anhaltenden Gebete und Betrachten, und fanden auch in der Welt freundliche Aufnahme. Er lebte sehr mäßig, war ein strenger Befolger der heiligen Regel, besonders der Gelübde, schlief nur einige Stunden, und brachte die übrigen Stunden in der Kirche zu. Der Kreuzweg war seine gewöhnliche Betrachtung; oft ging er im Geiste mit Jesus auf den Calvarienberg, stellte sich mit den heiligen Frauen unter das Kreuz, vergoß mit ihnen Thränen des Schmerzens, oder erwog die unergründliche Liebe Gottes zu den Menschen. Ein inniger Verehrer der jungfräulichen Gottesmutter, weilte er an den Vorabenden ihrer Feste vor einem ihr geweihten Altare, und war an jenen Tagen mehr aufgeheitert als sonst. Seine Andacht zu Maria suchte er auch den jungen Ordensbrüdern einzuschärfen, und er konnte nicht leiden, wenn man derer Tagzeiten zu eilfertig betete. Zu den lieben Abgestorbenen trug er ein zärtliches Mitleiden, und verrichtete aus Liebe zu ihnen viele Bußwerke; sie klopften nicht selten bei ihm an, oder zeigten sich in ihrer Verklärung, zum Zeichen, sie wären durch seine Hülfe aus dem Reinigungsorte erlöst worden. Pater Rufin besaß die Gabe der Heilung und Weissagung, die stets sich erwahrte. „Es ist nicht zu verschmerzen," sagt der Verfasser der Annalen, „daß die Mitbrüder im Aufzeichnen seinen seiner wichtigen Handlungen so fahrlässig waren, die gewiß die Ehre Gottes und das Heil der Provinz befördert hätten." Einzig ist angemerkt, daß einst ein Bürger Lucerns, Ludwig Heinrich mit Namen, durch den Segen des P. Rufin von einem langwierigen Fieber, dem kein Arzt zu helfen wußte, plötzlich geheilt wurde. Wann dieß geschah, ist nicht angegeben, nur setzte der Biograph unsers P. Rufin die Worte hin: „Der Mann kam krank zum Kloster, und kehrte gesund heim." P. Rufin starb als Jubilat zu Lucern am 10. März 1701 im Rufe der Heiligkeit. (Annal. Cap. Prov. Helv. T. VII. p. 170; Protocoll. Majus, P. II. p. 41.)

S.

Sabinus, s. Roman, Abt von Condat.

Salonius, der heilige, Bischof von Genf, war ein Sohn des heiligen Eucherius, später Bischof von Lyon, und der Galla. Er hatte noch einen Bruder, Namens Veranus, der ebenfalls auf den bischöflichen Stuhl berufen wurde. Zehn Jahre alt, kam Salonius auf die Insel Lerin, wo er im Kloster unter der Leitung des heiligen Honoratus, der damals Abt und später Bischof von Arles war, erzogen wurde. Später erhielt er vom heiligen Hilarius Anleitung im geistlichen Leben, und dann von den berühmten Salvian und Vincenz wissenschaftlichen Unterricht. Aus Lernbegierde schrieb er oft seinem Vater Eucherius über Zweifel und Schwierigkeiten, denen er in seinen Studien begegnete, und dieß war Veranlassung zu den meisten Schriften, welche Eucherius für seinen Sohn verfaßte. — Noch als Bischof stund Salonius im Briefwechsel mit seinem frühern Lehrer Salvian, der ihn die Zierde und Hoffnung seiner Zeit nannte, und ihm seine Bücher „über die Vorsehung" (de providentia) widmete. Von ihm selbst haben wir Gespräche über die Sprüchwörter Salomons und den Prediger, in denen ein sehr frommer Geist wehet und vortreffliche sittliche Erklärungen niedergelegt sind. Beide Brüder Salonius und Veranus schrieben mit Ceretius einen Brief an den heiligen Papst Leo. Sie hatten sich eine Abschrift seines berühmten Schreibens an Flavian verfertigen lassen, und baten den Papst, er möchte diese prüfen und die Fehler daran bessern, damit dieselbe den Bischöfen sowohl als den Layen als eine Musterschrift dienen könne. — Im Jahre 441 finden wir Salonius auf dem Kirchenrathe von Orange, dessen Beschlüsse er mit eigener Hand unterzeichnete. Man hat unsern Heiligen (s. Bollandisten T. VII. Septemb. p. 716—720) bald zum Bischof von Vienne, bald von Genua oder Verona gemacht. Die Martyrologien, mit denen die neuesten Forschungen übereinstimmen, setzen ihn meistentheils nach Genua oder Janua in Gallien, was unser heutiges Genf be-

zeichnet. Sein Tod erfolgte vermuthlich am 28. Herbstmonat, weil die Martyrologien sein Fest auf diesen Tag setzen; sein Todesjahr ist nicht ermittelt, aber jedenfalls vor 475, indem wir in diesem Jahre den Bischof Theoplastus von Genf auf dem Concil von Arles antreffen. Ob Salonius früher in der Diöcese Genf verehrt worden, wissen wir nicht; das neue „Proprium SS. Lausannense et Genevense" enthält nichts von ihm. Auch ist zu bemerken, daß man den heiligen Salonius nicht mit einem andern Salonius II., ebenfalls Bischof von Genf, verwechseln darf, welcher um das Jahr 567 einem Concil in Lyon und 577 einem andern in Paris beiwohnte.

Sebastian von Altdorf, Capuciner. Ein neuer Orden, der gewöhnlich im Anfange schöne Blüthen treibt, und für seine Aussaat hundertfältige Früchte einsammelt, bringt seine Glieder aus allen Gauen zusammen. Dieß war der Fall bei der Entstehung der Capucinerprovinz von Mailand. Nicht nur Italiener, sondern auch Schweizer eilten in diese Klöster, und zogen das Kleid des heiligen Franciskus an. Unter mehreren nennen wir den frommen Jüngling Sebastian aus Altdorf, über dessen Geschlecht die Annalen schweigen; nur erwähnen sie, daß er von Jugend an einen heiligen Wandel geführt habe, und daß er nach dem Eintritte in den Orden seinen Mitgenossen in allen Tugenden wie ein helles Gestirn voranleuchtete. — Als P. Franz von Bormio zum Generalcommissär der katholischen Schweiz ernannt wurde, und zugleich den Auftrag erhielt, das erste Capucinerkloster der schweizerischen Provinz in Altorf zu gründen, reiste er 1581 in Begleitung einiger Gefährten, unter denen sich auch der Kleriker Sebastian befand, nach der Schweiz. Wahrhaft eine glückliche Wahl hatte P. Franz getroffen; denn als die Capuciner 1582 die klösterliche Wohnung in Altdorf bezogen, ward Sebastian eine wahre Zierde desselben. Obwohl noch jung, züchtigte er sein Fleisch, bewachte seine äußeren Sinne, war demüthig von Herzen, bescheiden in seinem Benehmen, gefällig und freundlich gegen Jedermann: kurz, er war ein Muster der Vollkommenheit, und wurde deßwegen von P. Franz hoch geachtet. Bald rief (1582) Herr Ritter Melchior Lussi den Generalcommissär nach Stans, daselbst den Grund zu einem Kloster zu legen; er ließ den Frater Sebastian in Altorf, empfahl ihn der Sorgfalt des Obern, begab sich darauf nach Stans,

traf zum Bau die Voranstalten, und reiste in den ersten Monaten des Jahres 1583 nach Lucern, wo ebenfalls ein neues Capucinerkloster errichtet werden sollte. Nachdem er auch am letztern Orte seine Maßregeln getroffen, kehrte er wieder nach Stans zurück, wo er die Trauerbotschaft erhielt, — sein lieber Sebastian sei schwer erkrankt und werde bald sterben. Alsobald machte er sich auf, ging nach Altdorf, um seinen theuren Mitbruder noch einmal in die Arme zu schließen und ihm im letzten Kampfe beizustehen. Allein es war zu spät. Frater Sebastian hatte indessen die Sterblichkeit ausgezogen, und er traf ihn nicht mehr am Leben. Bei seiner Ankunft fand er einige Leute um die Hülle des Verblichenen versammelt, die zu ihm sagten: „Sehen Sie da Ihren Mitbruder, der ein Heiliger ist; wir sahen seine Seele in Gestalt einer weißen Taube gegen Himmel fliegen." P. Franz hielt für den Verstorbenen dir übliche Begräbnißfeier, und weihte ihm auf dem Grabe eine Thräne; sie war nicht der Ausdruck des gewöhnlichen Schmerzens, mit welchem die Welt ihre Todten beweint, sondern der Freude, weil P. Franz wußte, daß er nach wenigen Tagen seinem Bruder in's himmlische Leben folgen werde, was denn auch nach fünfzehn Tagen geschah. Beide starben 1583 in Altdorf; der Name des Klerikers Sebastian steht am 10. April auf dem Todtenkalender. (Annal. Capuc. Prov. Helv. T. I. p. 29; Boverii Annal. Capuc. T. II. p. 90.)

Sebastian Seemann, einunddreißigster Abt von St. Urban. Er stammte aus Aarau, war ein Mann von sehr edelm Charakter, gründlicher Bildung, hoher Gelehrsamkeit und stund seiner Tugend und seines unbescholtenen Wandels wegen bei allen seinen Zeitgenossen in der größten Achtung. In der Klosterschule ward damals nicht nur lateinisch, sondern sogar griechisch und hebräisch gelehrt und ein Macrinus, Colinus, Thorinus besuchten dieselbe. In den Stürmen der Reformation zeigte er sich als einen würdigen Kämpfer für die Erhaltung des katholischen Glaubens, und hatte das Glück nicht nur seine Abtei (aufgehoben am 13. April 1848), sondern auch einen Theil des Hinterlandes vom Abfalle zu retten. Unter den vielen Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, verdient namentlich diejenige vom Papst Paul III. Erwähnung, welcher ihm und seinen Nachfolgern 1537 erlaubte, nicht nur Inful, Stab und Ring zu tragen und die vier kleineren Weihen zu ertheilen, son-

dern auch Kirchen, Altäre, Kelche, Glocken, Priesterkleider und Begräbnißplätze einzusegnen und zu firmen. Seine Ehrenzeichen enthielten die drei Buchstaben: „J. G. V.. Jactamur gurgite vasto.“ Und in der That! seine Regierung fiel in eine bewegte Zeit, in welcher nur sein entschiedener Heldenmuth der katholischen Sache eine glückliche Wendung gab. Als ein Mann von Unbescholtenheit, Klugheit und ächtchristlicher Gesinnung allgemein geschätzt, ward er 1543 eingeladen, an den Verhandlungen des hohen Kirchenraths von Trient Theil zu nehmen; allein seine geschwächte Gesundheit erlaubte ihm nicht, der Einladung zu folgen. (Mittheilung aus dem Jahrzeitbuche von St. Urban, Seite 140.) Er starb um die Kirche hochverdient, von den katholischen Ständen vielfach betrauert, mit vielen Tugenden geschmückt, als treuer Religiose im wahren Sinne des Wortes, am 30. Herbstmonat 1551, und ließ das Andenken eines frommen Mannes zurück. — Abt Sebastian, obwohl mit vielen Geschäften beladen, widmete seine Musestunden den Wissenschaften und verfaßte eine vollständige Geschichte seines Klosters; sie beginnt mit der Entstehung von St. Urban, und geht bis auf seine Zeit. Diese Schrift wurde in's Klosterarchiv hinterlegt und daselbst sorgfältig aufbewahrt. In wessen Händen sie sich jetzt befinde, wissen wir nicht. Der gelehrte P. Urban Winistörfer ließ zur Zeit, als er Bibliothekar in St. Urban war, einige Notizen aus dieser Schrift, mit eigenen Forschungen bereichert, in dem Werke, welches den Titel führt: „Gallerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands,“ veröffentlichen. Bis zum Tode lag P. Urban den geschichtlichen Forschungen ob. Im Herbstmonat 1859 begab er sich in das Kloster Maria-Stein und wollte dann nach Basel reisen, um daselbst an der allgemeinen geschichtsforschenden Versammlung Bericht zu erstatten. Der siebenzigjährige Mann erlag aber im Kloster nach wenigen Tagen einer ruhrartigen Krankheit am 25. Herbstmonat, und fand zwei Tage nachher daselbst seine Ruhestätte. Sein Andenken wird in den liebenden Herzen seiner Freunde und in seinen Schriften auch in spätern Jahren noch fortleben.

Sekund, der heilige, und seine Genossen, Märtyrer. Herr de Rivaz, der sich in der Vertheidigung der thebäischen Legion einen unsterblichen Ruhm erworben, hat vom hei-

ligen Sekund und dessen Gefährten keine Notiz genommen, vermuthlich weil er die Akten nicht kannte. Von diesem heiligen Blutzeugen liegt noch ein altes Bruchstück vor, in welchem dessen Martertod erzählt wird. Zur Deutlichkeit desselben sind einige Vorbemerkungen nöthig. Sekund war ein adeliger Thebäer, kam mit der Legion nach Italien und befehligte als Officier eine Abtheilung des Heeres. Als Kaiser Maximian mit dem Heere in der Nähe von Vintimiglia (Ventimiglia, Vintemelium, Intemedium deutsch Zwanzigmeilen), in dem jetzigen Herzogthum Genua rastete, um dasselbe gegen die Bagauden, die sich empört hatten, zu führen, erfuhr er, Sekund und seine Soldaten seien Christen. Als blinder Götterverehrer schäumte er vor Wuth, wenn er nur den Namen „Christ" hörte; darum befahl er sogleich, Sekund und seine Soldaten vor ihn zu führen. Bei der Gefangennehmung und Hinrichtung Sekund's war Mauritius, der Hauptführer der thebäischen Legion, zugegen, und stärkte den Heiligen in seinem Leiden. Dieser sprach, wie das Bruchstück lautet: „„Kaiser! gedenke, daß wir von Christus unserm Herrn geschirmet, deine drohenden Zurüstungen verachten, und niemals deine Götzen, in denen die Teufel verborgen sind, für den wahren Gott, den Schöpfer alles Geschaffenen, anbeten."" Auf dieß erwiederte der aufbrausende Maximian: „„O ihr Unsinnigen, Ungläubigen und Boshaften! Weil ihr mit unsern Göttern nicht Frieden haben wollet, so sollet ihr erfahren, was euch euer hartnäckiges Wesen und euer Herzensstolz nützen werde; jetzt aber opfert ihr unsern Göttern, oder wir befehlen euch alle schrecklich zu martern. Du aber (er kehrte sich zu Sekund), der du der Bethörer dieser Sekte bist, wirst auch den Uebrigen zum Muster dienen, wenn sie dich als Anführer geköpft haben und deinen Leib als einen verwerflichen Rumpf erblicken werden. Und das ist das Mittel, die Andern durch deine Bestrafung zu schrecken, auf daß sie sich nicht ferner erdreisten, wider unsere Befehle Zusammenkünfte zu halten."" Mit donnernder Stimme befahl der Tyran, Alle zu fesseln und sie aus seinen Augen zu entfernen. Die heidnischen Soldaten fielen wie Löwen über sie her, packten und mißhandelten sie; diese ließen sich ohne Widerrede und in aller Geduld in Ketten schlagen und in die Wachtthürme und Kerker abführen. Der Anführer dieser auserwählten Schaar war der heilige Sekund; ihnen zur Seite stund der heilige Mauritius,

ihr Waffengefährte und der Hauptführer der ganzen Legion, der den heiligen Secund und seine Kriegsgenossen zum heiligen Kampf anfeuerte. Die Gefangenen freuten sich und priesen den Herrn, daß er sie würdigte, um seines Namens willen Schmach und Unbild zu leiden. Während sie in den Gefängnissen schmachteten, geschah es, daß unter den Gefangenen Einige im Bekenntnisse ihres Glaubens schwankten, theils aus Furcht vor den bevorstehenden Qualen, theils aus Neigung zu ihrem geliebten Führer, der bald unter dem Mordbeil verbluten sollte. Völlig entmuthigt, sprach Einer zum Andern: „„Wer hat einen so eisernen Muth, diese Marter auszuhalten? Sind wir nicht noch jung, und in der vollen Kraft unseres Lebens, und wir sollen schon eine Beute des Todes werden? Wer kann den römischen Kaisern widerstehen, die das ganze Reich mit unbeschränkter Macht beherrschen?““ Der heilige Secund, der diese Muthlosigkeit bemerkte, betrübte sich und fürchtete sehr, die Bemühungen, die er zu ihrer Bekehrung angewendet, seien fruchtlos, und der Teufel habe dieses Unkraut in ihre Herzen ausgestreut. Der heilige Mauritius, der mit ihnen im Kerker war, unterstützte ihren Anführer, gab den Schwankenden kräftige und heilsame Lehren, warnte sie vor der betrügerischen Welt, und ermahnte sie, diese flüchtigen Leiden nicht zu fürchten. Als sie nun auf das Blutgerüste geführt wurden, und der heilige Mann sah, daß seine Freunde und Mitgenossen um ihn klagten, ergriff ihn ein heftiger Schmerz; er weinte, aber nicht deßwegen, weil er in den Tod ging, sondern weil er das Heil der Seinigen gefährdet sah. In seinem Schmerz richtete er an sie die Worte: „„Werthe Mitgesellen! Wir tragen diese Bande und Marter aus Liebe zu unserm Herrn Jesus Christus; freuen wir uns und trauern wir nicht; denn der Verlauf der gegenwärtigen Leiden ist sehr kurz, und für diese hat uns der Herr die himmlischen Belohnungen versprochen, die kein Ende nehmen werden. Leget diese Schwerter bei Seite, umgürtet eure Lenden mit der Standhaftigkeit des Glaubens und traget kein Bedenken, für den Namen unseres Herrn Jesu zu sterben; denn er hat uns erschaffen, hat uns vom Sklavenjoche der Sünde befreit, und von den ewigen Höllenstrafen und der Gewalt des Teufels mit dem Preise seines kostbaren Blutes erlöst Ohne Zweifel hätten wir, wäre nicht der glorreiche Kampf für Chri-

stus dazwischen gekommen, zur Vertheidigung des Vaterlandes in den Krieg ziehen müssen. Theuerste Waffenbrüder! der Kampf habe nun sein Ziel; das ist der Wille unsers Herrn Jesu Christi, der euch erschuf und erlöste. Sehet, euer Anführer geht jetzt unter dem Beistand des Herrn bereitwillig dem Martertode entgegen; folget ihm auf der Bahn, die er euch vorzeichnet, nach, damit er sich mit euch im Reiche der Seligkeit ewig freuen könne. Ich bitte, gebet meinen Worten Gehör, damit euch der Herr am schrecklichen Gerichtstage nicht zu den ewigen Qualen verurtheile."" — Indessen erkundigte sich der wüthende Maximian um den Hergang der Sache und vernahm, daß weder Verheißungen, noch Marter den Führer zum Wanken brächten, daß er vielmehr seine Mitkollegen begeisterte, seinem Beispiele zu folgen. Der Kaiser, vor Zorn außer sich, befahl, den heiligen Secund von den Uebrigen zu sondern, nach Ligurien abzuführen und zu enthaupten. Indem man dem muthvollen Kämpfer das Todesurtheil ankündigte, betete er: „„Errette mich, o Gott, von meinen Feinden, und erlöse mich von Denen, die wider mich aufstehen! Es komme, o Herr! über mich deine Barmherzigkeit, dein Heil nach deinem Worte!"" Nach diesem Gebete gab er allen Genossen, die an Christus glaubten, den Friedenskuß, und empfahl sich in ihr Gebet. Als Secund auf der Gerichtsstätte anlangte, bat er um Aufschub der Vollziehung des Urtheils, kniecte auf den Boden und sprach mit zum Himmel gewandten Blicke: „„Ich danke Dir, Herr, mein Gott, Jesus Christus, der Du deinen unwürdigen Diener gewürdigt hast, für deinen heiligen Namen zu leiden; übe an ihm um deines heiligen Namens willen deine große Barmherzigkeit; erfülle mein innigstes Verlangen, und nimm gnädigst meinen Geist auf."" Nun vollzog der Scharfrichter den Befehl des Kaisers, und hieb ihm den Kopf ab. Aber was geschah? Das Haupt fiel auf die Erde, und die Zunge stammelte noch das Lob des Herrn. Mauritius, der bei der Vollziehung des blutigen Urtheils zugegen war, sah den Engel des Herrn in den Lüften schweben, welcher die Seele des heiligen Blutzeugen empfing und in den Himmel emportrug; er freute sich über den herrlichen Sieg, dankte Gott, enthob der Erde des Martyrers Leib, und wickelte ihn in ein reinliches Tuch. Als es Abend geworden, bewachten einige Soldaten mit Mauritius die Leiche des heiligen Blutzeugen; aber bald fielen sie

Alle in einen tiefen Schlaf; der Körper ward von den Gläubigen weggenommen und hingetragen, wo er jetzt ruhet. Beim Erwachen gewahrten sie dessen Entwendung; sie suchten nach und fanden nichts als die Blutspuren auf der Gerichtsstätte. An dem Orte, wo der heilige Secund litt, erbauten Probus und Proba, zwei gottesfürchtige Eheleute, einen Altar; er lag zwischen zwei Hügeln, und war ungefähr eine Meile vom Kaiserschlosse entfernt. Auf diesem Platze boten 15,000 Mann dem Hannibal eine Schlacht an; zuerst war der Sieg auf ihrer Seite, bald aber wurden sie geschlagen. Seit dieser Zeit heißt der Ort Vintimiglia. Der Leib des heiligen Secund, welchen die Gläubigen, wie schon erwähnt wurde, zur nächtlichen Zeit weggenommen, kam nach der Stadt Turin, und wurde in einer lieblichen Gegend mit Zulegung wohlduftender Gewürze an dem Fluße Doria begraben. Der heilige Secund litt am 26. August (302) unter den Kaisern Diokletian und Maximian den glorreichen Martertod für Christus den Herrn, dem Ehre und Herrlichkeit gebührt mit Gott dem Vater und dem heiligen Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." — Dieses Aktenstück war in einem sehr alten authentischen Brevier, welches die Abtei St. Moritz aufbewahrte, enthalten. Eine getreue und mit der gehörigen Beglaubigung ausgestattete Abschrift wurde dem hochwürdigen Bischof Hildebrand I. von Riedmatten vom Herrn Abt und Commendatar Adrian von St. Moritz auf sein Verlangen 1591 zugestellt. Als der Abt einige Zeit abwesend war, verschwand das Buch, worüber er sich später bitterlich beklagte. Das Fest des heiligen Secund und seiner Genossen feiert die Abtei St. Moritz am 26. August in den kirchlichen Tagzeiten. (Archiv der Stadt Sitten.)

Secundin, Abt von St. Moritz. Dieser Prälat erblickte das Licht der Welt zu Agaun selbst, legte in der königlichen Abtei seine Studien zurück, ließ sich in den Orden aufnehmen und bahnte sich durch seinen heiligen Wandel bald den Weg zur Abtswürde. Er leitete zur nämlichen Zeit die Zügel des Klosters, als Bonifaz IV. (608—615) auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß. Bei König Chlotar II. stund Secundin in großem Ansehen, und dieser stellte ihm durch seinen Geheimschreiber ein Diplom aus, daß man an früheren Gebräuchen der Mönche nichts abändere: „Ut non immutetur consuetudo

monachorum." Auf dem Katalog der Aebte von St. Moritz ist Secundin als ein Heiliger angeschrieben.

Sedeleube, die heilige, Jungfrau. Während die Geschichte den Frankenkönig Gundioch (gestorben 463—470) als einen erbitterten Feind der Katholiken und eifrigen Anhänger der arianischen Irrlehre schildert, erzählt sie von dessen Gemahlin Caretana, daß sie dem wahren Glauben treu geblieben, und noch vor ihrem Ende (gestorben 506, wurde sie in der von ihr gebauten St. Michaelskirche zu Lyon begraben) den Trost gehabt habe, ihre Enkel katholisch zu sehen. Dem Könige hatte sie vier Söhne geboren: Gundobald, Godemar, Godegisil und Chilperich; die drei ersten waren Arianer, der letzte war rechtgläubig; wenigstens zählt ihn der heilige Gregor von Tours nicht unter die irrgläubigen Fürsten. Chilperich, dem nach des Vaters Tode ein Theil von Burgund zufiel, wohnte in Genf. Gundobald ermordete seinen Bruder Chilperich, dessen Gemahlin und Söhne, verschonte jedoch dessen zwei königlichen Töchter, Sedeleube und Chlotilde (s. d. A.), wegen ihrer zarten Jugend und ihrer blendenden Schönheit. Während Chlotilde an dem Hofe Gundobald's zu Genf in der Stille erzogen wurde, schloß man ihre Schwester Sedeleube in ein Kloster, wo sie in der Folge den Schleier nahm. Ihre Tage verlebte sie in Werken der Gottseligkeit und der Liebe. Von ihrem glühenden Eifer für Gottes Ehre zeugt eine Kirche, welche sie außerhalb den Stadtmauern von Genf erbauen ließ, wie uns ein alter Schriftsteller berichtet: „Zur Zeit des Königs Godegisil ließ diese Fürstentochter nahe an der Stadt eine prächtige Kirche zu Ehren der heiligen Blutzeugen Vincenz und Viktor erbauen, schmückte dieselbe mit den schönsten Zierrathen und beträchtlichen Grundstücken, und beschenkte sie mit königlicher Freigebigkeit, wie wir es mit eigenen Augen sehen." Sie erbat sich von Domitian, Bischof von Genf, die Bewilligung, den Leib des heiligen Viktor (s. d. A.) von Solothurn in die neue Kirche übertragen lassen zu dürfen. Hievon zeugt eine alte Inschrift, welche beim Abbrechen der Kirche kurz vor der Reformation daselbst gefunden worden. Wann Sedeleube gestorben, und ob ihr öffentliche Verehrung zu Theil geworden, ist unbekannt. (Vgl. Spon, Histoire de Genève, in 4. T. 1. p. 23.)

Sempronius, der heilige, Sendbote im Wallis. Kaum war das Blut der glorreichen Thebäer bei Agaun geflossen, so sollte nach Gottes allerbarmendem Rathschluße der Saame des Evangeliums im Rhonethale immer weiter sich verbreiten und hundertfältige Früchte hervorbringen. Hiezu bedurfte es aber der Pflege und des Schweißes gotterleuchteter Männer; die Kirche ließ es sich darum auch angelegen sein, Glaubensboten über die Alpen zu senden, um da die kleine Heerde zu sammeln und im Glauben zu stärken. Als der Dritte unter diesen wird Sempronius genannt, welcher kurz vor Theodor I. (s. d. A.) gegen das Jahr 347 die Lehre Jesu Christi gepredigt hat. Dieses bezeugt ein sehr altes Manuscript von Agaun; wohl auch der Simplon, mons Sempronius, dessen Namen Einige von diesem Sendboten ableiten. Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß unabhängig von der großen Militärstraße über den St. Bernhard frühzeitig eine Handelsstraße von Mailand aus über den Simplon nach Martinach geführt habe. Nach einer im Thale von Domodossola aufgefundenen Meilensäule bestand eine solche schon unter Septimius Severus und Albinus; eine andere etwas später unter Volusianus und Gallus aufgerichtete mit der Zahl XVII., welche die Entfernung der Stadt von der Simplonshöhe angibt, findet sich in Sitten. Es war also Oberwallis frühzeitig in lebendigem Verkehre mit Oberitalien. Zweifelsohne war Sempronius ein thätiger Mann in Ausbreitung des christlichen Glaubens; er befand sich mit dem heiligen Protasius, Bischof von Mailand, auf dem berühmten Kirchenrath von Sardica, vertheidigte die Unschuld des großen Athanasius und unterzeichnete die sardicensischen Kanones mit den orthodoxen Bischöfen. Gelpke, Professor an der Hochschule von Bern, bezweifelt die Angabe, als hätte Sempronius dem eben genannten Kirchenrath beigewohnt, legt aber wenig Gewicht in die Waagschale: „Gewöhnlich," schreibt er, „hat man geglaubt, seinen Namen unter denen der gallischen Bischöfe zu entdecken, welche das berühmte Sardicensische Concil unterzeichnet haben. Dort steht allerdings sein Name; auch würde die Zeit recht gut passen, man vergaß aber, daß Wallis damals noch nicht zu Gallien gehörte, sein Name also vielmehr unter denen der italischen Bischöfe stehen müßte, wenn er hier gegen-

wärtig gewesen wäre." — Andere Lebensumstände sind vom heiligen Sempronius nicht bekannt.

Severin, der heilige, Abt von St. Moritz. Das Leben und Wirken des heiligen Severin fällt in das fünfte und sechste Jahrhundert; er war aus einer erlauchten Familie von Burgund auf dem Schlosse Landon entsprossen und ließ sich frühzeitig, wie Häreus meint, in Sitten unter die Zahl der Kleriker aufnehmen. Er pilgerte wiederholt zu den Gräbern des heiligen Mauritius und dessen Gefährten, beobachtete die Stille und Einfalt der dort wohnenden Mönche, ihre Thätigkeit in der Bearbeitung des Bodens und ihr Streben, den Einwohnern an Leib und Seele nützlich zu werden. Diese Lebensweise gefiel ihm, er bat darum die Brüder um Aufnahme in ihre Gesellschaft, was ihm gerne gewährt wurde. Bald überstrahlte er alle Mönche an Eingezogenheit, Bescheidenheit, Demuth und Heiligkeit, und gewann aller Herzen in dem Maße, daß sie ihn (478) zu ihrem Vorsteher wählten. Severin unterzog sich nur auf Befehl des Bischofs Leonz diesem Amte und kannte nun kein anderes Streben mehr, als sich und seine Untergebene zu heiligen. Als Abt vereinigte er hohe Tugenden in sich; er war von Herzen demüthig, behielt in seinen Geschäften eine unerschütterliche Seelenruhe und nie sah man ihn aufgeregt. Den Armen war er ein wahrer Vater, speiste die Hungrigen, beherbergte die frommen Pilger und ohne Bedenken darf man sagen: So lange Severin die Abtswürde bekleidete, war die Abtei ein Gotteshaus, das durch die Werke der Nächstenliebe die Bewunderung der Welt erregte. Den Krankendienst versah er in eigener Person, pflegte alle Kranken, die als solche ankamen, oder dort erkrankten, mit größter Sorgfalt; er kannte mehrere Heilkräuter, die er immer dem Zustande der Leidenden gemäß anzuwenden wußte. Der Aussatz war in jenen Zeiten eine der widrigsten und unheilbarsten Plagen; er hatte sich besonders durch Pilger auch in einige Gegenden der Schweiz verbreitet, und viele Unglückliche, die mit diesem Uebel behaftet waren, wallten selbst zu den Gräbern der Märtyrer, um von ihren Leiden frei zu werden. Gerade solcher Sondersiechen nahm sich Severin mit besonderer Liebe an, und half ihnen körperlicher und geistiger Weise; denn die Nächstenliebe überwindet alle Eckel und Gefahren. Der Ruf seiner Heiligkeit und seines segenvollen Wirkens breitete

sich weit aus, und von allen Seiten kamen Bedrängte und Presthafte, bei ihm Trost zu suchen. — Chlodwig der Große, der damals auf dem fränkischen Throne saß, wurde einige Jahre vor seinem Tode von einem schleichenden Fieber befallen, welches an seinen Lebenskräften mit solcher Hartnäckigkeit zehrte, daß die Aerzte ihre ganze Kunst fruchtlos an ihm erschöpften. Seine Gemahlin, die heilige Chlotilde (s. d. A.), schlug ihm vor, seine Zuflucht zu dem heiligen Severin, Abt von St. Moritz, zu nehmen, dessen Ruf als Wundersmann weithin erscholl. Der König, welchem ein solcher Vorschlag erwünscht war, beorderte sogleich Sendboten nach St. Moritz, welche dem frommen Abte die Bitte des erlauchten Kranken vortragen sollten. Der Gottesmann empfing sie auf's freundschaftlichste und als er ihren Auftrag vernommen, versammelte er den Convent und eröffnete diesem den Willen des Königs; dann ordnete er noch einzelne Angelegenheiten, ertheilte Allen heilsame Ermahnungen und empfahl sich in ihr Gebet, indem er ihnen zu verstehen gab, daß sie ihn hier nicht mehr sehen würden. Hierauf wählte er sich Faustus uud Vitalis, zwei Mitbrüder, zu Reisegefährten, und schied von den weinenden Mönchen (507). Der Weg führte sie über Nevers, wo er den stummen und gänzlich gelähmten Bischof Eulalius heilte. Unter den Stadtthoren von Paris begegnete ihm ein Aussätziger, der die Hand nach einem Almosen ausstreckte; Severin ging auf ihn zu, küßte ihn freundlich, nahm Speichel von seinem Munde und bestrich damit die Haut des Unglücklichen, der sogleich geheilt wurde. Als er hierauf in einer Kirche sein Gebet verrichtet hatte, verfügte er sich in den königlichen Pallast. Er wurde sogleich zu Chlodwig hingeführt, bedeckte denselben mit dem eigenen Gewande und heilte ihn betend vom Fieber. — Seine Rückreise nahm er wieder über Nevers. Zu Château-Landon, im Sprengel von Sens, kehrte er bei zwei heiligen Priestern, Paschasius und Urscin, ein, die Gott in einem kleinen Bethause dienten. Er redete sie freundlich an: „Diener Gottes! Wisset, ich bin hieher gekommen, auf daß ihr meinen alten Leib der Muttererde übergebet; mein Andenken bleibe bei euch; dann empfehle ich euch meinen Geleitsmann Faustus, der mir dreißig Jahre gedient hat, wie auch meinen Klosterbruder Vitalis.“ (s. d. A.) Als er dieß gesagt hatte, erbaute er die kleine Gesellschaft noch drei Tage lang durch Gebet und Betrachtung und starb, nach de Rivaz,

am 11. Horn., 508 sanft im Herrn. Die Priester begruben den Entseelten, und auf seinem Grabe geschahen viele Wunder an Blinden, Besessenen und andern Unglücklichen. Faustus, von Agaun gebürtig, brachte die Nachricht von dem Tod seines Meisters in das Kloster zurück, kehrte dann wieder nach Chateau-Landon zurück und beschrieb das Leben seines geliebten Vaters. Er erbaute die Priester durch seinen heiligen Tugendwandel (Manuscript von St. Moritz), und starb am 1. Horn. 513 im Rufe der Heiligkeit. Die Abtei hat ihn in die Zahl der Heiligen aufgenommen, feiert jedoch sein Fest nicht. Der heilige Severin kommt im römischen Marterbuche am 11. Horn. vor; die Diözese Sitten begeht am gleichen Tage mit der Abtei von St. Moritz (in letzterer feierlich) sein Andenken, und die Pfarrei Gundis verehrt ihn als ihren Pfarrpatron. Das Kloster von St. Moritz hatte ehedem ein eigenes Officium vom heil. Severin, welches ein alter Codex von Agaun noch aufbewahrt [1]). (Vergleiche meine Schrift: „Die Heiligen des Walliser-Landes", worin die Quellen zum Leben des heiligen Severin angegeben sind.)

Siegerich, s. Sigismund.

Sigisbert, der heilige, erster Abt von Disentis. Der heilige Sigisbert, in Irland von hochedlem Geblüte um das Jahr 556 geboren, besuchte in seiner Heimath frühzeitig die Schulen. Als er die Knabenjahre erreicht hatte, brachten ihn seine frommen Eltern in das Kloster Banchor, wo er unter der Leitung des alten Vaters Comogell in gottseligen Werken der strengsten Frömmigkeit sich übte. Bald überstrahlte er alle seine Mitschüler durch den Glanz seiner Tugenden und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, und als Columban (s. d. A.) den frommen Entschluß faßte, nach dem Beispiel anderer seiner Landsleute in ferne Gegenden zu wandern und dort die Keime des Christenthumes neu einzupflanzen oder die schon gepflanzten zu pflegen, schloß sich Sigisbert mit noch eilf Andern an ihn, segelte (587) mit diesen nach Gallien über, half in Burgund, Ale-

[1]) Severin wird im Mönchsgewande abgebildet, auf der Brust und in der Hand hat er ein Kreuz, neben sich Brode und Münze in einem Beutel; sein Antlitz kündet die innere Ruhe und das milde freundliche Gemüth an; die Kränze auf der Brust und in der Hand zeugen von seinem Glauben und seiner Hoffnung, und die Brode und die Münzen in dem Beutel, bezeichnen seine Freigebigkeit und Erbarmung.

mannien u. s. w. die Lehre des Evangeliums ausbreiten und einige Klöster gründen. Von nun an war er auf allen Reisen dessen treuer Gefährte und theilte mit ihm die gleichen Schicksale; mit ihm war er zu Tuggen, unweit des Zürichsees, anwesend, als Gallus (s. d. A.) in seinem Feuereifer zu rascher That hingerissen, den Heidentempel in Brand steckte und die dargebrachten Opfer in den See warf. Als Columban hierauf mit seiner Kolonie nach Arbon zog, wanderte Sigisbert nach dem Kanton Uri und kam in das Ursernthal (in Ursariam Vallem), wo jetzt das Dorf Andermatt liegt. Einige Minuten von jenem Dorfe abwärts baute er das erste Gotteshaus unter dem Titel „St. Columbuskirche", und widmete sich daselbst auf einige Zeit der Seelsorge. Ursern behauptet in den Annalen, Sigisbert sei der erste Pfarrer des ganzen Thales gewesen. Diese Annahme ist nicht unwahrscheinlich; denn man findet keine frühern Spuren weder von einem Gotteshause noch von einem Seelsorger. In welchem Jahre der Heilige dahin gekommen sei, läßt sich kaum genau bestimmen, bloß sind bei der alten Kirche am Eingange der Kirche auf einem Steine die Worte eingehauen: „Erinnert euch, wie unsere Väter zum Heile gelangt sind, 612" [1]. — Von Ursern begab sich Sigisbert wieder zu Columban und leistete ihm in Bregenz und an andern Orten Aushülfe, allein ein innerlicher, unwiderstehlicher Trieb zog ihn von dannen; er wallte durch Rhätien, drang in den von hohen Bergstöcken eingemauerten Kessel des Vorderrheinthales, da wo das Medelserthal in dasselbe sich mündet, ein, und ließ sich in dieser schaurigen Gegend auf Mahnung der göttlichen Mutter, die ihm erschienen war, nieder. Diese von Felsen und Wäldern umschlossene und unbewohnte Wildniß nannte man nachgehends Disentis (Desertina, Disertina, Disertim, auch Spelunca), welchen Namen sie bis auf den heutigen Tag beibehalten hat. Sigisbert baute 613 daselbst zu Ehren der allerseligsten Jungfrau ein Bethaus, für sich eine dürftige Hütte und im Jahre darauf (614) einige Zellen für Mönche. Ein Engel brachte ihm von Zeit zu Zeit die Nahrung, die in einem Brode bestand. — Als nun Columban nach Bobio verreiste, besuchte er seinen Mitbruder in Disentis in der Absicht, diesen nach Italien mitzunehmen; aber er mußte ihn zurücklassen, weil er wie

[1] „Mementote, qualiter salvi facti sint Patres nostri, 612."

Gallus kränkelte, und sie schieden im Frieden von einander. Bald (615) war der neue Einsiedler als ein Heiliger in der ganzen Umgegend bekannt; die Bergbewohner hielten ihn für ein höheres Wesen und öffneten um so freudiger ihre Herzen der Lehre des Evangeliums, die er unablässig verkündete. Sein heiliger, anspruchsloser Eifer rührte einen adeligen, reichen Landesherrn, Namens Plazidus, der sich bald auf freundschaftlichen Fuß mit ihm setzte, aus dessen Munde die christlichen Lehren empfing und im Jahr 621 in seine Verbindung trat. Mit dessen Beihülfe legte Sigisbert den Grund zu dem nachher berühmten Kloster Disentis, führte das Gebäude auf im Namen Gottes des Allmächtigen, der seligsten Jungfrau und des heiligen Martin, und ließ die Stiftung durch Zeugen und Unterschriften sicher stellen. Von nun an war Plazidus der unzertrennliche Gefährte Sigisberts und er leistete ihm, weil in die Gebräuche und Sitten seiner Landsleute eingeweiht, bei denselben merkliche Dienste, so daß diese willig in die katholische Kirche eingingen. — Damals war Rhätien dem Frankenreiche unterworfen, welches in den ihm dienstpflichtigen Provinzen seine Statthalter hatte, die man „Fiscalen" nannte. Ueber Rhätien war damals Graf Viktor I. gesetzt, der seine Residenz in Chur hatte, ein gemeiner, niederträchtiger und lasterhafter Mann, der weder göttliche noch menschliche Gesetze achtete und Wittwen und Waisen zu Leibe ging. Als dieser von dem Aufblühen des neuen Stiftes in Disentis und von der Ausbreitung der christlichen Religion daselbst hörte, verließ er Chur, reiste mit seiner Beischläferin, einer andern Herodias, gegen Disentis auf sein Schloß Villingen, auf der linken Seite des Rheins gelegen, und brütete dort seine ruchlosen Pläne gegen die Religion und das neue Stift aus. Sigisbert, über das ungerechte Verfahren des Statthalters entrüstet, sandte seinen Jünger Plazidus nach dem Schlosse des Tyrannen. Seinem Amte getreu, trat dieser mit edler Freimüthigkeit vor den Statthalter, donnerte demselben wie ein anderer Johannes die Worte: „Es ist dir nicht erlaubt," in die Seele, warf ihm sein wüstes Leben und seine Habgier vor und ging davon. Was geschah? Viktor I. ohnehin schon aufgebracht, dachte an eine bittere Vergeltung, und das unverschämte Weib goß Oel in die flackernde Flamme, indem es den Verblendeten aufstachelte, dem Plazidus nachzuschicken und seinem Leben ein Ende zu machen. Es fanden sich

gleich einige elende, ihm ergebene Unmenschen, die blutdürstend auszogen und dem harmlosen Manne, den sie an jenem Orte, wo jetzt die herrliche Plaziduskirche steht, einholten, und ihm am 11. Heumonat 630 den Kopf abschlugen. Aber wie wunderbar ist Gott in seinen Heiligen! Nach der grauenvollen That erhob sich Plazidus, griff mit den Händen nach seinem Haupte und lenkte seine Schritte dem Kloster zu. Auf dem Wege dahin begegnete er einem Weibe, das in einem Bächlein einige Leintücher wusch, und begehrte von ihm ein Tuch, um darin sein vom Blute gefärbtes Haupt einwickeln zu können. Sie warf ihm eines entgegen und ergriff vor Schrecken eilends die Flucht. Der gemarterte Gottesfreund legte in dieses seinen Kopf, und zwei Engel führten ihn zum Kloster. Bei seinem Eintritt in dasselbe geschahen höchst wunderbare Dinge; Plazidus stellte sich vor seinen Meister, und überreichte ihm seinen Kopf mit dem Tuche. Sigisbert, über die wunderbare Ankunft seines Jüngers höchst erstaunt, und zu Thränen gerührt, brachte den Entseelten in die St. Martinskapelle, die an die Seite der Basilika der heiligen Gottesgebärerin gebaut war, verichtete da für ihn die üblichen Todtengebete, und bestattete ihn am 13. Heumonat zur Erde. Bald erreichte aber auch den Tyrannen die Rache Gottes. Viktor I. ging nach einigen Tagen über die Rheinbrücke, fiel plötzlich in den brausenden Strom und ging in den Wellen elend zu Grunde. Im Jahre 636 starb der heilige Abt Sigisbert. Sein Leichnam ward in dem nämlichen Grabe beigesetzt, in welchem Plazidus ruhte, „damit die gleiche Grabstätte diejenigen, welche im Leben durch Tugend vereinigt waren, auch im Tode einschließen möchte“ [1]). Vor der Reformation wurde der Festtag dieser beiden Gottesfreunde am 11. Heumonat im ganzen Bisthum Chur feierlich begangen (wird noch an gleichem Tage in den kirchlichen Tagzeiten gefeiert). Auf dem Grabe dieser Auserwählten wirkte Gott viele Wunder; ein blinder Mensch, Namens Paulin, erhielt am Grabe des heiligen Plazidus das Gesicht; Hugin und Marola, zwei besessene Personen, die man zur Grabstätte dieser Heiligen hinschleppte, gingen geheilt davon. Das Leintuch, welches Plazidus mit seinem Blute färbte, ist noch vorhanden;

---

[1]) „Ut quos virtus in vita conjunxisset, eosdem ab obitu idem funebris exciperet lectulus.“

es sind noch nicht viele Jahre her, daß durch selbes ein auffallendes Wunder geschehen. Es ist eine allgemeine Meinung, der Abt Tello, nachgehends Bischof von Chur, habe Sigisbert und Plazidus mit Gutheißung des Ordinariats in die Zahl der Heiligen versetzt. Der Abt Ulrich I. von Disentis (aus den Grafen von Montfort), ließ gegen 1048 die Leichname dieser Heiligen, die in kostbaren Sarkophagen sich befanden, in das Grab legen, muthmaßlich, wie Eichhorn dafür hält, um dieselben vor Raub sicher zu stellen. Disentis erlangte von Zeit zu Zeit einen größern Ruf, die Wallfahrten mehrten sich, und die Bischöfe, Kaiser und Könige wetteiferten, der Abtei durch Schankungen, Privilegien u. s. w. aufzuhelfen. Sie hat ihr Dasein unter harten Prüfungen bis auf unsere Tage gefristet. Allein Herr von Mülinen sagt: „Gegenwärtig bietet dieses Gotteshaus, dessen Alter mit St. Gallen wetteifert, nur wenige Ueberbleibsel seines vormaligen Glanzes.“ Möchten diese Worte die jetzt noch lebenden Glieder des Gotteshauses Disentis verstehen! (Synops. annal. Monast. Desert. Msc. in fol.; von Mohr, Th., die Regesten der Benediktiner-Abtei Disentis im Kanton Graubünden, 1853)

Sigismund, der heilige, König von Burgund, Martyrer. Noch bei Lebzeiten Gundobalds brachte der heilige Bischof Avitus (s. d. A.) den königlichen Prinzen Sigismund zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit, und bewog ihn zum Eintritte in die katholische Kirche. Seine Jugend fiel in harte und bedrängte Zeiten; in der Leidensschule erzogen, ward er von vielen Lockungen und Fallstricken ferne gehalten, welche so manchem Fürstensohne Verderben drohen und oft für Regenten und Unterthanen unsägliches Weh zur Folge haben. Er wurde selbst wissenschaftlich gebildet, und war stets ein Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften. Nach dem Tode seines Vaters Gundobald (516, zu Quarre, unweit Genf) übernahm er die ganze Verwaltung seines Reiches. Vor allem war ihm daran gelegen, den Glanz der Kirche zu erhöhen, für geziemende Pracht des äußern Gottesdienstes zu sorgen, und die katholische Glaubenslehre aufrecht zu erhalten. Um seine Absicht sicherer zu erreichen, versammelte er die Bischöfe und die Vornehmsten seines Reiches um sich, besprach in ihrer Gegenwart die Angelegenheiten der Kirche und faßte mit ihnen nützliche und zeitgemäße Beschlüsse. Schon im ersten Jahre (516) seiner Regierung berief er eine Synode

nach St. Moritz, welcher er in eigener Person beiwohnte. Das Gotteshaus, dessen Bau unter Theodor I. begonnen, war durch die Vandalen und Arianer in Verfall gerathen; die Mönche, welche bisdahin die Regel von Tarnada (Benedikt von Aniane hat uns selbe aufbewahrt) und dann jene von Agaun befolgten, bedurften zur Handhabung der klösterlichen Zucht neuer Verordnungen. Der Kirchenrath, vom 30. April bis 15. Mai versammelt, sorgte für den innern und König Sigismund für den äußern Glanz des Klosters. Die Mönche waren damals sehr zahlreich, die Versammlung theilte sie in fünf Chöre und bestellte über jede Abtheilung einen Dekan. Zugleich wurden andere Gottesmänner aus den Klöstern Lerin, Grigny bei Vienne in der Dauphiné, aus der Insel Barbe bei Lyon und aus dem Kloster Condat im Jura nach St. Moritz berufen. — Im Jahre darauf (517) ließ Sigismund wieder eine Kirchenversammlung zu Epaon, in der Nähe von St. Moritz, abhalten, die augenscheinlich zum Zwecke hatte, die Kirchenzucht in seinem Reiche aufrecht zu erhalten und eingerissenen Uebeln zu steuern. Er war ein Mann von ächter Frömmigkeit; das glänzende Beispiel seines geistlichen Führers, des heiligen Avitus, und seiner treu ergebenen Amalberga (Almaberga), Tochter Theodorichs, Königs von Italien, die ihm als Gattin wie ein Engel zur Seite stund, übte auf seine inneren Beziehungen zu Gott und sein religiöses Leben einen wesentlichen Einfluß. Sanft und fromm, dabei weise und fest, beglückte sie den König durch ihre Liebe und erbaute ihn durch ihre Tugenden. Sie schenkte ihm zu seiner großen Vaterfreude einen Sohn und eine Tochter, welche in der heiligen Taufe den Namen Siegerich und Esleura (Suavegotha) erhielten; sie war eine eben so zärtliche Mutter als liebenswürdige Gattin und daher unablässig bemüht, die theuern Unterpfänder in Liebe und Treue zu pflegen. So lange Amalberga lebte, stund sein Glücksstern in hellem ungetrübtem Glanze; an ihrer Seite beförderte der fromme Herrscher das Wohl seines Volkes und hielt Zucht und öffentliche Sittlichkeit aufrecht. Von den Großen seines Reiches geehrt, von seinen Unterthanen geliebt, von der Geistlichkeit als ein Muster eines weisen und frommen Regenten gepriesen, und endlich von seinem mächtigen Schwiegervater Theodorich gegen äußere feindliche Anfälle geschützt, hatte Sigismund seit sechs Jahren mit ebenso großem Glücke als Ansehen ge-

herrscht. Aber sein Glücksstern sank mit seiner ewig theuren Amalberga, die ihm der unerbittliche Tod entriß; es begann für ihn eine düstere Zeit unsäglichen Wehes und schwerer Leiden, in denen sich seine Tugend von den Schlacken der Selbstsucht und des eiteln Selbstvertrauens läutern mußte. Stephan, der oberste Fiscal im burgundischen Reiche, der zum allgemeinen Aergerniß in Blutschande lebte, beredete den König, die Constantia, eine ehemalige Dienerin seiner Amalberga, zur Gattin zu nehmen. Das war eine unselige Verbindung. Diese zweite Königin hatte nichts Liebenswürdiges, nichts Anziehendes, als den trügerischen Reiz ihrer Schönheit; sie war hochfahrend, argwöhnisch, zanksüchtig, ungesellig, brachte Unfrieden in den königlichen Pallast und war die Urheberin unheilbringender Vorfälle. Sie gebar ihrem königlichen Gemahl zwei Söhne, Gistald und Gundobald. Den Prinzen Siegerich schmerzte diese Verbindung, das wußte die neue Mutter gar wohl; sie wurde daher an ihm eine wahre Stiefmutter, und zwar im gehäßigsten Sinne des Wortes. Constantia sann auf des Prinzen Untergang, suchte durch Lügen den königlichen Vater zu bethören, und brachte es soweit, daß dieser im Jahre 522 seinen Sohn durch zwei bestellte Diener im Bette erdrosseln ließ. Kaum war die grausenhafte That vollbracht, so erwachte das Gewissen des Königs, der Frevel trat in seiner ganzen scheußlichen Gestalt vor seine Seele und verfolgte ihn Tag und Nacht. Er begab sich in das Kloster St. Moritz in Wallis, wohin er auch die Gebeine Sigerichs bringen ließ; dort betete er ganze Tage und Nächte, und weinte heiße Thränen an dem Grabe des unschuldig Gemordeten. Strenge und aufrichtige Buße richteten endlich den Tiefgebeugten wieder auf, und die Tröstungen der Religion führten die Ruhe und das Vertrauen in seine bewegte Seele zurück. Er begab sich dann nach Lyon, wo er seine Tochter Esleura mit Theodorich, Chlodwigs ältestem Sohne, vermählte, kehrte jedoch bald wieder in das Kloster von St. Moritz zurück und verweilte da weit länger als das erste Mal. Sein tägliches Gebet war: „Herr, züchtige mich für meine Missethat hier, nur nicht in der Ewigkeit,“ und er fand Erhörung. Durch die Ermordung seines Sohnes hatte er sich das Herz seines Schwiegervaters ganz entfremdet; auch bei seinen Unterthanen ward er verhaßt und drei von Chlodwigs Söhnen, nämlich die Könige Chlodomir, Childebert und Chlotar hielten

die gegenwärtigen Zeitumstände für günstig, um die an dem Vater ihrer Mutter Chlotilde und dessen Gemahlin und Söhnen, von Sigismunds Vater Gundobald verübten Mordthaten an dem Sohne zu rächen. Mit einem zahlreichen Heere fielen die drei Brüder in das burgundische Reich ein. Der König eilte nach Lyon, sammelte Soldaten und ging dem Feinde entgegen; aber der unsichtbare Rächer folgte Sigismund auf dem Fuße; er wurde in zwei aufeinanderfolgenden Treffen geschlagen und ganz Burgund von Feinden überschwemmt. Als Mönch verkleidet floh Sigismund in das Kloster des heiligen Mauritius, wo er unerkannt einige Zeit in tiefer Verborgenheit leben zu können hoffte; doch auch diese Hoffnung täuschte ihn. Er ward von seinen eigenen Leuten verrathen, im Gebirge ob St. Moritz, wo jetzt Vérossaz steht, gefangen, an Chlodomir ausgeliefert und in Banden nach Orleans geführt; seine Gemahlin mit ihren zwei Söhnen waren schon früher in die Hände des Siegers gefallen. — Jetzt erfuhren die Burgunder die Gefangenschaft ihres Fürsten und seiner Familie, legten die Waffen nieder und unterwarfen sich den Franken. Aber kaum war Chlodomir mit dem größten Theile des Heeres nach seinen Staaten zurückgekehrt, als schon im nächsten Jahre die Burgunder sich auf's Neue empörten, die Waffen ergriffen und Sigismunds Bruder Godemar zu ihrem Könige ausriefen. Um von den Ostgothen Beistand zu erhalten, trat Godemar an Theodorich vier Städte ab, Carpentras, Cavaillon, Tricastinum und Apt. Theodorich aber begnügte sich, die Burgunder nur unter der Hand zu unterstützen, förmlich und öffentlich wollte er sich nicht für dieselben erklären. Die drei fränkischen Fürsten zogen noch einmal gegen Burgund zu Felde; aber bevor Chlodomir aufbrach, gab er den Befehl, den König Sigismund und dessen ganze Familie hinzurichten. Als dieß Avitus, Abt von Micy (17. Brachmonat), ein Mann voll des Geistes Gottes, hörte, eilte er zum König und sprach: „Herr! Wirst Du des gefangenen Königs und seiner Familie schonen, dann wird die Hand des Höchsten mit dir sein. Sieg und Glück werden deine Unternehmungen krönen; solltest du aber im Gegentheil den grausamen Befehl vollziehen lassen, dann wirst auch du in die Hände deiner Feinde fallen und auf gleiche Art umkommen; es wird an dir, deinem Weibe und deinen Kindern geschehen, was du an Sigismund, seiner Gemahlin und Kin-

dern verübt hast.“ Chlodomir nahm den Blutbefehl nicht zurück, aber auch die Prophezeiung ging bald in Erfüllung. In der Stadt Saint-Père-Avila-Colombe (dem heutigen Columelle), vier Stunden von Orleans, wurde Sigismund sammt seiner Gemahlin und zwei Söhnen enthauptet; er starb, mit Gott und der Kirche ausgesöhnt, eines heiligen Todes im Jahre 524, wie Herr de Rivaz nach den Annalen von St. Moritz berichtet. Er hatte sich schon lange nach der Auflösung gesehnt, und die letzten Laute, die seinen Lippen entflohen, waren inniges Flehen für Burgund und Verzeihung seinen Feinden. Die Leichen der Hingerichteten wurden in eine morastige Cisterne geworfen, wo sie liegen blieben, bis sie der heilige Abt Venerandus (s. d. A.) nach St. Moritz übertragen ließ. Die ganze Familie wird den Heiligen beigezählt, jedoch kömmt im römischen Marterbuche am 1. Mai nur der heilige Sigismund zur Sprache. Die Reliquien der heiligen Märtyrer sind in verschiedene Bisthümer und Kirchen hingekommen; ein Theil derselben befindet sich in der Pfarrkirche von St. Moritz, in welcher der heilige Sigismund am 1. Mai als Pfarreipatron gefeiert wird. Der heilige Sigismund wird auch in Muotathal (Kt. Schwyz) am 1. Mai als erster Pfarrpatron verehrt. Wie ihm dort kirchliche Verehrung zu Theil geworden, läßt sich nicht urkundlich nachweisen; aber eine denkwürdige Ueberlieferung aus grauen Zeiten, im Munde des Volkes von Vater auf Kind und Kindeskind übergegangen, erzählt: als der unglückliche Sigismund von Chlodomir's Heere geschlagen wurde, flüchtete er sich von Burgund auf verschiedenen Umwegen nach St. Moritz. Die feindlichen Soldaten folgten ihm auf dem Fuße nach, und der Flüchtende rettete sich durch ein Wunder. In Ilgau, einer süd-östlich von Schwyz gelegenen Berggemeinde, ward der Heilige in einem großen, dichten Walde vom Feinde so hart bedrängt, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als entweder in die Hände des Feindes zu fallen, oder sich über die 2000 Fuß hohe Felsenwand, „Gallenflüe“ genannt, hinabzustürzen. Er wählte das Letztere, und auf seinem Pferde sitzend, that er den kühnen Sprung. In Ried, am Eingange in's Muotathal, zeigt man heut zu Tage noch den Stein, auf welchen der heilige Sigismund auffiel; man sieht noch die Spuren von Menschenfüssen und Pferdehufen, die durch den harten Fall darin wie eingegraben wurden. Diese Spuren werden je-

doch durch die Länge der Zeit mehr und mehr verwischt. Der verehrte Einsender dieser Zeilen fügt noch hinzu: „Ich habe dieselben schon vor dreißig Jahren beobachtet, fand sie aber damals viel deutlicher als jetzt; auch ist die Zeichnung der Schuhe uud Hufe nicht naturgemäß. — Wir haben in unserer Pfarrkirche ein Brustbild, und in diesem eine Reliquie des Heiligen, welches bei feierlichen Prozessionen umgetragen wird." Ehemals feierte die Abtei St. Moritz vom hl. Sigismund ein eigenes Officium, welches noch in einem Manuscript zu Agaun vorhanden ist. Die Diöcesen Sitten, Lausanne-Genf und Basel begehen noch in den kirchlichen Tagzeiten das Fest des heiligen Sigismund und der Seinigen, jedoch nicht mehr am gleichen Tage; Sitten feiert es am 11. Mai, Lausanne-Genf am 13 desselben Monats, und Basel am zweiten Sonntag nach Ostern. [1]) (Vergl. meine Schrift: „Die Heiligen des Walliserlandes," worin die Biographen des heiligen Sigismund angegeben sind.)

Sigon, der heilige, Abt von Sigestre. Kuno von Stäfis, Propst des Stiftes Lausanne, berichtet, König Guntram habe dem heiligen Sigon ein enges Thal, oder eine Einsiedelei, Balmeta (Baumette) genannt, geschenkt, deren Grenzen sich von Pompaples bis gegen Romainmotier ziehen. Dazu gab er noch beträchtliche Güter in der Gegend. Wo diese Güter und der heilige Ort lagen, ist leicht zu finden; es war unfern der Kirche des heiligen Desiderius, jetzt St. Loup, bei Lasarraz im Waadtlande. Schwierig ist es, die Persönlichkeit dieses Heiligen zu ermitteln, indem die verschiedenen Marthyrologien nicht genügenden Aufschluß geben, ja einander sogar widersprechen. Einige glauben aber, Sigon sei jener Sequanus, Abt von Segestre, an Burgund's äußerster Grenze, dessen am 19. Herbstmonat in den Marthyrologien erwähnt wird. Bald nennen diese unsern Abt Sigon, auch Segonus, nur Usuard gibt ihm den Namen Sequanus. — Frühe entschloß er sich zum geistlichen Stande, und der Bischof von Langres weihte ihn zum Priester, ehe er

[1]) Sigismund wird in einen Bußmantel gehüllt, knieend mit dem Ausdrucke der Reue abgebildet; reuezerknirschten Blickes schaut er nach Oben, verwünscht seine Unthat an Siegerich und stößt gleichsam Krone und Scepter von sich, als sei er derselben unwürdig.

das vorgeschriebene Alter erreicht hatte. Von böswilligen Menschen verfolgt, kam in ihm der schon früher gefaßte Entschluß zur Reife, der Welt zu entsagen, und sich zum Abt Johann in das Kloster Riome zurückzuziehen. In Wissenschaft und Tugend vorgeschritten, baute er selbst ein Kloster in dem Forste von Segestre. Die gute Zucht, welche in dem neuen Kloster aufblühte, erwarb ihm bald großen Ruhm und zog viele Schüler dahin. Seine Heiligkeit und die sie begleitende Wundergabe bewog den frommen König Guntram, ihm in einem einsamen Orte bedeutende Güter zu schenken. Sigon (Sequanus?) starb am 19. Herbstmonat um das Jahr 580, also noch bei Lebzeiten Guntram's, Königs von Burgund. (Cf. Mabillon, Acta SS. O. S. B. Sac. I.; Gregor von Tours, de Glor. Conf. c. 88; Bolland. ad 19. Septembr.; Chron. Cart. p. 23.)

Silenus, s. Columban, Abt.

Simnon Cariotto, Bischof von Genf. Cariotto (Cariatho) ward am Hofe des frommen Königs Guntram (s. d. A.) von Burgund erzogen und wissenschaftlich gebildet. Er versah bei diesem Fürsten das Amt eines Kammerdieners, und genoß seines reinen und unbescholtenen Wandels wegen dessen Achtung und Hochschätzung. Nachdem Cariotto nachgehends die Priesterweihe empfangen hatte, erhob ihn sein hoher Gönner auf den bischöflichen Stuhl von Genf, der damals zu der Herrschaft Burgunds gehörte. Ohne Zweifel war er ein guter und sorgfältiger Hirt seiner Heerde, denn in den bischöflichen Catalogen trägt er den Namen eines Heiligen. Ob ihm eine öffentliche Verehrung zu Theil geworden, wissen wir nicht; auch ist nicht ermittelt, in welchem Jahre er als Bischof nach Genf kam. Herr von Mülinen setzt ihn in den Jahren 584—585 in die bischöfliche Reihenfolge. Nebstdem wohnte er dem Concil von Chalons (582), dem zweiten von Valence (584), und dem zweiten von Macon (585) bei, und hat sich in diesen als Bischof der Stadt Genf unterschrieben. Die weitern Schicksale seines Lebens sind unbekannt. (Vgl. Spon, Histoire de Genève, in 4. T. 1. p. 20—27.)

Stephan Zentriegen, Jesuit. Gleichwie nach den Worten des Apostels die Sterne mit verschiedener Klarheit leuchten, und doch alle glänzen und die Größe und Liebe des Schöpfers verkünden; so sind auch die Seligen und Heiligen durch mehrfache Tugenden unterschieden, strahlen aber doch alle als Zeu-

gen der Herrlichkeit Gottes am Himmel der Kirche. Einige wurden gleichsam vom Feuer der göttlichen Liebe verzehrt, die Anderen opferten freudig Blut und Leben für den Glauben. Viele lebten in stiller Abgeschiedenheit und starben gleichsam lebendig durch die strengen Bußwerke, die sie an ihrem Leibe ausübten. Und wie Viele weihten ihre Kräfte und ihr Leben dem Dienste des Nächsten, wurden Allen Alles, und wirkten unendlich Großes zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. Unter diese zählen wir auch Stephan Zentriegen. Wie der Geschlechtsname lautet, war er ein geborner Walliser. Die Familie Zentriegen zeichnete früher unterschiedlich ihren Namen, indem man in älteren Schriften Trieger, Zurtriegen und Triegen liest. Sie hat ihren Ursprung aus der Gemeinde Bürchen, in der ein kleiner Ort „Zentriegen" heißt. Wie überhaupt die meisten Familien in Wallis ihre Erhebung einem Notar verdanken und durch denselben zu den öffentlichen Aemtern gelangten, so auch das Geschlecht Zentriegen, welches sich von Bürchen nach Unterbäch und Raron ausbreitete. In den Jahren 1511 und 1515 finden wir Johann Zentriegen, Meier zu Raron; er baute 1517 unten an der Burg Raron ein großes Haus, und ließ sich dort bleibend nieder. Als ein Günstling des Kardinals Schiner stieg er zu hohen Würden, war dessen Fiscal, wurde Landeshauptmann und Verwalter des Bezirkes Monthey. Auch sein Sohn war sehr geachtet und bekleidete mehrere Aemter. (Urkunden aus Raron.) — Aus diesem Geschlechte nun entsproß Stephan Zentriegen, im Jahre 1586, wahrscheinlich zu Raron; er weihte sich den Studien, trat in den geistlichen Stand, und das Domkapitel von Sitten wählte ihn 1607 zu seinem Titulardomherrn. Von 1613 bis 1620 war er Pfarrer in Raron; da übernahm er die Stadtpfarrei von Sitten, und zwar zu einer Zeit, in welcher ein starker Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Behörde die Bande der Einigkeit gelöst hatte und eine pestartige Krankheit viele Opfer dahinraffte. Er äußerte eine unbegrenzte Liebe zu den Pestkranken; seine Hausleute mußten ihn bewachen, damit er nicht durch den allzuhäufigen Besuch derselben sein Leben auf's Spiel setze. Allein in der Nacht wußte er ihre Wachsamkeit zu umgehen; er entfernte sich heimlich aus seinem Zimmer, um seine an der Seuche darniederliegenden Pfarrkinder zu Stadt und Land zu besuchen und ihnen mit den Tröstungen der Religion

beizustehen. Bei Tagesanbruch war er wieder im Pfarrhofe.— Laut nachstehender von ihm unterzeichneter Quittung war er im Jahre 1623 noch in Sitten. „Endesunterzeichneter bescheint mit eigener Hand, sein jährliches Einkommen von 83 Pfunden für das Jahr 1622 vom hochwürdigen Peter Furrer, Schaffner des Domkapitels, erhalten zu haben. Frei und ungezwungen unterzeichne ich diese Quittung. Valerie, den 18. Christmonat 1623, Stephan Zentriegen." (Domarchiv von Valerie.) — Voll des Eifers für Gottes Ehre wurde der fromme Mann von Eckel gegen seine Würde und Bürde ergriffen; er sehnte sich nach dem Ordensstande, und trat 1624 zu Landsberg in den Jesuitenorden. Zu München wiederholte er auf den Wunsch seiner Obern, obschon vierzig Jahre alt, die verschiedenen Fächer der Theologie, und ward sodann ein eifriger Lehrer der unteren lateinischen Klassen. — Im Jahre 1630 wüthete eine furchtbare Pest in Trient; zu diesem Uebel gesellte sich eine schreckliche Hungersnoth in Folge eines unerhörten Hagelschlages. Zu Hunderten fielen die Opfer, überall war Jammer und Noth und wenig Hülfe, weil die Gesunden sich durch die Flucht retteten. Inzwischen hatte man außerhalb der Stadt doch eine Zufluchtsstätte, eine Art Spital, aus Balken und Brettern für die Angesteckten aufgeschlagen. Dieses Armenhaus versahen einige Jesuiten, aber auch diese schmolzen bald zusammen. Da übernahm des Spitals Obsorge freiwillig P. Stephan Zentriegen mit außerordentlichem Muthe. Bei seinem Eintritte in das Spital (15. Herbstmonat) fand er bei dreihundert Kranke in Fässer vertheilt, alle beinahe rettungslos mit dem Tode ringend; diese Zahl nahm wegen des immer neuen Zuwachses längere Zeit eher zu, als ab. Er errichtete im Spitale einen Altar, auf dem er die hl. Messe las, und Ermahnungs- und Trostreden an die Kranken hielt; er versah sogleich anfangs Jeden derselben mit den heiligen Sakramenten der Kirche, tröstete sie liebreich mit Worten, linderte ihr Elend bald durch milde Gaben, bald durch Dienstleistungen und that unverdrossen und überhaupt Alles, was die traurigen Umstände erforderten. Mit besonderer Sorgfalt stund er den Sterbenden bei, ohne sogar die Sorge für ihre Beerdigung zu vernachlässigen. Kaum hatte er zehn Tage im Dienste der Unglücklichen zugebracht, so wurde auch er durch Ausdünstungen einer Todtengrube bei der St. Laurenzkirche angesteckt, und es war kein Prie-

ster zu finden, der die Obsorge des Spitals übernommen hätte. Die Bestürzung über sein Erkranken war in der Stadt allgemein, besonders aber im Spitale; allseitig wurde für seine Genesung zu Gott gefleht, und nicht ohne Erfolg; denn er überstund die Krankheit, und erschien nach sechs Tagen wie ein Engel des Trostes wieder unter seinen Kranken. Groß war die Freude über seine Herstellung, die man allgemein als ein Wunder der göttlichen Allmacht und Liebe betrachtete, und dafür Gott pries und verherrlichte. Neu belebt, weilte er nun an der Leidensstätte helfend, segnend und tröstend bis zum gänzlichen Aufhören der Seuche, und verließ das Spital nicht eher, als bis alle Kranken, die nicht unterlagen, als genesen daraus entlassen waren. — Als im Jahre 1638 zu Trient wieder eine Seuche wüthete, war es unser menschenfreundliche P. Zentriegen, der sich da der Pflege der Kranken mit glühendem Eifer und gänzlicher Hingebung widmete, so daß ein Pfarrer ihn bald sein zweites Auge, bald seinen rechten Arm nannte. Er ward zum zweiten Male angesteckt, und unterlag endlich der Krankheit. Als man ihm seine baldige Auflösung ankündigte, stimmte er frohen Muthes den Lobgesang: „Gott, wir loben Dich!" an, und empfing mit zärtlicher Andacht die heiligen Sterbsakramente. Darauf ließ er sich das tridentinische Glaubensbekenntniß vorlesen, und da man zum Schlusse desselben kam, legte er seine rechte Hand auf das Buch und sprach: „In diesem Glauben will ich sterben." Er bat alle Anwesenden um Verzeihung, blieb, ungeachtet der großen Schmerzen, bis zum Tode bei guter Besinnung, und verschied ganz sanft im Herrn. Allgemein betrauert, wurde er zum Beweise der Verehrung und Dankbarkeit in der Kirche St. Maria Maggiore begraben. Auf dem oben erwähnten Altare, auf welchem P. Stephan im Spitale das heilige Meßopfer darbrachte, hatte er ein großes Crucifix errichtet, das alle Kranken sehen konnten: „Dieses Kreuz," sagt P. Kropf, Biograph unseres Seligen, „ward noch 1755 (auch später) im Collegium der Gesellschaft Jesu von Trient aufbewahrt; es enthielt eine Inschrift, welche die vorzüglichsten Thaten uud Wunder, die P. Stephan an den Kranken gewirkt, aufzählte." Cf. Kropf, Hist. Prov. S. J. Germ. Sup. T. IV. p. 361 et 497. T. V. p. 448.) — In neuerer Zeit hat der nun in Gott ruhende P. Johann Baptist Welte, der bis zum

Sturze des Sonderbundes mit hoher Anerkennung in Brieg im Wallis den Lehrstuhl der Rhetorik inne hatte, und mit schwerem Herzen mit seinen Brüdern den Wanderstab ergriff, um sein liebes Wallis auf immer zu verlassen, das Leben des ehrwürdigen P. Stephan beschrieben, und dasselbe in die Klosterannalen von Brieg einrücken lassen. Er endet die Biographie mit den Worten: „Vierzehn Jahre lebte Stephan in der Gesellschaft Jesu. Obschon dieser ausgezeichnete Mann in einer fremden Stadt aus dieser Welt schied, so konnten wir doch es nicht unterlassen, ihm einige Zeilen zu weihen, indem er der erste Walliser ist, der sich mit unserer Gesellschaft verbunden hat. Wir dürfen billig hoffen, daß an ihm jeder Walliser, der in unsern Orden eintritt, ein schönes und anziehendes Vorbild zur religiösen Wetteiferung in hingebender Gottes- und Nächstenliebe haben werde."

Sulpitius, der heilige, Sendbote in Wallis. Der zweite Apostel, der im Rhonethale als Missionär auftrat, war Sulpitius, ein Bischof aus Gallien, ein frommer und seeleneifriger Mann. Seiner wird in den Annalen um das Jahr 323 erwähnt. Ein sehr altes geschätztes Manuscript, das sich früher in den Händen des gelehrten Clermonterabtes Savaro befand, spendet ihm das größte Lob und nennt ihn einen würdigen gallischen Bischof. Er starb nach einem wahrhaft christlichen Leben, und wurde in einer Nische der Kirche von Martinach begraben. „Diese letzte Angabe ist," wie Herr Professor Gelpke von Bern richtig bemerkt, „nicht ohne Werth, es hatte in diesem Falle die Ueberlieferung einen festen Anhaltspunkt gewonnen, der uns die Aufbewahrung dieses Namens erklärt. Zugleich würden wir auch von dieser Seite her auf die Annahme geführt, daß es schon im Anfange des Jahrhunderts (nämlich des vierten) christliche Kirchen in Wallis gab."

Sylvius, der heilige, Bischof von Martinach. Der heilige Geist entzieht die Seinigen frühe den Gefahren der Welt, führt sie in Einöden und abgelegene Orte hin und erzieht sie dort für den höhern Beruf, zu welchem er sie auserkoren hat. Durch dessen Leitung kam auch Sylvius (Salvius) aus Marseille oder Arles gebürtig, in seiner zartesten Jugend in das Kloster Lerin in Gallien, aus welchem viele gelehrte und ausgezeichnete Bischöfe hervorgingen, und legte dort den Grund zu

seiner künftigen Heiligkeit. Zu seinem Lehrer hatte er den heiligen Hilarius, der nach dem Zeugnisse des heiligen Honoratus, Bischof von Marseille, einen so weltberühmten Ruf hatte, daß von allen Seiten nicht nur Jünglinge, sondern gottesfürchtige und gelehrte Männer herbei eilten, seine Lehren und Weisungen anzuhören. Der heilige Eucherius hatte zwei Söhne, Salonius (s. d. A.) und Veran, welche er nach Lerin in's Kloster schickte. Ihr Lehrer war Salvian. Als der Vater sah, daß die Söhne unter dessen Leitung eine ausgezeichnete Erziehung erhielten, entsagte auch er der Welt und folgte ihnen dahin. Hier schlossen Sylvius und Eucherius innige Freundschaft, die am schönsten hervortrat, als der Erstere den Bischofsstuhl von Wallis, der Andere den Metropolitansitz von Lyon inne hatte. Sylvius folgte im Jahre 431 oder 432 dem heiligen Mauritius (s. d. A.) im bischöflichen Hirtenamte, und wie Herr de Rivaz dafür hält, empfing er die Bischofsweihe von seinem Metropoliten Eucherius, der ihn dann auch nach Wallis geleitete und daselbst feierlich in sein Amt einsetzte. Wie seine Vorfahrer, wählte auch er Martinach zu seiner Residenz, mußte aber bald den Sitz nach St. Moritz verlegen, da die Dranse abermals Martinach und seine Umgebung überfluthete. Von Lyon aus sandte (436—440) Eucherius die Märtyrergeschichte des heiligen Mauritius und seiner Gefährten, die er wahrscheinlich im beschaulichen, zurückgezogenen Leben gesammelt hatte, an seinen Freund Sylvius. Die Geschichte selbst der thebäischen Legion haben wir theilweise in dem Artikel: „Mauritius, der heilige und die thebäische Legion" u. s. w. mitgetheilt; hier folgen die Worte, mit denen der Erzbischof sein Schreiben begleitete: „Ich übersende deiner Heiligkeit das niedergeschriebene Leiden unserer Märtyrer; denn ich fürchtete, die Zeit möchte durch die Fahrlässigkeit der Menschen die Thaten dieses so glorreichen Martyriums aus dem Andenken verwischen. Was die Geschichte selbst betrifft, habe ich diese nach solchen Zeugen zusammengeschrieben, welche betheuerten, dieselbe vom heiligen Isaak, Bischof von Genf, empfangen zu haben, von welchem ich halte, er habe den Hergang ihres Leidens gekannt; und ich glaube nicht zu irren, dieser habe sie von dem noch ältern Bischof Theodor erhalten. Während also Andere von verschiedenen Orten und Provinzen zur Ehre und zum Dienste der Heiligen Gold,

Silber und andere Geschenke darbringen, weihen wir ihnen demüthig dieses Denkmal unserer Feder, in der Hoffnung, durch ihre Fürbitte die Verzeihung aller Sünden für mein verflossenes Leben und den Schutz meiner heiligen Patronen zu erhalten. Auch ihr, die ihr stets dem Dienste der Verehrung der Heiligen oblieget, heiliger Herr! und mit Recht glückseligster Bruder, gedenket auch unser vor dem Angesichte des Herrn." — Innig freute sich Sylvius über diese Mittheilung, und er trug alle Sorge, nicht nur die Geschichte der Thebäer gewissenhaft zu bewahren, sondern in andere Gegenden zu verbreiten, damit der Heldentod dieser Gottesmänner in Aller Mund gefeiert werde. Er wollte seinem Freunde ein Gegengeschenk machen, verfaßte 448 seinen Kalender (laterculum) von Heiligen oder von solchen Personen, welche die Kirche Gottes zierten, damit ihre Namen und Thaten der Nachwelt überliefert würden. Wie er die Arbeit als vollendet betrachtete, ließ er sie an Eucherius abgehen und bat ihn, dieselbe zu prüfen. Dieser sprach darüber seine Zufriedenheit und hohe Anerkennung aus. Ganz anders urtheilt freilich heute Herr Gelpke über unsern Sylvius; er sagt: „Er hat seine eigenthümlichen Ideen und Liebhabereien in der Wissenschaft." Allein das Urtheil des heiligen Metropoliten von Lyon ist gewichtiger, als das des modernen Schriftstellers. — Gegen das Jahr 450 (nach de Rivaz 449) vernahm Sylvius den Tod seines geliebten Freundes; diese Trauerbotschaft schmerzte den heiligen Bischof so sehr, daß man ihn weinen sah. Da erinnerte er sich der Worte, die Eucherius in der Abhandlung „von der Verachtung der Welt" auf der Insel Lerin an Valerian, seinen Verwandten, gerichtet hatte: „Ich habe," schreibt er, „Menschen auf den höchsten Gipfel der Ehren und Reichthümer erhoben gesehen. Das Glück hat ihnen verschwenderisch alle Güter zugeworfen, ohne nur Zeit zu lassen, sie zu wünschen; und der auf's Höchste gestiegene Wohlstand überbot selbst ihre Leidenschaften. Allein in einem Augenblicke waren sie verschwunden; ihre unermeßlichen Besitzungen sind zerrissen, und sie selbst sind nicht mehr." Nachdem er eine Reihe von Jahren die Kirche Gottes in Wallis geleitet hatte, starb Sylvius gegen das Jahr 462. Der 30. April ist der Tag seines Andenkens. Er ward im Kloster St. Moritz beerdigt, wie Herr Boccard aus ältern Quellen nachweist. Die uralte Pfarrkirche von Vesch hat

ihn zum Patron. Vor der Annahme des römischen Breviers feierte die Diöcese Sitten das Fest des heiligen Sylvius am 30. April in den kirchlichen Tagzeiten; man findet seinen Namen jetzt noch in den auf Pergament geschriebenen Meßbüchern von Chaimoson und Chyppis, wie auch in dem alten Brevier (gleichfalls auf Pergament), welches im bischöflichen Archiv zu Sitten aufbewahrt wird. (Vergl. meine Schrift: „Die Heiligen des Walliserlandes;" Gallia christiana, neuere Auflage, T. XII., p. 734. etc.)

T.

Tello, Bischof von Chur, war der Sohn des Grafen Viktor II. und der Theusinde, von Rhätien. Wie so viele Andere kam auch er in seiner zarten Jugend nach Disentis, um im dortigen Kloster eine religiöse und wissenschaftliche Bildung zu erhalten. Unter der Leitung des heiligen Ursicin, seines Vetters, (s. d. A.) ward er fromm und standesgemäß erzogen; der Jüngling gewann daher das klösterliche Leben bald so lieb, daß er ein Mönch von Disentis wurde. Er wurde, als Ursicin den Bischofssitz von Chur bestieg, von den Religiosen zu dessen Nachfolger gewählt; Ursicin entsagte bald seiner Würde, und Tello wurde das zweite Mal sein Amtsnachfolger. Es schmerzte ihn sehr, zu sehen, wie anmaßend und ungerecht Sidonius, Bischof von Constanz, gegen St. Gallen verfuhr. Dieser verfolgte nämlich die Mönche, und suchte sich mit den Gütern der Abtei zu bereichern. Tello sandte, wie Strabo berichtet, einen Abgeordneten an Sidonius und bat ihn, er solle aus Liebe zu ihm von den Verfolgungen der Brüder abstehen, denn auch er habe Anverwandte in diesem Kloster. Diese wohlgemeinten Vorstellungen wies der Bischof unwillig zurück, und entwarf neue Pläne zur Unterdrückung des löblichen Stiftes; aber die Hand des Herrn erreichte ihn bald. Sein trauriges Ende erzählt das Manuscript von St. Gallen, wie folgt: „Sidonius, von Rache und Wuth entbrannt, kam nach St.

Gallen und wollte, der Fürsprache des Bischofs Tello von Chur ungeachtet, die Mönche züchtigen; aber das Blatt wendete sich anders, als er geglaubt hatte; denn eben, da er in der Kirche vor dem Grabe des heiligen Gallus stand, befiel ihn ein plötzlicher Durchfall, an dem er wenige Tage darauf erbärmlich endigte, nachdem man ihn zuvor nach der Reichenau, wo er Abt war, gebracht hatte.“ — Tello zierte den bischöflichen Stuhl als ein frommer und tugendhafter Fürst, und errichtete schöne Denkmäler; er hatte ein großes Vermögen, welches er zu kirchlichen Zwecken verwendete. Die Kathedrale von Chur, die heute noch steht, ließ er, wie Bruschius und Bucelin schreiben, auf eigene Kosten aufbauen und manches Gotteshaus reichlicher ausstatten. Indeß erstreckte sich seine Wirksamkeit auch über seinen Sprengel hinaus; er besuchte die Synoden und wohnte 765 jener von Attigny bei, deren Beschlüsse von siebenundzwanzig Bischöfen und siebenzehn Aebten unterzeichnet wurden. Tello's Unterschrift war: „Tello episcopus civitatis Curia dicta,“ (Tello, Bischof der Stadt Chur genannt). Von dieser Synode ist ein Dekret auf uns gekommen, welches besagt: „Wenn Einer der Unterzeichneten sterbe, soll jeder Ueberlebende für ihn eine gewisse Anzahl Psalmen und Messen singen.“ — Bald nach seiner Rückkehr verfaßte er sein Testament, in welchem er dem Kloster Disentis und der daselbst der heiligen Jungfrau Maria, dem heiligen Martin, dem heiligen Petrus geweihten Kirche zur Sühnung seiner und seiner Eltern Sünden, mit Wissen seines Vaters, die ihm erbweise zugefallenen Besitzungen vermachte. Den frommen Erblasser leiteten hier wichtige Gründe: nicht nur wollte er seine Frömmigkeit und Tugend beurkunden und den Wohlstand der Abtei Disentis heben, sondern auch das Unrecht, das seine Vorahnen verübt hatten, wieder gutmachen. Denn sein Urvater Viktor I. hatte den hl. Placidus gemordet, und sich mit dessen Gütern, welche dem Kloster zugehörten, bereichert. Zu Tello's Zeiten lag die Gewalt der Heiligsprechung in den Händen der Bischöfe, und wie man allgemein dafürhält, versetzte er Placidus und Sigisbert in die Zahl der Heiligen, und bestimmte zugleich den 11. Heumonat zu ihrer jährlichen Feier. Nachdem dieser große Prälat seine Angelegenheiten geregelt sah, beschäftigte er sich einzig mit seinem Heile (Eichhorn, Epis. Cur.;) er starb am 24. Herbstmonat 773, nach Andern 784. Sein Andenken blieb im Segen. Die

Annalen von Disentis geben ihm das schöne Zeugniß: „Er habe als Mönch in ihrem Kloster mit großem Glanz der Heiligkeit geleuchtet."

Theodat, Abt von Romainmotier. Der Ursprung des Klosters Romainmotier reicht bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts hinauf. Roman (s. d. A.) und Lupicin, zwei Brüder aus der sequanischen Provinz, hatten dasselbe gegründet, und wahrscheinlich die, jedoch in etwas gemilderte Regel der Mönche des Orients in demselben eingeführt. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts treffen wir daselbst den Abt Theodat an, einen heiligmäßigen Mann, der wie ein helles Gestirn seinen Mönchen voranleuchtete. Das Jahr seines Ueberganges in's bessere Leben ist nicht ermittelt. Florian, sein Nachfolger, gibt ihm ein herrliches Zeugniß, und schreibt an den heiligen Nicetius von Trier: „Obschon Theodat nicht in so hoher Würde steht, wie Cäsarius, so ist er ihm doch an Verdiensten gleich. Er war der Welt und ihm die Welt gekreuzigt; er war ein würdiger Tempel der hochheiligen Dreieinigkeit, voll Ehrfurcht für alles Heilige, gütig und sanft, dem Fasten und Beten ergeben, rein und ohne Makel. Er hat mir die heiligen Schriften erklärt, und mich in meinem Jünglingsalter zum geistlichen Leben erzogen: so wird er denn auch für mich, seinen Sohn, seinen Schüler und, obschon unwürdigen, Nachfolger freudig bei Gott Fürbitte einlegen." (Epist. Flor. ad Nicet. ap. Bouq. IV. 66.) Er nennt ihn auch einen Mann „heiligen Gedächtnisses." — Daß wir von manchen frühern Heiligen so wenig wissen, soll uns nicht befremden. Sie hatten die Gewohnheit, Vieles zu wirken, aber wenig zu reden und noch weniger zu schreiben; denn sie waren demüthig und damit zufrieden, daß ihre Namen und guten Thaten in das Buch des Lebens eingeschrieben würden. Sie werden aber einst an den Tag kommen, wann der Herr kommen wird; dann wird Alles offenbar und einem Jeden nach seinen Werken vergolten werden. (Cf. Mémorial de Fribourg, T. I. p. 290; Memoires et documents de la société de l'histoire de la Suisse romonde T. III., wo das Chartularium des Klosters Romainmotier abgedruckt ist; von Mülinen, Helvet. S.)

Theodor I., der heilige, erster Bischof von Wallis. Die Kirche Jesu, die alle Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit und durch den Glauben zum Heile zu führen trach-

tet, kann nur da festen Boden fassen, wo sie die Menschen für die Lehre des Evangeliums empfänglich macht. Darum sendet sie zuerst ihre Apostel zu den Heiden, um dieselben zu unterrichten und zu belehren; dann folgen die Oberhirten, welche das begonnene Werk durchführen und befestigen. So ging es auch einst in Wallis. Nach dem Tode der Thebäer kamen auf höhere Aufträge die Sendboten Ogerius, Sulpitius und Sempronius (s. d. A.) über die Alpen, predigten die Glaubens- und Sittenlehren und bekehrten die Anwohner des Rhonethales zu Jesus Christus. Da sandte, wie der geschichtskundige Herr de Rivaz nachweist, im Jahre 349 der heilige Protasius, Bischof von Mailand, Theodor oder Theodul, den ersten dieses Namens, dahin, welcher in der Reihenfolge der Walliserbischöfe als erster bleibender Bischof aufgezählt wird. — Wallis hatte in dieser Zeit vier Hauptstädte: Tarnada (jetzt St. Moritz) Martinach, Sitten und Brieg; die celtische Sprache war verschwunden und das Volk redete die lateinische, jene der Römer. Martinach nahm den gesandten Prälaten bereitwillig auf; darum wählte er diese Stadt zu seinem Aufenthalte, und entwickelte von dort aus seine Amtsthätigkeit nach Ober- und Unterwallis. Alle alten Notizen und Ueberlieferungen stimmen darin überein, daß Theodor I. den Hirtenstab zur Ehre der Kirche Jesu geführt und eben so durch sein christliches Leben, als seine tiefere Kenntniß zur Verbreitung des Christenthums in Wallis beigetragen, und die aufblühende Kirche auf feste Grundlagen gestellt habe. Nach Versicherung des heiligen Eucherius soll Gott in einem Gesichte unserm Theodor die Grabstätte des heiligen Mauritius und seiner Genossen geoffenbart haben; sogleich begab er sich an Ort und Stelle, und ließ in Tarnada (351) zu Ehren der gefeierten Blutzeugen eine Kirche bauen. Diese wurde an den Felsen angebaut, in dessen unmittelbarer Nähe auch noch die jetzige steht, und erhielt deßhalb den Namen die Agaunensische. Agaunum bedeutet nämlich in der alten gallischen Sprache Fels, ein Viel der Steine oder Felsen, wie Stumpf's Chronik angibt. — Während man die Kirche aufführte,[1]) ereignete sich eine auffallende

---

[1]) Die schöne Kirche, die der heilige Theodor zu Agaun aufführen ließ, war nicht die erste christliche Kirche daselbst; denn wie Briguet nach ältern Gewährsmän-

Begebenheit: „es geschah," sagt der heilige Eucherius, „daß unter den Bauleuten, die zur Aufführung dieses Werkes gedungen waren, ein Schmied sich befand, der ein Heide war. Während die Uebrigen am Sonntage dem Gottesdienste beiwohnten, blieb dieser in der Werkstätte allein zurück. Plötzlich umgab ihn ein helles Licht; die Heiligen kamen zum Vorschein, ergriffen den Schmied und zogen ihn zur Strafe. Es war ihm, als er die Märtyrerschaar sah, als erhielte er Schläge und bittere Vorwürfe, daß er am Tage des Herrn allein von der Kirche wegbleibe und sich als Heide getraue', an diesem heiligen Werke zu arbeiten? Die Folge dieser wunderbaren Erscheinung war, daß der Schmied betroffen, von nun an nach einem rechtschaffenen Namen strebte und Christ wurde." — Die Kunde der Auffindung der heiligen Gebeine verbreitete sich in alle Gegenden, vorzüglich nach Gallien hin; von allen Seiten pilgerten fromme Männer zu den Gräbern der gemarterten Gottesfreunde, ihren Leidensort zu verehren. Theodor verband die Herbeigewanderten, die dort zum Lobe Gottes ihr Leben zu weihen sich entschlossen hatten, mittelst einer bestimmten Regel zu einem gemeinsamen Leben. In frommen Anstrebungen beurkundete der heilige Bischof seine hohe Sendung fort und fort; in seinem Hirtenamte entfal-

nern berichtet, hat die heilige Helena (18. August), Gattin des Kaisers Constantius Chlorus und Mutter Constantins des Großen, auf ihrer Rückkehr von Gallien nach Italien, im Anfange des vierten Jahrhunderts, zu Agaun den Pilgern, die um die Grabstätte der heiligen Thebäer sich sammelten, eine Kirche ge baut. Als der heilige Theodor in's Wallis kam, fand er um die Marterstätte der heiligen Blutzeugen und weiter im Lande hinauf viele Christen, die zweifelsohne gemeinschaftlich die Kirche von St. Moritz besuchten. Ob in andern Gegenden des Rhonethales christliche Kirchen stunden, läßt sich, obwohl es wahrscheinlich ist, nicht mit Gewißheit behaupten. Die Biographen der heiligen Kaiserin Helena erzählen, sie sei eine große Verehrerin der thebäischen Legion gewesen, und habe anderswo zu Ehren des heiligen Viktor und der übrigen Soldaten eine Basilika sammt einem Chorstift gegründet. Indem die Heilige wieder von Gallien nach Italien wanderte und sich dem blutgefärbten Boden näherte, wo Mauritius und seine Mitgesellen gemartert worden, bewies sie ihre Frömmigkeit und Andacht zu dieser heil. Schaar durch die Erhebung eines Gotteshauses. Vermuthlich war diese Kirche nur ein kleines Bethaus, sonst hätte Theodor sich nicht veranlaßt gefunden, dem heiligen Mauritius und seinen Genossen einen geräumigen Tempel zu bauen.

tete er schöne Tugenden, welche die Mauriner-Congregation mit den Worten schildert: „Er habe durch Wundergabe, Wissenschaft, Heiligkeit der Sitten und durch eine besondere Gabe, die Heiden zu Christus zu führen, der Nachwelt ein hochgefeiertes Andenken hinterlassen." — Indessen war dieser heilige Oberhirt nicht nur in Wallis, sondern auch im Auslande thätig; er soll in Kleinburgund (s. Golüt, Histoire de la Franche-Comté) gepredigt und über die Alpen hinweg bis in die Umgegend Novara's seine Wirksamkeit ausgedehnt haben. Im Jahre 381 besuchte er das Concil von Aquileja, welches aus zweiunddreißig Bischöfen bestund und vom Kaiser Gratian den Befehl erhalten hatte, gegen die den Arianismus erneuernden Bischöfe Palladius und Secundian einzuschreiten. Theodor nahm nach den Metropoliten den ersten Platz ein, vertheidigte mit Wärme die orthodoxe Lehre und sprach: „Wir halten Palladius, welcher Christus den wahren Gott, als gleich ewig mit dem Vater, läugnete, für keinen Christen, noch vielweniger für einen Priester." In den Unterschriften ist Theodor als der sechste unterzeichnet. Palladius und Secundian wurden als Arianer des heiligen Amtes entsetzt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. — Bald nachher erhob sich Jovinian, ein üppig lebender Mönch, gegen den Werth des klösterlichen Lebens, lehrte, der Ordensmann sei nicht heiliger als ein anderer Mensch, es gebe nur einen Grad von Seligkeit; daher könne er, bei aller Anstrengung, keine höhere Belohnung, als Andere empfangen; ebenso seien alle Sünder gleich; das jungfräuliche Leben habe keinen Vorzug vor der Ehe; Maria habe nach der Geburt Jesu aufgehört, Jungfrau zu sein. In Rom als Irrlehrer erklärt, kamen Jovinian und mehrere seiner Anhänger nach Mailand, wo sie ebenfalls von dem heiligen Ambrosius und andern anwesenden Bischöfen mit dem Kirchenbann belegt wurden. Unter diesen befand sich auch der Bischof Theodor von Wallis, der (390) mit den neun übrigen das vortreffliche Synodalschreiben unterzeichnete, worin sie dem Papste Siricius (385—398) über das von ihnen gefällte Urtheil Kunde gaben, und ganz besonders die ewige Jungfrauschaft Mariens behaupten. Merkwürdig sind unter andern diese Worte der Väter: „Will man der Lehre der Bischöfe keinen Glauben beimessen, so glaube man dem Ausspruche Christi, den Worten des Engels, dem Glaubensbekennt-

nisse der heiligen Apostel, welches die römische Kirche jederzeit unversehrt erhält und bewahrt." — Bei diesen Zusammenkünften lernte er die orthodoxen Männer kennen, mit denen er in nähere Verbindung trat, und Rath und Trost in den Angelegenheiten seines Bisthums suchte. Zur Dankbarkeit sandte er Einzelnen, wie dem heiligen Victricius und Martin von Tours Reliquien zu, welche die gehörige Anerkennung fanden. Während seiner Amtsführung, schreibt Herr Boccard (Histoire du Valais, p. 400), ließ der Prätor Pontius Asclepiodot eine oder mehrere Kirchen, herrlicher als sie zuvor waren, wieder erbauen, wie es auf einer Inschrift am Rathhause zu Sitten, vom Jahre 377, zu lesen ist. — Gegen das Ende seines Lebens verfaßte der hochbejahrte Greis, allen Nachforschungen getreu, die Martergeschichte des heiligen Mauritius und seiner Gefährten, sandte dieselbe dem heiligen Isaak, Bischof von Genf (s. d. A.), welcher sie wieder an Andere übermachte, bis sie endlich in die Hände des heiligen Eucherius kam, der sie dem Bischof Sylvius (s. d. A.) weihte. Der heilige Theodor starb gegen das Jahr 391, vermuthlich zu Martinach, wo er seine Wohnung hatte. Sein Fest begeht die Kirche von Sitten am 26. Augstmonat. Später wurden manche Gotteshäuser unter seiner Anrufung eingeweiht; so im Bisthum Lausanne die erste Kirche von Grüyers um das Jahr 1250. Theodor hat sich einen unsterblichen Ruhm erworben; sein Name findet sich deßhalb in den ältesten liturgischen Manuscripten des Landes, dem sehr alten „Missale Sedunense" und einem ebenfalls sehr alten Martyrologium, älter als alle übrigen Bücher mit dem kirchlichen Officium, da beide in dem Archiv des Domherrenkapitels auf Valerie niedergelegt sind.

Theodor II., der heilige, Bischof von Martinach. In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, als König Sigismund oder Sigmund (s. d. A.) über Burgund regierte, hatte Wallis abermals einen heiligen Oberhirten zum Vorsteher über die christliche Heerde. Theodor II. ist der gefeierte Mann; wie sein Vorfahrer Dominik, wohnte er auch in Martinach. All sein Streben und Wirken widmete er seinem Volke, der Ehre Gottes und seinem Heile. Oft besuchte er den Leidensort der seligen Märtyrer in Agaun, verehrte den Boden, welchen die Thebäer mit ihrem Blute geheiligt, und rief sie um Hülfe und Beistand zur

glücklichen Vollendung seines schweren Hirtenamtes an. Allein so oft er hinkam, schmerzte es ihn, zu sehen, daß die frommen Ueberreste der Heiligen zerstreut auf dem Felde herumlagen und noch keine geziemende Grabstätte gefunden hatten. Er begann mit dem Vorsteher von St. Moritz die Kirche, welche die Vandalen und Arianer übel zugerichtet hatten, wieder auszubessern. Zu diesem Zwecke sammelten sie Liebesgaben, aber ihre Kräfte reichten nicht hin. Der hochherzige König Sigismund kam dem frommen Unternehmen zu Hülfe, indem er 516 zu St. Moritz in seiner Anwesenheit ein Conzil abhalten ließ, auf dem er dasselbe warm befürwortete. Theodor, der der Versammlung beiwohnte, ergriff das Wort und sprach: „Das größte Anliegen meines Herzens ist, euch zu heilsamer Berathung vorzulegen, was mit den Gebeinen der seligen thebäischen Märtyrer, d. i. Mauritius und seiner Gefährten, die durch Maximian für den höchsten Gott den Tod gelitten und noch unbegraben herumliegen, zu thun sei? Ich kenne keinen Menschen, der im Stande wäre, einem Jeden, wie sie es verdienten, eine Kirche zu bauen.“ Der König erklärte den Antrag für erheblich und verlangte von den Bischöfen, sie sollten sich berathen, was zu thun wäre. Nach einer Unterredung sprachen diese: „Wir haben für gut gefunden, daß man nur Jene, deren Namen man kennt, Moritz, Exuper, Candid und Viktor innerhalb der Basilika, welche die Güte des Königs zu diesem Zwecke herzustellen befahl, lege. Die übrigen Leiber aber setze man sämmtlich an einem andern sichern und passenden Orte bei; zugleich bestelle man bewährte und heilige Wächter, welche in Sorgfalt hüten, damit kein Betrug und Raub stattfinde.“ Theodor oder Theodul wohnte noch den übrigen Verhandlungen bei, und unterzeichnete am 15. Mai mit Andern die Beschlüsse des Concils. Voll Freude über die Erreichung seines Zweckes kehrte er zu seiner Heerde zurück. Allein er sollte sie nicht länger mehr weiden; er starb noch im gleichen Jahre, nämlich 516 am 27. August, an welchem Tage die Diöcese Sitten sein Andenken in den kirchlichen Tagzeiten begeht. Einige Schriftsteller geben den Tag seines Todes nicht an; allein Herr de L'isle (O. S. B.), Abt von St. Leopold in Nancy, erklärt, er habe im Kloster Agaun, wo er sich längere Zeit aufhielt, in den ältesten Schriften aufgefunden, Theodor, Bischof von Martinach, sei am 27. August 516 gestorben. Das alte

Brevier von Sitten lobt seine Demuth, Keuschheit, Abtödtung, Sanftmuth und Liebe zu den Armen. — Es mangelte auch nicht an Kritikern, die das Episcopat unseres Heiligen in Zweifel zogen; aber es sind überwiegende Gründe genug vorhanden, die alle Zweifel heben. Am Gründlichsten behandelte unsern Heiligen Herr de Rivaz; ihm schließt sich löblich an Herr Professor Gelpke in Bern, welcher von Theodor II. schreibt: „Es nennt ihn vor Allem das agaunensische Verzeichniß, dann aber auch alle andern. Auch finden wir in Betreff seiner im Leben des heiligen Ambrosius von dem Anonymus, der hier so recht als Zeitgenosse spricht, hervorgehoben, daß er bei Errichtung der neuen Kirche mit Kollekten und dann auch bei der Sammlung der geweihten Körper mit Hülfeleistung sich betheiligt habe. Es ist somit die Existenz dieses Theodor II. doppelt und dreifach bezeugt."

Theodor, der selige, Abt von Kempten. Als Columban (s. d. A.) nach Italien zog, ließ er den kranken Gallus zurück, der, weil der Pflege bedürftig, sogleich seinen Gastfreund, den Priester Willimar aufsuchte. Er fand die freundlichste Aufnahme, es wurde ihm alle Liebe erwiesen, und den beiden Klerikern Magnus und Theodor aufgetragen, daß sie für ihn sorgen und ihn in der Nähe der Kirche verpflegen sollten. Die beiden Kleriker, die als Gehülfen in der Seelsorge bei dem Pfarrer Willimar in Arbon stunden, schlossen sich jetzt an Gall, und folgten dem Manne ihrer Verehrung in die Wildniß, in der er sich ansiedelte. Nach wenigen Jahren starb zu Bobbio der heilige Columban; Gallus, der in einer Erscheinung seinen Tod erfahren, sandte den Magnus nach Bobbio, um sich des Nähern darüber zu erkundigen. Dieser brachte ihm Columban's Krummstab als Zeichen und Vermächtniß. Theodor und Magnns lebten bis zum Tode Gall's in dessen Verbindung; wie lange sie aber nach seinem Hinscheiden in St. Gallen noch verweilt, läßt sich nicht leicht bestimmen. Ein altes Manuscript von St. Gallen sagt: „Drei Jahre, nach deren Verlauf sie das Kloster verließen, um ungläubigen Völkern das Licht des Evangeliums zu bringen." — Ueber St. Gallen kamen schwere Zeiten, Otwin's Räuberhorden plünderten die Gegend, tödteten viele Menschen, und entweihten selbst das Grab des heiligen Gallus. Der edle Bischof Boso von Konstanz leistete Hülfe, tröstete Magnus und

Theodor, und ließ die Grabstätte des Heiligen schöner denn zuvor herstellen. Als die Nachricht von der Verwüstung der St. Gallenzelle sich ringsherum verbreitet hatte, sandte der Bischof von Augsburg einen Priester, Namens Tosso oder Tozzo, zu den Schwergeprüften, um sie zur Gründung einer neuen Kolonie im Augsburgersprengel einzuladen. Magnus war schon vorher in einem Gesichte ermahnt worden, nach den julischen Alpen zu ziehen, wo einst der Bischof Narcissus von Tolosa, der nach der Sage den angeblichen Oheim der heiligen Afra, Zosimus, nach der Taufe Dionysius genannt, zum Bischofe der Stadt Augsburg geweiht hatte, dem Teufel einen Drachen zu tödten befohlen hatte. Der Heilige glaubte deßhalb in der Ankunft Tosso's und seiner Einladung zur Uebersiedelung in die Augsburger Diöcese den Finger Gottes zu erkennen und beschloß ohne Bedenken, der letztern Folge zu leisten. Tosso hatte sich auch durch ein glänzendes Wunder bei ihm beglaubiget. Er hatte sich den Weg nach St. Gallen von einem Lichte zeigen lassen, welches weder vom Winde, noch vom Regen ausgelöscht wurde und, obgleich es fortwährend brannte, nicht abnahm. Sehr schön sagt hierüber Christoph Schmid in seiner Schrift: Die Apostel Deutschlands: „Einige legten das so aus, als habe er auf seinen Reisen eine Kerze in der Hand getragen, die sich, sobald es Nacht wurde, von selbst anzündete, und die dann kein Wind mehr ausblasen und kein Regen mehr auslöschen konnte. Allein unter diesem Lichte ist ganz gewiß das Licht des Glaubens zu verstehen, das uns auch auf den dunkelsten Wegen des Lebens eine sichere Leuchte ist, und wenn wir es anders bewahren wollen, von allen Stürmen der Welt nicht kann ausgelöscht werden" — Theodor und Magnus empfahlen sich und die St. Galluszelle dem Schirme des Allerhöchsten und der Fürbitte ihres Schutzheiligen, dessen irdische Ueberreste sie wieder einer würdigen Ruhestätte zurückgegeben sahen, und traten in Tosso's Begleitung mit einem hölzernen Kreuze auf der Brust, in welchem sich Reliquien befanden, und Magnus mit dem Krummstabe, der von ihm selbst aus Italien mitgebrachten und nun von dem heiligen Gallus auf ihn übergegangenen cambutta Columban's bewaffnet, ihre Wanderung an. Bald fanden sie Gelegenheit die Macht zu erproben, welche der Herr in den Krummstab gelegt hatte. In der Nähe von Kempten, nachdem Mag-

nus ihre Ausrüstung mit der Kraft Gottes bereits zu Bregenz in dem Wunder der Heilung eines Blinden, welches der Herr durch ihn wirkte, erfahren hatte, verlegte ein Ungeheuer, von Einigen als boas bezeichnet, den Wanderern den Weg. Tosso rieth zur Flucht und kletterte mit dem Blindgewesenen, der sich den frommen Wanderern angeschlossen hatte, auf einen Baum. Nur Theodor hielt Stand, und Magnus sprach zu ihm: „Bete, lieber Bruder, auf daß der Allbarmherzige uns errette!“ Dann ging er, während sein Gefährte auf den Knieen lag und zu Gott flehte, mit seinem Krummstabe auf das Thier los, und streckte es mit einem Streiche todt darnieder. Theodor erhob sich, und schloß seinen Freund in die Arme mit den Worten: „Von nun an wirst du mit Recht Magnus, d. h. Groß genannt werden.“ Da kletterte auch Tosso herab und sprach: „Nun sehe ich, daß dich der Herr mit seiner Kraft ausgerüstet hat, nun führe ich dich überall hin, wohin du willst, auch in die entsetzlichste Wildniß.“ — Die Wanderer zogen vollends hinab gegen Kempten, welches damals aus einer alten, noch aus den Römerzeiten herrührenden, halbzertrümmerten Burg und wenigen dieselbe umgebenden Hütten bestand, deren Bewohner größtentheils noch Heiden waren. Hier baute Magnus eine Kapelle, predigte dem Volke von Kempten und seiner Umgebung das Evangelium, und Viele ließen sich taufen. Nun sprach Magnus zu Theodor: „Lieber Bruder! ich will nun meine Wanderschaft weiter fortsetzen, du aber bleibe hier, unterweise das Volk und heilige es dem Herrn.“ Sie gaben einander den Friedenskuß, und Magnus versprach dem Theodor, ihm, wenn er eine bleibende Stätte gefunden, davon Nachricht zu geben, dieser versprach ihm dagegen, ihn daselbst zu besuchen. — Der Bischof von Augsburg, vermuthlich Wikterp, weilte gerade zu Epfach auf seinem väterlichen Landgute. Dahin machte sich Magnus mit seinem Führer auf den Weg. Der Blindgewesene blieb bei Theodor in Kempten zurück. Der Prälat empfing Magnus mit einem herzlichen Willkommen, und ertheilte ihm die Erlaubniß, sich in den Marken seines Sprengels in einer abgelegenen Wildniß am Fuße der julischen Alpen anzusiedeln. Unser Heilige nahm nun mit Tosso und einigen andern Gefährten, die ihm der Bischof mitgab, seine Richtung zunächst nach Roßhaupten, einem damals noch kleinen Dorfe am Lech. In dessen Nähe

befand sich eine Schlucht, das tiefe Thal oder Tiefenthal genannt. Darin hauste ein Drache, von dessen Verheerungen eine Menge umherliegender Knochen, besonders Pferdeköpfe, zeugten, welche dem Ort seinen Namen gaben. Mit dem Krummstabe und einem brennenden Pechkranze, den er ihm in den Rachen schleuderte, tödtete er ihn. Von Roßhaupten gelangten die Wanderer an einen großen Bauernhof, der am Saume eines Waldes stund, umgeben von einigen kleinern Wohnhütten. Dort erbauten sie eine Kapelle von Holz, und legten damit den Grund zu der nun bedeutenden Pfarrgemeinde Waldenhofen. Mit Bewilligung des Ordinariats von Augsburg wurde der Priester Tosso zum ersten Pfarrer bestellt. Magnus aber ging mit seinen übrigen Wegweisern weiter am Lech hinauf, und kam endlich an eine enge Schlucht (fauces) am Fuße der mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge, die unter dem Namen der julischen Alpen das Land Tyrol in südlicher Richtung durchziehen und deren jenseitige Hügel im adriatischen Meere sich spiegeln. Dort, wo der Lechstrom mit gewaltigem Brausen hervorbricht, pflanzte er seinen Krummstab auf und bezeichnete damit die Stelle, wo er durch das Evangelium eine neue christliche Gemeinde zu gründen gedachte. Er holte Arbeiter zur Errichtung einer Zelle und eines Kirchleins. Dieß war der erste Anfang des nachmals so weit und breit berühmten Klosters Füssen. — Mit apostolischem Eifer arbeitete der Heilige an der Bekehrung des Volkes und Tosso, der indessen Bischof von Augsburg geworden war, freute sich ungemein über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen. Da erschien eines Tages ganz unerwartet unser Abt von Kempten in der Zelle seines geliebten Bruders. Theodor grüßte ihn unter Thränen, stellte an ihn die Bitte, er möchte ihn zum Bischof von Augsburg geleiten, damit er ihm die Kirche, die er nach langem Kämpfen und Mühen an der Iller errichtet hatte, einweihe. Magnus begleitete seinen Mitbruder Theodor nach Epfach, wo der Bischof gerade verweilte. Der liebevolle Hirte sagte mit der herzlichsten Bereitwilligkeit zu, setzte aber bei, er habe nur zuvor noch ein anderes Geschäft zu verrichten; er wollte nämlich Magnus, der erst Diakon war, zum Priester weihen. Wie sich auch der Heilige dagegen sträubte, mußte er es doch geschehen lassen und weihte sich fortan mit ungetheiltem Herzen und flammender Begeisterung dem Dienste des Altares.

Nun verfügte man sich nach Kempten und weihte in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge die neu errichtete Kirche ein. Magnus kehrte wieder nach Füssen und wirkte in der Nähe und Ferne sehr segensvoll. Als er fühlte, daß die Stunde seines Todes nahe sei, rief er den Theodor zu sich und entschlief in dessen Armen selig im Herrn. Er ward in der von ihm errichteten hölzernen Kapelle beigesetzt, an deren Stelle jetzt eine schöne steinerne steht, die den heiligen Magnus, Gallus und Columban geweiht ist. Theodor kehrte jetzt zu seiner Zelle zurück, wo er mit neuem Eifer seine obliegenden Pflichten erfüllte und als ein Heiliger viel des Guten wirkte. Da aber zwischen den Fürsten Utilo und Godefried ein gefährlicher Krieg ausgbrochen, der bittere Folgen nach sich zog, ergriff der alte Theodor den Wanderstab und kehrte zum Kloster St. Gallen zurück, wo ihn die Klostergenossen mit unbeschreiblicher Freude aufnahmen. Da brachte er den Rest seines Lebens im Gebet und in Betrachtung beschaulicher Dinge zu; er beschrieb noch das Leben des heiligen Magnus, und sah mit himmlischer Ruhe seiner Auflösung entgegen. Die Ruhestätte fand er in St. Gallen selbst. Die Verzeichnisse dieses Klosters geben ihm den Namen eines Heiligen, andere Biographen nennen ihn selig, eine Seligsprechung vom heiligen Stuhl aber ist nie erfolgt. (Geschichte des Klosters St. Gallen, Manuscript in Folio, im Kloster Rheinau; Hiemer, K., die Einführung des Christenthums in den deutschen Landen; Theil III.; Murer, Helvetia S. u. s. w.)

Theodul, der heilige, Bischof von Sitten, Landespatron. Nach dem Tode des heiligen Aletheus (s. d. A. nach von Mülinen gestorben 799) blieb das Bisthum von Sitten, wie man vermuthet, einige Zeit unbesetzt, oder wurde durch einen Verweser geleitet. Karl der Große (s. d. A.), als er (800) nach Rom zog, hatte im Geleite seinen Hofkaplan Theodul, den er sehr hoch schätzte. Leo III. schenkte dem gekrönten Kaiser ein Kreuzpartikel, welchen dieser seinem Freunde Theodul übergab, und ihn mit des Papstes Gutheißung als Bischof zu der verwaisten Kirche nach Wallis sandte. Theodul stammte aus einem vornehmen Hause in Burgund, nämlich aus dem Geschlechte der Grafen von Grandimontana (Großberger), auf dem Schlosse gleichen Namens, in der Diöcese Besançon. Er zeichnete sich durch reine Sitten, ungeheuchelte Demuth, Frömmigkeit und

Heiligkeit des Lebens aus, war geehrt bei Kaiser und Volk in Burgund und in andern Staaten und darum auch würdig erachtet, der Kirche von Sitten vorgesetzt zu werden. Auf dem Bischofsstuhle leuchtete er wie eine Sonne, welche die Finsternisse verscheucht und mit ihren lieblichen Strahlen die erstarrte Natur erwärmt und belebt. Er verkündete Gottes Wort als Lehrer und Vater, half Bedrängten in Elend und Noth, und mahnte zur Buße, zu eifrigem Gebete und heiligem Lebenswandel. Von Zeit zu Zeit deckte die Rhone Gebeine der thebäischen Legion auf. Der fromme Oberhirt, der von neuen Entdeckungen in Kenntniß gesetzt worden, berief den heiligen Gratus II., Bischof von Aosta, um in dessen Beisein die hehren Gebeine der Erde zu entheben; ein Theil derselben wurde nach Valerie bei Sitten übertragen; ein Theil kam in die Abtei von St. Moritz, und einige Ueberbleibsel führte der Bischof nach Aosta, wo er denselben zu Ehren in der Domkirche einen Altar mit beigefügter Stiftung errichten ließ, daß täglich vier Priester an diesem das heilige Meßopfer entrichten sollten. Der hochw. Gallus von Aosta, der in jüngster Zeit das Leben des heiligen Gratus II. beschrieben hat, zeichnet uns in schönen Zügen die Freundschaft, in welcher Gratus II. und Theodul mit einander lebten. — Um die Völker sittlich und geistig zu heben, strebte Karl vor Allem, die Bischöfe und einflußreichen Geistlichen um sich zu sammeln, auf daß mit ihrem Einvernehmen weise Verordnungen zum allgemeinen Wohle der Kirche getroffen würden. Als Karl einst einen Kirchenrath einberufen hatte, erklärte er, auf ihm laste ein schweres Verbrechen, und flehte die Väter an, sie möchten ihm Verzeihung beim Vater im Himmel erbitten. Sämmtliche Prälaten erhoben sich von ihren Sitzen, versprachen für ihn mehrere Messen zu lesen; aber Theodul, der auch zugegen war, verpflichtete sich zur Entrichtung nur eines Opfers, worüber man sich nicht wenig verwunderte. Das Concil ging auseinander. Zu seiner Heerde zurückgekehrt, verrichtete Theodul mehrere Bußwerke und brachte das heilige Meßopfer für den Kaiser dar. Bei der nächsten Zusammenkunft nahm Theodul den Fürst bei Seite, verkündete ihm die Nachlassung seiner Schuld, und nannte ihm die Sünde, die er begangen hatte. Zur Dankbarkeit schenkte ihm Karl die Grafschaft und Präfektur von Wallis. Hier entsteht die Frage: in welchem Jahre vollführte Karl

der Große diese Handlung? Wir haben darüber einige Aufschlüsse: P. Ernest Biedermann, a. d. G. J., der im Jahre 1666 eine Reise nach Wallis machte, um bestimmte Erkundigungen über den heiligen Theodul einzuziehen, sagt: „Auf dem Schlosse Valerie habe er ein uraltes Verzeichniß der Bischöfe von Sitten aufgefunden, worin geschrieben stand: „Der heilige Theodul aus Burgund, von Grandimont, Bischof von Sitten, erster Fürst, Graf und Präfekt von Wallis im Jahre 802.“ Die Uebergabe wäre also geschehen im zweiten Jahre Karls als römischer Kaiser und im siebenten Leo's III. seiner päpstlichen Regierung. Ursprünglich ist die berühmte Schankung nur in den Legenden des seligen Karl und des heiligen Theodul enthalten, welche nach dem Jahre 1168 (bald nach der Seligsprechung Karls) am Großmünster zu Zürich verfaßt wurden. — Einst verursachte eine derbe Kälte großes Elend im Walliserlande; alle Hoffnungen des Landmannes waren vernichtet und der Weinstock erfroren. Theodul befahl, man möchte ihm die wenigen eingesammelten Trauben vorlegen, die leeren Weinfässer und Geschirre auf einem bezeichneten Platze zusammen aufstellen; Theodul segnete sodann, auf Gottes Macht und Güte vertrauend, die wenigen Trauben, preßte den Saft derselben in die leeren Fässer, welche sogleich vom besten Weine überfloßen. Dieses Wunder, wie die vorher erzählten, die Auffindung der Gebeine aus der thebäischen Legion, die Schenkung der Präfektur u. s. w. sind im alten Brevier, nämlich in den Legenden Karls des Großen (28. Jän.) und Theoduls (16. August) enthalten, welches unter dem Bischofe Walther II., Supersaxo (1457–1482) herausgegeben wurde. — Wegen der vielen Wunder, welche Theodul wirkte, nennt ihn Domherr Briguet mit Recht den Wunderthäter seiner Zeit. Er übte eine besondere Gewalt über die Mächte der Finsternisse vermöge der kirchlichen Segnungen, verscheuchte Hagel und schädliche Gewitter und segnete die Kirchenglocken: Ein Stück von einer solchen Glocke ward lange auf Valerie aufbewahrt. Beim Guße neuer Glocken nahm man von diesem Metalle, sandte davon mehrere Partikel in die Kirchen im Wallis und in die übrige Schweiz, um dieselben eingießen zu lassen. Jene Glocken, die Wetterglocken genannt, werden jetzt noch an vielen Orten bei Gewitterstürmen geläutet, und diese hören oft plötzlich durch die Fürbitte des Heiligen auf. Nachdem der hei-

lige Theodul einige Jahre das Bisthum ruhmvoll verwaltet hatte, eilte er zum Empfange der ewigen Krone. Er ward in der Kathedralkirche der heiligen Maria auf Valerie bei der Kanzel beigesetzt, und wird seit dem zwölften Jahrhundert als Landespatron verehrt. Diese Angabe beruhet auf einer Urkunde. Die Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich (Bd. XI. S. 67) sagen: „Der heilige Mauritius war der erste Schutzheilige des Wallis; der zweite der heilige Theodul, der aber erst seit dem zwölften Jahrhundert als Landespatron verehrt wird.“ Bischof Wilhelm I. (gestorben 1195 oder 1196) soll die Gebeine Theodors I. zu Sitten entdeckt haben, aber man hat nichts Zuverläßiges über die Beisetzung dieses Heiligen. Sehr wahrscheinlich ist es demnach, daß er die Ueberreste unsers heiligen Theodul aufgefunden habe. — Das Episcopat des heiligen Theodul und Alles, was damit zusammenhängt, wird mehr und mehr in Zweifel gezogen; man behauptet gerade heraus, es habe zur Zeit des seligen Karl des Großen kein Theodul das Bisthum Sitten verwaltet. Fragen wir nach den Ursachen dieses Streites, so finden wir eine der vorzüglichsten in der von Karl dem Großen an Theodul gemachten Schankung (donatio Carolina) der Grafschaft und Präfektur von Wallis mit allen Regalien, die in späterer Zeit, obwohl von Kaisern und Königen anerkannt, oft beanstandet wurde; ferner trug zu einer Verwirrung nicht wenig bei der Mönch Robert, der im Jahre 1491 zu Sareln eine Legende, mit Volkssagen ausgeschmückt, niederschrieb und dieselbe der dortigen Kirche vermachte. Der vielverdiente Herr von Mülinen sagt in seiner Helvetia S.: „Theodor I. sei Patron der Diöcese Sitten.“ Unseres Wissens war dieß weder früher noch jetzt der Fall. Theodor I. wird am 26. August, Theodor II. am 27. August in den kirchlichen Tagzeiten gefeiert. Dagegen feiert ganz Wallis am 16. August mit Octavfeier das Fest des Bischofs Theodul von Grandmont als Schutzheiligen des Landes, den man in der Volkssprache überall „Joder“ nennt. Der eben genannte Verfasser hat in der Reihenfolge der Bischöfe von Sitten unsern Theodul ausgelassen und setzt als ergänzende Quelle hinzu: „Schriftliche Mittheilungen Sr. Gnaden des Bischofs Peter Joseph von Preux durch die gütige Vermittlung Sr. Excellenz des päpstlichen Geschäftsträgers Monsignore Bovieri in Lucern.“ — Man scheint also von höherer Seite die

Thatsache zu bezweifeln, daß Theodul Bischof von Sitten gewesen sei. Wäre es nicht an der Zeit, den fraglichen Gegenstand einmal mit Ernst zur Hand zu nehmen und die Sache zu bereinigen? (Vergleiche meine Schrift: „Die Heiligen des Wallliserlandes" u. s. w.)

Theodul Brunner, von Täsch (Wallis). Zwischen Zermatt und Randa liegt in dem einsamen Visptհale das Dorf Täsch (Pera), dem, obschon an Volkszahl sehr klein, vor Zeiten große und religiöse Männer entsprossen sind. Wir erinnern noch in neuerer Zeit an den edlen Peter Kronig, der die theologischen Studien in Wien zurückgelegt hat. Zurückgekehrt in sein Vaterland, wurde er Pfarrer in Törbel, und von da bischöflicher Kanzler von Sitten, auf welchem Posten er viele Jahre als ein gelehrter und gewandter Mann wirkte, und dem Bischofe sowohl als der ganzen Diöcese außerordentliche Dienste leistete. Das Domkapitel von Sitten nahm ihn in seinen Verband auf; allein er litt schon lange an einem Brustübel und starb im Spätherbste 1834, fromm und gottergeben, noch in den besten Jahren. Sein Andenken bleibt im Segen. — Fast ein Jahrhundert vor ihm lebte in Täsch ein gewisser Theodul Brunner, der von Kindheit an das einsame Leben liebte; er widmete sich dem Studium und empfing die Priesterweihe. Der Bischof von Sitten (vermuthlich Franz Joseph Supersaxo 1701—1734), der dessen edles Betragen und seinen Hang zur Einsamkeit kannte, ernannte ihn zum Regens des Gotteshauses von Gerunden, welches Siders gegenüber am Berge abgeschlossen und einsam dasteht. Einige Jahre versah er dieses Amt und bezog darauf das Rektorat von Randa (die Pfarre ward erst 1730 gegründet), war ein eifriger Seelenhirt, ein treuer Wächter der Heerde, unterwies das Volk, und hielt zugleich Schule. Jedoch fühlte er sich nicht an seinem Orte, indem er das beschauliche Leben der Seelsorge vorzog. Theodul lernte einen Geistlichen, Johann Huser aus Goms kennen, und legte sein Amt mit Gutheißung des Bischofs in dessen Hände. Nun wanderte er wieder nach Täsch, wo er seine Kinderjahre zugebracht hatte, wählte ein abgeschiedenes Haus zu seiner Wohnung, und führte da ein wahrhaft einsiedlerisches Leben. (hic vitam plane solitariam duxit). Dort heiligte er seine Tage in Betrachtung und Gebet, und sah heiter und froh seiner Auflösung entgegen. Der Ewige, der die Seinigen liebt, prüfte ihn

noch vor dem Tode durch eine langwierige und schmerzhafte Krankheit, in welcher seine Geduld und Frömmigkeit so anziehend hervorstrahlten. In den letzten Tagen seines Lebens empfing er die hl. Sterbsakramente, richtete darauf seinen Blick nach dem himmlischen Vaterland, in welches er am 21. Herbstmonat 1731 einging. Das Sterbbuch von Täsch endet seinen Nekrolog mit den Worten: „Mögen die Engel seine Seele in Empfang nehmen, und sie in das Paradies geleiten.“ Das Geschlecht Brunner ist in Täsch ausgestorben.

Theodul, s. Roman, der heilige, Abt von Condat.

Theodul Schlegel, Abt von St. Lucii in Chur, Martyrer. Oberhalb dem bischöflichen Hof von Chur mit herrlicher Fernsicht, soll zuerst eine Zelle des heiligen Lucius (s. d. A.) gestanden haben. Hier stiftete im Jahr 540 der heilige Valentinian, Bischof von Chur (s. d. A.), ein Gotteshaus, welches zuerst mit Augustinermönchen, hernach mit Benediktinern aus der Abtei Pfäfers besetzt wurde, von deren Vorstehern aber keine Urkunden zeugen. Conrad I., Graf von Biberegg, Bischof von Chur, soll dieselben im Jahre 1140 wegen anstößigen Lebenswandels verjagt haben; er ersetzte sie durch Prämonstratensermönche aus dem von ihm und seinem Bruder Berchtold und dessen Gemahlin Demutha von Hohenzollern (1126) gegründeten Kloster Roggenburg unweit Ulm in Schwaben, Bisthum Augsburg, und ernannte den Abt dieses Letzteren zum Pater Abbas oder Pater domus von St. Lucii und von Churwalden. Die Vorsteher des Stiftes hießen einige Jahrhunderte Pröpste, aber diese wurden 1453 auf einem Generalkapitel des Prämonstratenserordens zu Aebten erhoben und 1459 von Papst Pius II. mit Inful und Stab beschenkt. — Unter den größten Aebten, die dieses Gotteshaus aufzählte, war Theodul oder Theodor Schlegel, ein ansehnlicher Bürger aus Chur, der 1515 als Nachfolger des Johannes II. rechtmäßig zum Abt erwählt wurde. Er zählte damals ungefähr 40 Jahre, war sehr gelehrt, ein vortrefflicher Kanzelredner, bescheiden und klug, ein Eiferer für die katholische Lehre und konnte nach dem Bischofe als der erste und größte Prälat der damaligen Zeit im Bündnerlande betrachtet werden. Mit einnehmender Herzensgüte begabt, empfing er Einheimische und Ausländer mit gefälliger und ungekünstelter Zuvorkommenheit und übte an Allen, die ihn besuchten, Gast-

freundschaft aus. Jedem, der sich an ihn wandte, ertheilte er weisen Rath und schützte ihn, soviel er vermochte, vor ungerechten Verfolgungen. Hievon ein Beispiel. Als der Kastelan zu Müß, Johann Jakob Medici, mit unbeschreiblicher Strenge regierte und die Gefängnisse mit Bauern anfüllte, war der fromme Abt unermüdet, das Schicksal der Gefangenen zu lindern und arbeitete drei Jahre hindurch, oft mit Gefahr seines Lebens, an der Befreiung derselben. Indessen rückte die Reformation mit schnellen Schritten heran. Im Jahre 1526 wohnte er dem Religionsgespräche zu Jlanz bei, und vertheidigte mit Wärme die alte katholische Lehre. Die Bündner, die in Masse zum Protestantismus übergingen, haßten alle Katholiken, vorzüglich die Vorsteher der Kirche, und sie warteten nur auf einen Anlaß, den Abt von St. Lucii, den sie als einen eifrigen Verfechter des Katholicismus kannten, den Gerichten zu übergeben. Das war aber keine leichte Sache, weil sie wohl wußten, Theodul sei ein unbescholtener und rechtschaffener Mann, und habe nie die Gesetze des Staates verletzt. — Eines Tages berief ihn der Senat von Chur in der Eigenschaft eines Mitbürgers vor den versammelten Rath, redete mit ihm zuerst in freundschaftlichem Tone zu gutem Spiel und stellte dann auf einmal das Ansuchen: er solle den abergläubischen Gebräuchen entsagen, das Meßopfer und den Gebrauch der Glocken abstellen. Theodul durchschaute ihre gottlosen Pläne und erwiederte: „er wolle die Sache den verbündeten Ständen, die nächstens zusammenkommen, vorbringen. Ferners beschuldigten sie ihn, seine Anverwandten und Freunde hätten, mit seinem Wissen, die Reliquien der Heiligen, die silbernen Gefäße und andere Geräthschaften des Klosters davon getragen und verborgen. Noch wurde ihm zur Last gelegt, er habe, nachdem er die Bündner aus dem Gefängnissen befreit, mit dem Mailänder Johann Jakob Medici, Kastelan zu Müß (Musso bei Dongo am Comersee), Umtriebe angefangen, um dessen Bruder Johann Angelo Medici (nachmaligem Papst Pius IV.) zur bischöflichen Würde von Chur zu verhelfen u. s. w. Nachdem die Protestanten die Anklagen erfahren hatten, geriethen sie in Wuth, und hielten Versammlungen und beschlossen des großen Mannes Untergang. Viele, die Theodul den Gefängnissen entzogen hatte und die seitdem abtrünnig geworden, brüteten Mordpläne gegen ihn. Eine Rotte

herzloser Fanatiker schaarte sich zusammen, überrumpelte in der Silvesternacht das St. Luciuskloster, drang in das Schlafgemach des Abtes und riß den schlafenden Abt aus dem Bette. Theodul ergab sich willig, kleidete sich an und wurde von den Unmenschen nach Chur in das Haus eines Bürgers geschleppt, wo sie ihn mit zwei Ketten banden und fortan von sechs Knechten bewachen ließen. Zugleich gaben sie den Schweizerkantonen und dem Landvogt in Sargans, dem Abt von Pfäfers und den Domherren von Chur die Versicherung, sie würden nichts gegen den Abt Theodul Schlegel unternehmen, bevor der rhätische Bund der Zehngerichte zu Davos ein entscheidendes Urtheil gefällt hätte. Aber wie hielten diese blutdürstigen Menschen Wort? Ohne einen gerichtlichen Entscheid abzuwarten, führten sie den hohen Gefangenen am Feste der heiligen Agnes mit zwei Ketten gefesselt vor den peinlichen Gerichtshof und klagten ihn an: „Er habe die werthvollen Geräthschaften seines Klosters bei Nacht und Nebel davon tragen lassen; Theodul sei mit den Feinden des Bündnerlandes in brieflichem Verkehr gestanden und habe endlich sogar den Plan entworfen, das Bisthum zu verkaufen und das Vaterland zu verrathen." Mit gerechter Entrüstung wies der würdige Oberhirt solche gemeine Anschuldigungen zurück, bat flehend die Richter um Erlaubniß, das Wort zu seiner Vertheidigung ergreifen zu dürfen und fügte hinzu: er sei bereit, auf jede Anklage zu antworten; man solle alle Briefe, die man auf der Abtei finde, öffentlich im Gerichtssaale verlesen lassen, damit seine Unschuld an's Licht komme. Da ihm seine Bitte rundweg abgeschlagen wurde, sah sich der Mann Gottes genöthigt, einen Mann aus Churwalden zu seinem Vertheidiger anzustellen; und als dieser die Anklagepunkte gegen den Abt widerlegt hatte, erhob sich sein früherer Ankläger und behauptete, der Handel bleibe am alten Fleck hangen und er erkläre, der Abt habe das Leben verwirkt. Damit man aber in einer so wichtigen Sache sicher gehe, und das Gericht nicht der Partheilichkeit beschuldigt werde, so rathe er zuerst die Anwendung der Folter, um auf diese Art den Schuldigen zum Geständnisse zu bringen. Diesem Antrag pflichtete der sämmtliche Rath bei. Sogleich führte man den frommen Dulder in das oberste Stockwerk des Rathhauses, wo der schaulustige Pöbel sich schon versammelt hatte. Es war Abends 7 Uhr am Feste der heili-

gen Agnes. Hier beginnt nun eine Reihe von Gräuelscenen, vor denen die Natur zurückschaudert; Scenen, sage ich, welche die Geschichte Bündens brandmarken. Die Folterknechte entkleideten den in Gott ergebenen Kirchenfürsten bis auf das Hemd, spannten ihn auf die Folterrahmen und zogen ihn mit einem schweren angehängten Steine bis an's Dach hinauf. Die Tortur gefiel den Richtern und sie begaben sich zur Tafel, um ihrem Bauche wohl zu thun. Während jener schauerlichen Marter sprach der Leidende mit zum Himmel gewandten Blicken die Worte: „Gütigster Gott! sei mir gnädig und barmherzig; heiligste Gottesmutter, stehe mir heute bei!" — Zwölf bewaffnete Männer umgaben die Folter, rüttelten zuweilen mit ihren Spießen das Folterseil, um irgend ein Geständniß zu erpressen. Und als dieß ihnen nicht gelang, schrieen diese Fanatiker: „Sehet, er verrichtet das Morgengebet, betet Prim und Terz." Und dann wieder: „Der Meßpfaffe liest in der Stille Messe." Um 9 Uhr ließen sie den vor Kälte Erstarrten herunter; zogen ihn aber viermal nacheinander in die Höhe, trieben mit ihm bis um 11 Uhr ihr voriges, grausames Spiel und führten ihn dann ganz entkräftet in den Kerker. Am Feste des heiligen Vincenz, Abends 7 Uhr, holten sie ihn aus dem Gefängniß und führten ihn in den Kerker der Verbrecher; hier wurde er auf's Neue auf die Folter gelegt, fünfmal mit schwerem Gewicht in die Höhe gezogen und endlich absichtlich rascher fallen gelassen. Was seine Schmerzen noch vergrößerte, war die grimmige Kälte; das Wasser, welches von ihm floß, gefror alsobald; nur ein einfaches Hemd deckte seinen entsetzlich zugerichteten Körper vor gänzlicher Blöße, denn jede andere Zudeckung hatten die Richter strenge untersagt. — Doch alle diese Torturen brachen seinen Muth nicht; vom Himmel sichtbar gestärkt, ward er nie der Wahrheit untreu, bekannte unerschrocken die apostolische Glaubenslehre und sah getrost der baldigen Auflösung entgegen. Der Scharfrichter, den die Zürcher absichtlich nach Chur sandten, legte das Geständniß ab: „Ich bin ein gefühlloser Mann, habe mein Handwerk schon oft ausgeübt und bei meinen Amtsverrichtungen unterschiedlichen Scenen zugesehen; aber einen solchen Heldenmuth, eine solche Standhaftigkeit wie bei diesem Abte, habe ich noch nie gesehen." — Um 11 Uhr stellten sie die Marterqualen ein. Welch ein Anblick bot der Gefolterte dar! Seine Gesichtsfarbe

war schwarz, seine Augen ganz entstellt, traten weit aus ihren Höhlen hervor, und an Händen und Füssen war er mit Bändern von Leintüchern gebunden. In diesem qualvollen Zustande schleppten sie ihn nach Hause. — Was nun die Briefe, die man in seinem Schreibpulte auffand, betrifft, lagen mehrere, die in lateinischer und italienischer Sprache geschrieben waren, vor. Die hohen Richter, Männer des Fortschrittes und der Aufklärung, verstunden weder die eine noch die andere Sprache. Aber die Verlegenheit dauerte nicht lange. Sie beriefen zwei Lutheraner, den Petrus Gschude, und einen deutschen Schulmeister, einen Abtrünnigen aus Chur, die den Inhalt der Briefe in's Deutsche übersetzen sollten. Absichtlich und böswillig verdrehte der Schulmeister den Sinn der Briefe; aber Gschude, der noch etwas Gewissen hatte, sagte: Er könne seinem Mitarbeiter nicht beipflichten, indem er die Wahrheit umgehe und den Briefen einen andern Sinn unterschiebe. Natürlich siegte des Schulmeisters Uebersetzung. Einige Anverwandte und mehrere angesehene Bürger von Chur machten einen letzten Versuch, um den edlen Abt aus den Händen dieser Horde zu retten; sie boten 40,000 Florin als Lösegeld an, aber der Rath wollte nicht Geld, er lechzte nach Blut. — Während dieß in Chur geschah, sandten die Zürcher den Herrn von Grimigen, der, obschon ein Laie, auf öffentlicher Straße predigte. Unter Anderem sagte er: „Es zweifle Niemand, daß der Abt Theodul von St. Lucii den Tod verdient habe, denn immer habe er sich gegen die göttlichen Aussprüche widerspenstig gezeigt; ohne Furcht und Bedenken solle das einmal begonnene Werk gegen ihn, ja nicht bloß gegen ihn, sondern gegen Alle, die dem Wort Gottes widerstehen, fortgesetzt werden; an ihrem Leben sollen sie bestraft und ihre Güter eingezogen werden. Meine Herren von Zürich, setzte er bei, werden stets bereitwillig dazu die Hand bieten." — Am Feste des heiligen Vincenz sprach das Gericht (nach von Mülinen wurde er von den drei Bünden des Hochverraths schuldig erklärt) das Todesurtheil über ihn aus; das größte Verbrechen, wie die Akten lauteten, bestund darin, daß er dem alten Glauben nicht entsagen wolle. Hierauf übergab man ihm dem Henker. Er war ganz entkräftet und man fürchtete, er würde sein Leben aushauchen, bevor er den Hinrichtungsplatz erreiche. Darum enthauptete ihn der Scharfrichter auf der Straße am 23. Jän-

ner 1529. Bevor er starb, verabschiedete er sich von den umstehenden Bekannten, mahnte die Katholiken zur Standhaftigkeit im christlichen Glauben, und die Protestanten zur Rückkehr in den Schooß der Kirche. Er starb standhaft und ergeben wie ein heiliger Martyrer, und ist wahrhaft als ein solcher zu betrachten. Die Mutter unsers Abtes, eine fromme und tugendhafte Wittwe, lebte damals zu Feldkirch; als sie den schauerlichen Tod ihres Sohnes vernahm, wurde sie von gewaltigem Schmerz ergriffen und starb bald darauf vor Gram. Die Mönche des St. Luciistiftes beweinten den Tod ihres geliebten Abtes, sie fühlten ihre Verlassenheit und stunden ganz rath- und thatlos da; aber die Bürger von Chur bestellten sogleich einen Klosteranwalt, ließen die Güter im Namen des Volkes durch einige Ausschußmitglieder verwalten, zogen die werthvolleren Gültbriefe an sich, und beabsichtigten die Aufhebung des Klosters. Im Jahre 1538 am 12. Brachmonat zogen die Mönche aus, überließen dem Gotteshausbunde das Kloster gegen eine Summe Geldes, begaben sich nach Bendern und verweilten daselbst, bis sie 1550 wieder nach Chur zurückkehrten und aus dem Stammkloster Roggenburg ihre Aebte als Verwalter erhielten. Spätere Kriege und Unfälle beraubten das Kloster des größten Theiles seiner Güter. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zählte es nur noch zwölf Väter (Patres), von welchen zwei in Bendern sich aufhielten, der eine als Verwalter, der andere als Pfarrer. In Folge der französischen Staatsumwälzung war es in noch mißlichere Umstände gerathen. Endlich ward das Kloster mit seinen Guthaben und Schulden im Jahre 1807 vom Bischof Karl Rudolf von Buol-Schauenstein (gestorben am 23. Weinmonat 1833) übernommen, mit päpstlicher Gutheißung aufgehoben und die vier noch lebenden Chorherren mit einem Jahrgehalt ausgestattet. Unterstützt durch den Herrn Regens Purtscher (aus Nauders im Tyrol), verlegte der Bischof das Seminar von Meran nach St. Lucii, doch brannte bald darauf dasselbe bis auf die Mauern ab, ward aber von jenem geistvollen Regens von neuem aufgebaut. Das mit demselben verbundene Gymnasium erlebte verschiedene Schicksale, wurde zeitweilig nach Disentis verlegt, und ist seit 1856 in ein Knabenseminar umgestaltet worden. — Die Marterakten des seligen Theodul Schlegel hat zuerst der gleichzeitige hochwürdige Herr Johann Winter-

thur, Kaplan in Feldkirch, niedergeschrieben und sie in einem Briefe einem Domherrn von Roggenburg, seinem theuren Freunde, zugeschickt; von dort kamen sie nach Chur in das bischöfliche Archiv. P. Ambrosius Eichhorn machte einen getreuen Auszug aus denselben, und hat ihn 1797 in seinem berühmten Werke „Episcopatus Curiensis" der Oeffentlichkeit übergeben.

Tranquillus, Abt von St. Moritz. Chlodomir, der Sohn Chlodwigs I. des Großen, hatte mit seinen Brüdern in zwei auf einander folgenden Treffen den König Sigismund (s. d. A.) besiegt. Dieser floh in der Kleidung eines Mönches nach Agaun, und that im Gebirge bei St. Moritz, wo jetzt Vérossaz steht, Buße. Die Burgunder und Gallier, welche in der Meinung waren, der König habe sich mit seinen Schätzen dahin geflüchtet, verfolgten ihn und fielen wie wilde Horden über das Kloster her. Der Abt Tranquillus oder Tranquillinus, der damals die Zügel des Klosters in seinen Händen hatte, suchte sie zu besänftigen. Im Gewirre entstund eine Feuersbrunst, und der heilige Abt löschte durch das heilige Kreuzzeichen das brennende Kloster. Jetzt wurden die Soldaten noch wüthender, zerstörten und beraubten das Kloster, fanden den büßenden König und führten ihn nach Orleans. Ein altes Manuscript von St. Moritz schildert diesen frommen Prälaten, wie folgt: „Er war das, was sein Name bedeutet, ein wahrhafter Tranquillus, d. h. ein stiller, ruhiger Mann, eine leuchtende und brennende Lampe; einen Monat vor seinem Tode sah man seinen Körper von einem strahlenden Lichte umflossen." Er starb bald nach der Hinrichtung des heiligen Königs Sigismund, nämlich am 13. Christmonat 525, und ist auf der Liste der Aebte als ein Heiliger aufgeschrieben.

Trudpert, der heilige, Einsiedler und Martyrer. Ueber das Herkommen und die Jugendjahre dieses Gottesfreundes sind die Geschichtsforscher uneinig; die neuern Breviere von Constanz, Basel, Chur u. s. w. sagen, er sei ein Irländer gewesen; hingegen lassen ihn die Deutschen, wie Kerker und Hiemer, aus ihrer Nation stammen, weil der Name Trudpert teutonisch klinge. Was wir nun von den spätern Lebensschicksalen dieses heiligen Mannes wissen, ist Folgendes: Trudpert hatte fromme Wallfahrten nach Italien gemacht, kehrte dann 640 über die Alpen zurück, und ließ sich nun von da an vom Rheinstrome

leiten, durchwanderte an dessen Strand einen großen Theil von Deutschland, um ein Thal in Breisgau in der Nähe des Rheines zu suchen, das er auf göttliche Anweisung als einen Aufenthaltsort betrachtete. Sei es, daß er schon früher in diesen Gegenden bekannt war, oder es erst jetzt wurde, kurz — er erfuhr, daß das Thal, das er suchte, einem Großen aus dem Elsaß, mit Namen Othpert, gehöre, begab sich sofort zu ihm und bat ihn flehend um kundige Wegweiser und um die Erlaubniß, in seinem Besitzthum zu wohnen. Othpert achtete den frommen Mann und bewilligte ihm gerne seine Bitte. Hierauf wanderte Trudpert durch das enge Unterthal in der Richtung des Flüßchens Neumage (Numaga), wo das Oberthal anfängt und fand endlich einen Platz, wie seine Seele ihn sich wünschte, an einem Wassersturze der Neumage, von gesunden, kräftigen Kräutern bewachsen und von Felsen umringt. Durch die mitgenommenen Wegweiser sandte Trudpert seinem großen Wohlthäter nochmals seinen innigsten Dank für die ihm erwiesene Güte und machte ihm seinen Entschluß kund, hier sofort bis an's Ende seines Lebens verweilen zu wollen. — Othpert erfreute sich über diese Nachricht und dankte Gott, daß er sich gewürdigt habe, in der Person Trudperts sein Haus und seine Herrschaft heimzusuchen. Von diesem Tage an erwies er dem Manne Gottes jede Gefälligkeit, bewährte seine fromme Achtung und Verehrung gegen denselben durch Thaten und Werke, und besuchte selbst das einsame Thal wegen des ehrwürdigen Mannes, der darin wohnte. Ja er schenkte das Thal mit den benachbarten Bergen und Hügeln, Wald und Gewässern dem Manne Gottes und seinen Nachfolgern ewig zu eigen, denn Trudpert hatte ihm schon seinen Plan mitgetheilt, hier eine klösterliche Zelle zu gründen. Sofort bebaute Trudpert das noch wilde Thal, reutete das unfruchtbare Gesträuche aus, ebnete den Boden, zog Wasserleitungen, am Tage geschäftig wie Martha, Nachts zu den Füßen des Herrn, wie Maria. — Zur Aushülfe und Unterstützung bei Urbarmachung des Landes übergab Othpert unserm frommen Klausner sechs Knechte, die in ländlichen Arbeiten geübt und bewandert waren, und schärfte ihnen pünktlichen Gehorsam gegen den Mann Gottes ein. Mit ihrer Hülfe baute Trudpert vor Allem ein Bethaus zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus. Aber unter diesen sechs Knechten waren bald zwei, Brüder von Geburt

und voll bösen Willens, der strengen Arbeit und mehr noch der strengen Zucht unter Trudpert überdrüssig. Diese bösen Menschen faßten daher den Plan, den Mann aus dem Wege zu räumen, dem sie nur Mühe und Arbeit und so manchen Tadel ihrer rohen Gewohnheiten zu danken hätten. Drei Jahre hatte Trudpert in diesem Thale geweilt, da reifte der Mordplan jener beiden Knechte zur That. Ermattet von angestrengter Arbeit in der Hitze der mittäglichen Sonne, hatte sich der müde Mann auf eine hölzerne Bank niedergelegt, um ein wenig auszuruhen und durch einen kurzen Schlummer die erschöpften Glieder zu stärken. Diesen Zeitpunkt benützte einer der Brüder und spaltete dem heiligen Manne mit einem Arbeitsbeile das Haupt im Jahre 643 am 26. April und entfloh mit seinem Bruder, Mitschuldigen der blutigen That. — Sobald die übrigen Knechte die Nachricht von dem Geschehenen an Othpert hinterbracht hatten, empfand dieser zuerst den bittersten Schmerz über das blutige Ende des hochverehrten Vaters; dann begab er sich alsbald an den Ort der Gräuelthat — zu der Zelle des Waldthales und ließ den Leichnam, dessen bleiches blutbespritztes Antlitz himmlischen Frieden wiederstrahlte, in der Kapelle des heiligen Petruskapelle, die Trudpert gebaut hatte, begraben. Die Mörder wurden nach einiger Zeit aufgegriffen, gefesselt und dem Grafen Bobo oder Babo zugeschickt, der Herr über Elsaß war. Der Eine nahm sich selbst das Leben, der Andere wurde gehenkt. Bald wurde das Grab des Frommen, den man als einen heiligen Marthyrer ehrte, das Ziel vieler frommen Wallfahrer und es geschahen daselbst mehrere Wunder. Die Bischöfe von Constanz, zu deren Diöcese die Kapelle des heiligen Trudpert gehörte, sammelten die Wunder und sandten dieselben nach Rom. Papst Stephan III. (768—772) nahm Einsicht von den Akten, und nachdem er dieselben gehörig geprüft, versetzte er 770 Trudpert in die Zahl der Heiligen. — Othperts Enkel, Rampert trat in die Fußstapfen seines Ahnherrn, als eben so eifriger Verehrer des heiligen Trudpert, verwandte alle Sorgfalt auf die Stätte des heiligen Mannes, und erbaute daselbst mit großem Kostenaufwande eine ansehnliche Kirche am Anfange des neunten Jahrhunderts und Wolfleoz, Bischof von Constanz, weihte sie ein. An Othpert knüpft sich der Anfang des nachmaligen berühmten Benediktinerklosters St. Trudpert, dessen Ge-

bäude noch heute den Ort zeigen, den das Leben und der Tod jenes frommen Mannes ehrwürdig gemacht hat. Die Diöcesen Basel und Chur feiern jetzt noch am 27. April das Andenken des heiligen Trudpert. (Cf. Bollandisten, Acta SS. T. III. April. p. 424 — 440; Annal. Bened. T. III.; Gerbert, Mart. historia nigræ Silvæ. T. I. p. 47 et seq.; Hefele, Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, S. 314 ff.)

Tutilo, Mönch von St. Gallen. Noch in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts wurde Tutilo geboren; seine adelige Herkunft ist erwiesen, aber sein Vaterland ist unbekannt. In der Blüthe seiner Jahre kam er in die damals weit berühmten Schulen von St. Gallen, lag mit Notker (s. d. A.) und Radpert (s. d. A.) den Studien ob, machte, wie sie, in den Wissenschaften und in der Frömmigkeit gleiche Fortschritte, und versah mit ihnen später das Lehramt zur allgemeinen Zufriedenheit. Sehr bewandert in den Klassikern, sprach er mit Fertigkeit lateinisch und griechisch. Er zeichnete sich auch als Tonsetzer aus, so wie durch seine Gewandtheit im Spielen der Blas- und Saiteninstrumente. Den Söhnen des Adels gab er auf einem besondern Zimmer Unterricht in dieser Kunst. Aber vorzüglich war er geschätzt als Baukünstler, als Maler und als Meister in halberhabener Arbeit (anaglypha), die er aus jedem Metalle verfertigte, und als Bildschnitzer. Kurz, er war ein vollkommener Künstler, und zog deßwegen die Bewunderung der großen Welt auf sich. Karl der Dicke zürnte Jenen, welche Tutilo zu einem Mönche gemacht hatten. Man berief ihn oft zu fürstlichen und andern hohen Personen; aber er benahm sich außer dem Kloster mit einer solchen Würde und einem solchen Anstande, daß er nicht nur sich, sondern auch dem Kloster, dem er angehörte, Ehre machte: „Tantæ authoritatis, ubicunque moraretur, apparuit, ut nemo illum S. Galli monachum dubitasset.“ Obwohl von vielen Seiten in Anspruch genommen, vergaß er nie die Pflichten seines Ordens; er erschien fleißig im Chor und bei den gewöhnlichen Gebetsstunden; zuweilen traf man ihn an abgelegenen Orten in Gebet und in Betrachtung vertieft und seine seine Sünden beweinend. Sonst war er fröhlich und guten Muthes, und im Umgange gegen Jedermann gefällig und liebreich. Er war ein großer und besetzter Mann, von starkem und festem Körperbau und trieb einst zwei Straßenräuber, die

ihn und seinen Diener in einem Walde überfielen, mit seinem Stock in die Flucht. — Zu Metz (vielleicht Mainz) ereignete sich, als er die jungfräuliche Gottesmutter, die er stets kindlich verehrte, malte, eine sehr wundervolle Begebenheit. Zwei Fremdlinge traten in das Zimmer und fragten den Priester, der hinter ihm stund, ob jene Person, welche dem Maler den Pinsel führe, seine Schwester sei. Dieser sah hin und erblickte die göttliche Mutter in wunderschöner Gestalt zur Seite Tutilo's stehen und mitmalen. Um diese Thatsache zu bekräftigen, setzte man unter das Gemälde die Worte: „Hoc panthema pia depinxerat ipsa Maria. [1]" Der Priester veröffentlichte das Wunder, weßwegen Tutilo, um jedem Menschenlob auszuweichen, am folgenden Tage die Stadt verließ. Auf der Heimreise nach St. Gallen ging er durch einen Flecken, in welchem es eben zur heiligen Messe läutete; er ging in die Kirche und daselbst traf er einen Besessenen, den er auf die Fürbitte des heiligen Gallus von dem bösen Feinde befreite. „Diesen zwei Wundern," bemerkt Ekkehard, „hätte ich noch viele wunderbare Dinge, die ich von verschiedenen Personen und frommen Mönchen gehört habe, beizufügen; aber ich übergehe dieselben, weil ich fürchte, die Welt würde sie nicht glauben." Im Kloster wurde er mit den Aemtern eines Kellermeisters, Küsters u. s. w. betraut und in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Er starb im Rufe der Heiligkeit im Jahre 912, reich an Verdiensten und reif für den Himmel, und ward in der Kapelle der heiligen Catharina zur rechten Seite des Altars sammt einer Inschrift beigesetzt. Bald ward er in dieser als ein Heiliger verehrt, wie die Urkunden des eilften und zwölften Jahrhunderts (die Geschichte des Klosters St. Gallen, Manuscript im Kloster Rheinau) aufweisen. Die St. Catharinenkapelle wurde unter seinem Namen eingeweiht, und der jährliche Gedächtnißtag der Kapelleinweihung am 2. Herbstmonat begangen. Von Rom ist nie eine Seligsprechung erfolgt, und darum ist Tutilo's Andenken in späterer Zeit erloschen. Von seinen schriftlichen Arbeiten befindet sich im Stifte St. Gallen eine Urkunde, von seinen Musikalien einige Hymnen, von seinen Goldschmiedarbeiten ein Deckel von einem Evangeli-

---

[1]) Dieses Muttergottesbild hat die selige Jungfrau Maria selbst gemalt.

enbuche, und von seiner Schnitzarbeit eine Abbildung der Himmelfahrt Mariens und des heiligen Gallus. (Vergleiche von Arx, die Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. I.; Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, die Art. St. Gallen, Notker und Sculptur; Murer, Helvetia S.; Lang, historisch-theologischer Grundriß, Bd. I. S. 1035 ff.)

Tyrsus, s. Mauritius und die thebäische Legion.

U.

Udalgartha, Klausnerin von St. Gallen. Im zehnten Jahrhundert flüchteten sich viele Jungfrauen und Wittwen, selbst aus den höhern Ständen, nach St. Gallen, ließen sich in den Klausen von St. Georg und St. Magnus einschließen und führten dort bis zu ihrem Tode ein strenges, bußfertiges Leben. Eine solche war die fromme Udalgartha oder Udalgard, von der wir übrigens nichts Näheres wissen. Ihr Name ist in den Nekrologen von St. Gallen eingetragen, und Ildefons von Arx nennt sie unter den Klausnerinnen. Bucelin gedenkt ihrer am 18. August mit den Worten: „Zu St. Gallen ist das Andenken der ehrwürdigen Klausnerin Udalgartha's, welche freiwillig aus Liebe zu Jesus Christus in jene Felsenkluft wandelte, in der Absicht, daselbst ihr Fleisch beständig zu züchtigen; ihr Geist erschwang sich in die Höhe, und sie nahm nach einer kurzen Frist ihrer täglichen Bußübungen das ewige Leben in Besitz."

Ulrich, s. Gerold.

Ulrich, der heilige, Mönch von Cluny. Zu Regensburg blühte im eilften Jahrhundert eine hochedle Familie, Namens Berold; aus dieser entsproß ein Knabe, der den Namen Ulrich in der heiligen Taufe erhielt. Der Vater dieses Kindes genoß die Gunst Heinrichs III., mit dem Zunamen des Schwarzen, und war einer der mächtigsten des Reiches. Ulrich zeigte von Kindheit an einen durchdringenden Verstand, viele Anlagen zu den Wissenschaften und zur Tugend. Deßwegen bestellte man

für ihn geschickte und fromme Lehrer, die ihn nicht nur in den zeitgemäßen Wissenschaften, sondern auch und besonders in der Wissenschaft der Heiligen unterrichteten. Er floh die Kinderspiele, beschäftigte sich mit Beten, Lesen und Schreiben, war sittsam und eingezogen und liebte vor Allem die Reinigkeit des Leibes und der Seele. Am Hofe des Kaisers Heinrich III., wo er sich nachmals aufhalten mußte, verbreitete er den Glanz seiner Tugenden. Jeder bewarb sich um seine Freundschaft, und selbst die Kaiserin Agnes schätzte sich glücklich, einen so tugendhaften Diener Gottes fortwährend zur Aufmunterung vor Augen zu haben. Bald rief ihn seines Vaters Bruder Nilo (nach dem Katalog der Bischöfe von Freising Nicerus oder Nitgerus), Bischof von Freising, an seine Kirche, weihte ihn zum Diakon und machte ihn zum Dompropst. Ulrich verwaltete sein Amt mit unbeschreiblichem Eifer und befreite eine Frau, eine zweite Susanna, aus den Händen ihrer ungerechten Verfolger. Dadurch gewann er sich die Herzen aller Rechtschaffenen, und mehr und mehr stieg sein Ansehen. Jetzt unternahm er eine Reise in das heilige Land, besuchte daselbst alle Leidensorte unsers Herrn und als er heimkehrte, war der Bischof todt und ein anderer Dompropst versah sein Amt. Er betrauerte im christlichen Sinne den edlen Prälaten, seinen Verwandten, faßte den erhabenen Entschluß, die Welt zu verlassen und in klösterlicher Abgeschiedenheit sein Leben zu beschließen. Er vertheilte sein Vermögen theils unter die Armen, theils zu andern nützlichen Zwecken und steuerte ein armes Nonnenkloster in Regensburg aus. Begleitet von Gerold, Scholastikus von Regensburg, kam er nach Cluny und ward vom heiligen Abt Hugo (s. d. A.) bestens aufgenommen. Gerold wurde bald Großprior von Cluny, endlich Bischof von Ostia und päpstlicher Abgeordneter (Legatus). Ulrich, dessen erhabene Tugenden Jedermann bewunderte, empfieng die Priesterweihe, wurde Beichtvater des Klosters und Novizenmeister und wirkte in und außer dem Kloster viel des Guten. — Während Ulrich in seinem Wirkungskreis den Garten Gottes pflegte, kam Lütold (Lutoldus) von Rümlingen (in der Pfarrei Thurnen, drei Stunden von Bern), ein wohl begüterter aber kinderloser Herr, nach Cluny und bat um Religiosen, um auf seinem Landgute ein Kloster zu stiften. Der edle Abt ernannte zu diesem Zwecke unsern bewährten Ulrich und einen alten Mönchen, Cuno mit

Namen, um daselbst eine gehörige Wohnung zu bauen. Sie wählten den Ort Rüggisberg (Mons Rutgeri); allein es war Winter, der Bau verzog sich und die zwei Religiosen wählten eine Höhle, das sogenannte Pfaffenloch, wo sie die Fasten hindurch nur von Brod und Wasser lebten. Ihr Aufenthalt blieb nicht lange verborgen; bald strömte das Volk zu den Einsiedlern, welche die Anwohner der Gegend wohlwollend empfingen, Ulrich las die heilige Messe und ertheilte dem damals sehr unwissenden Volke Unterricht, und suchte besonders durch fleissiges Beichthören zu vollenden, was er durch seine Predigten zum Heile der Seelen begonnen hatte. Indessen begann der Bau, und nach Vollendung desselben setzte Ulrich den Mönchen, die sich indessen da angesiedelt hatten, seinen Mitbruder Cuno vor und kehrte dann wieder nach Cluny um. Der Abt Hugo, der den Eifer Ulrichs kannte, sandte ihn in das Bisthum Lausanne und machte ihn zum Prior des Klosters in Peterlingen. Wie ein helles Gestirn leuchtete er seinen Untergebenen mit Wort und That voran, handhabte die Ordenszucht und machte darauf Versuche, den verbannten Bischof Burkard von Lausanne auf bessere Gesinnungen zu bringen; allein seine Bemühungen blieben erfolglos, er mußte, um gewissen Nachstellungen zu entgehen, wieder seinem Kloster Cluny zuwandern. — Nun sandte ihn sein Oberer nach Deutschland, um die Gründung eines Klosters in Oberrimsingen zu übernehmen, welches aber bald nachher noch Grüningen, und später in den Schwarzwald nach Sella oder Celle, (Willmarszelle, unweit vom St. Trudpertskloster) verlegt wurde, wozu Burkard von Hasenburg, Bischof von Basel, dem der Ort gehörte, bereitwillig (1087) seine Einwilligung gab. Auch hier bildete Ulrich (in den deutschen Akten wird sein Name Vuldaricus, Widaricus und Ulricus geschrieben) seine Mönche zur treuen Erfüllung der Ordenspflichten und insbesondere zur strengen Beobachtung der heiligen Armuth heran. Meldeten sich Reiche zur Aufnahme, so sandte er dieselben in reichere Klöster: doch wer Gott aufrichtig suchte, ließ sich durch dergleichen Vorwände nicht abweisen. Um auch dem weiblichen Geschlechte eine Zufluchtsstätte zu gewähren, gründete er ein Frauenkloster in Bollschweil, welches später nach Selden verlegt wurde. Auf Verlangen des Abtes Wilhelm von Hirschau schrieb Ulrich zwei Bücher über die Gebräuche von Cluny. — Vor seinem Hinschiede

in's bessere Leben ward er mit einer harten Prüfung heimgesucht, damit das Maaß seiner Verdienste voll würde: er verlor nämlich zwei Jahre vor seinem Lebensende das Gesicht. Als der Abt Hugo diese Trauerkunde vernahm, sandte er an ihn den Mönch Cuno und ließ ihn durch diesen freundlich einladen, er möchte nach Cluny zurückkommen; allein der blinde Mann wollte sein Kloster nicht mehr verlassen, sondern da den Leidenskelch, den ihm der Herr gereicht hatte, bis zur Neige trinken. Mit neuem Eifer ergab er sich der Betrachtung der ewigen Wahrheiten und dem Gebete, und vergoß oft heiße Thränen. Als man ihn um die Ursache seines Weinens fragte, erwiederte er demüthig: „Ich weine, um meine Sünden mit Bußthränen abzuwaschen; ich weine über das Elend und die Armseligkeit dieses Lebens, und über die Entfernung von der himmlischen Heimath." — In der letzten Krankheit kam der Mönch Wido als Abgeordneter zu ihm, und betete ihm täglich die kanonischen Tagzeiten vor: Er vollendete seinen glorreichen Kampf am 10. oder am 14. Heumonat 1093 in hohem Alter, und ward innerhalb der Klosterkirche in einem besondern Grabe beigesetzt. Wie ihn Gott im Leben durch viele Wunder verherrlichte, so auch, nachdem er ihn zu sich in den Himmel aufgenommen hatte. Seinen Leib ließ Bischof Gebhard von Constanz noch vor 1110 erheben. Der Abt Benedikt Wülherz von St. Peter errichtete ihm 1744 ein zierliches Grabmal. Der Sprengel von Chur begeht den Gedächtnißtag am 10. Heumonat, jener von Lausanne-Genf am 11. desselben in den kirchlichen Tagzeiten. (Vergleiche Boll. T. III. Jul. p. 149—170; Mabillon, Acta SS. O. S. B. Sæc. VI. P. II. p. 781 et seq.; Grandidier, Histoire de l'Alsace; Biblioth. Cluniac. p. 1742 etc.)

Ulrich, Bischof von Lausanne. Diesen Bischof nennt Cuno von Stäffis in seiner Chronik und setzt seine Amtsverwaltung in die Zeit der Regierung Karls des Großen. Seiner Grabschrift zufolge war er der Bruder einer der Gemahlinnen des Kaisers; denn darin heißt es:

> Königinnen an Tugend gleich, der fürstlichen Schwestern
> Bruder und Bischof zugleich, theilt er der Heiligen Ruhm.[1])

[1]) Sanctarum reginarum simul atque sororum
Hic frater sanctus præsul et ipse nitet.

In einem alten Leben Karls des Großen findet man, daß Hildegard, die Gattin Karls, einen Bruder, Namens Ulrich, gehabt hat. Somit war Ulrich ein Abkömmling des großen Gottfried, Herzogs von Alemannien und Bruder des Grafen Gerold. Gleichzeitige Schriftsteller sprechen ihrem Adel und ihrer Freigebigkeit großes Lob. Die Lausanna christiana sagt: „Ulrich sei im Jahre 732 geboren, und habe schon in zarter Jugend Anlagen zu einer hoffnungsvollen Zukunft gezeigt." Dieser Angabe widerspricht das Mémorial de Fribourg (T. V. p. 234), welches behauptet, weder von seinem Geburtsjahre, noch von seiner Jugend wisse man etwas Zuverlässiges. Den bischöflichen Stuhl bestieg er vermuthlich erst nach der Verehelichung seiner Schwester mit Karl dem Großen, somit nicht vor dem Jahre 772. Hildegard, eine ausgezeichnete und religiöse Kaiserin, blieb den geistlichen Geschäften nicht fremd, und da Karl dieselbe zärtlich liebte, trug sie zweifelsohne zur Erhebung ihres frommen Bruders auf das Bisthum Lausanne Vieles bei. Auch erzählt ein alter Geschichtsschreiber, daß Ulrich vor allen Andern mit Gnaden und Auszeichnungen begünstigt worden, so lange Hildegarde lebte; aber nach ihrem Tode fiel er in Ungnade, und kam erst durch eine List des kaiserlichen Hofnarren wieder zu Gunsten (Monach. S. Gall). Laut seiner Grabschrift war Ulrich auf dem Concil von Frankfurt, wo die gotteslästerliche Lehre des Epilandus: „Christus sei nur ein Adoptivsohn Gottes," verdammt wurde. Sein heiliger Hintritt erfolgte in den Jahren 804—814. Hottinger behauptet in seiner helvetischen Kirchengeschichte, er sei den Heiligen beigezählt worden; wir finden aber in den Annalen von Lausanne keine Spuren, daß man ihn daselbst je verehrte, doch wird er in der Grabschrift „der heilige Prälat" genannt.

Ulrich, der heilige, Bischof von Augsburg. Dieser große und heilige Mann wurde um das Jahr 890 zu Augsburg geboren. Er ist aus einem der vornehmsten deutschen Geschlechter entsproßen; denn er war neben Dietpold, Mangold und Luitgardis ein Sohn Hubald's, Grafen von Kyburg und Dillingen. Seine Mutter hieß Thetpirga (Dietburga) und war eine Tochter Burkhards, des Herzogs von Schwaben und Grafen von Nellenburg. Beide erhöhten ihren Adel durch ihre Tugenden. Die

Eltern schämten sich zwar Anfangs fast des ungemein magern und abgezehrten Kindes, sie hatten aber bald die Freude, den kleinen Ulrich zunehmen und erstarken zu sehen, nachdem sie den Rath eines Geistlichen befolgt hatten, ihn der Mutterbrust zu entwöhnen, und richteten nun ihre ganze Sorge auf eine gute Erziehung des Kindes. Zur Bildung in den Kenntnissen und Wissenschaften wurde auch er in das berühmte Benediktinerstift St. Gallen geschickt, wo er die Mönche Waning (s. d. A.) und Hartmann den Jüngern zu Lehrern in der Grammatik und Theologie hatte. Da er in der Frömmigkeit und den Wissenschaften sich hervorthat, trug er das Benediktinerkleid, und durfte in Ansehung seiner schönen Stimme oft im Speisesaal vorlesen. Diesem Stifte blieb er später immer zugethan. Ein altes Manuscript von St. Gallen sagt: „Ulrich blieb ein beständiger Freund unsers Klosters, trug als Bischof noch den Habit und beobachtete viele Stücke unserer heiligen Regel, die er bei uns erlernt hatte. — Den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß auf den jungen Ulrich übte die heilige Klausnerin Wiborada (s. d. A.) aus. Oft besuchte er die treffliche Lehrmeisterin, um aus ihrem Munde Worte des Lebens zu vernehmen; insbesondere eiferte sie ihn zur Bewahrung der Keuschheit an, lehrte ihn, die Unterhaltung mit dem weiblichen Geschlechte zu fliehen, in der Versuchung den Ort zu verändern und zum Gebete zu eilen, falls die Versuchung nicht wiche, den Finger ein wenig in eine brennende Kerze zu stecken, und gab ihm zum Andenken an diese heilsamen Lehren einen von ihr selbst gefertigten leinenen Gürtel. Das Leben in St. Gallen gefiel ihm sehr wohl und er faßte große Neigung für den Mönchsstand; jedoch wollte er nicht ohne Wissen und Rath der heiligen Wiborada handeln, und trug ihr seine Entschlüsse vor. Sie hieß ihn nach drei Tagen wieder kommen, betete indessen eifrig zu Gott und kündete ihm dann an, er sei von Gott nicht bestimmt zum geistlichen Vater dieses Klosters, sondern seine Bestimmung sei, gegen Aufgang, wo ein Fluß zwei Landschaften scheide, dem Herrn als Bischof zu dienen, und da werde er wie keiner seiner Vorgänger von Heiden und schlechten Christen viel zu leiden haben. Er vollendete auf Wiborada's Rath seine Studien in St. Gallen, und kehrte sodann nach Augsburg zurück. Der Bischof Adalbero übertrug dem trefflichen Jüngling das Amt eines Kämmerers. Nach kurzem Aufenthalt zu Augs-

burg unternahm Ulrich eine Pilgerfahrt nach Rom, und kehrte sodann wieder in seine Heimath zurück, aber er trat jetzt nicht in die Dienste des nunmehrigen Bischofs Hiltin von Augsburg, sondern übernahm die Sorge für seine verwittwete Mutter. Nach dem Tode des Bischofs Hiltin (gestorben 923) ging Wiborada's Weissagung in Erfüllung; Ulrich ward Bischof von Augsburg, zu welchem Behuf sich sein Neffe, der Herzog Burkard von Alemannien und andere seiner Verwandten bei Kaiser Heinrich verwendet hatten. Die Bischofsweihe empfieng er am 28. Christmonat 923. Seine Kirche war in einem sehr betrübten Zustande, als er den Hirtenstab übernahm. Die Gotteshäuser lagen in Schutt, oder waren vom Feuer der Hunnen zerstört, die meisten seiner Leute vom Feinde erschlagen, die Dörfer ausgeraubt oder abgebrannt und Jene, welche der Wuth dieser Barbaren entgangen, in die äußerste Dürftigkeit versetzt. Er ließ jedoch, obgleich entblößt von Menschenhülfe, den Muth nicht sinken, sondern hielt, im Vertrauen auf Gott, die harte Prüfung standhaft aus. Er rief seine allenthalben zerstreuten Unterthanen zusammen, sah sich um verständige Bauleute um, und stellte mit unsäglicher Anstrengung die im Schutte liegenden Kirchen und Gebäude wieder her. Mit noch größerm Eifer bemühte er sich den innern Tempel Gottes in den Herzen Aller herzustellen, die seiner Hirtensorge anvertraut waren. Nach der Sitte der damaligen Zeit mußten sich die Bischöfe vielfältig bei den Regenten des Landes aufhalten, die sich derer weisen Rathschläge und ihrer Hülfe in Staatsangelegenheiten und in Kriegssachen bedienten. Mit seltener Treue leistete Ulrich diesen Dienst dem König Heinrich und dessen Nachfolger Otto I. Um aber in Zukunft von weltlichen Geschäften los zu werden, brachte er es dahin, daß seiner Schwester Liutgarde Sohn, Adalbero, seine Stelle am königlichen Hofe vertreten durfte. Dadurch ward er, wie er es lange schon sehnlichst gewünscht hatte, in den Stand gesetzt, ganz und ungetheilt dem Dienste Gottes obzuliegen und über die ihm anvertraute Heerde zu wachen. Täglich betete er nun, wenn ihn nothwendige Geschäfte nicht zurückhielten, mit dem Domklerus in der Kirche die kanonischen Tagzeiten und las dann die heilige Messe; er fastete sehr strenge, aß zu vielen Zeiten gar kein Fleisch, obgleich es bei der bischöflichen Tafel für die Gäste reichlich aufgetragen wurde, trug ein wollenes Hemd auf dem Leibe

schlief wenig und nie auf einem Federbette, und hielt nach der Komplet strenges Fasten und Stillschweigen. Bewunderungswürdig war seine Liebe und Wohlthätigkeit gegen die Armen und Bedrängten. Durch einen eigenen Kleriker ließ er, ehe er zu Tische saß, Almosen unter die Armen oder die erste Tracht Speisen austheilen; Schwache, Kranke, Lahme und andere presthafte Leute erhielten täglich in seiner Gegenwart die besten Speisen und Getränke; selbst auf den Reisen begleitete ihn immer eine Schaar von Armen. Eine besondere Erwähnung verdient, daß er für zwölf Arme das heilige Kreuzspital stiftete oder doch reichlich ausstattete. Die Gastfreundschaft übte er auf die freigebigste Weise; reisende Kleriker, Mönche und Nonnen konnten bei ihm bleiben, so lange sie wollten. Der heilige Prälat besuchte 940 das berühmte Kloster St. Moritz im Wallis. Als er da angekommen war, fand er das Kloster von den Saracenen niedergebrannt, und von seinen Bewohnern verlassen; nur einen einzigen Menschen traf er, der es bewachte. Ulrich brachte die Nacht im Gebete zu, las am darauf folgenden Sonntage in aller Frühe die heilige Messe von der Dreieinigkeit und fing eben die zweite Messe vom treffenden Sonntage an, als zwölf Geistliche mit einer Menge Volkes herbeikamen, um seiner Messe beizuwohnen. Da diese beendet war, grüßte er die Mönche, beschenkte sie und auch diese gaben ihm zum Abschied von den in einer Höhle aufbewahrten Gebeinen der hl. Märtyrer. Bereichert mit diesem Schatze besuchte er seinen heiligen Freund Conrad, Bischof von Constanz (s. d. A.), theilte ihm von seinem Reliquienschatze etwas mit, hielt sodann mit den heiligen Gebeinen einen feierlichen Einzug in Augsburg, und hinterlegte dieselben in der Domkirche in einem kostbaren Sarge. — Unvergeßlich blieb ihm für sein ganzes Leben das Kloster St. Gallen, wo er seine Erziehung und die Aufnahme in die Zahl der Verbrüderten erhalten hatte. Er besuchte dasselbe öfter, gab dem Kloster wiederholt Tafel, wobei er zuweilen die Brüder bei Tische bediente; sandte dahin ganze Ladungen von Tirolerwein, wobei es sich einmal ereignete, daß eine solche Weinfuhr in dem Martinstobel von der außerordentlich hohen Brücke in den Bach hinabstürzte, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, und pflegte, so oft er nach St. Gallen kam, auch die St. Mangkirche daselbst zu besuchen; namentlich leistete er dem strengen Abte Kralo große

Dienste, stellte als kaiserlicher Kommissär den durch die übermäßige Strenge dieses Abtes gestörten Klosterfrieden wieder her und brachte es dahin, daß Kralo wieder als Abt angenommen wurde. — Mehrmals pilgerte er zu der Gnadenmutter nach Maria-Einsiedeln; das erste Mal, wie es scheint 948, als er den Bischof Conrad von Constanz zur feierlichen Einweihung der nunmehr vollendeten Klosterkirche, wie der vergrößerten Muttergotteskapelle dahin begleitete, und wobei das auffallende Wunder der Engelweihe geschah (Ursprung des Stiftes Maria-Einsiedeln von P. Justus Landolt, Einsiedeln 1845.) Hier faßte er zu Abt Eberhard (s. d. A.) eine vorzügliche Liebe, lernte in spätern Besuchen den heiligen Wolfgang (s. d. A.) kennen und weihte ihn (965 in vita S. Wolf. apud Perz) zum Priester. — Ulrich, wie man sieht, war nicht bloß ein guter Hirte seiner Diöcese, sondern wirkte weit über dieselbe hinaus, wie auch seine Heiligkeit im ganzen christlichen Europa Bewunderung erregte. Was er auf den verschiedenen deutschen Synoden, denen er beiwohnte, sprach und wirkte, ist übrigens mit Ausnahme der Ingelheimer-Synode von 972, leider nicht bekannt; nur soviel weiß man, daß er den Synoden zu Altheim 931, Erfurt 932, Ingelheim 948, Augsburg 922, Regensburg 961, Mainz 963, Ingelheim 972 beiwohnte (s. Geschichte der Concilien von Binterim.) Im Jahre 955 drangen die Hunnen, Alles verwüstend und verbrennend, bis nach Augsburg vor. Sein Bruder Dietpold und sein Schwestersohn Reginbald fielen in der Schlacht, Ulrich ergab sich dabei vollkommen in den Willen Gottes und begrub die theuren Leichen. Obgleich schon sehr entkräftet durch Arbeit und Leiden, reiste er im hohen Alter noch einmal nach Rom, um das Ende seines Lebens den heiligen Apostelfürsten anzuempfehlen. Seine Heimreise nahm er über Ravenna, wo er den Kaiser Otto mit seiner heiligen Gemahlin Adelheid (s. d. A.) antraf, der ihm bewilligte, alle zeitlichen Geschäfte der Bisthumsverwaltung seinem Neffen Adalbero übergeben zu dürfen, um desto mehr den geistlichen Verrichtungen und den Uebungen der Gottseligkeit obliegen zu können. Von nun an schwanden mehr und mehr seine Kräfte; am 18. Brachmonat 973 ließ er sich in die Kirche führen und wohnte der heiligen Messe bei. Nach derselben warf er sich vor dem heiligen Kreuze auf sein Angesicht nieder, und blieb während einer halben Stunde auf einem

ausgebreiteten Teppiche liegen. Als er aufgestanden war, rief er seinen Kämmerer Luitpold zu sich, befahl ihm, Alles, was er unter seiner Aufsicht habe, herbeizubringen, vertheilte das vorhandene Geld sogleich an die Armen, die Kleider und die Geräthschaften aber an die Geistlichen seiner Kirche und an einige Andere, als Denkmäler seiner Liebe. Durch eine himmlische Erscheinung aufgefordert und gekräftigt auf eine wunderbare Weise, ging er am Geburtsfeste Johannes des Täufers in die Kirche dieses Heiligen und hielt in derselben das feierliche Hochamt; es war das letzte Mal. Freudig und sehnsuchtsvoll erwartete er nun am Vorabende von Peter und Paul den Tod, und zog schon sein Sterbekleid an; aber er starb erst am 4. Heumonat auf aschebestreutem Boden liegend, in Gegenwart des Propstes Gerhard und seiner Kleriker, welche die Litanei sangen, im dreiundachtzigsten Jahre seines Alters und im fünfzigsten seines bischöflichen Amtes im Jahre 973 nach Christi Geburt. Als man die Leiche des Heiligen wusch, entströmte derselben ein süßer Wohlgeruch; er ward angekleidet in den Sarg gelegt und in die Kirche getragen. Der heilige Wolfgang, Bischof von Regensburg, begrub ihn bei der Kirche der heiligen Afra und hielt den Leichengottesdienst. Gleich nach dem Tode erwies man Ulrich die Ehre eines Heiligen und die Gläubigen, die an seiner Grabstätte Hülfe suchten, zündeten ein Licht an, welches daselbst beständig unterhalten wurde. Zehn Jahre nach Ulrich's Tode reiste der Bischof Luitolf von Augsburg nach Rom, und legte dem Papst Johann XV. ein Büchlein über das Leben und die Wunder Ulrich's zum Behufe der Heiligsprechung desselben vor. Der Papst versammelte im Lateran eine Synode, ließ die Schrift über Ulrich vorlesen und setzte ihn im Jahre 993, (nach Andern 992) feierlich unter die Zahl der Heiligen. Diese Heiligsprechung Ulrich's ist um so bedeutungsvoller, da sie als die erste eigentliche päpstliche Canonisation angesehen wird, die sich mit Sicherheit anführen läßt. Sie erfreute ganz Deutschland und namentlich auch die Schweiz, in welcher jetzt noch die Diöcesen Chur, Basel und St. Gallen am 4. Heumonat sein Fest begehen. Man findet auch in der Schweiz Pfarrkirchen und Kapellen, in denen der heilige Ulrich als Schutzheiliger verehrt wird. In St. Urban befindet sich ein Meßgewand, in dem ein Stückchen vom Meßgewande des heiligen Ulrichs, dessen er sich bei Darbrin-

gung des göttlichen Opfers bedient hatte, eingenäht ist. Am Feste des heiligen Ulrich wird nach vollendetem Gottesdienste dieses Meßgewand ausgestellt; die Eltern von Nah und Fern bringen ihre Kinder, lassen sie dasselbe berühren, und der Priester ertheilt ihnen bei der Berührung des Meßgewandes den Segen. In der nämlichen schönen Kirche ist ein prachtvoller St. Ulrichsaltar, auf dessen Altargemälde die eben angeführte religiöse Ceremonie dargestellt ist. Das Leben dieses Heiligen haben Mabillon, die Bollandisten und die Gelehrten von St. Gallen beschrieben; aber Herr Schrödl meint, die beste Biographie sei: „Vita S. Oudalrici episcopi," welche sehr wahrscheinlich den Propst Gerhard, Ulrich's vertrautesten Schüler, zum Verfasser hat.

Ulrich, Einsiedler im Mößli. Der Ruf des gottseligen Nikolaus von Flüe (s. d. A.) zog nicht nur Pilger, sondern auch mehrere angesehene Männer aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zu ihm in den Ranft; der Beweggrund, wie Albrecht von Bonstetten, Dekan zu Einsiedeln, 1481 im Lobe des Seligen meldet, war, um den frommen Mann kennen zu lernen und ihn zu sprechen. Zu diesen gehörte auch der fromme Ulrich, über dessen Abstammung die Meinungen verschieden sind. Er war ein adeliger, begüterter Herr und stammte nach P. Rader aus München. Dieser Angabe widerspricht Bucelin und will aus einer alten Schrift nachweisen, Ulrich sei ein schwäbischer Ritter aus der Stadt Memmingen gewesen. Allein Herr B. Göldlin von Tiefenau, Propst von Beromünster, der das Leben des seligen Nikolaus von Flüe beschrieb, und uns darin einige werthvolle Notizen über den Bruder Ulrich aufzeichnete, sagt: „Ich theile die Ansicht des Jesuiten Rader und des Chorherrn Gundelfingen, Zeitgenossen der frommen Männer im Ranft, und führe die Worte des Letztern an: „„Der tugendvolle Wandel und die berufene Enthaltsamkeit Nikolai's zog auch einen Edelmann, Namens Ulrich, aus Bayern (agro novico) gebürtig, zu sich."" Ulrich kam im Jahre 1473 in den Ranft, besuchte sogleich den in der Hütte wohnenden Klausner, der ihn sehr freundlich empfing und sich zugleich erkundigte, warum er ihn in diesem öden Thale besuche. Ulrich erwiederte: „Die vielen Beschwerden, die ich in der schlüpfrigen Welt ausgestanden, und der Ruf euers frommen und strengen Wandels erregte in mir die Begierde, euch zu besuchen und in dieses hohe und abgele-

gene Thal zu kommen. Leider habe ich schon lange unser verdorbenes Zeitalter begriffen und eingesehen, wie eitel, hinfällig, unglücklich, verwildert und gefährlich Alles auf dieser Welt, und wie ausschweifend, verdorben und ansteckend der meisten Menschen Leben sei. Schon lange fühlte ich in mir einen innern Trieb, den Schauplatz der Welt zu verlassen und ein ruhigeres Leben zu suchen, um einzig dem Seelenheile obzuliegen. Nirgends traf ich einen so gottseligen Einsiedler, der so strenges Fasten und Weltabgeschiedenheit in sich vereinigte. Ich habe Hoffnung, ich werde bei euch den Weg des Heiles finden, da ich einen so weiten Weg durch Berge, Waldungen, unwegsame Höhen und Thäler zurückgelegt." — Herr Göldlin meint, der Chorherr Gundelfingen habe dieß vom Bruder Ulrich selbst vernommen, denn er erzählt ferner, daß dieser bezeugte: „Als ich mit Nikolaus sprach, sah ich so auffallende Beweise seiner Tugend, so einnehmende Merkmale seiner Gewogenheit gegen mich, daß sein Benehmen und vorzüglich seine Demuth und die Bescheidenheit seiner ersten Antworten mich völlig entzückten; ich erkannte, daß dieser gottselige Mann alle Einsiedler an Tugenden übertreffe." — Der Entschluß, die Wildniß nicht mehr verlassen zu wollen, kam in Ulrich nun völlig zur Reife; er wandte sich an Nikolaus mit der Bitte, er möchte ihn zu seinem Gefährten aufnehmen, ihn unterweisen und den Weg der Vollkommenheit lehren. Nikolaus, der Herzen und Nieren durchschaute, sah des Edelmannes Aufrichtigkeit, er konnte den Heilsbegierigen nicht abweisen, sondern willigte ein; doch fügte er, wie Rader (in Bavaria Sancta) berichtet, bei: „Ich habe selbst vonnöthen, mir einen Lehrer eines vollkommenen Lebens zu suchen und ich will lieber lernen, was mir darin abgeht, als Andern darüber Vorschriften ertheilen." Ulrich empfing nun von Nikolaus, wie Cysat erzählt, ein kleines Häuschen, das er ehedem selbst bewohnt, und nachher dem Knechte Hänsli als Küster oder Sigrist der Kapelle angewiesen hatte. Hier ward er von seinem frommen Lehrer geprüft und im geistlichen Leben unterrichtet. Bruder Ulrich eifrig bemüht, seinem Lehrmeister in Allem nachzufolgen, wollte sich auch die immerwährende Fasten aneignen; allein er vermochte es nicht über den dreizehnten Tag, ward ganz matt und krank. Da sprach sein geistlicher Lehrer zu ihm: „Bruder, es ist genug. Gott hat nur für diese Tage dich begnadi-

gen wollen; es gefiel ihm dein guter Wille, er will aber nicht, daß du dein Fasten länger fortsetzest; er führt seine Diener auf mancherlei Wegen, dem Einen gibt er diese, dem Andern eine andere Gnade." — Nach vollendeter Probezeit begab sich Ulrich nach dem Rathe seines geistlichen Vaters auf eine nahe Anhöhe jenseits der Melcha, im Mößli (Masly) genannt, wo er unter einem Felsen seine Wohnung aufschlug. Hier suchte er dem gottseligen Nikolaus in den Werken der Buße ähnlich zu werden und strebte nach Vollkommenheit, er betete viele Stunden des Tages, trug keine Beinkleider, schlief des Nachts wenig, hatte einen Stein zum Kopfkissen und bat Gott um Beharrlichkeit und Ausdauer in seinem neuen Leben. Wenn der Bruder Klaus um die Mittagsstunde seine Zelle verließ und einige Zeit im Ranft herumwandelte, besuchte er zuweilen seinen vertrauten Freund im Mößli und unterhielt sich mit ihm in heiligen Gesprächen; er offenbarte ihm, wie Chorherr Wölflin bemerkt, viele Dinge, über welche Ulrich strenges Stillschweigen beobachtete, so lange Nikolaus lebte. Mit Beihülfe frommer Landsleute und Pilger erbaute der Anachoret im Mößli 1484 eine Kapelle mit drei Altären. Im Jahre 1486 unternahm Ulrich mit Bewilligung und Ermunterung von Seite des Bruders Klaus eine Wallfahrt nach Rom, wohin ihn ein frommer Priester, Namens Lukas Kölbing, aus dem Muotathale begleitete; als er zurückgekommen, lag Nikolaus in den letzten Zügen. Mit brüderlichem Herzenleid drückte er dem Seligen die Augen zu. Nach vier Jahren — gerade am Frohnleichnamsfeste (2. Brachmonat) vollendete auch Bruder Ulrich seine irdische Laufbahn. Er starb in hohem Alter mit schneeweißen Haaren, er hatte einen langen aber wohl gebildeten Körper; der Bart war lang, dick und weit ausgedehnt; die Gesichtsfarbe blaß und der Habit ähnlich jenem seines geistlichen Vaters. Er ward in dem Beinhaus zu Kerns begraben und sein Eremitenkleid wurde über dem Grabe aufgehängt. Sein Grabmal von Stein stellt einen Altartisch vor und hatte zur Aufschrift: „Hier liegt begraben Bruder Ulrich, der selig starb im Jahre 1491." Später ward er sammt der ehrwürdigen Schwester Cäcilia (s. d. A.) enthoben und 1768 in die neue Pfarrkirche übertragen, wo sie in einer Seitenwand derselben einander gegenüber eine schönere Ruhestätte fanden. Ein neuer schön gemeißelter Grabstein sammt einer Ueberschrift deckte

Ulrich's Hülle. Da verblieb er bis zum Brand der Kirche 1813, in welchem Jahre diese durch die Unvorsichtigkeit eines die Bedachung ausbessernden Arbeiters gänzlich abbrannte. Beim Brande litt der Stein, der seine Gruft zudeckte, großen Schaden und die neue Grabschrift ging zu Grunde. Die Gebeine Ulrich's wurden gesammelt, in eine Schachtel gelegt und dieselbe befindet sich nun in einer Sakristei der Pfarrkirche. Man wird sie mit Gelegenheit wieder an einem passenden Orte in der Kirche beisetzen. (Gefällige Mittheilung vom Pfarramt in Kerns.)

Ultan, s. Amatus, Bischof von Sitten.

Uranius, s. Pelagius.

Ursicin, s. Severin.

Ursicin, der heilige, Apostel des nördlichen Juragebirges, war ein Genosse des heiligen Columban (s. d. A.) und lebte einige Zeit mit ihm im Kloster Luxeuil. Nachdem sein Meister durch die Nachstellungen der Brunehilde von Theodorich vertrieben war, und nach Italien pilgerte, reiste er mit einigen Jüngern in unser Schweizerland; er drang bis nach Biel, verkündete dort und in der Umgebung mit apostolischem Eifer die Glaubenswahrheiten der christlichen Religion, und erwarb sich in der Bekehrung jenes Volkes einen unsterblichen Ruhm. Ursicin legte den Grund zu der nachmals sehr berühmten Collegiatkirche, welche ihn nach seinem Absterben bis zum großen Religionsabfall als Schutzpatron verehrte. Großes hatte er gewirkt zur Verherrlichung Gottes und Manchen im wahren Glauben befestigt; da sehnte sich der Gottesmann nach der geräuschlosen Einsamkeit, welche er auch in den nördlichen Schluchten des Jura zwischen hohen und wilden Gebirgen fand, in der Gegend, wo der Doubs (Dubis) entspringt, und sich aus dem Raurachergebiet nach dem Burgunderlande wälzt. Hier wählte er sich eine Felsenhöhle zur Klause und verlebte einige Jahre in Fasten und Wachen, den Menschen und der Welt unbekannt, übte strenge Bußwerke und brachte Tag und Nacht in Betrachtung himmlischer Dinge zu. — Die allwaltende Vorsehung fügte es, daß einst einige Reisende in dieser Bergschlucht sich verirrten, diese entdeckten den Einsiedler und fanden an ihm nicht nur einen Führer auf ihrer Reise, sondern auch auf dem großen Lebenswege. Die Hocherfreuten erzählten ihre Entdeckung weiter, und es ging nicht lange, so wurde Ursicin von allen Seiten her be-

sucht. Bald schlossen sich Mehrere ihm als Jünger an, so daß er seine Klause erweitern mußte; er baute neben derselben ein Gotteshaus zu Ehren des heiligen Apostelfürsten, auch einige Wohnzellen für die sich mehrenden Ansiedler. Er lebte noch einige Zeit, diente aus allen Kräften Gott seinem Herrn und ertheilte Allen, die ihn von Nah und Fern besuchten, heilsame Lehren. Doch die Saat der Verdienste war reif, der Tugendkranz geflochten, den treuer Arbeiter erwartete der verdiente Lohn. Als er sein Ende herannahen sah, ließ er seine Brüder zu sich kommen, mahnte sie sterbend, den angetretenen Tugendweg beharrlich zu gehen und schied mit den Worten: „In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist!“ [1]) aus diesem Leben im Jahre 619 oder 620. Seine trauernden Jünger begruben den Entseelten in der Kapelle des heiligen Petrus. Neun Jahre darauf baute der heilige Wandregisil (s. d. A.), ein adeliger Austrasier, daselbst ein Kloster, und auf dem Platze, wo der Heilige begraben lag, eine Basilika. Die kleine Genossenschaft vermehrte sich und nahm die Regel des heiligen Benedikt an. Rudolf III., letzter König von Burgund, schenkte 999 das Kloster St. Ursitz mit allem An- und Zubehör dem Bischof Adalbero II. von Basel. Im eilften Jahrhundert wurden die Mönche aufgehoben, das Kloster in ein Chorstift umgewandelt, und zwölf Chorherren besorgten von nun an dort den Gottesdienst. Glücklicher als seine Schwesternstifte zu Münster und St. Immer, überlebte dieses den Sturm der Reformation, erlag aber endlich den Wogen der französischen Staatsumwälzung. Die Felsenhöhle des heiligen Ursicin am Gestade des Doubs ist noch heute sichtbar. Das Andenken des Heiligen wird in der Collegiatkirche, wie im Bisthum Basel, jährlich am 20. Christmonat gefeiert, und die Stadt St. Ursitz (St. Ursanne), verkündet durch ihren Namen fort und fort das Lob des heiligen Stifters. Welcher Papst zuerst die Verehrung des heiligen Ursicin gestattet, ist ungewiß; Herr Funkler (s. Leben der Heiligen des Elsaßes, S. 325) sagt: „Die Verehrung dieses heiligen Abtes wurde von mehreren Päpsten bestätigt, was auch endlich die Bischöfe von Basel bewog, dessen Fest in das Proprium der Heiligen ihres Bisthums einzurücken.“ (Cf. Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché

[1]) „In manus tuas commendo spiritum meum.“ So sterben die Heiligen in Christo, wie sie mit ihm gelebt haben.

de Bâle T. I. p. 49—44; l'Abeille du Jura, T. II. p. 248—263; Sérasset, Vies des Saints qui ont illustré le Jura, 1834.)

Ursicin II., der heilige, Bischof von Chur. Im Jahre 670 drangen die Hunnen in die Thäler von Bünden, hausten fürchterlich und hieben Alles schonungslos nieder, was in ihre Hände fiel. Zu Disentis tödteten sie den Abt Adalbero I. (s. d. A.) mit dreißig Mönchen und zerstörten die Gebäude, die der heilige Sigisbert (s. d. A.) aufgeführt hatte. Karl Martell zog im Jahre 717 mit einem Theil seines Heeres über Disentis, um den Herzog Luitfried von Alemannien, der den König Chilperich begünstigte, zu züchtigen. Bei seiner Durchreise stellte man einige Pferde, aus Zufall oder vielmehr durch Gottesfügung, in der dasigen Muttergotteskapelle ein, und fand sie des andern Tages alle todt. Karl Martell über diesen wunderbaren Vorfall in Kenntniß gesetzt und durch die Fürsprache des heiligen Pirmin in Pfäfers (s. d. A.) veranlaßt, ordnete die Wiederherstellung des Klosters an. Den Glanz desselben herzustellen, war von Gott der heilige Ursicin berufen. Derselbe wurde zu Chur aus einem edlen Geschlechte geboren, alsdann in dem St. Luciistifte mit dem heiligen Othmar (s. d. A.) unter der Aufsicht des Bischofs Vigilius erzogen, und machte daselbst in den Wissenschaften und in der Frömmigkeit glänzende Fortschritte. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, verzichtete er auf die Vorrechte seiner hohen Abkunft und faßte den großmüthigen Gedanken, der Welt gänzlich zu entsagen. Um das Jahr 720 wanderte er nach Disentis, vertauschte dort seine weltlichen Kleider mit der Mönchskutte, legte im Jahre darauf die Ordensgelübde ab und führte von nun an ein heiliges gottgeweihtes Leben. Er war ein frommer und heiliger Mann; deßwegen wählten ihn die Mönche im Jahre 730 zu ihrem Vorsteher. Sie freuten sich sämmtlich, einen klugen, vorsichtigen und bewährten Mitbruder an ihrer Spitze zu sehen; ihre Freude war um so inniger, weil sie seit sechszig Jahren keinen Abt mehr als Vorstand hatten. Als dritter Abt von Disentis ergriff er die Zügel, ordnete zuerst die inneren Angelegenheiten, hielt strenge an der Beobachtung der Ordensregeln und bewies sich in Allem als ein vollendetes Muster der Vollkommenheit. Nachdem er in diesen Anstrebungen sein Ziel erreicht, vollendete er im Jahre 739 den durch Karl Martell angeordneten Bau des Klosters und der beiden

der heiligen Jungfrau und dem heiligen Martin geweihten Kirchen, und fügte diesen noch eine dritte zu Ehren des heiligen Petrus hinzu. Als im Jahre 747 Karl Martells Sohn nach Italien reiste, führte ihn der Weg über Disentis. Bei dieser Gelegenheit besuchte er den heiligen Ursicin; er traf die Brüder in der schönsten Harmonie, und die Heiligkeit des Vorstehers rührte ihn so sehr, daß er die neue klösterliche Innung mit bedeutenden Einkünften bereicherte. Indessen war der Bischof Vigilius von Chur gestorben; ihm folgte Baldebert (s. d. A.), aber er entsagte seinem Amte, kehrte nach Pfäfers zurück und der bischöfliche Stuhl war wieder erledigt. Die verwaiste Diöcese richtete ihren Blick auf den weit gefeierten Abt zu Disentis. Dieser war alt, hatte vierundzwanzig Jahre sein Kloster geleitet und sollte nun sogar die Verwaltung des ganzen Bisthums übernehmen. Doch für den treuen Arbeiter ist keine Arbeit zu groß und keine Bürde zu schwer, die der Herr auferlegt. Gewohnt in Allem Gottes Willen zu erkennen und anzubeten, unterzog er seine Schultern dem beschwerlichen Amte, nahm 754 von seinen trauernden Brüdern Abschied und gab ihnen die Versicherung, daß er auch ferner noch ihnen beistehen werde. Mit neuem Eifer trat er als Bischof auf, und wirkte im Sinne und Geiste der heiligen Apostel, zu denen Jesus sagte: „Ich habe euch auserwählt, damit ihr hingehet und Frucht bringet." Er fühlte jedoch, daß er bald den guten Kampf gekämpft habe und seinem Ende nahe sei, daher legte er den Bischofsstab 758 in Disentis nieder, und brachte seine zwei letzten Lebensjahre in der Zurückgezogenheit zu. Er eilte zum Empfange des ewigen Lebens am 2. Weinmonat 760, an welchem Tage die ganze Diöcese Chur sein Andenken feiert. Das Brevier von Chur, 1646 verfaßt, meldet: in Disentis finde man vom heiligen Ursicin eine sehr alte Grabschrift; aber P. Eichhorn sagt, er habe nichts dergleichen auffinden können. (Vergleiche Proprium SS. Curiense; von Mohr, die Regesten der Benediktiner-Abtei in Disentis im Kanton Graubünden; Synops. annal. Desert. Msc. in Fol.)

Ursula, die heilige und ihre Gefährtinnen, Märtyrinnen. Die Kritik hat in neuerer Zeit die Legende der heiligen Ursula und ihrer Genossinnen hart mitgenommen. Herr Gelpke nennt dieselbe durchweg, „die Sage von der heiligen Ursula." Soweit Gelpke. Oskar Schade, ein anderer Prote-

stant, machte den Versuch, dieselbe statt auf geschichtlichem Boden zu behandeln, ganz an einen mythischen Hintergrund anzulehnen. Auch katholische Theologen, wie Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (1840) und Floß (Aschbachs allgemeines Kirchenlexikon), scheinen den fraglichen Gegenstand mehr zu verwickeln als zu beleuchten. Selbst der Verfasser des „L'Abeille du Jura" getraut sich nicht, den heiligen Pantalus mit den 11,000 Jungfrauen irgendwie zu verbinden. Weder die Einen noch die Andern geben eine befriedigende Kritik. — Wir haben zwei Legenden Bréviaire manuscrit du diocèse de Bâle antérieur à 1461, à la bibliothèque du Porrentruy. Und: Manuscrit du quatorzième siècle, de la bibliothèque de Porrentruy) vor uns, die von einander nur darin abweichen, daß eine zehntausend, die andere eilftausend Jungfrauen annimmt. Darin stimmen dieselben überein, daß die heilige Ursula, nachdem sie in die Ehe eingewilligt, zehn Gespielinnen und für jede Gespielin tausend Jungfrauen verlangte. Diese große runde Zahl schien Vielen übertrieben, Andern erdichtet oder unwahrscheinlich; allein wenn wir bedenken, daß aus allen Theilen der Welt, wie die älteste Legende vom Jahre 1111 erzählt, namentlich auch aus Konstantinopel und Sicilien, wo die Schwester der Mutter Ursula's, Gerosina, herrschte, christliche und heidnische Jungfrauen um Ursula sich sammelten, so wird die Zahl eilftausend kaum Zweifel erregen. — Ursula war die Tochter des britischen Königs Deonatus (Nothus, Diognetus); ihren Namen erhielt sie, zur Bezeichnung des Kampfes gegen den Teufel, der ja als Bär das Menschengeschlecht befeindet. Als Jungfrau von wunderbarer Schönheit, wird sie später von dem Sohne des mächtigen Königs von England zur Ehe begehrt. Bei der Verlegenheit ihres Vaters, entweder Land und Volk oder die Tochter opfern zu müssen, willigte Ursula in die Ehe ein, jedoch unter der Bedingung, daß der Prinz (Holofernes, als Christ Aetherius genannt) Christ werde, und daß man ihr drei Jahre Frist zu einer frommen Seefahrt verstatte. Nach dem Verlaufe der drei Jahre war Alles zur Hochzeit bereit; — da trieb auf der Jungfrauen Gebet ein plötzlicher Wind die Schiffe an die gallische Küste in den Hafen von Tila. Von hieraus fuhren die Jungfrauen rheinaufwärts und gelangten nach Cöln, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Auf göttliche Weisung setzten sie ihre Fahrt fort bis

nach Basel, wo sie ihre Schiffe ließen, um in Begleitung des Bischofs Pantalus nach Rom zu den Gräbern der Apostel zu pilgern. Papst Cyriakus, vermuthlich ein geborner Engländer, empfing mit seinem Klerus die heilige Schaar sehr ehrenvoll, taufte, als er in einem Gesichte über seinen bevorstehenden Märtyrertod belehrt wurde, die noch ungetauften heidnischen Jungfrauen, entsagte der päpstlichen Würde und schloß sich dem frommen Zuge an. Von Rom kehrten die heiligen Jungfrauen, auf ihren Martertod vorbereitet, auf demselben Wege nach Basel zurück, bestiegen ihre Schiffe und erreichten wiederum Cöln, welches damals gerade von den Hunnen belagert wurde, ohne daß die Kunde davon zu den Jungfrauen gekommen war. Arglos landend, fallen sie mit ihrer männlichen Begleitung den Barbaren in die Hände, und werden sämmtlich erschlagen, mit Ausnahme der Ursula, deren Schönheit sogar die Henker zittern machte. Sie wurde von dem Hunnenfürsten, dessen Namen zwar nicht genannt, der aber deutlich genug als Attila bezeichnet ist, zur Ehe verlangt, allein voll Entrüstung wies sie ein solches Anerbieten ab, — und mußte diese Weigerung mit ihrem Leben büßen; ein Pfeil durchbohrte ihr jungfräuliches Herz und gesellte sie ihren Gefährtinnen bei zur Siegesfeier am Throne des Lammes. Eine andere Jungfrau, Cordula, die sich voll Todesangst auf den Schiffen verborgen hatte, wurde am andern Morgen, als sie sich einstellte, auch ermordet. Der Unthat folgte jedoch die Rache des Himmels auf dem Fuße nach. Himmlische Heerschaaren, an der Zahl den erschlagenen Jungfrauen gleich, vertrieben die Hunnen und befreiten die Bürger Cölns, welche zum Danke dafür der getödteten Schaar ein ehrenvolles Begräbniß gewährten. Nach den oben genannten Legenden litt Ursula und ihre Gesellschaft um das Jahr 238 den glorreichen Martertod. Bald begann in Cöln der Heiligen Verehrung, und schon frühzeitig erhob sich hier eine Kirche zu ihrer Verherrlichung. Vermuthlich wurde daselbst ein Nonnenkloster errichtet. „Drei unverwerfliche Zeugen," sagt Gelpke, „stellen das sicher, nämlich drei Urkunden, eine vom König Lothar II. aus dem neunten Jahrhundert, und eine vom Erzbischof Wichfrid von 927 und 951, welche alle drei von einem Kloster der seligen Jungfrauen in Cöln sprechen." Im Jahre 1838 hat Cöln das sechszehnhundertjährige Jubeljahr dieser heiligen Märtyrinnen mit allem Pomp

gefeiert. Die neuern Martyrologien reden von den hochverehrten Jungfrauen sehr ehrenvoll und Wandelbert besingt ihr Lob in den Reimen:

An den Ufern des Rheins erglänzen dann Siegestrophäen
Von jungfräulicher Schaar dem Christusglauben errichtet,
Die zu Tausenden einst von des Irrthums ruchlosem Ingrimm.
Hingeschlachtet zu Cöln, sammt den heiligen Führern verblutet. [1])

In allen Bisthümern der Schweiz feiert man am 21. Weinmonat das Andenken dieser heiligen Blutzeugen, und ihnen zu Ehren stehen noch Altäre und heilige Bilder; Graubünden besonders ehrt sie hoch, weil jetzt noch dort behauptet wird, die heilige Schaar, als sie nach Rom pilgerte, habe im Hin- und Herreisen diesen Boden betreten. Auch geht die Sage, in Feldkirch, wo jetzt das Jesuitencollegium steht, hätten die heiligen Jungfrauen gerastet. (Cf. Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle T. I. p. 14—21.)

Ursus, Viktor und ihre Genossen, die heiligen, in Solothurn, Märtyrer. Als Maximian in Martinach gegen die thebäische Legion, die sich nach Tarnada zurückgezogen hatte, wüthete und ihre Vernichtung beschloß, flüchteten sich Ursus und Viktor, die einen Nachzug befehligten, nebst sechsundsechzig tapfern Soldaten nach Solothurn (Salodurum, Solodurum), einer alten römischen Festung an der Aare. Der Kaiser ließ den Flüchtigen nachspüren und ertheilte sofort Befehl zu ihrer Verhaftung. Hirtakus, dazumal kaiserlicher Statthalter in Solothurn, bemühte sich zuerst mit Schmeicheleien, dann mit furchtbaren Drohungen, die Glaubenstreue Ursus, Viktors und ihrer Waffenbrüder zu erschüttern, und sie zur Verläugnung der christlichen Religion zu bewegen. Da aber alle seine Versuche scheiterten, und sie immer lauter und kräftiger Jesus den Gekreuzigten verkündeten und lobpriesen, befahl er, sie an Ketten zu schmieden und mit den ausgesuchtesten Qualen zu peinigen. Wäh-

---

[1]) „Tunc numerosa simul Rheni per litora fulgent
Christo virgineis evecta trophæa maniplis
Agrippinæ urbi, quarum furor impius olim
Millia mactarat ductricibus inclyta sanctis."

rend die Folterknechte so gegen die Heiligen wütheten, umstrahlte diese plötzlich ein hellglänzendes Licht, die Ketten der Krieger fielen von ihren Händen und Füßen. Viele anwesende Heiden wurden dadurch zum Christenthume bekehrt, der Statthalter aber gerieth in Wuth und ließ auf dem Bühl beim Hermestempel (dem jetzigen Hermesbühl) einen großen Holzstoß anzünden, um die christlichen Soldaten lebendig zu verbrennen. Sie wurden herbeigeführt. Da erhebt sich plötzlich ein Sturm und reißt den brennenden Holzstoß auseinander; ein schauerlicher Platzregen ergießt sich in Strömen und löscht das Feuer aus. Auch dieses wunderbare Ereigniß führte viele zum christlichen Glauben. Nur Hirtakus knirschte vor Wuth und befahl, am 30. Herbstmonat 302, die Glaubenshelden sofort auf die Aarbrücke (bei dem jetzigen Tribuskreuz) zu führen, sie alldort zu enthaupten und ihre Leichen in die Aare zu werfen. Der schauerliche Befehl wurde im gleichen Augenblicke vollzogen. Auch nicht Einer der tapfern Krieger bebte vor dem Schwertstreiche, alle starben triumphirend den Heldentod für den christlichen Glauben. Welch ein Schauspiel erfolgte! Die Heiligen schwammen auf der Oberfläche des Flusses, jeder nahm seinen Kopf und trug ihn an's Land, dort wo jetzt die St. Peterskapelle steht; bald legten sie sich zur Ruhe nieder, als wollten sie sagen: „Hier wird unsere Ruhe für immer sein." Die Christen begruben die Leiber der heiligen Märtyrer, nachdem die Heiden auseinander gegangen waren und, wie die Bollandisten erzählen, geschahen auf ihrem Grabe viele Wunder an Gehörlosen, Stummen, Lahmen und Blinden.— (Bevor wir in unserer Erzählung weiter fahren, haben wir noch Einiges zu bemerken. Der Umstand, daß sie den Kopf in den Händen trugen, wurde in neuerer Zeit wiederholt in Zweifel gezogen; namentlich Herr Gelpke, Professor in Bern, will durchaus wenig wissen, daß unsere Schweizerheiligen Wunder gewirkt haben; oft nennt er die Wunder, die von diesem und jenem Heiligen erzählt werden, eine mittelalterliche Erfindung. Bei Ursus und Viktor drückt er sich aber aus, wie folgt: „Auffallend ist nur eine, nämlich die Schlußvorstellung, die alles Wunderbare überbietende Prozession der Heiligen mit den Köpfen in den Händen. Diese öfters in den alten Legenden der Schweiz wiederkehrende, aber auch sonst noch vorkommende Erzählung,. erklärt sich aber so. Die Kunst pflegte den Tod der

enthaupteten Märtyrer mit dem in ihre Hand gelegten Haupte in symbolischer Weise darzustellen. Das abgeschlagene Haupt in den Händen sollte zugleich noch die tiefere Idee ausdrücken, daß diese Märtyrer ihr Leben Gott als Opfer dargebracht hätten. Die noch rohe Volksphantasie faßte nun die schöne sinnbildliche Darstellung in grobsinnlicher Weise. So mußten die enthaupteten Märtyrer neu belebt in der sonderbaren Prozession einherziehen. Diese Ausdeutung einer symbolischen Vorstellung steht übrigens nicht etwa als eine vereinzelte da; wir haben für sie eine Menge Analogien in den rheinischen Jahrbüchern der Alterthumskunde. Sie hat also durchaus nichts Auffallendes. Im Besonderen könnte auch die Auffindung von Körpern mit beigelegten Köpfen, wie solche sicher zu Solothurn in der Charwoche 1473 ausgegraben wurden, eine Veranlassung zu diesem Zuge der Legende gegeben haben. Wir glauben nun kaum, daß ächte Historiker mit uns rechten werden, wenn wir diese Zuthaten der spätern Zeit einfachhin wieder von dem Grundstocke der Erzählung entfernen." — Wenn auch diesen Ansichten Wahres zu Grunde liegt, so können wir ihnen nicht ganz beipflichten. Das Kopftragen in den Händen der heiligen Märtyrer kommt in den Legenden von Felix und Regula (s. d. A.) bei Eusebius, Märtyrer in Vorarlberg (s. d. A.), Placidus, Martyrer in Disentis (s. d. A. Sigisbert), Ursus und Viktor u. s. w. vor, also in jenen Zeiten, wo der Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum, die Ausscheidung des Lichtes von der Finsterniß, der Kampf des Himmelreiches gegen die Hölle, in Bewegung gesetzt wurden. Waren nicht Wunder gegen eine so rohe und verkehrte Welt nothwendig? Was sagen uns die blutigen Verfolgungen in Rom, im Morgenlande und andern Orten? Hier berührte der grimmige Zahn der wilden Bestien, welchen die heiligen Blutzeugen vorgeworfen wurden, die Märtyrer nicht, vielmehr legten sie sich gezähmt zu ihren Füßen; dort sangen diese in hoch aufschlagenden Flammen, in welche sie die heidnische Wuth geschleudert hatte, Loblieder, ohne vom Feuer ergriffen zu werden. Der Grundsatz also bleibt fest: „Gott ist wunderbar in seinen Heiligen." Die Erzählungen vom Kopftragen einzelner Schweizerheiligen reichen in's graue Alterthum hinauf; wir geben gerne zu, daß diese mit der Zeit ausgemalt oder vergrößert wurden, aber durchaus läugnen kann man sie nicht.

Darum theilen wir vollkommen die Meinung des gelehrten Bollandisten Stilting, der in der Legende der heiligen Felix und Regula sagt: „Man müsse solche Berichte nicht geradezu annehmen, da die Volkssagen Manches in der Zeit dichteten, aber auch nicht ohne gehörige Prüfung unbedingt verwerfen und er wolle nicht läugnen, daß dieses Wunder (den Kopf in den Händen tragen) bei diesem oder jenem Heiligen nicht vorgekommen sei, da mehrere Legenden hievon melden.“ — Nehmen wir wieder den Faden unserer Märtyrergeschichte zur Hand. Wie wir gehört, fanden sie ihre Ruhestätte bei der jetzigen Kapelle des heiligen Petrus; aber Gott wollte nicht, daß ihr Andenken in Vergessenheit komme. Unter der Regierung Gundegisils, Königs von Burgund, baute die heilige Sedeleube (s. d. A.) in Genf eine Basilika zu Ehren der heiligen Märtyrer Vincentius und Viktor, und stattete sie mit reichlichen Einkünften aus. Sie stellte an Domitian I., damaligen Bischof von Genf die Bitte, er möchte gefälligst geschehen lassen, daß der heilige Leib Viktors nach Genf übertragen werde. (Solothurn gehörte damals zu dem Bisthum Genf) ~~Spon, histoire de Genève.)~~ Das Ansuchen ward ihr gewährt. Nun zog sie mit Volk und Klerus unter Gebet und feierlichem Psalmengesang nach Solothurn; dort wurde drei Tage hindurch gefastet und gebetet, dann nahten sie sich dem Grabe, welches sie geöffnet fanden. Der Heilige wurde auf eine Bahre gelegt, nach Genf gebracht und in der neuerbauten Kirche beigesetzt. Das Volk rief bei der Grablegung Gott preisend und den Martyrer grüßend aus: „Willkommen zu uns, Diener Gottes, heiliger Viktor! Durch deine Ankunft hoffen wir selig, und durch deine Fürbitte in allen unseren Drangsalen bei Gott erhört zu werden.“ Das Grab des Heiligen kam nach längerer Zeit wieder in Vergessenheit. Da wurde der heilige Euchonius, Bischof von Maurienne in Savoyen, durch ein nächtliches Gesicht gemahnt, nach Genf zu reisen, wo er den Leib des heiligen Viktor auffinden werde. Sogleich machte er sich auf und kam nach Genf. Nachdem er mit dem dortigen Bischof und jenem von Sitten drei Tage unter Gebet und Fasten zugebracht hatte, sahen sie alle Drei auf dem Grabe des heiligen Viktor einen hellen Schein; es war ein Wink von Oben, sie wälzten den Grabstein weg und fanden in einem silbernen Sarge den heiligen Leib eingeschlossen, dessen Angesicht noch lieblicher

als dasjenige eines lebendigen Menschen ihnen entgegen strahlte. Aber auch in Solothurn wurde den sel. Thebäern bald eine große Verehrung zu Theil. Bertha, Wittwe des burgundischen Königs Rudolf II., erbaute auf einer Anhöhe unweit von der auf dem Begräbnißplatze stehenden uralten Klosterkapelle ein herrliches Münster und erhob das Kloster zu einem Chorherrenstift; bei diesem Anlasse (930) fand man siebenzehn Leichname der heiligen Märtyrer auf. Als im Jahre 1473 die Klosterkapelle (jetzt St. Peterskapelle) auf der Begräbnißstätte abgebrochen und das Fundament völlig ausgegraben wurde, fand man in der Erde abermals siebenunddreißig Leichname; die Körper lagen mit den Füßen gegen Sonnenaufgang, auf der Brust trugen sie ihre Häupter, die Gebeine waren wohl erhalten und verbreiteten bei der Oeffnung einen lieblichen Wohlgeruch. Hocherfreut über diesen glücklichen Fund, stellten Prost und Chorherren, Schultheiß und Räthe der Stadt Solothurn bei Papst Sixtus IV. das Gesuch, diese Gebeine als wahre Heiligthümer der St. Ursusgenossenschaft verehren und in die Münsterkirche übertragen zu dürfen. Papst Sixtus IV. beauftragte den Kardinalbischof Julius von Lausanne (später Papst unter dem Namen Julius II., der einzige Prälat in der Schweiz, der Papst wurde) mit der Untersuchung. Es erschienen zwei Kommissäre in Solothurn, und am ersten Sonntage nach Ostern des Jahres 1474 wurden die hehren Gebeine unter dem Zudrange unzähliger Menschen jeglichen Standes, besonders im Beisein von fünf infulirten Aebten, unter der Leitung zweier andern vom Papste Sixtus IV. dazu als Geschäftsbetraute verordneten Prälaten in die Stiftskirche übertragen und feierlich beigesetzt. Sechs Jahre später (1479) wurden an der gleichen Stelle abermals einige Gebeine der heiligen Thebäer aufgefunden, worüber Propst und Kapitel, Schultheiß und Rath wieder nach Rom berichteten und um die Bewilligung nachsuchten, auch diese Reliquien bei den übrigen im St. Ursusmünster aussetzen zu dürfen. Da seit der ersten Untersuchung eine Menge offenkundiger Wunder für die Aechtheit der Reliquien gezeugt, so nahm der heilige Stuhl keinen Anstand, jetzt nicht nur sofort diese Aussetzung, sondern auch die Verehrung der sämmtlichen Thebäerreliquien förmlich zu bewilligen. — War Solothurn über diese glücklichen Auffindungen im fünfzehnten Jahrhundert mit heiliger Freude erfüllt, so

blieb ihm ein nicht minder großes Glück im sechszehnten aufbewahrt. Man wußte nämlich in Solothurn durch Ueberlieferung, daß zur Zeit der Königin Bertha das Haupt des heiligen Ursus erkannt und von den übrigen Gebeinen ausgeschieden worden war, aber man wußte nicht, wo dasselbe aufbewahrt wurde. Als nun im Jahre 1516 der Choraltar in dem uralten, von der Königin Bertha erbauten Münster aus baulichen Gründen versetzt werden mußte, entdeckte man am Dienstag nach dem vierten Fastensonntag unter demselben einen Sarg und darin zwei Häupter, das eine lag gegen Osten, das andere gegen Norden. Beide hatten Inschriften neben sich; in dem Schädel des einen befand sich ein silbernes Täfelchen mit dem Namen des heiligen Ursus, das andere enthielt einige Blätter, wahrscheinlich von Pergament, die man nicht entziffern konnte, da sie im Untersuche in Staub zerfielen. Die steinerne Gruft, worin diese lagen, war mit einer steinernen Platine verwahrt, und beide Stücke mit eisernen Klammern, in Blei eingegossen, verbunden. An der Hauptseite des Behältnisses stund außerhalb der Inschrift: D. M. FL. SEVERIANE; vor den Buchstaben FL. war ein Kreuz eingehauen, welches nach der ihm gegebenen Form ebensowohl für einen römischen Gladius gehalten werden konnte. Die Gestalt dieses Kreuzes ist folgende: †. Eine andere Inschrift enthielt: Conditur Hoc SCS. Tumulo Thebaidus Ursus. (In diesem Grabe liegt begraben der heilige Ursus aus Theben.) Wegen dieser unverhofften Auffindung hat man zu Solothurn ein besonderes Dank- und Freudenfest angestellt, und darüber nach Bern und andern umliegenden Orten Briefe geschrieben. Seit dieser Wiederauffindung werden die Reliquien des heiligen Ursus und seiner Gefährten in Solothurn fortwährend in großer Verehrung gehalten; im achtzehnten Jahrhundert wurde zu ihrer Ehre daselbst ein neuer, prachtvoller Tempel aufgeführt und seit dem Jahre 1828 ist der St. Ursusdom zur Kathedralkirche des Bisthums Basel erhoben. Die Stadt und die Landschaft Solothurn haben St. Ursus, Viktor und ihre Gefährten zu ihren besonderen Patronen erwählt, und die ältern wie die neuern Chroniken rühmen mit frommer Erkenntlichkeit, daß Solothurn der Fürbitte dieser seiner Stadt- und Landespatrone die reine Erhaltung seines Glaubens, seiner Freiheit und seiner Wohlfahrt zu verdanken habe. Am 30. Herbstmonat begeht die Kathedral-

Kirche von Solothurn mit Stadt und Land, und jetzt mit der ganzen Diöcese Basel das Fest des heiligen Ursus, Viktors und seiner Gefährten. Vor der Religionsspaltung wurde diese Feier fast in allen Kirchen der Schweiz (jetzt nur mehr in den Diöcesen Sitten und Lausanne-Genf, und nicht am nämlichen Tage), vorzüglich in Zürich, glanzvoll gehalten. Viele Kirchen erhielten einzelne Reliquien; so kamen deren 1476 nach Jsny und Innsbruck. Dem Senate von Zürich (1492), dem Churfürsten von Mainz, Jakob von Liebenfels, dem Bischof von Constanz, Hugo von Landenberg (1507), dem Kloster Wettingen und andern Kirchen wurden solche 1629 und 1630 geschenkt. — Zum Andenken, daß der ehrwürdige Petrus Canisius (s. d. A.) in hohem Alter noch die Leidensgeschichte des heiligen Ursus, Viktors und seiner Genossen verfaßte, gaben 1596 der Herzog von Bayern, und 1597 das Kapitel und der Senat der Stadt Solothurn, der Jesuitenkirche zu Freiburg in der Schweiz ein Gebein der gemarterten Gottesfreunde hin. (Vergleiche Scherer, Helden und Heldinnen des christlichen Glaubens, und meine Schrift: Die Heiligen des Walliserlandes, in denen die Chroniken und viele Quellen angegeben sind.)

V.

Valentin, der heilige, Sendbote der beiden Rhätien. Beseelt von der Liebe des göttlichen Erlösers und bewaffnet mit dem Schilde des göttlichen Wortes, kam Valentin vom fernen Meeresstrande herbei, wahrscheinlich aus den Niederlanden oder aus England. Er kam auf seiner Wanderung bis nach Passau, wo eine Abtheilung römischer Soldaten zur Bewachung der Reichsgränze dazumal ein Standlager hatte. Daselbst schien ihm ein Feld zum geistlichen Anbau geöffnet; daher faßte er den Entschluß, dort zu bleiben und zu predigen und die Bewohner am Inn- und Donauufer den Trost und die Kraft des Evangeliums kosten zu lassen. Dieß geschah um die Mitte des fünften Jahrhunderts. — Große Unordnung und Zer-

rüttung herrschten damals in den Ländern umher; feindliche Horden brachen ringsum in die römischen Provinzen ein; Raub und Plünderung, Mord und Zerstörung, Willkür und Entartung waren im Gefolge; die Noth war dringend und die Verwilderung nahm gräßlich schnell überhand. Christen, Irrgläubige und Heiden lebten unter- und neben einander; die Meisten führten ein verworfenes Leben, und ihre schauderhafte Lage war nicht vermögend, in ihrem Gemüth Sehnsucht nach dem Heile zu erwecken. In solcher Lage der Dinge erschien Valentin wie ein Bote vom Himmel. Ihn erbarmte des armen Volkes, aber er erwog bei sich die Mahnung des Apostels: „Wie werden sie predigen, wenn sie nicht gesandt werden?" Deßhalb entschloß er sich nach Rom zu gehen, um dem Oberhaupt der Kirche den traurigen Zustand von Passau und Rhätien zu schildern, und die Sendung zum Lehramte einzuholen. Leo I. (441—461), der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, empfing wohlwollend den hochgesinnten Mann und sandte ihn als Missionär nach Passau zurück. Mit apostolischem Eifer predigte er nun die christlichen Lehren, allein seine Worte fanden kein Gehör. Das schmerzte den Gottesmann sehr und er faßte den Entschluß, die Fahne des Kreuzes anderswo aufzupflanzen, und zur Einholung der nöthigen Weisungen sich abermals zu dem Vater der Christenheit zu begeben. Valentin eilte zum zweiten Male nach Rom, aber der heilige Vater staunte über seine schnelle Rückkehr. Er entschuldigte sich mit den Worten: „Theurer Vater! ein Mißgeschick hindert dort den Erfolg meiner Absicht; ich bitte Sie, mir einen andern Wirkungskreis einzuräumen, auf daß ich mehrere Seelen dem Herrn gewinne und mein Bemühen nicht nutzlos sei. Leo I. antwortete dem Heiligen: „Verkünde die Lehre, halte an, sei es gelegen oder ungelegen, deine Arbeiten werden zur Zeit Früchte bringen, wenn du aushältst und die wilden Völker bezähmest. Sollte dir aber auch dein dritter Versuch mißlingen, so magst du mit meiner Erlaubniß und mit dem apostolischen Geheiße zu andern Völkern als Glaubensbote ziehen." Hiernach legte er ihm die Hände auf, weihte ihn zum Bischof und entließ ihn gestärkt mit seinem Segen, Valentin eilte gottergeben nach Passau, und erhob mit neuer Kraft seine Stimme zur Verkündung des Heiles; allein auch dießmal verhallten seine Worte wieder fruchtlos. Die Umstände waren zu ungünstig, um

einen allgemeinen guten Erfolg hervorzubringen. Der Heilige schüttelte nach dem Rathe des Heilandes den Staub von seinen Füßen, und zog von dannen. Bald darauf kam der heilige Severin von Sonnenaufgang her in diese Gegend und hatte das gleiche Mißgeschick. Da überfiel plötzlich Kunimund, Herzog von Thüringen, Passau, zerstörte Alles, was in seine Hände fiel, und war ein furchtbarer Vollzieher der Strafgerichte Gottes. — Valentin lenkte den Weg zum Gebirge hin, zog am Inn herauf und kam bis in das hohe Rhätien, d. h. Graubünden. Er war ein wandernder Bischof, der keinen bleibenden Sitz hatte. Mithin war er Bischof weder in Chur, noch in Passau, wie die neueren Geschichtskundigen klar beweisen, sondern ein bischöflicher Glaubensbote. In dieser Eigenschaft wurden damals Viele ausgesandt, und es war eine große Wohlthat für die Völker. Valentin kam also nach Rhätien, zur Zeit, wo, nach dem Dafürhalten des P. Ambrosius Eichhorn, Claudian das Bisthum von Chur verwaltete. Hier fand er einen ausgedehnteren Wirkungskreis. Das erste oder hohe Rhätien begriff das heutige Graubünden sammt Vorarlberg und dem westlichen Theile von Tirol in sich, das zweite das heutige Schwaben und Bayern mit dem nördlichen Tyrol. Valentin kam in diese Gegenden mit einigen Jüngern, durchzog mit ihnen Berge und Ebenen und fand überall traurige Verwirrungen, welche der grausame Attila zu gleicher Zeit anrichtete. Er verkündete unerschrocken die reine Glaubenslehre, unterdrückte die arianische Irrlehre und führte viele in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Ein Mann, wie Valentin, war eben so ersehnt als nothwendig. Die Völker hörten seine Lehren, achteten seine strenge Lebensweise und ließen sich taufen. Mehrere Jahre hatte Valentin in Rhätien zugebracht, da ergriff er wieder den Wanderstab und begab sich in das benachbarte Vintschgauerthal. Mitten in den Felsengebirgen fand er ein sehr empfängliches Erdreich. Er zog bis Mais herab, und hatte den Trost zu sehen, wie rings um ihn eine reiche Ernte aufsproßte; zuweilen drang er auch in das Gebiet von Trient und wirkte auch da viel des Guten mit seinen vortrefflichen Eigenschaften, die seine Biographen mit den Worten bezeichnen: „Valentin war angenehm im Gespräche, einfach im Ausdrucke, bündig in der Rede; seine Stimme war freundlich, seine Ermahnung liebreich, sein Handeln durch Her-

zensgüte und edlen Anstand ausgezeichnet." — Zu Mais oder Maza, unweit Meran, erbaute er sich ein Kirchlein und weihte dasselbe unter Anrufung des heiligen Martyrers Stephan ein; eine kleine Zelle, die man jetzt noch im Schlosse Neuburg unter dem Namen „St. Valentin's Kammer" den Fremden zeigt, soll ihm zur Wohnung gedient haben. Dort lebte der heilige Bischof in stiller Einsamkeit, um, entfernt vom Weltgeräusche, sich ungestört in Gott zu versenken und auf die herannahende Ewigkeit vorzubereiten. Von hier aus leitete er seine Heerde, sorgte für die Armen und vollbrachte so manches Liebeswerk; auch sammelte er um sich eine Genossenschaft von Priestern, gleichsam eine kleine Pflanzschule von Missionären, die unter seiner Leitung ihn in seinen apostolischen Arbeiten als Gehülfen unterstützten. Einer von diesen Jüngern war der heilige Lucillus, der sich nach seines Lehrmeisters Tode dem heiligen Severin beigesellte. — Nach vielen überstandenen Mühen ergriff den heiligen Greis ein Fieber; er empfing das heilige Abendmahl, ertheilte seinen theuren Freunden heilsame Lehren und verschied am 7. Jänner 470 sanft im Herrn. Seine Jünger bestatteten unter Thränen seine Leiche in dem Kirchlein, das er selbst erbaut hatte. Bald wurde seine Grabstätte von frommen Pilgern besucht. Der heilige Corbinian, Bischof von Freisingen, fand hier nicht nur im Leben bei seinen vielen Verfolgungen manchen Trost, sondern er wünschte auch, daß einstens nach seinem Hinscheiden sein Leichnam nach Mais zu den Gebeinen des heiligen Valentin gebracht werden möchte, was auch wirklich im Jahre 730 geschehen ist. Die Heiligen ruhten nur eine kurze Zeit beisammen; denn als Mais, die bojoarische Grenzburg, in die Hände der Longobarden fiel, ließ ihr König Luitprand 739 die Ueberreste Valentins zu Mais erheben und nach Trient übersetzen. Zu Trient blieb sein Leichnam bis zum Jahre 769. Thassilo II., Herzog von Bojoarien, der es sich angelegen sein ließ, die bischöflichen Kirchen seines Gebietes, besonders die von Passau, zu erheben und zu verschönern, wünschte dem eben neu erbauten Dome zu Passau durch die kostbaren Ueberreste des heiligen Valentin die Krone aufzusetzen und so seiner Glaubenstreue und Frömmigkeit ein bleibendes Denkmal zu errichten. Er betrachtete dieses zugleich als einen Akt feierlicher Abbitte, wenn Passau die Gebeine Desjenigen mit Ehrfurcht aufnehmen würde, dessen Worte es einst

so unverantwortlich verschmäht hatte. Der Lombardenkönig Desiderius, dessen Tochter Luitberga sich Thassilo II. (769) erkoren hatte, bewilligte gerne das Ansuchen seines Tochtermannes. Die hehren Gebeine wurden gegen das Ende des Jahres (769) zu Trient erhoben, und im folgenden Jahre zu Passau in der Domkirche zur großen Freude des damaligen Bischofs Wisurich und des ganzen Volkes beigesetzt. Als später (1120) der Leichnam zu Passau neuerdings aus der Gruft erhoben wurde, fand man in seinem Grabe eine bleierne Tafel, auf welcher Nachrichten aus seinem Leben aufgezeichnet standen. Diese Tafel ist wahrscheinlich bei seiner letzten Uebersetzung nach Passau beigefügt worden. Bei der Erneuerung der Domkirche (1291) wurden Valentins Gebeine ausgehoben und in der Mitte der Kirche feierlich beigesetzt. Im Jahre 1662 verbrannten dieselben, das Haupt ausgenommen, mit der Kirche. — Der Festtag Valentins wird in der Kirche am 7. Jänner begangen und das Martyrologium Romanum gedenkt seiner am 29. Weinmonat. Der Kirchsprengel zu Passau feiert zu seiner Ehre noch drei Feste des Jahres; auch ist ein Hymnus zu seinem Andenken vorhanden. — Chur feiert jetzt sein Fest am 12. Hornung, und in den Bergthälern, die sich gegen Tirol hinziehen, wird er noch heute hoch verehrt. In diesen sind Kirchen und Oerter dem Heiligen geweiht: eine Kirche bei Panix im obern grauen Bund, der Valentinsberg über dem Dorfe Rüti im Rheinthal, beides jetzt noch besuchte Wallfahrtsorte; ein Dorf nebst Kirche dieses Namens bei Finsterwalde und noch ein paar andere Kirchen. (Vergleiche Butlers Leben der Väter 19. Bd., 7. Jänner; Legende von St. Valentin, die 1830 in Brixen herauskam; Bolland; T. I. Januar p. 369 et 1094; Hansitz, Germania Sacra T. I. p. 64; Resch, Annal. Sab. T. I.; Roschmann, Nachrichten über das Leben des heiligen Valentin, Ulm 1746; Rader, Bavaria Sancta u. A. m.)

Valentinian, der heilige, Bischof von Chur. In den ersten Jahren des sechsten Jahrhunderts saß auf dem bischöflichen Stuhl von Chur Eddo; ihm folgte gegen 530 Valentinian (Valentianus, Valentinianus), sein Brudersohn, ein vortrefflicher, heiliger und zeitgemäßer Prälat, der wahrhaft von Gott berufen war, die Leitung jener Kirche in so schwierigen Zeiten zu übernehmen. Im Jahre 535 brach der erste Krieg der Ostgothen mit den Oströmern aus. Der Kaiser Justinian vernahm die

Kunde von der Ermordung seiner Freundin Amalasuntha und benutzte dieses Ereigniß zur Wiedererlangung Italiens; er sandte seinen Feldherrn Belisar aus, das Land der Gothen zu erobern. Belisar landete in Sicilien und nahm das herrliche Eiland in Besitz. Von da setzte er hinüber nach Rhegium. Während er die Städte des Landes in seine Gewalt brachte, hielt sich Theodat in seiner Feigheit fern, nur auf seine Sicherheit bedacht. Neapel gerieth nach einer harten Belagerung in Belisar's Hände, nachdem seine Krieger durch die Wasserleitungen einen heimlichen Weg zur Stadt gefunden hatten. Da entsetzten und tödteten die Gothen ihren König und erhoben unter Jubelgeschrei den tapfern Vitiges, der zwar nicht aus dem ruhmvollen Geschlechte der Amaler war, auf den Schild. Dieser schloß Frieden mit den Franken, die, aufgeregt von Justinian, die Waffen gegen die Gothen erhoben hatten, und trat ihnen das Land an der Rhone ab. Belisar zog indessen immer weiter und rückte nach Rom vor. Der Haß seiner Bewohner gegen die arianischen Gothen überlieferte die Stadt dem siegreichen Feldherrn Justinians. Vitiges gedachte aber, die Stadt nicht in den Händen der Feinde zu lassen; er sammelte die zerstreuten Gothen und brachte so eine Heeresmacht von 150,000 Mann zusammen; mit denen er auf Rom loszog. Er besetzte den ungeheuren Umkreis der Stadt, schwächte aber so die Kraft der Gothen. Ein Jahr und neun Monate hielt er die Stadt umlagert; aber vergebens waren alle Anstrengungen zur Eroberung, vergebens alle Kriegslist: Vitiges, so mannhaft er auch in den wiederholten Stürmen stritt, vermochte nicht, Belisar's Macht zu vernichten und Rom zu erobern; er zog ab, als die Schreckenskunde vor Rom anlangte, daß Belisar einen seiner Anführer, Johannes, mit dem Beinamen des Blutdürstigen, abgeschickt habe, um die Weiber und Kinder der belagernden Gothen, die im Lande Picenum waren, gefangen zu nehmen, und daß von diesem die Stadt Rimini erobert sei. — In dieser Bedrängniß rettete die Gothen die Zwietracht der kaiserlichen Feldherren Belisar und Narses. Der Letztere, von den niedrigsten Diensten zu den ersten Stellen im Heere befördert, war seit einiger Zeit durch seine Einsicht und seinen Einfluß für Belisar ein Nebenbuhler seines Ruhmes geworden. Dadurch entstund Uneinigkeit in den Unternehmungen der Oströmer, und in Folge davon wuchs der Gothen Macht, bis Nar-

ses abberufen wurde. Die Ostgothen und Oströmer warben beide um Hülfe bei den Franken, jene erhielten sie. Da wurde Mailand im Jahre 538 von den Gothen und Burgundern völlig zerstört. Eine Chronik des Marius von Aventikum sagt: „Die Senatoren und Priester wurden sammt dem Volke in den Tempeln niedergemetzelt, das Blut floß in Strömen und die Altäre waren von ihrem Blute gefärbt. Der heilige Datius, der damals den Metropolitensitz von Mailand inne hatte, floh nach Konstantinopel zum Kaiser." Im Jahre darauf (539) zog Theodebert, König von Austrasien, mit einer großen Heeresmacht nach Italien. — Rhätien war in der Mitte des Kriegsgetümmels und wurde hart mitgenommen. Viele Einwohner wurden bei dem Durchmarsche der Truppen ermordet, andere geriethen in Gefangenschaft; und was das Uebel noch vergrößerte, es wüthete eine furchtbare Hungersnoth. Täglich kamen Flüchtlinge aus Italien, die in jenen Gegenden ihre Rettung suchten und diese steigerten noch die Noth. Ja sie war so groß, daß Mütter ihre Kinder verzehrten. Und wer war in jenen Tagen der rettende Engel des rhätischen Volkes? Eben Valentinian, dessen Oberhirt: Er war reich und hatte nun Gelegenheit, einen ächt christlichen Gebrauch seiner Güter zu machen. Alles, was er an Lebensmitteln hatte, theilte er unter die Hungrigen aus. Er hat den Nothleidenden und Gedrückten geholfen, die Nackten bekleidet, die Gefangenen losgekauft und damit sich ein Ehrendenkmal gesetzt, wie wir kein schöneres finden können. Dadurch machte er sich beliebt bei Jedermann, gewann sich Aller Herzen und wurde allgemein wie ein zärtlicher Vater geliebt. Auch war er eine Zierde des Bischofsstuhles in jeder andern Beziehung, besonders als Lehrer und Seelsorger, und wirkte nach Kräften dem um sich greifenden Arianismus entgegen, indem er die wahre katholische Lehre verkündete und die Irrgeleiteten zur Kirche zurückführte. — Sobald der erste Sturm des gothischen Krieges vorüber war, ließ der heilige Bischof 540 oberhalb Chur auf der Stelle der Zelle, die einst der heilige Lucius (s. d. A.) bewohnt hatte, ein Kloster aufführen und dasselbe gehörig ausstatten. In den letzten Jahren seines Lebens verweilte er oft in Gebet und Betrachtung in diesen heiligen Hallen und sah mit frohem Muthe seiner Auflösung entgegen, die am 8. Herbstmonat 548 erfolgte. Er wurde in dem von ihm erbauten Kloster beigesetzt. Eine Marmorplatte

deckte seine Hülle und auf dieser ließ Paulin, sein Neffe und Nachfolger, die Grabschrift anbringen, die in einigen Reimen sein heiliges Leben erzählt:

> Der hier schlummert im Grab, von Rhätiens Land einst betrauert,
> Römischer Päpste Glanz war er und herrlichster Ruhm.
> Spendete sanft den Dürftigen sein Gut, bedeckte die nackten
> Schaaren in reichlichem Maaß, bot den Gefangenen Trost.
> In dem Himmel wohnt der Fromme, nicht fühlt er den Tod'sstreich,
> Wenn mit Thaten gekrönt jubelnd er himmelwärts steigt.
> Solcher Tugenden Glanz, o Priester Valentinian,
> Niemand hätte geglaubt, daß er je sinke in's Grab. [1]

Noch im siebenzehnten Jahrhundert ward dieser Grabstein sammt der Ueberschrift im St. Luciuskloster aufbewahrt; die alten Chronisten Tschudi, Stumpf und Campell, die in der evangelischen Kantonsschule zu Chur den Studien oblagen, haben dieselben uns in möglichster Treue mitgetheilt. Alle drei scheinen sie noch gesehen zu haben. Jetzt ist der Stein verloren gegangen. P. Ambrosius Eichhorn (Episc. Cur. p. 10.) suchte ihn mit dem Klosterabte Nikolaus Gyr (1787) umsonst in allen Winkeln der Klostergruft. Allein ist auch dieses Denkmal abhanden gekommen, so haben wir von Valentinian ein anderes, nämlich jenes seines heiligen Lebens, welches ihn mit unsterblichem Ruhme von Geschlecht zu Geschlecht fortpreiset. Die Diöcese Chur begeht seinen Gedächtnißtag am 9. Herbstmonat.

Valerius, s. Eucharius.

Vandregisil, der heilige, Abt. Dieser in Austrasien von vornehmen Eltern geboren, wurde am Hofe Dagoberts I. erzogen, der ihn zu den wichtigsten Aemtern beförderte. Er trat

---

[1] „Hoc jacit in tumulo, quem deflerit retica tellus,
Maxima summorum gloria pontificum;
Abjectis qui fudit opes, nudataque texit
Agmina, captivis præmia larga ferens.
Est pietas vicina polo, nec funeris ictum
Sentit, ovans factis qui petit astra bonis.
His pollens titulis, Valentiniane sacerdos!
Crederis a cunctis non potuisse mori."

auf den Wunsch seiner Familie in den Ehestand, suchte aber seine Verlobte, eine heiliggesinnte Person, am Tage der Trauung zur beständigen Enthaltsamkeit zu bereden, wozu sie sich bereitwillig zeigte. Dann schied er von seiner Gattin und nahm das Ordenskleid in der Abtei Montfaucon (Falkenberg, in Monte Falconis) in der Champagne, von wo ihn Dagobert I. zurückberief, weil er ohne die königliche Bewilligung das Ordenskleid angezogen hatte. Gegen das Jahr 629 zog er in die Juragebirge, besuchte das Grab des heiligen Ursicin (s. d. A.) und ließ daselbst auf seinem Eigenthum (s. L'Abeille du Jura, T. II. p. 250) über der Grabstätte dieses Heiligen eine Basilika aufführen. Rings um dieselbe gründete er Klosterzellen, und ermahnte die Mönche, Gott eifrig zu dienen. Vandregisil entschloß sich hier zu bleiben, betete und fastete, genoß nur kurze Ruhe und unterwarf durch strenge Bußwerke das Fleisch dem Geiste. — Eines Abends, von vielen Anstrengungen erschöpft, legte er sich zur Ruhe und schlief sogleich ein; der Engel des Herrn umschwebte sein Lager, führte ihn im Geiste nach Bobbio und zeigte ihm da die vortreffliche klösterliche Einrichtung, die den Ordensstand in Italien ungemein förderte. Der Diener Gottes verstund den Wink des Herrn, traf sogleich Anstalten zu seiner Abreise, verabschiedete sich von den weinenden Mönchen, gab ihnen noch heilsame Lehren, empfahl sich in ihr Gebet, bestieg einen Esel und reiste in Begleitung dreier Diener ab. In Bobbio bewunderte Vandregisil die schönen Klostergebäude, aber mehr noch die brüderliche Eintracht und die weisen Regeln, welche der heilige Columban (s. d. A.) daselbst eingeführt hatte. Von dort nahm er seinen Weg nach Rom, besuchte die Gräber der heiligen Apostel und kehrte dann über die Alpen zurück, in der Absicht, sich nach Schottland zu begeben. Die Vorsehung leitete unsern heiligen Pilger in das Kloster Romainmotier im Waadtlande. Der Abt empfing ihn sehr liebevoll, und da Vandregisil bemerkte, wie gewissenhaft die Mönche die klösterlichen Vorschriften beobachteten, blieb er zehn Jahre in diesem Kloster. Noch hatte er seine Sendung nicht vollendet, und eine innerliche Mahnung zog ihn weiter. Er dankte den Mönchen für die gütige Aufnahme, die sie ihm gewährt hatten und begab sich nach Frankreich. Der Bischof von Terouenne, welcher den frommen Pilger vom Geiste Gottes erfüllt sah, weihte ihn zum Priester

und ermunterte ihn, eine klösterliche Innung zu gründen. Vandregisil ging nach Fontenelle (7 Stunden von Rouen), baute dort ein Kloster, welches unter seiner Leitung bald einen gefeierten Ruf erhielt, so daß sich viele edle Jünglinge zur Aufnahme meldeten. Mehrere Jahre stund er seinem Kloster vor, predigte mit vielem Nutzen die evangelische Lehre und schied dann hoch an Jahren am 22. Heumonat 666 oder 667 aus dieser Welt. Aus seinem Kloster, gewöhnlich „St. Vandrille" genannt, sind nach seinem Tode viele heilige Männer hervorgegangen. Im Jahre 704 ließ der heilige Bainus, Bischof von Terouenne, der zugleich Vorsteher des Gotteshauses von Fontenelle war, das Grab des heiligen Vandregisil's öffnen, man fand nicht nur seinen Körper, sondern sogar seine Kleider unverwesen und wohlriechend. Diese Erhebungsfeier geschah am 31. März in Anwesenheit einer großen Volksmenge. In der Kirche des heiligen Petrus, wo der Heilige beigesetzt wurde, ereigneten sich an seinem Grabe viele Gebetserhörungen. Das Bisthum Lausanne-Genf begeht am 27. Heumonat sein Andenken. (Vergleiche Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle T. I. p. 44—47; Mémorial de Fribourg T. I. p. 249.)

Venerandus, Abt von St. Moritz. Dieser wie ein Aaron von Gott zur Abtswürde berufen, befliß sich, die Heiligkeit seiner frommen Vorgänger zu erreichen. Er hatte das Glück in St. Moritz geboren, und von Jugend an mit dem Klosterleben bekannt zu werden. Schon als Knabe weilte er gerne im Kloster, besuchte oft die Zellen der Brüder und mußte zuweilen gemahnt werden, daß er zu den Seinigen umkehre. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, bat er um Aufnahme in den klösterlichen Verband; diese wurde ihm um so freudiger gewährt, weil die Mönche seinen tugendhaften und tadellosen Wandel kannten. Bald zeigte sich sein Beruf zum Klosterleben im hellsten Lichte: er betete mit aller Auferbauung im Chor gemeinschaftlich mit den Brüdern die kanonischen Tagzeiten, verweilte oft an den Gräbern der heiligen Thebäer, schlief sehr wenig, fastete außergewöhnlich streng und verrichtete viele Bußwerke. Sein heiliges Leben bahnte ihm den Weg zur Abtswürde, die er aber nur aus Gehorsam annahm. Einst erschien ihm in der Nacht der Engel des Herrn und ermahnte ihn, für eine anständige Beerdigung des heiligen Sigismund und der Seinigen (s. d. A.) zu

sorgen; „denn," sprach der himmlische Bote, „gleichwie sie im Himmel mit der seligen Legion leben, so sollen sie auf Erden nebeneinander begraben werden." Nicht wenig beunruhigte den Abt der Auftrag des Herrn und die Ausführung dieses Unternehmens; er nahm seine Zuflucht zum Gebete, begab sich darauf in Begleitung einiger Mönche zu Ansemund, einem adeligen Burgunder, welcher der königlichen Familie bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens treu ergeben war, um demselben den Wink des Himmels kund zu thun. Ansemund eilte persönlich zum Fürsten Theodebert, legte ihm das Ansuchen des Abtes vor und bat selbst den König, den heiligen Märtyrern ein ehrenvolles Begräbniß zu gewähren. Theodebert willigte sogleich in die Bitte. Nun wurden die heiligen Leichen aus dem Brunnen gezogen, in welchen sie nach ihrer Ermordung waren geworfen worden; sie waren vom Wasser unbeschädigt, gaben einen lieblichen Geruch von sich und es fand sich keine Spur von Verwesung an ihnen. Der Abt Venerandus nahm (527) die heiligen Leiber in Empfang, begleitete sie mit andern hohen Standespersonen nach St. Moritz, und setzte sie in der Kapelle des heiligen Johannes des Täufers, wo jetzt die Pfarrkirche steht, in allen Ehren bei. Venerandus, mit vielen Tugenden geschmückt, starb am 5. Christmonat, im sechsten Jahre seiner Abtswürde. Auf dem Verzeichnisse der Aebte ist er als ein Heiliger aufgeschrieben, jedoch wird sein Fest nicht gefeiert. (Manuscript aus dem Kloster von St. Moritz.)

Veranus, s. Salonius, Bischof von Genf.

Verena, die heilige, Jungfrau. Von Verena's Herkunft berichtet der heilige Notker: Theben, (Thebais) sei ihre Heimath, in ihrer Jugend sei sie von ihren Eltern einem Bischof Chäremon zur Erziehung übergeben worden, der ihr das heilige Sakrament der Taufe ertheilte und bald darauf als Martyrer starb. — Nach dessen Tode reiste sie mit andern Christen in das Innere von Egypten, vereinigte sich mit der seligen Legion des heiligen Mauritius und dessen Gefährten (sehet den Artikel), die damals unter Diokletian und Maximian zum Kriegsdienste ausgehoben wurde. Als Mauritius, ihr Anverwandter, und die übrigen Thebäer nach Italien zogen, folgte ihnen Verena bis nach Mailand, besuchte die Gräber der dortigen Blutzeugen, die gefangenen Gläubigen

in den Kerkern, und nahm ihre Wohnung bei einem gewissen heiligen Maximus. Zweifelsohne hatte sie Viktor, den die Jungfrau zärtlich liebte, dort untergebracht. Es ist der gleiche Viktor, der zu Solothurn im Bekenntnisse des Glaubens getödtet wurde, und mit dem sie, wie Einige behaupten, verwandt war. Später brachte man der Heiligen die Kunde, Maximian habe die thebäische Schaar verfolgt und ihres Glaubens wegen hinrichten lassen. Sogleich verließ sie Mailand, überstieg den Jupitersberg, kam nach Tarnada und begrüßte den Boden, den die christlichen Helden mit ihrem Blute begossen hatten. Sie warf sich auf die geheiligte Erde nieder, dankte Gott für den errungenen Sieg, und rief die Blutzeugen um Hülfe und Ausdauer an. Die Heiden erfuhren nun ihre Herkunft, und vertrieben die fromme Pilgerin. Von dort nahm sie ihren Weg über Waadt nach Bern, und kam an den Fluß Aare nahe bei Solothurn, wo sie sich selbst eine Höhle auserlesen hat, welche noch zu sehen ist und mit großer Andacht besucht wird. Hier brachte sie einige Zeit im Gebete, Fasten und in Ausübung heiliger Werke zu. Niemand wußte anfänglich um ihre Wohnung außer einem alten christlichen Weibe, das mit ihrem Erwerbe die Einsiedlerin ernährte. Bald aber strömte man von allen Seiten her zu ihrer Höhle. Die Unwissenden fanden bei ihr Belehrung, auf ihre Fürbitte geschahen Wunder an Kranken und Presthaften, und so kam endlich die Kunde von ihrem Aufenthalt zu den Ohren des römischen Statthalters, der sie sofort zur Verantwortung zog. Zuerst machte er ihr, um sie zum Abfalle zu verleiten, glänzende Verheißungen, und da er hiermit nichts ausrichten konnte, wandte er herbe Züchtigungen an, warf sie in einen finstern Kerker, in welchem sie ihren Gott pries und um die Gnade der Beharrlichkeit eifrig betete. Plötzlich ward der Kerker von hellem Glanze erleuchtet; vor ihr stund ein Jüngling in Engelsgewand, der die Leidende tröstete und ermunterte, die Drohungen der Menschen nicht zu fürchten, sondern auf dem Wege der Wahrheit standhaft zu verharren. „Wer bist du," sprach Verena, „der du zu mir kommst, mich zu trösten?" Der Jüngling erwiederte: „Ich bin von Gott gesandt und bin im Reiche des Lebens unter der Zahl der Märtyrer und heiße Mauritius." Als sie dieß hörte, warf sie sich auf die Erde und bat den Heiligen, er möchte bei Gott ihrer eingedenk sein. Indem

sie in freudigen Gefühlen auf den Verklärten hinblickte, umgab eine Menge seliger Geister den zu ihr Gesandten, und die ganze Erscheinung verhüllte sich sogleich. Noch in derselben Nacht erkrankte der Statthalter an einem schleichenden Fieber, welches sein Leben in Frage zu stellen schien; von Schmerzen überwältigt, rief er Verena zu sich, bat die unschuldig Verfolgte, sie möchte ihm bei Gott, den sie anbete, Genesung erflehen. Sie that es, und das Fieber verließ ihn. Er setzte sie in Freiheit und sie durfte zu ihrer Höhle zurückkehren, wo sie wie eine barmherzige Schwester zum Wohle der leidenden Menschheit wirkte. Als ihr Ruf weit und breit erscholl und der Zulauf täglich sich mehrte, verließ sie, weil sie nicht nach Menschenlob haschte, den dortigen Aufenthalt, schiffte die Aare hinunter und kam nach Coblenz, wo sie an's Land stieg. Auf einer Insel daselbst bezog sie eine Zelle (Verenazelle) und blieb, wie die Chroniken berichten, mehrere Jahre da, bis sie endlich nach Zurzach, wo dazumal mehrere christliche Familien wohnten und christlicher Gottesdienst gehalten wurde, übersiedelte. Auch hier war Verena die Mutter der Armen und Kranken, und noch heute wird das „Verenakrüglein" als ein Zeichen der christlichen Wohlthätigkeit genannt. Sie starb in hohem Alter, wann, sagen die Chroniken nicht; jedenfalls in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts. Im römischen Marterbuche steht ihr Name am 1. Herbstmonat. Es werden viele Nebenumstände aus Verena's Leben erzählt, die einzelne Biographen der Heiligen ausmalten oder hinzusetzten. Die Angaben Notkers sind die allerbesten. Man muß aber behutsam dabei zu Werke gehen, und ich theile die Meinung des scharfsinnigen Bollandisten Johannes Stilting, welcher sagt: „Wenn ich meine Gedanken über die verschiedenen Begebenheiten, die man von der Heiligen erzählt, im Allgemeinen kurz aussprechen soll, so dürfte Alles, was Notker, ohne Zweifel nach alten Denkmälern vorbringt, wenigstens als wahrscheinlich angenommen werden; was aber den Akten beigefügt wurde, verdient geringeren, das Meiste gar keinen Glauben, besonders hinsichtlich der erzählten Nebenumstände." Soviel ist gewiß, daß Gott seine treue Dienerin schon in ihrem Leben und mehr noch nach ihrem Tode durch große Wunder und Zeichen verherrlichte; die Legenden und Chroniken führen eine Menge Blinder, Lahmer, Gehörloser und Kranker aller Art an.

welche auf dem Grabe der Heiligen in Zurzach die Gesundheit wieder erhielten, und dafür Gott und die heilige Verena lobten und priesen. In mehreren Schweizerkantonen steht Verena in hoher Verehrung. Sie ist Pfarrpatronin in Zurzach und Buttisholz (Lucern). In Engelberg ist ihr zu Ehren ein Altar errichtet, und mehrere Kirchen behaupten, von ihr Reliquien zu besitzen. Man verehrt die Heilige in Wurzach (Allgäu), und Steinbach (Schwaben), auch die Abtei Roth stund unter ihrem Schutze. — Die Felsenschlucht, welche Verena zuerst bei Solothurn bewohnte, ist gegenwärtig eine Einsiedelei, sie wird heut zu Tage noch „Verenaeinsiedelei“ genannt und alljährlich durch einen feierlichen Gottesdienst verherrlicht. Auf der Insel bei Coblenz, wo die Zelle der heiligen Verena gestanden, erhob sich im Laufe der Zeit ein Frauenkloster, das jedoch nach der Reformation aufgelöst wurde. In Zurzach wurde über dem Grabe der heiligen Verena eine Kirche errichtet, Kaiser Karl der Dicke stiftete daselbst (881) eine Benediktinerabtei und ließ zu Ehren der heiligen Verena ein großes Münster erbauen. Gaminolf, Bischof von Constanz, bereicherte das Kloster und Rudolf von Habsburg verwandelte dasselbe (1279) in ein Chorherrenstift. Laut einer Urkunde vom 23. Brachmonat 1300 lebten das Chorstift der heiligen Verena in Zurzach und das Chorstift der heiligen Felix und Regula in Zürich miteinander in geistlicher Verbrüderung. Das Felix- und Regulastift ging in der Sturmfluth der Reformation unter. Das Verenastift überlebte die Brandungen der Zeit bis auf diesen Augenblick, und Propst und Kapitel desselben verkünden bis auf diese Stunde das Lob der heil. Jungfrau Verena. — Alle Diöcesen der Schweiz (Sitten ausgenommen) begehen am 1. Herbstmonat das Andenken der Heiligen im Brevier und in der heiligen Messe. (Vergl. meine Schrift: „Die Heiligen des Walliserlandes,“ worin die Biographen Verena's angegeben sind.)

Viator, s. Guntram, König von Burgund.

Vigilius, s. Ursicin, Bischof von Chur.

Viktor, der heilige, Martyrer bei Agaun. Es gibt verschiedene heilige Blutzeugen dieses Namens, die, wie Herr de Rivaz in seinem Werke: „Éclaircissements sur le Martyre de la Légion thébéenne etc.“ gründlich nachweist, alle der thebäischen Legion angehören. Unter jene zählt er: Viktor zu Marseille

(21. Heumonat 303), Viktor zu Mailand mit Nabor und Felix (304), Viktor zu Solothurn mit Ursus und Gefährten (30. Herbstmonat 302) und Viktor zu St. Moritz (22. Herbstmonat 302.) — Was wir nun von dem Letztern wissen, das hat uns der heilige Eucherius in dem Aktenstücke zur thebäischen Legion aufgezeichnet. „Unter den dazumaligen Märtyrern," schreibt er, „befand sich auch Viktor, welcher zwar weder dieser Legion angehörte, noch Soldatendienste that, doch aber ein ausgezeichneter Kriegsmann war. Auf der Reise begriffen, stieß Viktor durch Zufall auf die heidnischen Soldaten, welche mit der Beute der geschlachteten Märtyrer bereichert, herumschwelgten und sich gütlich thaten. Von den Soldaten zur Theilnahme eingeladen, vernahm der Reisende mit Schauder die Veranlassung ihres Festes, verwünschte die Schwelgenden und ihre Schwelgerei und wollte sich zurückziehen; allein da fragten ihn die Soldaten, ob er nicht selbst vielleicht ein Christ sei? Sogleich bekannte Viktor mit offener Stirne und ohne Scheu, daß er ein Christ sei und bleibe, und im gleichen Augenblicke fiel er unter den Streichen der Soldaten nieder, und wurde an dem gleichen Orte mit den übrigen Märtyrern wie im Tode so auch in der Glorie vereinigt." Viktor erhielt zu Agaun mit den übrigen Thebäern die gleiche Grabstätte. Daß er je nach Genf übertragen worden sei, sagt keine Chronik, wohl aber wird dieses neuerdings von Solothurn aus behauptet. Einer alten Ueberlieferung zufolge kamen nämlich die Gebeine des heiligen Viktor, der zugleich mit dem heiligen Ursus in Solothurn gemartert worden, in die St. Viktorskirche in Genf. In Solothurn wurde im Jahre 1516 unter dem Choraltar der alten Münsterkirche ein steinerner Sarg entdeckt, in welchem man neben dem Haupte des heiligen Ursus noch Haupt und Gebeine eines Ungenannten fand. Indem nun Theodor Scherer in seinem „Versuch einer schweizerischen Kirchengeschichte" diesen Vorgang erzählt, glaubt er die Gebeine des Ungenannten seien diejenigen des heiligen Viktor, des Leidensgenossen des heiligen Ursus und behauptet, die angeblichen Reliquien des heiligen Viktors von Solothurn in der St. Viktorskirche in Genf seien Gebeine jenes Viktors, der im Wallis mit der thebäischen Legion als Martyrer starb. Diese Annahme ist aber ganz willkürlich; denn die Chronisten des siebenten Jahrhunderts sagen ganz ausdrücklich, daß die Reliquien in der

St. Viktorskirche in Genf von Solothurn dorthin gebracht wurden, und diesen Glauben theilten auch die Solothurner im fünfzehnten Jahrhundert allgemein. —

Viktor, der ehrwürdige, Mönch von St. Gallen. Viktor in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts von hohem rhätischem Adel im Rheinthal geboren, wurde von frühester Jugend an in's Kloster St. Gallen gebracht, begann daselbst seine Studien und zeichnete sich durch seine Weisheit und Kunst dermassen aus, daß er die Bewunderung Aller, die ihn kannten, auf sich zog. Er hatte den dasigen Aufenthalt lieb gewonnen, trat in den Orden und legte die Gelübde ab. Seiner höheren Kenntnisse wegen allgemein geschätzt, wurde er als Lehrer angestellt. Mit Abt Kralo oder Kraloch, einem strengen Manne, stund er nicht auf bestem Fuße; er hatte eine allzugroße, jugendliche Lebendigkeit, verübte manche muthwillige Streiche, verließ oft das Kloster, trieb sich ohne Erlaubniß seines Obern in der Welt herum und erhielt dafür, wohl auf Gottes Zulassung, die verdiente Strafe. Als er eines Tages nach Pfäfers ritt, wurde der Abt darüber in Kenntniß gesetzt, ertheilte einem Edelknechte, der am Wege wohnte, den Befehl, den Vorbeireitenden anzuhalten und in's Kloster zurückzusenden. Der Edelknecht that es, indem er ihm zuerst höfliche Vorstellungen machte und, als diese unnütz waren, Gewalt anwenden wollte. Viktor zog seinen Stock, und schlug den Edelknecht besinnungslos zu Boden. Da der Bediente des Edelknechtes dieses sah, riß er den Viktor vom Pferde, stach ihm in der Wuth beide Augen aus und eilte davon. (Geschichte von St. Gallen, Manuscript in Folio). Als der Edelknecht zu sich kam und sah, was vorgefallen war, ergriff ihn ein wahrer Schauder, indem er die traurigsten Folgen befürchtete. Er ließ den Geblendeten nach dem Kloster führen, um ihn der ärztlichen Pflege zu übergeben. Viktors Verwandte nahmen schreckliche Rache; sie beschuldigten den Abt als Anstifter dieser ruchlosen That und nicht zufrieden, den Edelknecht ermordet und dessen Bedienten an einem Baume aufgehängt zu haben, strebten sie dem Kralo selbst nach dem Leben, so daß derselbe nie mehr ohne Leibwache sein durfte und seine Edelknechte oft große Mühe hatten, ihn zu retten bis er sein mühevolles Leben am 27. Hornung 959 auf einer Spazierfahrt, die er nach Herisau machte, endete. Viktor kam durch

seinen schmerzlichen Unfall nach und nach zur Selbsterkenntniß; je ernster er den Vorfall überdachte, desto mehr erkannte er die strafende Hand des Herrn, that aufrichtige Buße, und bereute alle seine Fehltritte. Still und zurückgezogen lebte er in seiner Zelle, beschäftigte sich nur mit seinem Heile und vergaß die rauschende Welt von Außen. — Im Jahre 965 wandte sich Erchenbald oder Erchenbold, Bischof von Straßburg, an den ehrwürdigen Abt Burkard I. (s. d. A.), mit der Bitte, ihm einen tüchtigen Lehrer zur Leitung der Schulen zu senden. Er sandte ihm den blinden Viktor, seinen Vetter, der ohne Widerrede nach Straßburg sich führen ließ, und sofort in der großen Stadt die Leitung der Schulen übernahm. Als ein gewandter Lehrer trat er auf, stund den Schulen sechsundzwanzig Jahre vor (956—991) und erwarb sich einen so großen Ruhm, daß seine Schule als eine der ersten im Reiche geachtet wurde. — Nach dem Tode des Bischofs (991) bezog er als Einsiedler die hochfeldischen Gebirge, kehrte in der Zelle eines verstorbenen Einsiedlers ein, übte sich mehrere Jahre in Selbstverläugnung und Ausübung strenger Bußwerke. Mit Gott und der Welt ausgesöhnt, verlangte dann der greise Viktor, von seiner Blindheit erlöst zu werden und das ewige Licht zu schauen. Seine Sehnsucht erfüllte sich im Anfange des eilften Jahrhunderts. (Manuscript von St. Gallen.) Ekkehard IV., der nach dreißig Jahren Viktors Grab besuchte, hörte von den Anwohnern merkwürdige Dinge erzählen, die Gott auf die Fürbitte des Seligen gewirkt habe. (S. von Arx., Ild., Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. I. Seite 233 ff.)

Viktor, der heilige, Martyrer in Tomils. Der heilige Viktor wurde im Domleschgerthal zu Tomils von guten, rechtschaffenen Eltern um das Jahr 840 geboren, und hieß zum Geschlechtsnamen Rauli (?). Er war ein wahres Segenskind, ein Geschenk des Gebetes frommer Eltern, die es sich dann auch angelegen sein ließen, dasselbe von der Wiege an zu einem Gott wohlgefälligen Menschen heranzubilden und von den Verführungen der Welt fern zu halten. Unter ihrer pflegenden Hand blühte der bildschöne Knabe wie eine wahre Paradiesblume auf fremder Erde, und zeichnete sich bald nicht bloß durch seinen hervorragenden Verstand, sondern auch durch seine kindliche Frömmigkeit und seinen Eifer im Dienste Gottes aus. Er erkannte bald, was er

seinem Schöpfer schuldig sei, und in dieser Erkenntniß erfaßte er seine hohe Lebensaufgabe und entschloß sich frühzeitig, ganz für Gott zu leben und seinem Dienste sich zu weihen. Er lernte fleißig und schnell, überragte seine Lebens- und Studiengenossen durch die Tiefe seiner Kenntnisse und die Pünktlichkeit seines Wandels und zeigte bald, daß ein höherer Geist in ihm walte und er zu etwas Großem bestimmt sei. Die geistigen und sittlichen Eigenschaften, so wie die ganze Richtung seiner Gedanken und Handlungen ließen nicht unzweideutig den Beruf durchblicken, zu dem er bestimmt war. Es drangen daher Volk und Geistlichkeit in ihn, daß er, als er das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, sich dem Priesterstande widmen möchte. Viktor erkannte in diesem Wunsche Gottes Stimme, unterwarf sich voll Demuth und Bescheidenheit und empfing die heiligen Weihen. Kaum war er in den Priesterstand aufgenommen, wurde er zu Tomils an Unserer Lieben Frauenkirche als Seelsorger angestellt. — Viktor, von Gott berufen, seine Heerde zu weiden und seinen Weinberg zu bebauen, bewährte sich in Allem als ein Muster der Vollkommenheit, unterwies seine Pfarrgenossen, geißelte die Gebrechen seiner Zeit, vorzüglich die Eitelkeit und die Wohllust des Lebens; Wachen und Beten war sein größtes Vergnügen, als treuer Jünger des Herrn, dachte er oft an die Worte, die er zu Petrus gesprochen: „Weide meine Schafe." Er unterrichtete die Unwissenden und Jene, die bei ihm Rath suchten, ermahnte die Trägen und Lauen, tröstete die Betrübten und half Jedem je nach den Umständen der Zeit. Deßwegen war er geachtet, geliebt und als ein heiliger Priester verehrt; aber auch gehaßt und verfolgt. — Wie die romanische Legende berichtet, lebte in Domleschg zu Ortenstein ein Graf, mit Namen Johann Georg von Werdenberg, ein stolzer, habsüchtiger Mann. Dieser war wegen seiner Ausschweifungen für die Umgebung ein Stein des Anstosses, er verleitete viele unschuldige Seelen in die Fallstricke der Sünde. Von heiligem Eifer durchdrungen, begab sich der fromme Seelsorger in dessen Schloß, that sein Möglichstes, den sündhaften Mann zu bekehren, mahnte, bat und beschwur ihn, die Sündenbahn zu verlassen und an die Rettung seiner armen Seele zu denken. Der Graf wurde unwillig und aufgebracht, wies dem gutmeinenden Pfarrer die Thüre, und rief ihm noch Scheltworte nach. Unweit des Dorfes Tomils hatte

der heilige Viktor sein väterliches Erbe, welches jetzt noch „la Vihatscha“ (ein romanisches Wort, welches soviel als „Weinberg“ bedeutet) genannt wird; in diesem Gute befand sich ein schöner, fruchtbarer und anziehender Weinberg. Es gelüstete den Grafen nach dem Gute und den köstlichen Reben, und er beschloß, sie an sich zu bringen, gleichviel auf welchem Wege. Erst schützte er vor, er habe Ansprüche darauf, indem man ihm dieses schon früher versprochen habe; und als er diese Behauptungen nicht beweisen konnte, begann er mit dem Pfarrer einen heftigen Kampf, verlangte von ihm die Abtretung seines Erbtheiles und stieß furchtbare Drohungen aus, falls er sich weigern sollte! Die Anforderung war eine ungerechte, und darum weigerte sich Viktor sein väterliches Erbe herauszugeben. — Indessen kam die Zeit der Weinlese, und der Heilige ging nach dem Weinberge, um nachzusehen, wie die Arbeit vor sich gehe. Der Weinberg lag in der Nähe des Schlosses, in welchem der Graf wohnte. Der lauernde Tyrann sah den Seelsorger vorübergehen, stürzte augenblicklich voll Wuth und Zorn hervor, drang drohend in ihn, er solle auf der Stelle ihm sein Gut abtreten, sonst werde er nicht mehr von dannen kommen. Der heilige Hirt wollte mit aller Liebe den Wüthenden besänftigen und zur Vernunft bringen, aber alles Zureden war umsonst; dieser wurde noch rasender, zückte sein Schwert und hieb ihm mit starker Hand den Kopf vom Rumpfe. Nun erfolgte ein großes Wunder! Der Körper fiel zur Erde, erhob sich wieder, nahm mit beiden Händen sein Haupt, und trug dieses ungefähr fünfzehn Schritte weit, auf eine kleine Anhöhe, unter Absingung von Siegesliedern. Seine zwei gottseligen Schwestern Aurora und Evalia, die im Kloster Katzis den Schleier genommen hatten, sahen im nämlichen Augenblicke ihres Bruders Seele gegen Himmel fahren. Der Heilige verblutete in den Jahren 884—887. Kaum wurde die ruchlose That bekannt, so strömte das Volk von allen Seiten herbei, dem Martyrer die letzte Ehre zu erweisen. Von der einen Seite war der Zugang durch den Rhein abgeschnitten, Mehrere wagten sich auf den Strom und kamen trockenen Fußes hinüber. Die Tomilser klagten laut, einen so liebevollen Seelsorger verloren zu haben und verwünschten den abscheulichen Mörder. Jetzt erschien der Bischof von Chur Theotolphus (gestorben 914) mit den Vornehmsten seines Klerus,

und beerdigte den heiligen Martyrer feierlich im Kloster Katzis unter großer Theilnahme des Volkes. Die Grabstätte gerieth im Laufe der Zeit in Vergessenheit, aber in späteren Jahren fand man wieder die Gebeine des Heiligen auf. Die erste Entdeckung derselben geschah am 28. Mai 1496 unter dem Bischof Heinrich VI., die andere unter dem Bischof Johann VI. im Jahre 1609 am 24. Wintermonat; der Letztere ließ die Gebeine dem Grabe entheben und sie vor dem Hochaltare geziemend beisetzen. Bei der Uebertragung gaben die Reliquien einen lieblichen Geruch von sich. — An der Stelle, wo der heilige Viktor enthauptet wurde, sprudelte sogleich eine Wasserquelle hervor, die heute noch fließt; sie wird „die Quelle des Kopfes" genannt und für sehr heilsam gehalten. An dem Orte, wo Viktor sein Haupt absetzte, steht jetzt noch eine Kapelle, welche unter dem Namen „St. Viktorskapelle" bekannt ist. Das Fest dieses heiligen Martyrers begeht die Diöcese Chur am 28. Mai. (Vergleiche Benzin, romanische Legende von Bündner-Heiligen; Proprium SS. Curiense.)

Viktorin, der heilige, siebenzehnter Bischof von Como. Kaum hatte der heilige Martinian (s. d. A.) die Augen geschlossen, so schritten die Einwohner von Como zur Wahl eines Nachfolgers; sie vereinigten sich auf einen Mann, den ihnen der eben genannte Bischof auf dem Todbette bezeichnet hatte, nämlich auf den heiligen Viktorin (Vittorino) aus Nikomedien in Bithynien gebürtig. Im Jahre 628 trat er sein hohes Amt an, kämpfte mit großem Muthe gegen die anstürmenden Wogen der arianischen Irrlehre und brach ihre Kraft. Er war sehr fromm und gelehrt, und richtete diese Waffen gegen die Ketzer. Natürlich haßten die Irrlehrer den Mann der Wahrheit, suchten ihn bei jedem Anlaß zu necken, und verursachten ihm viel Ungemach; aber er ließ sich nicht abschrecken, obschon seine Gegner den König Lothar für sich hatten. Seine ausharrende Geduld siegte über alle Hindernisse, und brachte ihm Trost und ungetrübte Seelenruhe. Er erlebte bessere Tage gegen das Ende seines Lebens; Lothar war gestorben und der vortreffliche, fromme Fürst Cunibert, ein Eiferer für die Sache der katholischen Kirche, demselben auf dem Thron gefolgt. Er war dem heiligen Bischof von Herzen zugethan, und gewährte seiner Kirche viele Privilegien. Viktorin aber konnte nicht lange dieses Trostes genießen; am 5. Herbstmonat 644 berührte ihn der Tod mit seiner kalten Hand und führte

ihn hinüber zum Empfange der himmlischen Krone. Er ward neben seinen heiligen Vorfahrern begraben, und stets als ein Heiliger verehrt. Die Kirche von Como zählt in ununterbrochener Reihe zweiundzwanzig heilige Bischöfe, gewiß eine schöne Zahl, wie kein anderes Bisthum sie aufweisen kann. (S. Ughelli, Ital. S. T. v. p. 262; Bolland. T. II. Septemb. p. 541.)

Viktorius, Bischof von Grenoble. Zur Zeit als Sigismund (s. d. A.) das burgundische Reich beherrschte, saßen große Männer auf den Bischofsstühlen, welche die Anstrebungen des Königs für Verbesserung der kirchlichen Zustände nach Kräften unterstützten. Unter diese gehört auch Viktorius (Vikturius, Viktor), der damals den Sprengel von Grenoble leitete. Sigismund, ein hoher Verehrer der thebäischen Legion, berief 516 die Kirchenprälaten seines Reiches zu einer Synode nach St. Moritz, um den dortigen Mönchen eine bestimmte Regel zu geben und den Bestand des Klosters zu sichern. Als die Väter die Einrichtung des Gottesdienstes besprachen, erhob sich in der Versammlung Viktorius und ließ sich vernehmen wie folgt: „Salomon sagte: „„Wo viele Rathgeber, da ist das größte Heil,““ dazu sind wir zusammengekommen, auf daß wir mit Denkreimen aus der heiligen Schrift dem frommen Anstreben des Königs nachhelfen und seine Tugend stärken.“ Endlich was können wir Nützlicheres auffinden? Es ist an dem, daß wir nicht schweigen, sondern helfen, damit die Untergebenen von uns nicht denken, wir gleichen jenen verkehrten Richtern, von denen das Evangelium sagt: „„Sie legen schwere und unerträgliche Lasten auf, selbst aber wollen sie diese nicht mit einem Finger berühren.““ Denn sehet, unser gemeldeter König Sigismund hat das Kloster Agaun mit reichlichen Gaben bedacht; es ist daher zu wünschen, daß, da genannter Vater und Abt Hymnemund ein höchst erbauliches Leben führt, auch seine Sprößlinge ihn nachahmen, sein heiliges Vorbild im Herzen tragen und im Werke erfüllen. Darum, um dem heiligen Eifer des Königs zu genügen, halte ich angemessen, die Mönche zur Abhaltung des Gottesdienstes in neun Schaaren zu theilen (wurden in fünf Chöre gereiht) nämlich nach Art der Grignischen, Isianischen, Jurensischen, Melvensischen und anderer Gebräuche, damit sie abwechselnd Tag und Nacht die Matutin, Prim, Terz, Sext, Non und Vesper im Frieden absingen. Seinen Vorschlägen stimmten die Bischöfe und Gra-

fen mit dem Könige bei. — Im Jahre darauf (517) versammelte Sigismund die Bischöfe wieder um sich, und ließ eine Synode zu Epaon (am Fuße des Berges Taurus, jetzt Jord genannt, nicht weit von St. Moritz) abhalten. Mit Viktorius zählte die Versammlung fünfundzwanzig gallische Bischöfe, alle dem burgundischen Reiche angehörig. Die Prälaten gingen mit hohem Ernste zu Werke, machten sehr nützliche und zeitgemäße Verordnungen, drangen auf genaue Beobachtung der gemachten Beschlüsse und ließen dem Kanon beisetzen: „Die Bischöfe, die diese Statuten unterzeichnet haben, und ihre Nachfolger sollen wissen, daß sie Gott und ihren Brüdern gegenüber große Verantwortung auf sich laden, wenn sie dieselben nicht genau befolgen." (Hefele, Conciliengeschichte, Bd. II. S. 666.) Darauf begab sich Viktorius mit den übrigen Vätern nach St. Moritz und wohnte der Kirchweihe des heiligen Mauritius bei. Noch im gleichen Jahre fand eine Synode gegen den blutschänderischen Stephan, den obersten Fiscal im burgundischen Reiche, statt, an der sich abermals Viktorius betheiligte. Unser Bischof stund mit dem heiligen Bischof Avitus von Vienne (s. d. A.) auf freundschaftlichem Fuße und wechselte mit ihm mehrere Briefe, die in der Bibl. Patrum (T. IX) abgedruckt sind. Aus diesen folgen hier einige Stellen. Viktorius fragte den Bischof von Vienne an, wie er sich mit den Kirchen, die früher in den Händen der Akatholiken waren, zu verhalten habe, wenn sie den Katholiken zurückgestellt werden. Avitus erwiederte ihm: es sei nicht erlaubt, die Kirchen der Ketzer und Heiden zum katholischen Gottesdienste einzuweihen, außer sie hätten zuvor den Katholiken zugehört, und gab ihm im gleichen Briefe noch andere Aufschlüsse und gute Lehren. Hoch erfreut ergriff Viktorius die Feder wieder und bat um neuen Rath: „Um den Weizen," schrieb er, „vom Lolch zu scheiden auf der Tenne des Herrn, bitte ich Sie um die Wanne des guten Rathes; was Sie mir im letzten Schreiben zu thun befohlen, das habe ich im Werke vollbracht, und was ich noch ferner zu thun habe, mögen Sie mir gefälligst sagen. Es hat sich vor vielen Jahren ein Wittwer, Vincomalus mit Namen und Bürger von Grenoble, mit der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin vermählt, ohne kirchliche Dispense erhalten zu haben. Wie soll ich mich in diesem Falle verhalten?" Der Metropolit von Vienne säumte nicht, ihm die ge-

hörige Anweisung zu geben. Alle übrigen Briefe haben denselben Inhalt — Belehrung und Erbauung. Weil Viktorius in allen wichtigen Fällen seinen Freund zu Rathe zog, und gelehrig und gehorsam sich zeigte, nannte ihn Avitus „den allerfrömmsten Bruder", und spendete ihm ein sehr schönes Lob. Viktorius überlebte zwar den heiligen Avitus, wie lange aber, wissen wir nicht, da die Nachrichten über jene Zeit sehr dürftig sind. Die Akten von St. Moritz nennen ihn „heilig", aber als solcher wurde er nie verehrt, selbst das Martyrologium gallicanum erwähnt seiner nicht.

Vincenz Ferrerius, der heilige, Dominikaner. Der Ruhm des Vaters ist ein weiser Sohn, sagt der heil. Geist. Aus dem Tugendleben frommer Eltern entsprießen auch schöne Früchte, und der Himmel segnet sie gewöhnlich in ihren Kindern. Dieses erfuhren auch die Eltern des heiligen Vincenz, welche der Kirche zwei hellleuchtende Lichter geschenkt haben, Vincenz und Bonifaz, General des Karthäuserordens. Geboren zu Valentia in Spanien am 23. Jänner 1357, war Vincenz aus dem Geschlechte Ferreri von Gott bestimmt, den weltberühmten Dominikanerorden einst durch den Glanz seiner Tugenden und den Ruhm seiner Gelehrsamkeit zu verherrlichen, und auch für unser Schweizerland ein Apostel der Wahrheit zu werden. Schon in seiner Jugend war er ein Freund des stillen und verborgenen Lebens, übte sich in der Abtödtung und Selbstverläugnung, und trug eine zärtliche Andacht zum Leiden unsers Herrn und zur allerseligsten Jungfrau; zugleich widmete er sich den Studien mit außerordentlichem Fleiße, studirte, kaum fünfzehn Jahre alt, schon Theologie, und trat wenige Jahre nachher in den Dominikanerorden, dessen Hauptzweck die Verkündung des göttlichen Wortes war. Um sich auf dieses wichtige Amt gehörig vorzubereiten, verband er mit Gebet und Abtödtung die Betrachtung der heiligen Schrift und das Lesen der heiligen Väter. Im Jahre 1384 erhielt er den Doktorhut aus den Händen des Petrus de Luna, Legaten des Papstes Clemens VII., lehrte dann in Valentia Theologie, und predigte mit eben so vielem Nutzen als Beifall. — Petrus de Luna, der dessen große Kenntnisse, verbunden mit glänzenden Tugenden, zu schätzen wußte, nahm ihn mit sich nach Frankreich, wo der Heilige an der Bekehrung der Sünder mit wahrhaft apostolischem Eifer arbeitete. Als Pe-

trus später Papst zu Avignon wurde, ernannte er Vincenz zum Lehrer seines Hofes (Magister Palatii). Vincenz ermahnte den Papst, der Kirchenspaltung ein Ende zu machen; da aber seine Ermahnungen fruchtlos blieben, verließ er den päpstlichen Hof und widmete sich ganz dem Missionsgeschäfte. Noch vor dem Ende des Jahres 1398 kehrte er nach Spanien zurück, predigte in allen Provinzen, Gallizien ausgenommen, und verkündete das Wort des Herrn in Languedoc, in der Provence und in der Dauphiné; später predigte er in Genua, in der Lombardie, in Piemont und Savoyen. Im Jahre 1403 war Vincenz in Genf, von wo aus er am 17. Christmonat desselben Jahres seinem Ordensgeneral Bericht über seine Missionen erstattete. Unter anderm schreibt er: „Ich habe vier Diöcesen besucht, nämlich Aosta (bei Bolland. T. I. April steht Sitten für Aosta), Tarentaise, Maurienne und Grenoble, predigte in Städten und Dörfern... Wirklich befinde ich mich im Bisthum Genf. In diesen Gegenden fand ich einen sehr verbreiteten Mißbrauch: man hielt nämlich alljährlich am Freitage nach Frohnleichnam ein Fest und Zusammenkünfte zu Ehren des heiligen Orient!!! Furcht und Eigennutz hielt bisher Andere ab, diesen Mißbrauch anzugreifen; ich aber griff ihn nachdrücklich an, predigte jeden Tag und rottete mit Gottes Hülfe dieses Unkraut aus. Nun schmerzt es das Volk, so anstossend im Glauben geirrt zu haben. Sobald dieser Irrthum hier ganz beseitigt ist, soll ich mich in das Bisthum Lausanne begeben, denn der Bischof (Wilhelm III, von Menthonay aus Savoyen 1394—1406) selbst kam zwei bis drei Tagreisen weit her zu mir, und bat mich demüthig und herzlich, ich möchte in seine Diöcese kommen, wo mehrere Dörfer an den Grenzen der deutschen und savoyschen Länder von Irrthümern angesteckt seien. Ich habe ihm zugesagt." Der Heilige beschreibt den Irrthum also: „Sie beten allgemein und öffentlich die Sonne wie einen Gott an, besonders die Bauern, bringen ihr in der Frühe ihr Gebet dar und erweisen ihr göttliche Ehre. Die Ketzer in jenen Thälern sind, wie ich höre, dreist und verwegen; aber, im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, gedenke ich auf die bevorstehende Fastenzeit mich dort einzufinden." Da Vincenz seine Missionen im Bisthum Genf im Christmonat 1403 soviel als beendigt hatte, und wir ihn im Jahre 1404 erst nach Ostern in Lothringen antreffen, so können wir mit Grund an-

nehmen, daß er seinem Versprechen zufolge im Frühling dieses Jahres im Bisthum Lausanne gepredigt habe. Eine vor wenigen Jahren entdeckte Urkunde des Klosters Romainmotier vom 3. Wintermonat 1457 handelt von einer Kapelle, die im Dorfe Croy im Waadtlande auf der Stelle erbaut werden sollte, wo einst der heilige Vincenz seligen Andenkens gepredigt hat. Gegen die Mitte der heiligen Fastenzeit kam er nach Freiburg, und predigte eine Woche hindurch in dieser Stadt. Um Unordnungen vorzubeugen, bewachten beständig mehrere Polizeidiener mit bewaffneter Rüstung die Thore der Stadt; denn von allen Seiten her strömten Volksmassen herbei, und schaarten sich um den Verkünder des göttlichen Wortes. Vincenz predigte auch zu Murten, Peterlingen, Wiflisburg und Stäfis. Der hochwürdige P. Friedrich von Amberg, Quardian der VV. Franziskaner in Freiburg, begleitete den eifrigen Missionär von Ort zu Ort, und schrieb dessen Vorträge, so gut er konnte, nieder. Diese Sammlung bildet einen dicken, leslich geschriebenen Quartband, und wird annoch im Francißkanerkloster zu Freiburg aufbewahrt. Der Heilige wählte gewöhnlich zu seinem Stoff: „Fürchtet das Gericht Gottes, aber besonders den letzten Gerichtstag.“ (Mémorial de Fribourg T. VI. p. 145). — Später arbeitete er an der Bekehrung der Ungläubigen, bekehrte viele Mohren im Königreiche Granada in Spanien, fast alle Juden in Toledo und Salamanka. Nicht weniger bemühte er sich, der Kirchenspaltung ein Ende zu machen, beredete in dieser Absicht den König Ferdinand von Castilien, dem Petrus de Luna den Gehorsam aufzukünden und hatte endlich die Freude, die ganze Kirche unter dem Papste Martin V. vereinigt zu sehen, welcher ihm den Titel und die Gewalt eines apostolischen Missionärs bestätigte. Nicht lange darnach starb Vincenz auf seiner apostolischen Laufbahn zu Vannes in der Normandie, am 5. April 1419, wo er in der Domkirche begraben wurde. Papst Calixt III. setzte ihn im Jahre 1455 in die Zahl der Heiligen. (Vergleiche Mémorial et documents de la société d'histoire de la Suisse romonde. T. III.; Teoli, Storia della vita et del culto di S. Vincenzo Ferrerio, Roma 1826.)

Vital, Mönch von St. Moritz. Als Chlodwig I., der Große, an einem heftigen Fieber krank darnieder lag, ließ er den heiligen Severin Abt von St. Moritz (s. d. A) zu sich bitten, damit dieser ihm durch sein Gebet bei Gott die Genesung erflehe.

Severin gehorchte der Einladung, und nahm zwei auserlesene Mönche seines Klosters mit sich, Faustus und Vital mit Namen. Sie reisten miteinander nach Paris; die Rückreise nahmen sie über Nevers, und kehrten zu Chateau-Landon bei zwei heiligen Priestern ein. Von Gott erleuchtet, erkannte Severin seine baldige Auflösung und verlangte, daß man daselbst seinen abgelebten Leib der Muttererde übergebe. Sein Tod erfolgte nach drei Tagen, und Vital, sein Begleiter, beerdigte ihn feierlich unter den üblichen Kirchengebeten. „Vital war,“ wie der alte Codex von Agaun sagt, „der Mann einer englischen Schönheit, beständig der Betrachtung himmlischer Dinge ergeben, so daß er zuweilen kaum den Athem zu schöpfen schien, und hat sich durch die Bekehrung des Volkes, welches um Chateau-Landon wohnte, einen großen Ruhm erworben, wozu nicht wenig sein liebliches und einnehmendes Wesen beitrug.“ Auch hat er ein adeliges Fräulein zum Leben erweckt, die später durch die Ablegung des Gelübdes der Keuschheit sich Gott weihte. (Manuscript von St. Moritz.) Er muß ein hohes Alter erreicht haben; denn er hat Paschasius und Urscin, die dort wohnenden heiligen Priester, und seinen Mitbruder Faustus überlebt und alle Drei begraben. Damit fällt die Angabe Einiger, Faustus sei nach dem Tode des heiligen Severin in St. Moritz Abt gewesen, von selbst weg; auch wissen die Quellen von St. Moritz nichts davon. Er starb am 29. Mai, das Jahr ist unbekannt, vermuthlich gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts. Er trägt auf allen Verzeichnissen den Namen eines Heiligen, die Abtei von St. Moritz feiert aber sein Fest nicht.

Viventiolus, der heilige, Erzbischof von Lyon. Sirmund schreibt von diesem Gottesmanne, er habe sich in den Gebirgen des Jura geheiligt, und sei von dort nach Lyon gegangen. Nach dem Tode des heiligen Lupicin bestieg er daselbst den erzbischöflichen Stuhl, und entwickelte eine lobenswerthe Thätigkeit in kirchlichen Angelegenheiten. Der burgundische König Sigismund (s. d. A.) bewies seine Frömmigkeit unter Anderem dadurch, daß er das von St. Theodor I. (s. d. A.) zu Ehren der Märtyrer der thebäischen Legion gegründete Kloster in St. Moritz sammt der zugehörigen Kirche herstellte und erweiterte. Im Jahre 516 ließ er zu St. Moritz eine Kirchenversammlung in seiner Anwesenheit abhalten, welcher Grafen und Bischöfe

aus Burgund beiwohnten. Auch unser Biventiolus fand sich ein, und als das Concil nach dem Wunsche des Königs eine passende Regel für die Mönche entwarf, sprach er: „Wir erachten, die Ausstattung dem Könige, die Lehr- und Disciplinweise dem apostolischen Stuhle zu überlassen; sie haben eine vortreffliche Regel und an dem Leben des heiligen Hymnemund, welchen wir ihnen zum Vorsteher gaben, ein lebendiges Vorbild; ihm sollen seine Nachkommen, zur Erfüllung jedes Werkes bereit, gehorchen. Namentlich bemerken wir der Kürze wegen: Jeder soll ihm pünktlich folgen und ohne seine Befehle darf nichts unternommen werden; wir machen zur Pflicht, daß Alles, was die Vorgesetzten verordnen, die Jüngern ohne Murren erfüllen, und daß man über jede Abtheilung würdige Dekane setze, damit der Abt nach gehörig vertheilter Würde, hinsichtlich der Aufsicht beruhigt sei. Was die Kleidung betrifft, so lassen wir diese, wie auch das Bettgewand, der Einsicht des Abtes über; nur seien sie dem Klima des Klosters entsprechend; das Gleiche gilt von Speise und Trank; die Schlaf- (Dormitorium), Speise- (Refectorium) und Heizzimmer sollen Allen gemein sein; in Betreff der Disciplin sind schwerere Vergehen nach den Kanones, kleinere nach Gutachten des Vorstandes mit Beiziehung der Genossen zu ahnden, denn es ist besser, man werde von einem Freunde gezüchtigt, als daß man mit einem Gegner zu Grunde gehe. Das Fasten beobachte man hier nach Sitte anderer Klöster, liege Tag und Nacht dem Gebete in steter Betrachtung ob, damit die Mönche Gott gefallen, und Niemand wage es, ohne Erlaubniß des Obern aus dem Kloster zu gehen. Auch gefiel es uns, zu verordnen, der jetzt lebende Abt, wie seine Nachfolger, seien nach Bedarf im alten und neuen Testamente unterrichtet, auf daß sie dadurch Andere erbauen. Man schreibe die Hauptkapitel ab, und bewahre sie den Nachkommen auf. Diese Beschlüsse trafen wir aus Liebe zu Demjenigen, der uns liebte und zum Wohlgeruche für uns sich dahingab. Wache der Abt mit Vorsicht, daß Niemand diese Verordnungen verletze, und dadurch den Zorn Gottes auf sich ziehe; und sollte es geschehen (was der Herr gnädig verhüten möge), daß man durch verschiedene Thaten dieselben hintansetzte, so nehme der Abt des genannten Klosters die Zuflucht zu dem apostolischen Stuhle, zum Lichte, das Alles erleuchtet; dann kehre er zu seiner Zelle zurück, leiste

den Beweis, daß die Weisheit stärker ist, als jede andere Macht, nämlich in Ermahnung der Mönche, damit sie hiedurch, mit Gottes Segen gestärkt, in ungetheilter Liebe unverbrüchlich verharren. Hiemit ist jetzt des edelsten Königs Streben erfüllt, und daher soll diese Uebereinkunft zu ewigen Zeiten gehalten und bekräftigt werden." — Im Jahre darauf (517) schrieb er mit dem heiligen Avitus, Metropoliten von Vienne (s. d. A.), eine Synode nach Epaon (Epaunum) aus. In seinem Schreiben sagt er, daß außer den Bischöfen auch Kleriker zur Synode kommen müßten, Laien kommen dürften, und daß vollständige Unparteilichkeit und Redefreiheit herrschen solle. Der versammelte Kirchenrath in Epaon verfaßte vierzig Canones, welche zum Zwecke hatten, die Kirchenzucht im burgundischen Reiche zu bessern und ältere Kirchenverordnungen wieder zur Geltung zu bringen. Viventiolus unterzeichnete mit den übrigen Bischöfen die Beschlüsse, und begab sich darauf mit den Vätern in die Abtei von St. Moritz, um der Weihe des schönen neuen Tempels des heiligen Mauritius beizuwohnen. — Noch im gleichen Jahre feierte man eine Synode zu Lyon, bei welcher der heilige Viventiolus, als dortiger Erzbischof, den Vorsitz führte. Er war ein frommer und arbeitsamer Prälat, der nicht nur in seiner Diöcese, sondern in ganz Burgund die Kirche Gottes erhöhte. Obwohl mit vielen Geschäften beladen, verfaßte er noch einige gelehrte Schriften, die leider nicht mehr vorhanden sind. Weder Tag noch Jahr seines Hinscheidens sind bekannt; die Bollandisten jedoch meinen, der Heilige sei im Jahre 520 gestorben (T. III. Julii p. 305.) Er ward in seiner Kathedrale beerdigt und daselbst, nicht weit von seinem Grabe, waren auf einer Marmortafel die Worte eingegraben: „In diesem Grabe ruht Viventiolus, unser Priester, ein mächtiger und verdienstvoller Mann; er war ein eifriger und kräftiger Prediger, die Zierde der Brüder und der Kirche und ein erhabenes Vorbild dem Volke u. s. w.") Der 12. Heumonat ist der Tag seiner Verehrung. Mehrere Marthyrologen, wie Beda, Florus, Usuard u. s. w. melden von diesem Heiligen, weichen aber oft in einzelnen Sachen von einander ab.

Vivian, erster Abt von Hautecombe. Die Cistercienserabtei Hautecombe in Savoyen, dem Bisthum Genf angehörend, wurde anfänglich mit Religiosen des heiligen Bernhard besetzt, die den Geist dieses Gottesmannes dahin ver-

pflanzten. Bald nach ihrem Entstehen barg sie große Männer, vorzüglich heilige Aebte, wie Vivian, und nach ihm der heilige Amedeus (s. d. A.), der von dort auf den Bischofssitz von Lausanne erhoben wurde, und denselben durch seine Tugenden zierte. Wo Vivian seine Klostergelübde entrichtete, ist nicht erwiesen. Er war ein frommer und tugendhafter Mann, versetzte das neue Kloster in einen vortrefflichen Zustand, leitete dasselbe einige Jahre zum allgemeinen Besten, und verbreitete in der Nähe und Ferne Heil und Segen. Bei allen Geschäften vergaß er nie seine Selbstheiligung; darum legte er sein Amt nieder, begab sich nach Claravalle, und beschloß daselbst sein Leben in heiligen Uebungen. Der heilige Bernhard, welcher Vivian persönlich kannte, spendet ihm großes Lob. Henriquez gibt ihm den Namen eines „Seligen.“

W.

Waldpert, Mönch von St. Gallen. In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zierte das Kloster St. Gallen ein Mönch, den der Chronist Ekkehard den Seligen beizählt. Er hieß Waldpert, war Priester, und von Herzen demüthig; vorzüglich liebte er das Gebet; er machte alle klösterlichen Uebungen mit und brachte oft noch ganze Nächte im Gebete zu. Darüber ergrimmte der Höllenfeind und setzte ihm gewaltig zu; er suchte ihn durch allerhand Ränke in seiner Andacht zu stören, zog ihm einmal die Schuhe ab und warf ihn zu Boden. Als sein letztes Stündlein herannahte, sang er in lateinischer Sprache wunderschön den Psalm: „Ich vertraue auf den Herrn; wie saget ihr zu meiner Seele: fliehe wie ein Sperling auf den Berg.“ Die Brüder, die hinzu kamen und wußten, daß er, die Messe ausgenommen, nichts Lateinisches verstehe, frugen ihn, ob er den Sinn der Worte verstehe. Er sprach lächelnd: „Nun, so erklären sie mir ihn;“ und als er dies gesagt hatte, gab er mit verklärtem Angesichte seinen Geist auf. — Noch lebte zur gleichen Zeit daselbst ein Mönch, Na-

mens Wipert (vermuthlich Wigger), den Ekkehard gleichfalls unter die Seligen des Klosters zählt. Er gibt von ihm nur spärliche Nachrichten. Nach ihm war er ein Mann von tiefer Frömmigkeit, ein Liebhaber des beschaulichen Lebens und von gar sanfter Gemüthsart; nebstdem war er dienstfertig gegen Jedermann und immer heiter, froh und aufgeräumt. Da sein Hintritt zu Gott nahte, mahnten ihn die Brüder, er solle sich mit Allen aussöhnen und ohne Groll aus dieser Welt scheiden. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen und betheuerte hoch, er erinnere sich nicht, daß er je einem Mitbruder gezürnt oder einen geflissentlich beleidigt habe. Nach diesen Worten verschied er sanft im Herrn. (Geschichte des Klosters St. Gallen, Manuscript in Folio.)

Waleran, Abt von Mont-St. Quentin. Um das Jahr 1057 ward das Kloster Romainmotier mit einem ausgezeichneten Gaste beehrt. Es war Waleran II., Abt von Mont-St. Quentin bei Peronne in Frankreich. Sein Kloster, welches erst seit etwa fünfzig Jahren bestund, war durch Bedrängung von Seite weltlicher Herren beinahe zu Grunde gerichtet. Waleran II., dritter Abt des Klosters, brachte sie durch seine Liebe und Kraft dazu, daß sie allen zugefügten Schaden wieder ersetzten. Er baute selbes von neuem auf, äufnete und sicherte die Einkünfte desselben, drang auf genaue Beobachtung der Ordensregeln und leuchtete seinen Mitbrüdern in Wort und That als ein Muster der Vollkommenheit voran. Nachdem er Alles geregelt sah, entschloß er sich, um seiner Andacht und Frömmigkeit ungestört obliegen zu können, eine Pilgerfahrt nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel zu unternehmen; er kam auf der Reise dahin in die Waadt, erkrankte da und starb, und wurde im Kloster Romainmotier begraben. Sein Todestag war der 1. Christmonat 1057. Mabillon redet in den Annalen wiederholt von ihm und spendet ihm ein schönes Lob.

Waltram, Mönch von St. Gallen. Obwohl wir weder den Geburtsort noch die Abstammung dieses großen Mannes kennen, so wissen wir doch, daß er als Klostermann sein Andenken durch wahre Frömmigkeit und tiefe Gelehrsamkeit verewigt hat. Nach Vollendung seiner Studien empfing er die höheren Weihen, wurde Bibliothekar, Großdekan und Prediger; er trug das Wort Gottes so salbungsvoll vor, daß man ihn als Pfar-

rer an dem Stifte anstellte. Er war, wie uns Hartmann III. versichert, Gewissensrath der heiligen Wiborada (s. d. A.); wie er diese Heilige auf den Weg der Vollkommenheit führte, ist bekannt. Waltram war in allen wissenschaftlichen Fächern der damaligen Zeit bewandert, schrieb mehrere Hymnen auf verschiedene Anlässe, die ihrer angenehmen Melodien wegen sehr geschätzt wurden. Zwei Elegien, die noch vorhanden sind, widmete er Salomon, ehe dieser Abt und Bischof von Constanz wurde. Unser Waltram ist wohl zu unterscheiden von zwei Anderen gleichen Namens, die zu gleicher Zeit in St. Gallen lebten; alle drei waren Priester, und kommen sowohl auf dem Verzeichnisse der Mönche als im Todtenbuche vor. Vielleicht waren sie Verwandte oder leibliche Brüder, jedoch meldet das Manuscript nichts davon. Auch ist nicht gewiß, in welchem Jahre Waltram das Zeitliche verlassen hat. Ekkehard schildert den andenkenswerthen Religiosen mit den Worten: „Man kann aus seinen Melodien schließen, wer er gewesen sei."

Waning, Mönch von St. Gallen, war ein gelehrter und tugendhafter Mann, dessen Andenken jetzt noch in den Annalen fortlebt. Er stammte aus Brüllisau (Kt. Appenzell), besuchte frühzeitig die berühmten Schulen von St. Gallen, machte in der Tugend und Wissenschaft große Fortschritte und verband sich bloß mit dem Orden durch die Ablegung der Ordensgelübde. Sein heiliger Wandel erbaute Jedermann; darum übergab man ihm die Schulen, die er sehr vortrefflich leitete, und stellte ihn dann als Religionslehrer an. Unter seinen Zuhörern befand sich der heilige Ulrich, nachmaliger Bischof von Augsburg (s. d. A.), in dessen junges Herz er die Keime der Heiligkeit pflanzte, welche nachher Hartmann II. fortpflegte und zur Reife führte. „Ein Mann, wie Waning war," sagt ein neuerer Schriftsteller, „hat zweifelsohne die Frömmigkeit nicht nur Andere gelehrt, sondern in sich selbst verwirklicht." Das Manuscript von St. Gallen gibt sein Todesjahr nicht an.

Wendelgard, Gräfin von Buchhorn. Vor dem Beginne des Hunnenkrieges wohnte zu Buchhorn am Bodensee der mächtige Graf Ulrich mit seiner Gemahlin Wendelgard, die eine Schwestertochter des Kaisers Otto I. war, und ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. Nach dem Ausbruch des Krieges zog auch der Graf in den Kampf gegen die wilden Hunnen;

bald aber langte die Trauerkunde an, er sei in einem hitzigen Gefechte auf dem Schlachtfelde getödtet worden. Die gute Gräfin über diese Nachricht tief betrübt, ließ den Thränen vollen Lauf und wies Jene, die sich um ihre Hand bewarben, zurück, indem sie von einer zweiten Heirath nichts wissen wollte. Wendelgard ging darauf nach St. Gallen, bezog neben der St. Magnuskirche eine Zelle, empfing von dem Bischofe von Constanz den Schleier und übergab sich ganz der Leitung Wiborada's (s d. A.), welche die Gräfin wohlwollend aufnahm und die Betrübte tröstete. Sie hatte aber einige Schwachheiten aus der Welt in die Einsamkeit mitgebracht, nämlich die Naschhaftigkeit nach bessern Speisen und das üble Nachreden über Fremde. Diese wußte ihr die heilige Seelenführerin gänzlich abzugewöhnen. Unter ihrer Pflege nahm sie an Tugend und Frömmigkeit zu, spendete den Armen und dem Kloster St. Gallen reichliche Almosen, ahmte das heilige Leben der Klausnerinnen nach, und faßte den Entschluß, nach Ableben der Rachilde (s. d. A.) derer Klause zu beziehen. Von St. Gallen ging sie alle Jahre nach Buchhorn, ehrte das Andenken ihres Eheherrn mit einer feierlichen Jahrzeit, und spendete bei dieser Gelegenheit große Almosen unter die Dürftigen. Als sie in dieser Angelegenheit das vierte Mal dahin reiste und mit eigener Hand Almosen austheilte, forderte einer von den Bettlern hastig ein Kleid; und da sie es ihm darreichte, riß er die Gräfin mit diesem an sich und küßte sie. Diese Gewaltthat machte großes Aufsehen; Wendelgard trauerte und ihre Bedienten machten sich auf, den unverschämten Bettler empfindlich zu züchtigen. Aber wer war denn dieser? Es war der todtgeglaubte Graf Ulrich selbst, der das Armenkleid von seinem Leibe zog und sich in seiner gräflichen Kleidung stellte; er gab sich seiner Geliebten durch die Vorweisung einer alten Narbe zu erkennen. Hocherfreut über diese so unerwartete Erscheinung, die ihr Anfangs wie ein Traumgesicht vorkam, ließ die Gräfin das Todtenamt in einen Freudengottesdienst umwandeln. Bald darauf wurde zu Constanz eine Synode gehalten, in welcher man erklärte, Wendelgard sei von ihren Gelübden entbunden und der Graf führte seine Gemahlin wieder nach Buchhorn. Nach einiger Zeit befand sie sich in gesegneten Umständen; sie wallfahrtete mit ihrem Gemahl nach St. Gallen, um von Gott eine glückliche Niederkunft zu erfle-

hen; daselbst gelobte sie, wenn der Himmel ihr einen Sohn schenke, diesen dem heiligen Gallus zu weihen. Nachdem sie die Mönche und Klausnerinnen besucht, kehrte sie wohlgetröstet auf ihr Schloß zurück. Nach einiger Zeit erfolgte die Entbindung, aber unter so beschwerlichen Umständen, daß der Kaiserschnitt an ihr vorgenommen werden mußte; sie gebar dem Grafen einen Knaben, starb aber an den Geburtswehen. Das Kind, obwohl schwach, blieb am Leben und der Graf vollzog das Versprechen seiner ewig theuren Wendelgard; er sandte dasselbe mit der Amme nach St. Gallen, ließ es auf den Altar legen, und steuerte es mit dem Zehnten und mehreren Liegenschaften zu Höchst aus. Diesen jungen Grafen wählten die Klostergeistlichen nach dem Tode Kraloch's unter dem Namen Burkard's I. (s. d. A.) zu ihrem Abte; er hatte die Frömmigkeit seiner Mutter geerbt und durch seinen Tugendwandel den Namen eines „Ehrwürdigen" sich verdient. (Geschichte von St. Gallen, I. Bd. Manuscript in Folio.)

Wernher I., Abt von Pfäfers. Kaum hatte der selige Eberhard (s. d. A.) seine Augen geschlossen, so wählten die Mönche aus ihrer Mitte Wernher I. zu seinem Nachfolger. Woher er stammte, sagen die Quellen nicht; vermuthlich war er früher Mönch in der Reichenau bei Constanz, von wo der heilige Pirmin (s. d. A.) die ersten Mönche berief, um das neuerbaute Kloster zu bevölkern. „Er war," sagt P. Ambrosius Eichhorn, an Heiligkeit seinem Vorfahrer gleich, oder übertraf ihn noch; er hatte vor dem Antritte seines Amtes den heiligen Fintan, so lange dieser in Pfäfers weilte, zu seinem Lehrer." Karl der Große, als er von der Heiligkeit dieses Abtes und von dem blühenden Aufkommen des Klosters hörte, nahm Pfäfers in seinen Schutz, und stellte zur Beglaubigung 807 ein Diplom aus. Wernher I. starb am 7. Mai 811. Er war der achte Abt, und ist in allen Verzeichnissen seines Klosters als „ein Seliger" angeschrieben.

Wigbert, Bischof von Augsburg. Nach dem Geständnisse Murer's, des Verfassers der Helvetia Sancta, sind wir über das Leben und Wirken Wigbert's nicht hinreichend aufgeklärt. Karl Hiemer suchte in seiner vortrefflichen Schrift: „Die Einführung des Christenthums in deutschen Landen," das Dunkel wenigstens einigermaßen aufzuhellen. Wigbert (Wicterp,

Wichpert, Wicho, Wiggo, Wigger, auch Wizzo) war ein Bayer, von Geschlecht ein Agilofinger, und trat vermuthlich in ein Kloster Bayerns ein. Er zeichnete sich als gelehrter und frommer Mönch aus, war von unermüdlichem Eifer, zog Aller Augen auf sich, und konnte dem heiligen Bonifaz, dem Apostel der Deutschen, als er an das große Werk der Einrichtung der bayerischen Kirche schritt, nicht entgehen. Er wurde von diesem auf den bischöflichen Stuhl von Augsburg befördert und ist auch der erste geschichtlich haltbare Bischof desselben. Papst Gregor III. forderte ihn in einem Schreiben an Bonifaz mit den Bischöfen Bayerns und Alemanniens auf, den Concilien des letztern beizuwohnen. Auch finden wir ihn mit dem nämlichen Heiligen bei der Einweihung des Klosters Benediktbeuren thätig. Als Bischof glänzte er wie ein helles Gestirn, leitete seine Heerde als ein weiser und guter Hirt und predigte, wie Murer schreibt, täglich den Seinigen die evangelische Lehre. Der König Pipin betrachtete den rastlos thätigen Bischof von Augsburg, wie es scheint, immer mit den Augen des Mißfallens und Argwohnes, entsetzte ihn seines Amtes und soll ihn nach Neuburg versetzt haben, was jedoch nicht erwiesen ist. Die Nachricht Murer's, ohne Zweifel nach alten Quellen, ist wahrscheinlicher. Nach diesem begab er sich als Missionär in die Gegenden Rhätiens, um die lau gewordenen Christen mit dem Feuer der Gottesliebe zu entflammen. Mehr setzt er hinzu: „Und kann man wol vermuthen, daß solches in Graubünden geschehen sey, dieweil es seinem Augspurgischen Bistumb am nächsten gelegen, vnd deßwegen Jhres Thuns vnd Lassens, Lebens vnd Glaubens die beste Wissenschaft gehabt.“ [1]) Der vielgeprüfte Oberhirt sehnte sich wieder nach der stillen Klosterzelle, und bezog das St. Martinskloster, dessen Abt er später wurde. Da heiligte er seine Seele in Fasten, Wachen und Beten, und verwendete die freie

---

[1]) Auch der Verfasser des zehnten Jahrhunderts von dem Kloster Ottobeuern schreibt über Wigbert Folgendes: „Vier Jahre vor seinem heiligen Hintritte vereinigte er mit seinen schweren Arbeiten das Amt eines Apostels und predigte den annoch heidnischen Schweizern und Graubündnern, da er dann auch häufige Früchte seines Schweißes sammelte, und den glorreichen Namen eines Apostels dieser Völker verdiente.“ Dieser Meinung stimmen auch Stengel und Rhaman bei. (Gefällige Mittheilung von Augsburg.)

Zeit, selbst noch im hohen Alter, zu Abfassung nützlicher Schriften. Der große Geschichtsschreiber Bayerns Aventin berichtet in seinem klassischen Werke: „Annalium boicorum, Vol. VII.," er habe im Kloster zu St. Emmeram in Regensburg eine alte Handschriftrolle gefunden, an deren Ende die Worte beigesetzt gewesen: „Ich selbst habe es geschrieben Whicterbus, obgleich Sünder, Bischof, schon sehr betagt, ich glaube neunzig Jahre alt oder darüber, an Gliederschmerzen leidend und Augenumdunklung." Angeführt war die Jahreszahl 754. Man wird sich wundern, daß ein schneeweißer Greis noch eine solche Thätigkeit entwickelte; aber es ist keineswegs so selten, als man glauben möchte, daß Männer, die ihr ganzes Leben lang Gott vor Augen haben und in seinem Dienste wirken, noch als Neunziger ihre Manneskraft bewahren, denn nicht sie bewahren dieselbe, sondern Gott, der in ihnen lebt und wirkt. — Endlich reif für den Himmel, starb er im Jahre 756. Dieß verbürgt Perz in seinen Denkwürdigkeiten (Bd. I. S. 18.) aus zeitgenössischen Jahrbüchern mit der Nachricht: „Im Jahre 756 starb Wikterp, Bischof und Abt (des Klosters) zum heiligen Martin. Er war aber ein Bayer, von Geschlecht ein Agilofinger, mehr als achtzig Jahre alt." — Hiemer meint, und zwar nicht ohne Grund, das St. Martinskloster sei mit jenem von St. Emmeram in Regensburg verwechselt worden und sagt: „Halten wir nun diesen Fund mit der oben angeführten Todesnachricht aus dem angeblichen Kloster zum heiligen Martin zusammen, nach welchem der dortige Wicterp 756 als hochbetagter Greis aus dem Zeitlichen abgerufen wurde, so können wir dieß Martinskloster kaum anderswo suchen, als in St. Emmeram in Regensburg selbst. Wie leicht kann auch der Schriftzug Emmer (Emmerani) mit dem Schriftzuge S. Mar. (sancti Martini) verwechselt und vertauscht werden! Solche Verwechslungen und Täuschungen kommen in den alten Handschriften mehr vor, als wir wissen und glauben." Murer und Andere nennen Wigbert einen Seligen.

Wilhelm, der selige, Klausner im St. Jakobsthale. Der schweizerische Legendenschreiber Heinrich Murer sagt: „In der Grafschaft Cleven, der Rhätier oder Grawbündtnern Herrschaft, ligt an dem Fluß Lyra zu der linken seiten nicht weit von seinem Ursprung, ein Kirchen mit etlichen Häusern zu St. Wilhelm genannt, in welcher ein gottseliger Mann begraben

ligen solle; von dessen Leben und Todt, Thun nnd Lassen, wir nichts weiters erfahren können." — Diese Bemerkung veranlaßte mich zu weitern Nachforschungen; ich wandte mich au einen geschichtskundigen Herrn in Chur und dieser an Herrn Prevosto von Campodolcino, ersten Pfarrer des ganzen St. Jakobthales. Dieser, ein eifriger Quellensammler von Bündnerheiligen, wohnt ganz in der Nähe des seligen Wilhelm und dessen Kirche, und ist mit den näheren Lebensverhältnissen unseres Klausners bekannt. Er hat auf eine anerkennungswerthe Weise seine Aktenstücke gesammelt, und diese folgen nun hier das erste Mal in der deutschen Sprache. — I. Im Buche, welches den Titel führt: „Degli Annali sacri della città di Como raccolti e descritti dal. P. D. Primo Luigi Falti Ch. Regolare della congregazione di Somasca, stampato in Milano l'anno 1683, decade seconda, Lib. 3. Nro. 108" liest man: „Im Jahre 1077 oder ungefähr um diese Zeit ereignete es sich, daß der selige Wilhelm in das St. Jakobsthal, in der Nähe von Cleven (Cläven, Chiavenna), sich zurückzog; er war ein Ritter von hoher Abkunft, und wurde später ein Klausner der Diöcese Como. — Wilhelm erblickte das Licht der Welt zu Orange (Oranien) in Frankreich, ererbte von seinen Vorahnen nicht nur den Familienglanz, sondern den Adel des Geistes, der ihn von Jugend auf zur Bekleidung höherer Aemter befähigte. Er wählte den Soldatenstand, und diente mehrere Jahre nnter der Fahne Heinrich's IV. Als dieser gegen den Papst Gregor VII. sich auflehnte, dessen Befehlen sich hartnäckig widersetzte, öffentliches Aergerniß gab, die Gewissen verletzte, die katholischen Prälaten verfolgte und darum vom Oberhaupt der Kirche öffentlich mit dem Kirchenbann belegt wurde, entsagte er allen Eitelkeiten der Welt, verachtete die täuschenden Hoffnungen, die ihm der Waffendienst darbot, und weihte sich dem wahren Königsdienst, um eine unverwelkliche Siegespalme sich zu erringen. Er faßte den erhabenen Entschluß, sein Leben im Dienste des Königs der Könige zu beschließen, durchwanderte Italien, und nahm bleibenden Aufenthalt im finstern St. Jakobsthale. Hier vertauschte er seine ritterlichen Kleider mit einem groben Eremitengewande, errichtete eine enge Zelle, und begann sein strenges, heiliges Leben; er widmete die Zeit der Betrachtung himmlischer Dinge, unterwarf durch strenges Fasten seinen abgemagerten Leib dem Geiste und verrichtete noch andere Bußwerke.

In diesen heiligen Uebungen bereitete er sich zum Eintritte in den Himmel, in den ihn der Herr am 28. Mai berief. Man weiß nicht bestimmt, in welchem Jahre sein seliger Tod erfolgte; obschon neuere Schriftsteller angeben, er sei 1070 gestorben. Ist es wahr, daß Wilhelm seinen Monarchen aus dem Grunde verließ, weil ihn der Papst mit dem Kirchenbann belegt hatte, so kann er 1070 nicht gestorben sein; denn es ist geschichtlich erwiesen, daß Gregor VII. 1076 den Bannfluch über Heinrich IV. schleuderte. Wir nehmen daher an, sein Ableben sei gegen das Ende dieses Jahrhunderts erfolgt. Können wir auch hierin unsere Meinung nicht geltend machen, so konnten wir doch nicht unterlassen, einige Erinnerungen aus seinem heiligen Leben anzuführen. — II. Das Buch betitelt: „Compendio delle chroniche della città di Como, dato in luce dà Francesco Ballerini, cittadino Comasco, Dottor di leggi, Protonotario apostolico, e Arci rete di Locarno, stampato in Como appresso Giò Angelo Turato, l'anno 1619, nella parte terza a. p. 181," enthält Folgendes: „Der selige Wilhelm stammte von Orange aus den Staaten Frankreichs; er widmete sich zuerst dem Kriegsdienste im Heere des Kaisers Heinrich IV., der ihn seiner großen Tapferkeit wegen in den Ritterstand erhob. Da aber Papst Gregor VII. den Kaiser in den Bann that, verließ er den Soldatenstand, den Umgang mit der Welt, zog sich in das St. Jakobsthal, der Grafschaft Cleven, zurück, hüllte sich in das Eremitengewand, erbaute sich eine der höchsten Armuth angemessene Hütte, und führte darin ein überaus heiliges Leben, bis er seine Seele in die Hände seines Schöpfers übergab. Gott verherrlichte seines Dieners Heiligkeit vor und nach dem Tode durch offenkundige Wunder; darum ward er unter großen Ehrenbezeugungen in einer kleinen Kirche begraben, am 28. Mai gegen das Jahr des Herrn 1070. Später ward zu seiner Ehre in demselben Thale, in dem er sich geheiligt hatte, links am Fluße Lira, eine Kirche erbaut und eingeweiht; darauf übersetzte Beltramo, Bischof von Como, seine Gebeine in dieselbe. Auf dem Altargemälde ist sein Bild, das ihn als bewaffneter Ritter zu Pferde, im Mönchsrocke gekleidet, darstellt. Seine Abbildung wird hoch geachtet und verehrt. Die Uebertragung seiner Reliquien geschah 1391, am zweiten Sonntag im Mai, am 8. des Monats. Im Jahre 1610 öffnete Johann Petrus Paravicino, Erzpriester von Cleven, auf Befehl

des hochw. Filippo Archinto, Bischofs von Como, das Grab des seligen Wilhelm; man fand seine Reliquien in einer Schachtel und in dieser pergamentene Schriften, welche die Aechtheit der aufgefundenen Gebeine beglaubigten. Sofort wurde beschlossen, die Kirche zu vergrößern, den Hochaltar prächtig herzustellen, und unter demselben dem Seligen ein neues Grab zu bauen. Die Arbeit wurde bald zur Hand genommen, und im Jahre 1616 übertrug der genannte Erzpriester im Auftrage des nämlichen Bischofs die hehren Gebeine in das neue Grab. — Im Katalog der Einsiedler findet man das Andenken eines heiligen Wilhelm, der jedoch nicht mit jenem im St. Jakobsthale zu verwechseln ist. Dieser war ein Herzog, ein Feind des Kreuzes, ein Gaumensklave und ein wilder Krieger, entsagte später seinen schrecklichen Verirrungen, bezog eine Einöde und übte strenge Buße. Hievon zeugen folgende Verse:

> Wilhelm, der Herzog, war eh'mals ein Feind des hl. Kreuzes;
> Ihn besiegte Bernhard; führte zum Kreuz' ihn zurück;
> Sanft wie ein Lamm ward er, der in wilder Rohheit einst schwelgte,
> Unter dem ehernen Schild wallte ein edles Blut. [1])

„Indem mir aber nähere Urkunden über das Leben und die Thaten des seligen Wilhelm abgehen, so wage ich nicht, Alles zu behaupten, was ich angeführt habe.“ — III. Im Werke: „Sanctuarium, seu Martyrologium Novo - Comensis Ecclesiæ elaboratum ab Aloysio de Taltis, editum Novo - Comi anno 1675 apud Joh. Bapt. Arzonum Typographum S. officii“ findet man: „Den 28. Mai feiert man im St. Jakobsthale, der Diöcese Como, das Fest des seligen Wilhelm. Er war von Abkunft ein Gallier, aus Orange gebürtig, übte sich von Jugend an im Gebrauche der Waffen, trat unter die Fahne Heinrichs IV., und zeichnete sich unter diesem in einzelnen Gefechten als tapferer Krieger aus, weßwegen er ihn zu wichtigen Aemtern beförderte und sogar zum Ritter schlug. Als aber der nämliche Heinrich von der römi-

---

[1]) Hic Guilelmus erat dux et crucis impius hostis,
Bernardo victas sed dedit ille manus.
Ante vorax milesque ferox, nunc mitior agno
Nec mors, nec mors sub casside vita latet.

schen Kirche abfiel, und ihn deßwegen Papst Gregor VII. mit dem Kirchenbanne belegte, der gottlose Fürst aber trotz dem fortfuhr, das Oberhaupt der Kirche und alle Katholiken zu bekriegen, verließ Wilhelm das Panner Heinrich's, kam in das St. Jakobsthal und ließ sich am Flusse Lira nieder. Hier zog er ein rohes Kleid an, erbaute sich eine Zelle und weihte gänzlich Gott sein Leben. Er übte sich in den Betrachtungen des Göttlichen, fastete sehr streng, verrichtete andere religiöse Werke; und erreichte in kurzer Zeit die Glanzhöhe der Heiligkeit. Nachdem er hier einige Jahre die Werke der Frömmigkeit geübt, und sich viele Verdienste gesammelt hatte, entschlief er hoch bejahrt im Herrn. Von unserm Ritter Wilhelm meldet Ballerin in seiner Chronik. Ferners gedenken seiner die hochwürdigsten Bischöfe Filippo Archieto und Lazaro II. Carafino im Katalog, in welchem sie die Heiligen aufzählen, die entweder in Como oder in der Diöcese ruhen. — Dieses Heiligenverzeichniß von Como meldet auch von andern heiligen Wilhelmen, die jener Kirche angehören; man muß aber unsern Wilhelm von diesen wohl unterscheiden, und besonders von Jenem dieses Namens, welchen Philipp Ferrarius am heutigen Tage in dem allgemeinen Heiligenverzeichnisse anführt. Obschon diese im römischen Marterbuche nicht verzeichnet stehen, und beide aus Gallien stammten, so sind sie doch leicht voneinander zu unterscheiden, indem sie weder den nämlichen Stand hatten, noch zur gleichen Zeit lebten. Jener war, als er in unsere Diöcese einwanderte, ein einfacher Ritter, dieser ein großer Herr und Herzog von Aquitanien.[1] Der Erstere bezog das St. Jakobsthal, starb gegen 1070, der Letztere

---

[1]) Man muß diesen wohl unterscheiden vom Wilhelm, Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, der zur Zeit des schändlichen Königs Philipp 1060—1108 lebte. Dieser Wilhelm hat ein Leben geführt, das die Geschichte zu erzählen erröthet; er hat schändlich die Synode von Poitiers gestört; die Kardinäle wurden geschmäht, nach einem Legaten wurde sogar ein Stein geschleudert, die Mehrzahl der Bischöfe ergriff die Flucht; Einige nur wagten es, auf ihren Stühlen mit entblößtem Haupte zu bleiben und ruhig um der Sache Gottes willen dem drohenden Tode in's Angesicht zu sehen. (Siehe Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, die Artikel Frankreich, Poitiers, Bisthum und Synoden). Da aber über jene Zeit die Berichte so unzuverläßig sind, so ist es auch möglich, daß dieser Wilhelm der gleiche ist, der später in sich ging und zu Como im Kloster Buße that.

lebte als Mönch in einem Kloster zu Como in Monasterio (Gallonensi) und vollendete seine Tage um das Jahr 960, oder sechszig Jahre noch früher. Wilhelm glänzte bei seinem Hinscheiden an Heiligkeit und Wundern, und die Einwohner von St. Jakobsthal setzten seine Hülle daselbst in einer Kapelle bei. Die Gebeine wurden 1391 dem Grabe enthoben, und in die neue St. Wilhelmskirche übertragen. — IV. Das Buch, welches den Titel führt: Synodus Diœcesana Comensis a Lazaro Carafino inchoata et completa est Comi ex typographia Amantii Frone anno 1634 a pag. 190. Titulus: Catalogus Sanctorum et BB., quorum corpora in civitate et Diœcesi Comensi requiescunt," enthält die Worte: „In der Kirche des St. Jakobsthales ist das Andenken des seligen Wilhelm, des Ritters und Klausners, welche unter seinem Namen eingeweiht wurde. — V. Im Buche betitelt: „Diario sacro di Giò Giacomo Macchini, Dotte di S. Theologia, Protonot. apostol., Can. in S. Lorenzo di Chiavenna, stampato in Milano l'anno 1707" liest man: „Am 28. Mai wird das Fest des seligen Wilhelm, des Klausners, im St. Jakobsthale in der ihm geweihten Kirche unter außerordentlichem Zulaufe des Volkes aus der ganzen Umgegend von Cleven gefeiert; da sieht man noch heut zu Tage denselben Ort, wo der Selige nach seinem Tode begraben wurde; seine Gebeine ruhen jetzt aber in der ihm erbauten Kirche unter dem Hochaltar in einem vergoldeten, hölzernen Behälter, welchen Lazaro II. Carafino, Bischof von Como eigens dazu schenkte. Am Tage des Festes wird alljährlich der selige Leib öffentlich zur frommen Verehrung ausgestellt. Dieß geschieht auch bei andern Anlässen, besonders in allgemeinen Nöthen, und zwar nicht ohne Nutzen; denn oft erlangt das gläubige Volk durch die Fürbitte dieses Seligen die erwünschte Erhörung in seinem Anliegen. Alle Gemeinden des St. Jakobsthales gehen heute noch in einer Betfahrt zur Kirche des heiligen Wilhelm, und wie sie da ankommen, schließen sich alle an einander an und bilden einen langen, schönen Zug; jede Gemeinde entfaltet jedoch ihre Fahne und steckt ihr Kreuz auf. Die schöne Prozession bewegt sich zuerst zu der St. Jakobskirche, wo eine eingefaßte Reliquie des Seligen aufbewahrt wird; die Vorgesetzten des St. Jakobsthales nehmen diese unter dem Thronhimmel in Empfang, und begleiten dieselbe mit dem Volke in die nächst gelegene Kirche, die dem heiligen Wilhelm geweiht

ist. Da strömt eine Masse Volkes hinzu, um die Reliquie zu küssen. Ich habe schon anderswo in Erinnerung gebracht, daß man allgemein diese heilige Reliquie für einen Arm oder Schenkel des seligen Wilhelm hält. Nach Vollendung des feierlichen Hochamtes wird jene auf gleiche Weise wieder in die St. Jakobskirche zurückgetragen. Der feierliche Hergang ist erhebend, weckt die Andacht des gläubigen Volkes, und gereicht zur Ehre des Allmächtigen. — An einer andern Stelle des oben erwähnten Tagebuchs liest man: Am zweiten Sonntag im Mai ist die Kirchweihe bei St. Wilhelm, Einsiedler des St. Jakobthales; diese Kirche ward am 11. Weinmonat 1637 durch den Comerbischof Lazaro II. Carafino feierlich eingeweiht, und bald darauf ist der Jahrestag der Einweihung auf den zweiten Sonntag im Mai übersetzt worden, an welchem Tage man die Uebertragung des seligen Wilhelm feierte, die im Jahre 1391 durch Beltramo, Bischof von Como, erfolgte; jetzt aber, wo das Fest der Einweihung hinzukam, hat man das Fest der Uebertragung gesondert, und man feiert heute am zweiten Sonntag des Maimonats in der St. Wilhelmskirche einzig die Kirchweihe." — VI. Im Werke betitelt: „In altera opera del sud. Macchini che ha per titolo: Le feste della Valle S. Giacomo" findet man Nachstehendes: „Zur Befriedigung aller Verehrer des seligen Wilhelm will ich einige Züge aus dessen Leben anführen, die nicht den Schriftstellern, sondern der Ueberlieferung entnommen sind. Wilhelm entsproß aus einer edlen Familie in Frankreich, übte sich frühzeitig in den Ritterkünsten und kam dann an den Hof Heinrichs IV., der ihn unter allen Ehrenbezeugungen aufnahm. In dem Kreise der Großen zeichnete er sich als Ritter aus, darum ernannte ihn der Fürst zum Heeresführer seiner Armee. Mit dieser Stelle fiel ihm die Verwaltung ausgedehnter Provinzen zu; er erfüllte seine Regentenpflichten so weise, wie ein anderer Salomon, brachte die Völker zur Treue, sicherte die persönliche Freiheit und das Eigenthum der Gutsbesitzer, war mächtig im Frieden und Krieg, und gab viele Beweise seiner ausgezeichneten Tapferkeit. Wilhelm lebte mehrere Jahre in dieser glänzenden Stellung; als aber der Kaiser gegen die Kirche und ihre Gesetze sich auflehnte, und der Papst ihn deßwegen von der Gemeinschaft der Gläubigen ausschloß, wollte Wilhelm nicht länger am Hofe eines Fürsten verweilen, der noch im Banne gegen Gott

und seine Kirche schmählich handelte; er verließ den kaiserlichen Hof, besiegte sich selbst, erhob in ernstlicher Betrachtung seinen Geist zum Himmel, verachtete die Welt, kehrte ihr den Rücken, trat sie unter die Füße und reiste nach dem St. Jakobsthale. Er dankte Gott aus der Fülle des Herzens, daß er ihn die schlüpfrigen Wege des Hoflebens verachten gelernt, und ihn in den Dienst des himmlischen Königs geführt habe. Als er in das St. Jakobsthal kam, theilte er, was ihm noch erübrigte, unter die Armen, wählte sich eine Höhle zur Wohnung und führte in dieser ein strenges, gottgeweihtes Leben. Bald verbreitete sich der Ruf seiner Heiligkeit durch das ganze Thal, die Anwohner schätzten ihn hoch und verehrten ihn wie einen Heiligen." — Die Aechtheit vorliegender Akten bezeugt mit Siegel und Unterschrift Jakob Laurenz Prevosto, Pfarrer und Propst. Campodolcino, am 23. Weinmonat. 1858.

Wilhelm, der selige, von Neuenburg. Geschichtskundige stimmen darin überein, daß dieser Wilhelm aus England stammte, oder von dort her kam. Um sein Streben nach Wissenschaften zu befriedigen, ging er nach Paris, wo er sich, besonders in der Theologie, so reichliche Kenntnisse sammelte, daß er bald Andere zu lehren im Stande war, und auch förmlich hiezu befugt wurde, wie der ihm beigelegte Titel „Magister" es beweist. — Unter seinen Schülern befanden sich zwei Söhne eines Grafen von Neuenburg, die damals der Studien wegen sich in Paris aufhielten. Vermuthlich waren es Söhne des Grafen Ulrich III. (das Musée historique de Neuchâtel et Valangin T. III. p. 34 sagt Ulrich II.), von welchen der Jüngste, Berchtold, 1196 Domherr von Lausanne, 1208 Dompropst von Basel, 1209 Propst am Stifte von Neuenburg, und endlich von 1212—1220 Bischof von Lausanne war. Die väterliche Sorgfalt, die Wilhelm ihnen erwies, seine Frömmigkeit und Liebe gewannen ihm die Herzen der zwei jungen Grafen so sehr, daß sie ihn, mit Zustimmung ihres Vaters, mit sich in ihre Heimath führten. Graf Ulrich nahm ihn nach Verdienst auf, gründete für ihn das dreizehnte Kanonikat am Stifte Neuenburg (zwölf Pfründen bestanden schon) und ernannte ihn zu seinem Hofkaplan. In einer Urkunde der Prämonstratenserabtei Fontaine-André vom Jahre 1196 ist sein Name unter den Zeugen zu lesen: „Testes magister Guillelmus et Albertus, Canonici Novicastri." Als Hofkaplan

war er Tischgenosse des Grafen, wann er am Hofe wohnte: wollte er dieß nicht, so wurde er von der Tafel des Grafen ernährt, bezog aber für Brod und Wein jährlich ein gewisses Maaß. Da ihm die einsame Lage von Neuenburg wohl gefiel, baute er sich eine Wohnung auf der Nordseite der Stadt, und lebte dort wie von der Welt abgeschieden. Einer Urkunde vom Jahre 1219 zufolge, scheint Wilhelm auch ein Kanonikat am Domstifte zu Lausanne erhalten zu haben. Um diese Zeit soll das Spital von Neuenburg, im Anfange vermuthlich nur für Reisende, gestiftet worden sein. Da später das Amt des Spitalmeisters mit Wilhelms Präbende vereinigt war, so behauptete man, benannte Stiftung sei dem frommen Chorherrn zu verdanken. Im Monat März 1228 oder 1229 ernannte ihn Graf Berchtold von Neuenburg, mit dem Abt von Fontaine-André zum Schiedsrichter in einem Streite zwischen der Benediktinerabtei St. Johann von Erlach und dem von der Abtei la Chaise-Dieu (casa Dei) abhängigen Priorat in Vauxtravers. Wilhelms Spruch wurde im Jahre 1233 von Papst Gregor IX. bestätigt. — Seinen Tod setzen Einige auf den 29. März 1221, aber mit Unrecht, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen ist. Wahrscheinlich starb er erst 1233. Sicher ist, daß er im folgenden Jahre nicht mehr unter den Lebenden war, da ihn eine Urkunde desselben Jahres „seligen Andenkens“ bezeichnet. Seine Grabstätte war der Sage nach vor der Kirchthüre auf der Abendseite. Allein eine Urkunde vom Jahre 1472 meldet: „Der Leib des glorreichen Bekenners Wilhelm ruhet in der Kirche, wo er viele Wunder wirket.“ Wirklich feierte man in diesem Jahre zwei an Knaben geschehene Heilungen, und von dieser Zeit an nahm die Obrigkeit in wichtigen Umständen zu Wilhelm ihre Zuflucht. — Obschon er nie förmlich heilig gesprochen ward, finden wir doch schon frühe Spuren seiner Verehrung. — Im Jahre 1281 machte Heinrich von Cormondreche, Chorherr von Neuenburg, die letztwillige Verordnung, es sollen zwei Priester an dem Altar des heiligen Wilhelm angestellt werden, die täglich für des Stifters Seele die heilige Messe lesen sollen. Rudolf von Neuenburg, Bruder des Grafen Amedeus und Chorherr in Neuenburg und Chalons, wählte 1287 seine Grabstätte vor dem Altare des Seligen. Johann, Graf von Freiburg, und seine Gattin Maria von Chalons, ließen dem heiligen Wilhelm zu Ehren eine

neue und größere Kapelle bauen, und stellten drei Kapläne an dieser an. Diese wohnten in dem Gebäude an der Kirche, welches nach des Heiligen Namen (claustrum S. Guillelmi) benannt wurde; leider brannte dieß 1450 ab, wurde aber bald nachher fester aufgebaut. Zur Zeit der Reformation überließ (1539) Johanna von Hochberg das Gebäude sammt der Kirche der Stadt Neuenburg, und diese wies später den Platz der protestantischen Geistlichkeit an, um allda ein Haus zu erbauen, wo sie sich versammeln und ihr Archiv und ihre Bibliothek aufbewahren konnte. Noch in neuester Zeit hat man ein Andenken vom seligen Wilhelm aufgefunden. Herr Professor Matile reiste nach Sitten, besuchte am 14. August 1841 das im Jahre 1788 am 24. Mai abgebrannte bischöfliche Schloß Tourbillon, fand in der Tiefe der Ruinen eine zerfallene Kapelle, und an der Mauer derselben ein Frescobild vom seligen Wilhelm von Neuenburg. Das Bild war schön und deutete auf ältere Kunst; in der Hand hielt der Heilige die Marterpalme und unten stunden die Worte: „Sanctus Wilhelmus de Anglia, præpositus Novi Castri.“ Herr Matile nahm eine Kopie davon, und Herr Maler Ritz vollendete dieselbe. Dieses Bild ist in dem Musée historique de Neuchâtel et Valangin aufgenommen worden. Freilich entspricht dieses Frescobild der Geschichte nicht; denn der selige Wilhelm war weder Propst von Neuenburg, wie die Unterschrift meldet, noch ein Martyrer. Ohne Zweifel ist darunter zu verstehen, daß er das Amt eines Spitalmeisters in Neuenburg versah; die Marterpalme deutet wohl nur auf die Glaubensfülle und den christlichen Heldenmuth, der den seligen Magister beseelte. (Vergl. schweizerischer Geschichtsforscher, Bd. VI.; Solothurner-Wochenblatt, 1830. S. 637.)

Wilhelm II., Bischof von Lausanne. Nur Weniges hat uns die Geschichte von diesem frommen Prälaten aufbewahrt. Wilhelm II. von Champvent stammte aus der Waadt, und ward am 21. Heumonat 1273 zum Bischof erwählt. Er empfing den seligen Papst Gregor X. (s. d. A.), der am 19. Weinmonat 1275 die Domkirche von Lausanne in Gegenwart Kaiser Rudolfs von Habsburg und vieler geistlichen und weltlichen Fürsten feierlich einweihte. Nach Murer war Wilhelm II. ein gottseliger Prälat, der durch die Anwendung kirchlicher Segnungen eine wunderbare Kraft auf Schlangen und anderes Gewürm ausübte. Zum Wohle seiner Kirche schloß er vortheilhafte Verträge in Riaz, Morens und

anderen Orten, vermehrte das Einkommen und schützte die Rechte derselben. Das Mémorial de Fribourg gibt ihm das schöne Zeugniß: „Er war sehr gut für die Kirche und hat sonst viel Gutes gewirkt.“ Ueber sein Todesjahr sind die Biographen nicht einig. Herr von Mülinen setzt seinen seligen Hintritt in das Jahr 1300.

Williburge, erste Priorin von St. Catharinenthal. Nachdem wir unter mehrern Artikeln gottselige Frauen, die im Kloster St. Catharinenthal sich heiligten, angeführt haben, reden wir nun auch billig von der Stifterin desselben. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatten zu Winterthur einige fromme Jungfrauen einen Tugendbund geschlossen; sie lebten gemeinschaftlich in einem Hause, welches den Namen „der Sammlung“ erhielt. Ihr frommer Wandel zog andere Personen herbei, die sich ihnen anschloßen. Die erste war die edle Williburge. Nach dem Willen ihrer Eltern verheirathete sie sich mit einem Grafen von Hunikon, lebte mit ihm zufrieden, und hatte die Freude, ihren Ehebund mit einigen Kindern gesegnet zu sehen. Bald entriß ihr der unerbittliche Tod den theuern Gatten; ihr Schmerz über diesen schweren Verlust war so groß, daß nur die Macht der Religion die Tiefgebeugte aufrecht erhalten konnte, und sie sich, obwohl noch in der Blüthe ihres Lebens, entschloß, jede eheliche Verbindung von der Hand zu weisen. Sie ordnete deßhalb ihre Sachen, sorgte für die Erziehung ihrer Kinder, begab sich darauf nach Winterthur zu den Töchtern der Sammlung, ließ sich mit zwanzig Mark Silber aussteuern und übernahm sofort die Leitung derselben. Das ursprüngliche Haus „Sammlung“ behielt diesen Namen bis zur Zeit der Reformation 1528, von wo an es der Spital hieß, weil das Armenhaus dahin verlegt wurde. Da Williburge ihre neue Laufbahn betrat, lebte zu Dießenhofen ein frommer Priester, Hugo mit Namen, der in dieser Stadt den Krankendienst versah. Dieser ging schon lange mit dem Gedanken um, ein Frauenkloster daselbst zu gründen; in dieser Absicht besuchte er die gottselige Vorsteherin Williburge, machte sie mit seinem Vorhaben bekannt und bat sie inständig, sie möchte mit einigen Genossinnen dahin kommen, um den Grund zum neuen Stift zu legen. Williburge, auf Gottes Beistand vertrauend, willigte ein, reiste im Jahre 1230 in Begleitung einiger Mitschwestern nach

Dießenhofen und bezog da ein Haus, welches Hugo von den Grafen von Kyburg für sie gemiethet hatte. Hier weilten sie einige Jahre, besuchten die Pfarrkirche zu ihrem Gottesdienste, und erwarben sich inzwischen ein Haus sammt einigen Liegenschaften in der Nähe der Stadt. Dießenhofen schien ihnen, da sie oft durch Lärmen und nächtliche Unfugen in der Andacht gestört wurden, nicht geeignet, um da eine bleibende Wohnung aufzuschlagen; sie hielten daher Rath, wo sie das Kloster schicklich aufbauen könnten. Hugo, in einem nächtlichen Gesichte von Oben belehrt, sprach zu den Frauen: Unten am Rheine, eine Viertelstunde von der Stadt, sei der Ort zu ihrer künftigen Niederlassung. Daselbst war ein kleines Thal, von Bäumen und Gebüschen eingeschlossen, welches den Grafen von Kyburg gehörte, die es zur Jagd benutzten und darin eine Jägerhütte erbaut hatten. Um sich dort festzusetzen und ein Kloster aufzubauen, bedurften sie nicht nur der Bewilligung der Eigenthümer, sondern auch jener des Bischofs von Constanz, in dessen Sprengel das Gebiet lag. Hugo übernahm die Vermittlung, begab sich zum Bischof Heinrich I. (von Tanne, Truchseß von Waldburg, gestorben am 25. August 1248), bat ihn, er möchte gefälligst das Ansuchen dieser frommen Gesellschaft gewähren, und der edle Prälat entsprach der Bitte. Der Abgeordnete erhielt am 3. März 1242 vom Bischof mit Zustimmung des Domkapitels ein Diplom, welches unter anderm die Worte enthielt: „Die Priorin und ihr Convent zu Dießenhofen, welche bisdahin in den Stadtmauern wohnten, haben Uns bittlich ersucht, damit sie allen Störungen ausweichen und Gott ungehinderter dienen könnten, zu gestatten, die Stadt zu verlassen, das Kloster auf einem Platze, am Rhein gelegen, aufzubauen und selbes St. Catharinenthal zu nennen, welchen Bitten wir bereitwilligst entsprechen." Zugleich enthob er sie der Aufsicht des Pfarramtes von Dießenhofen, stellte sie unmittelbar unter seinen Schutz, bewilligte ihnen die zu Dießenhofen erworbenen Liegenschaften zu behalten, und nebst dem Kloster andere nothwendige Gebäude aufzuführen. — Noch im nämlichen Jahre am 1. Heumonat traten die Grafen Hartmann von Kyburg das Thal an die Klosterfrauen ab, stellten eine schriftliche Urkunde aus und bewilligten Alles, was ihnen der Bischof in dem schriftlichen Erlaß zugegeben hatte; einzig machten sie eine Ausnahme

in Bezug auf die Pfarrei Dießenhofen, weil ihnen das Recht der Ernennung auf jene Pfründe zugehörte; überdieß gestatteten sie ihnen alle Rechte und Privilegien, die sie den Klosterfrauen zu Töß 1233 gewährt hatten. Endlich verzichteten die gnädigen Herren nicht nur auf den Klosterplatz, sondern auch auf die umliegenden Güter und stellten diese zu ihrer Verfügung. Sie beschloßen den Beglaubigungsakt mit dem Zusatz: „Wir hoffen und wünschen, daß all' dieses zu Ehren des göttlichen Erlösers, seiner Mutter Maria und der heiligen Catharina, wie auch zum Heile unserer Seelen und unserer Eltern gedeihe." Die Urkunde ward zu Constanz mit Siegel und den gehörigen Unterschriften ausgefertigt. Indessen erweiterte die Priorin Williburge das Jägerhaus, richtete es für die größte Nothwendigkeit ein und dachte nur daran, bald ein Kloster sammt Kirche zu erbauen. Zwischen Dießenhofen und ihrer neuen Wohnung lag ein langer Acker, welcher der Stadt zugehörte; sie schloßen mit dieser einen Vertrag, opferten einige Besitzungen, brachten diesen käuflich an sich und fingen auf jenem zu bauen an. Der eifrige Priester Hugo legte den Grundstein zur Kirche unter Anrufung der allerseligsten Jungfrau, der heiligen Martyrin Catharina und des heiligen Bischofs Nikolaus, die als Schutzheilige des Gotteshauses bestimmt waren. Mit Beihülfe des umliegenden Volkes, das bereitwillig Frohndienste leistete, und der Chorherren von Kreuzlingen, konnten die Nonnen schon in drei Jahren ihre neue Wohnung beziehen. Man berieth sich jetzt über die Einführung der Klosterregeln. Der Dominikanerorden, den Papst Honorius III. im Jahre 1216 bestätigt hatte, war im frischen Aufblühen und schon in Zürich, Töß und Constanz eingeführt; deßwegen schloß sich das neue Kloster St. Catharinenthal an diesen an. Der heilige Vater Innocenz IV. gab am 13. Heumonat 1245 eine Bulle heraus, übersandte dieselbe dem P. Provinzial des Dominikanerordens von Deutschland, empfahl das Kloster St. Catharinenthal seiner Obsorge und erklärte, selbes sei von nun an dem Orden des heiligen Dominikus einverleibt. Williburge ergriff nun als erste Priorin die Zügel des Klosters, handhabte die Ordenszucht, sicherte und vermehrte das Einkommen und leuchtete ihren Mitschwestern in allen Tugenden voran. Ihr heiliger Ruf erscholl weit und breit, und von allen Seiten meldeten sich Töchter aus vornehmen Häusern zur Aufnahme. Eu-

phemia, ihre Schwester, war unter der Zahl der Jungfrauen, die das Ordenskleid aus ihrer Hand empfingen; aber eine noch weit größere Freude ward ihr bescheert. Ihre herzlich geliebten Töchter, Anna und Agnes von Hunikon kamen zu ihr, und baten um das Ordenskleid; sie wollten nicht länger in einer verdorbenen Welt bleiben, sondern mit der theuren Mutter, die sie so schmerzlich auf dem väterlichen Schlosse vermißten, in den stillen heiligen Hallen leben, und ihr Alter versüßen, indem sie sich mit ihr einzig dem Dienste Gottes widmeten. Eine große Freude für ein fühlendes Mutterherz. Williburge blieb Priorin bis zu ihrem Lebensende, welches 1260 erfolgte. Auf dem Todbette versammelte sie den Convent, nahm von einer jeden Nonne Abschied, empfahl sich in ihr heiliges Gebet und Andenken, ermahnte sie, in Frieden und Eintracht zu leben, die heiligen Gelübde nie zu übertreten, und ihrer Nachfolgerin im Amte in aller Demuth und Selbstentäußerung zu gehorchen. Ihre Ermahnungen brachten reichliche Früchte hervor und ihr Geist lebte in frischem Andenken fort. Zu jeder Zeit barg dieses Kloster nicht nur heiligmäßige Personen in seinen Mauern, sondern es wirkte auch nach Außen und stellte in andern Klöstern desselben Ordens durch heilsame Reformen die Ordenszucht wieder her. Seine Größe zeigte es in den Unglücksfällen, Kriegen und bedrängnißvollen Zeiten. Als Dießenhofen zum Protestantismus überging, bestürmte man das Frauenkloster mit List und Gewalt, um dasselbe zum Abfall zu bringen; aber die Dominikanerinnen leisteten männlichen Widerstand, und zogen sich endlich, allem Muthwillen preisgegeben, in Sicherheit zurück. Die katholischen Stände führten sie nach der Kappelerschlacht wieder in ihr Kloster. Natürlich war das Kloster von Allem entblößt, und wie die Urkunden angeben, mußten die Frauen in der größten Dürftigkeit leben. Das brach jedoch ihren Muth nicht, sie waren bereit wie zuvor, der Ehre Gottes und dem Heile der Menschen ihre Kräfte zu weihen. — Das löbliche Kloster Frauenthal, Cisterciensevordens, im Jahre 1231 von dem Freiherren Ulrich von Schnabelburg und seiner Gemahlin Agnes von Eschenbach gestiftet, löste sich zur Zeit der Reformation gänzlich auf; die Regierung von Zug entschloß sich 1552 dasselbe, weil es in ihr Gebiet gehörte, wieder herzustellen. Dazu bedurfte es einer klugen und frommen Führerin, um gleichsam eine zweite religiöse

Innung in's Leben zu rufen. Aber woher eine solche Person, mit allen dazu gehörigen Eigenschaften ausgerüstet, nehmen? Man fand diese im Kloster St. Catharinenthal in der Frau Anna von Fulach, von edlem Geschlechte aus dem Thurgau herstammend. Sie begab sich auf Ansuchen der Herren von Zug in das Kloster Frauenthal, nahm Novizinnen an, führte daselbst den Cistercienserorden wieder ein, sorgte für zeitliche und geistliche Bedürfnisse und hinterließ ihre neue Stiftung, als sie zu ihrem himmlischen Bräutigam hinüber wanderte, im blühenden Zustande. Auf dem Todtenverzeichnisse zu Frauenthal stehen die Worte: „Den sibenden Hornung starb die geistlich, edle und tugendhafte Frau Anna von Fulach Abtissin allhier anno 1566, war die Erste Abtissin nach Aenderung der Religion." — Mit Recht steht Williburge zu St. Catharinenthal mit Euphemia ihrer Schwester und ihren zwei Töchtern als eine gottselige Stifterin auf dem Nekrolog. P. Moriß Hohenbaum van der Meer, der aus Urkunden die Geschichte des löblichen Stiftes St. Catharinenthal sammelte (dieser Artikel ist seinen nachgelassenen Schriften entnommen), fand im Kloster ein auf Pergament geschriebenes Verzeichniß; neben dem Titelblatt war ein schönes Bild, welches den heiligen Vater Dominikus darstellt mit der Unterschrift: „Venite Filiæ," d. h.: Kommet, ihr Töchter! darauf begann die Reihenfolge der Priorinnen mit den Worten: „Schuester Williburg von Hunikon unser geistliche muter, und stiffterin dis klosters und ir suester, und der Dochtren." Das Dominikanerinnenkloster St. Catharinenthal besteht jetzt noch, und obwohl es in der Novizinnen-Aufnahme theilweise von der Regierung Thurgau's gehemmt ist, bewegt es sich doch im schönen Geiste voran. Die Kapitularen von Rheinau haben noch in neuester Zeit dasselbe geleitet.

Willibürge, Klosterfrau von St. Catharinenthal, stammte aus dem adeligen Geschlechte von Trossingen, und folgte ihrer ältern Schwester Hedwig in's Kloster nach. Williburge hatte schon als Kind ein glühendes Verlangen nach der heiligen Kommunion, die ihr dann auch auf eine wunderbare Weise gereicht wurde. Da haben sich die Worte des Herrn bestätigt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen." Im Kloster führte sie einen überaus heiligen Tugendwandel, und war eine wahre köstliche Perle desselben. Da von ihrer Schwester Hedwig nichts

mehr gemeldet wird, scheint selbe bald nach dem Eintritte der Williburge im Kloster gestorben zu sein. Beide Schwestern lebten gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, oder in der ersten Hälfte des folgenden. Auf dem Manuscript der gottseligen Klosterfrauen von St. Catharinenthal steht Williburge in der Reihenfolge als die siebente im Verzeichnisse.

Willimar, s. Columban und Gallus.

Willitrude, s. Wiborada.

Wipert, s. Waldpert.

Wolfgang, der heilige, erster Dekan von Einsiedeln und Bischof von Regensburg. Wolfgang war ein Sohn des Grafen von Pfullingen und der Gräfin Gertrud von Veringen in Schwaben. Schon als Kind lernte er die Eitelkeit der Welt einsehen, verschmähte den trügerischen Tand irdischer Größe und Auszeichnung und fühlte sich unwiderstehlich zu Gott, dem Quell aller wahren Glückseligkeit hingezogen. Es eckelte ihm an der Erde, wenn er seinen Blick zum Himmel erhob, und er hielt frühzeitig in sich das Bewußtsein fest, daß des Menschen Ziel und Ende nicht in erschaffenen vergänglichen Gütern sein könne. Man erzählt auch, daß seine Mutter einst ein Gesicht gehabt, als trage sie einen Stern in ihrem mütterlichen Schooße, und dieses sei eine Vorbedeutung der künftigen Heiligkeit ihres Sohnes gewesen. Als er sieben Jahre alt war, übergaben ihn seine Eltern einem Kleriker, um ihn in den Wissenschaften zu unterrichten. Wolfgang entwickelte bei einem glücklichen Talente und angeborner Gedächtnißkraft einen so großen Eifer, daß er im Verlaufe von wenigen Jahren nicht nur eine umfassende Geschichtskenntniß, sondern auch eine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Religion erlangte. Später brachte ihn sein Vater in die berühmte Schule der Reichenau, wohin ihm der Ruf seines Talentes schon vorangegangen war. Man nahm ihn da mit Freude auf, und hatte neuerdings Gelegenheit, seine außerordentlichen Fähigkeiten zu bewundern. Dieß machte jedoch den frommen Jüngling keineswegs aufgeblasen, sondern war zugleich für ihn ein Anlaß zur Ausübung der Demuth, indem er jede gute Gabe als ein Geschenk von Oben hochschätzte und es sich zur heiligen Pflicht machte, mit den Talenten, die ihm Gott zugetheilt hatte, nach Kräften zu wuchern zur Ehre Gottes und zum Heile der Mitmenschen. Von hier kam er auf die drin-

gende Einladung seines Mitschülers Heinrich, dem Bruder des dortigen Bischofs Poppo, nach Würzburg. Unterdessen ward Heinrich Erzbischof von Trier, und nahm seinen zärtlich geliebten Freund Wolfgang mit sich in die erzbischöfliche Residenzstadt. Dieser folgte dahin nur ungern, indem er jetzt schon ein glühendes Verlanges hatte, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Als später sein Entschluß zur Reise kam, war ihm bereits eine der glänzendsten Würden in Aussicht gestellt; auch die Seinigen machten ihm die schönsten Versprechungen, wenn er bei ihnen bleiben und sie nicht verlassen wolle. Allein sein Entschluß war unerschütterlich. Er rief seine Eltern zu sich und sprach zu ihnen: „Theilet die Erbschaft, die ihr mir zugeschieden habet, unter euch selbst, für mich hat ein mächtiger und reicher Herr schon ein anderes und großes Erbgut bestimmt, wofern ich ihm getreu diene. Er ist mein Erbtheil, und er ist es, der mir mein Erbe zurückgeben wird; verderbet mir also diese so reiche Hoffnung nicht durch euer unnützes Wehklagen, sondern bereitet mir Dasjenige, was ich für die Abreise bedarf; denn einen saumseligen Diener will er nicht." Als die Eltern sahen, daß sie den Entschluß ihres Sohnes nicht zu ändern vermochten, ergaben sie sich in den göttlichen Willen, und fragten nur nach dem Namen des Ortes, an den er sich hinbegeben wollte. Er aber sagte ihnen: Jetzt dürfet Ihr es nicht wissen, wohin ich gehe, Ihr werdet es später erfahren." Nach einigen Tagen verabschiedete sich Wolfgang von den Seinigen, und nahm den Weg nach dem Gotteshause Einsiedeln im finstern Walde, wo er von Abt Gregor (s. d. A.) im Jahre 965 liebevoll aufgenommen wurde. Der Grund, aus welchem Wolfgang dieses Klosters vielen andern vorzog, lag in der hohen Achtung, die Einsiedeln damals wegen seiner strengen Klosterzucht überall genoß, und wegen des besonderen Rufes, den sich Abt Gregor durch seine Frömmigkeit erworben hatte. — Wolfgang überließ sich gänzlich dessen Führung, seinen Eintritt in den Ordensstand beschreibt sein Biograph (Codex sæc. X. vel XI., Stiftsbibliothek-Einsiedeln. Manuscript) mit den Worten: „Der Diener Christi zog den alten Menschen mit seinen Thaten aus, und zog den neuen an, zu klösterlicher Lebensweise." Die Strenge und die Pünktlichkeit in Beobachtung der Ordensschriften, durch welche er sich auszeichnete, bemißt dann derselbe Lebensbeschreiber nach der Stufe der Tugenden,

die Wolfgang in der Folge erstiegen, und nach der Anzahl der Seelen, die er zum Heile geführt hat. — Schon während dem Prüfungsjahre hatte sich der Ruf von seiner Frömmigkeit und seinen Kenntnissen weithin verbreitet. Dasselbe war kaum vorüber, als Mönche aus den benachbarten Klöstern in Menge nach Einsiedeln kamen, um bei Wolfgang in die Schule zu gehen, oder überhaupt bei ihm ihre wissenschaftliche Bildung zu vervollkommnen. Dieser nahm, mit Erlaubniß des Abtes, Alle auf, die zu diesem Zwecke dahin gekommen. Dieses gab Anlaß zur Erstellung eines Klosterseminars, an welchem Wolfgang in verschiedenen Fächern Unterricht ertheilte. Er war noch nicht Priester. Da ereignete es sich, daß der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg (s. d. A.) wieder einmal nach Einsiedeln auf Besuch kam. Der hohe Prälat lernte Wolfgang kennen und wurde für ihn von Liebe und Ehrfurcht so eingenommen, daß er in ihn drang, sich zum Priester weihen zu lassen. Nur nach langem Widerstande ward dem Bischof die Freude zu Theil, demselben die Hände auflegen und ihm die Priesterweihe ertheilen zu können. Als Gesalbter des Herrn, ließ jetzt Wolfgang es sich noch eifriger angelegen sein, sein ganzes Inneres zu reinigen und zu heiligen; in Demuth untersuchte er alle Falten seines Herzens, und was er noch Fehlerhaftes entdeckte, ward aus demselben entfernt oder verbessert. Dieses Opfer seiner selbst, welches Wolfgang täglich mit so lebhafter Zerknirschung darbrachte, gefiel dem Schöpfer so sehr, daß er den frommen Priester und eifrigen Ordensmann mit außerordentlichen Gnadenerweisungen belohnte. Abt Gregor wußte die Verdienste Wolfgangs ebenfalls zu würdigen und ernannte ihn zum Dekan. Diese Thatsache ist um so bedeutsamer, weil mit dem heiligen Wolfgang die ehrwürdige Reihe der Dekane im Stift Einsiedeln beginnt. Als solchem übertrug ihm der Abt zunächst die innere Leitung des Klosters; hier befand er sich jetzt am rechten Platze, hier konnte er seinen Eifer für eine blühende Ordenszucht erfolgreich entwickeln und zugleich für die Beförderung der göttlichen Ehre wirken. Seine Seele war der Sitz einer glühenden und allumfassenden Nächstenliebe; er betete für sein eigenes und seiner Mitmenschen Heil, und vereinigte seine Gebete mit der Fürbitte der Heiligen, um beim Throne Gottes stets eine gnädige Erhörung zu finden. Unter den Heiligen, die er vorzugsweise

verehrte, nennt sein Biograph den heiligen Othmar (s. d. A). Wie nun Wolfgang eines Tages für das Heil aller Menschen betete und dann am späten Abend sich zur Ruhe legte, erschien ihm dieser Heilige im Schlafe und sprach zu ihm: „Du hast mich angerufen um meine Fürsprache. Siehe, jetzt komme ich, dir zu offenbaren, was an dir durch meine Verwendung geschehen wird. Arm und dürftig wirst du von hier fortwandern; aber in dem Lande, in welches du aus Liebe Gottes hinziehen wirst, ist dir durch göttliche Vorherbestimmung ein Bischofssitz zugesichert; bewährest du dich auf demselben als einen treuen Verwalter, so wirst du nach dem Ablaufe von zweiundzwanzig Jahren aus diesem zeitlichen in das ewige Leben hinübergehen. Und dieß sei dir kund gethan, daß du deine Seele an einem Orte in die Hände des Schöpfers aufgeben wirst, wo mein Gedächtniß gefeiert wird. In jener Stunde werden ich und andere Himmelsbürger dir beistehen." — Seit dieser Erscheinung dachte Wolfgang unablässig über die Art und Weise nach, den Absichten Gottes zu entsprechen und seine höheren Anlagen zur Rettung vieler Seelen zu verwenden. Er legte 970 die Dekanswürde in die Hände seines Abtes nieder, und verließ mit dessen Gutheißung das Kloster, ohne jedoch aufzuhören ein Mönch zu sein; er zog durch Alemannien in jene Gegenden des jetzigen südlichen Deutschlands, welche man in älterer Zeit unter dem Namen „Noricum" begriff, von da ging er bis an die Grenzen Pannoniens, des heutigen Ungarn. Hier verkündete er den Heiden das Evangelium, aber ohne großen Erfolg, weßwegen ihn der Bischof Pelegrin von Passau zu sich berief, weil es diesen Oberhirten schmerzte zu sehen, daß ein so brauchbarer Arbeiter in fruchtlosen Anstrengungen sich abnützte. Wolfgang brachte also einige Zeit bei ihm zu. — Indeß war der Bischof Michael von Regensburg gestorben. Pelegrin, der während der kurzen Zeit, die Wolfgang bei ihm verweilt, die vortrefflichen Eigenschaften dieses Mannes kennen gelernt hatte, dachte alles Ernstes daran, ihn auf den erledigten Bischofsstuhl zu erheben. Er äußerte sich deßhalb zu seinen Freunden mit den Worten: „O wie glücklich die Kirche, die diesen Priester durch Gottes Fügung erhalten wird! Ich glaube also, allen meinen Einfluß aufbieten zu müssen, um ihn auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg zu erheben." Seine Freunde erwiederten ihm:

„Wie soll dieser Arme und Unbekannte mit einem so bedeutsamen Bisthume beehrt werden, da einige berühmte und wohlbekannte Männer sich bereits beim Kaiser um dasselbe beworben haben?" Der fromme Prälat ließ sich nicht abwendig machen, sondern begab sich zu einem der einflußreichsten Freunde des Kaisers, der sofort zu Otto II. ging und die Sache glücklich durchsetzte. Der Kaiser bezeichnete den heiligen Wolfgang im Jahre 973 zum Bischof von Regensburg. Als die Abgeordneten zu ihm kamen, um ihm die kaiserliche Gunst anzukünden und ihn zu beglückwünschen, hatte er bereits den Gedanken gefaßt, nach Einsiedeln umzukehren, denn von Allem (s. Landolt, P. Justus, Ursprung des Stiftes Maria-Einsiedeln ff.), was vorgegangen, hatte er bisher nichts gewußt. Zu seinem Freunde Pelegrin sagte er aber: „Meine Ernennung zum Bischof ist, wie ich glaube, deine That; bin ich auch dieser Würde unwerth, so möge Gott deine Bemühungen dennoch belohnen, denn du hast es aus Liebe gethan." Hierauf reiste Wolfgang mit den kaiserlichen Abgeordneten ab, hielt unter allgemeinem Jubel seinen Einzug in Regensburg, zog zuerst in die St. Emmeramskirche, dann in die übrigen Klosterkirchen und zuletzt in die St. Peterskirche, wo ihn der Erzbischof Friedrich von Salzburg und dessen untergeordneten Bischöfe weihten und feierlich einsetzten. So erhielt nun Regensburg einen Bischof, dessen heiliger Wandel und heilbringende Wirksamkeit bis an das Ende der Zeiten für Regensburg eine Quelle des Segens bleiben wird. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er, im reinsten und uneigennützigsten Eifer für das Beste der Kirche, zur Errichtung eines eigenen Bisthums für Böhmen zu Prag seine Einwilligung gab, wodurch also sein Kirchensprengel, der bisher den Donaugau, die Hälfte des Cheles- und Quinzgaues, den Westermangau, den Chamrich, die ganze böhmische Mark und ganz Böhmen umfaßt hatte, bedeutend verkürzt wurde. Eine eben so edle Uneigennützigkeit zeigte der edle Oberhirt durch die Aufstellung eines eigenen Abtes für das Kloster St. Emmeram, dem bisher nicht immer zu seinem Vortheile die Regensburgerbischöfe als Aebte vorgestanden hatten, und ernannte dazu den trefflichen Mönch Ramuold aus Trier, den er früher daselbst kennen gelernt hatte. Außer dem Stifte St. Emmeram wendete Wolfgang auch den Nonnenklöstern Ober- und Niedermünster seine Aufmerksamkeit

zu. Die Bewohnerinnen dieser Stifte, größtentheils den vornehmen Ständen angehörend, erlaubten sich unter dem Vorwande, daß sie keine strenge Nonnen, sondern Kanonissinnen wären, ungeziemende Freiheiten. Nachdem er längere Zeit vergebens tauben Ohren gepredigt hatte, entschloß er sich, in seinem Bisthum ein Nonnenstift zu errichten, und so dem Uebel entgegen zu wirken. So entstand das Benediktinerinnenkloster Mittelmünster zum heiligen Paul, das durch den Eifer seiner Bewohnerinnen auch wirklich sehr wohlthätig auf Ober- und Niedermünster zurückwirkte. Mit gleichem Eifer wachte Wolfgang aber auch über den weltlichen Klerus; er nahm Reformen mit den Kanonikern vor, welche während der Krankheit seines Vorgängers Michael herabgekommen waren, verbesserte ihre Einkünfte, führte das gemeinschaftliche Leben ein, und hielt die jüngern Kleriker zu den Studien an. — Nach diesen Vorgängen bereiste er sein Bisthum, forschte nach, wie die Geistlichen tauflen und lehrten, untersuchte die Kirchenbücher und die Kirchengeräthschaften. Auf das Volk wirkte er insbesondere durch seine Predigten und seine außerordentliche Wohlthätigkeit. Er predigte einfach, kernhaft und salbungsvoll, und das Volk war so hungrig darnach, daß, wenn der Heilige die Kanzel bestieg, Niemand zu Hause bleiben wollte, um zu wachen. Als ein Beweis seiner Wohlthätigkeit, die sich weit über seine Diöcese hinaus erstreckte, möge angeführt werden, daß oft Arme mit ihm am Tische speisten. Da er für seine Person wenig bedurfte, denn er trug einfache Mönchskleidung, lebte für sich sehr hart und strenge und führte mit seinen Hausklerikern ein ganz klösterliches Leben; so standen auch seiner Wohlthätigkeit immer reiche Mittel zu Gebote. Und bei allem dem verstand sich Wolfgang auch sehr gut auf Alles, was die damalige Stellung eines Bischofs bezüglich der weltlichen Angelegenheiten mit sich brachte. Treu dem Kaiser Otto II., betheiligte er sich nicht an der Empörung Herzogs Heinrich II. von Bayern gegen Otto, sondern floh in die Einsamkeit des Attersees, während Abt Ramuold nach Trier flüchtete; und baute nach seiner Rückkehr gemeinsam mit diesem die bei Arnulf beschriebene Gruft zu St. Emmeram. Im Jahre 978 befand sich Wolfgang im Zuge des Kaisers Otto II. nach Paris; auf der Rückkehr hinderte ein angeschwollener Fluß den Fortgang des Heeres, dem die Franzosen nachdrangen; verge-

bens sprach Wolfgang den Soldaten Muth ein, um über den Fluß zu setzen; sie waren zu kleingläubig und engherzig, um seinen Worten Glauben zu schenken. Da sprang er selbst der erste in's Wasser, sein Beispiel wirkte ermuthigend auf die Andern, und Niemand kam dabei um das Leben. Nicht unerwähnt dürfen die Verdienste bleiben, die sich Wolfgang um die Colonisirung der bayerischen Ostmark erworben, so wie die Erbauung des Castells Wieselburg zum Schutze der Colonie zwischen der Erlach und Ybs vor den Einfällen der Ungarn. Um Bayern machte er sich auch noch vorzüglich dadurch verdient, daß er die Erziehung der Kinder des Herzogs Heinrich, des Vaters Heinrich des Heiligen, leitete, und im letzteren, dessen Taufpathe er war, die Keime entwickelte, die später so schöne Früchte trugen. Wolfgang starb am 31. Weinmonat 994, eben auf einer Reise nach Pechlarn in Oberöstreich begriffen, im Dorfe Puppingen in der Kapelle des heiligen Othmar. In dieses Gotteshaus hatte er sich bringen lassen, als er fühlte, daß seine Auflösung herannahe, und bereitete sich durch die Beicht und die heilige Wegzehrung auf den Tod vor. Da sich in der offenen Kapelle viele Leute aus der Umgegend versammelt hatten und Wolfgangs Dienerschaft sie hinausschaffen wollten, untersagte es der Heilige mit den Worten: „Wehret es Niemanden einzutreten und dazubleiben, denn wir haben uns nur vor der Sünde zu schämen, und ist ja Christus nackt am Kreuze vor den Augen der Menschen gestorben! Möge Jedermann an mir sehen, was er zu fürchten und wovor er sich zu hüten habe! Und möge Gott mir armen Sünder und Allen gnädig sein!" In feierlichem Zuge ward seine Leiche nach Regensburg gebracht, wo sie zuerst in der St. Peterskirche in Empfang genommen und der Seelengottesdienst abgehalten wurde; sodann brachte man sie, wie der Selige bei Lebzeiten befohlen, in die Basilika des heiligen Stephan, schmückte sie mit dem bischöflichen Gewande und den Insignien, und trug sie von da nach St. Emmeram, wo das feierliche Begräbniß statt fand. Papst Leo IX. setzte 1052, als er sich eben zu Regensburg aufhielt, Wolfgang in die Zahl der Heiligen. Fast alle Diöcesen Deutschlands und einige der Schweiz, wie Sitten, Lausanne-Genf u. s. w. begehen am 31. Weinmonat im Brevier und Messe sein Andenken. Das Gotteshaus Einsiedeln feiert sein Fest im Range zweiter Klasse. Herr Schrödl hat im Kirchenlexikon von

Wetzer und Welte, auf das wir verweisen, unter dem Artikel: „Regensburg, Bisthum," treffliche Züge aus seinem Leben gegeben.

Wolo, s. Notker, der heilige, von St. Gallen.

Wyborada, die heilige, Klausnerin zu St. Gallen, Martyrin. Mehrere Mönche von St. Gallen beschrieben das Leben dieser Gottesfreundin; allein es liegt ein Manuscript vor uns (Geschichte des Klosters St. Gallen aus dem Kloster Rheinau Bd. I. in Folio), das nicht nur eine gründliche und anziehende Biographie dieser Heiligen enthält, sondern auch noch Dinge beifügt, die mit ihrem Leben in Verbindung stehen. Diese Schrift wird hier zur Grundlage gelegt. Wiborada, (d. h. Weiberrath) zu Klingen im Aargau, nicht weit von dem alten Windisch, geboren, stammte aus edlem Geschlechte. Ihre Eltern hatten nicht nur den Adel von ihren Vorahnen geerbt, sondern auch ihre Tugenden, und schienen jene noch zu übertreffen an Glaubensfülle und Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne. Diesen Seelenadel pflanzten sie auch auf ihre Tochter über. Daher nahm man an ihr schon in ihrer zarten Jugend einen großen Hang zur Gottseligkeit wahr; sie gefiel sich nicht in Putz und eitlem Prunk, sondern in stiller Einfalt und Bescheidenheit, und zog die Ruhe des Herzens und den Umgang mit dem lieben Gott den geräuschvollen Weltfreuden und den Kinderspielen vor. Wie sie an Jahren zunahm und in der Erkenntniß ihres Schöpfers und seiner Liebe zu den Geschöpfen wuchs, entzog sie sich der hohen Welt, und verbarg sich selbst vor ihren Geschwistern, um Gott in stiller Kammer ungehinderter dienen zu können. Sie hatte einen Bruder, Hitto mit Namen, und zwei Schwestern; die eine hieß Willitrude, der Name der andern ist unbekannt. Hitto wählte zu St. Gallen den Klosterstand; Willitrude verehlichte sich und wurde nach dem Tode ihres Gatten eine fromme Klausnerin; ihre ungenannte Schwester starb frühzeitig. Von ihr wird erzählt: Als einige Mädchen sie zum Spiele einluden, habe sie gegen Himmel geblickt und seufzend ausgerufen: „Was habe ich von diesen vergänglichen Eitelkeiten? Ich höre dort Oben das Geläute der Glocken und einen überaus schönen englischen Gesang; dahin möchte ich gehen und in jener Gesellschaft weilen." Sie weinte, aber ihr Wunsch ging schon nach einigen Tagen in Erfüllung. Wiborada führte schon auf dem väterlichen Schlosse ein klösterliches Leben, ihr Zimmer

war zwar schön eingerichtet, allein nur zur Schau, denn sie selbst wählte sich den Boden zum Nachtlager; ihre Kleidung war vornehm, aber unter dieser trug sie einen Bußrock; bei Tische wurden schmackhafte Speisen aufgetragen, sie selbst aber aß wenig und nur von den geringern. Außer dem väterlichen Hause kannte sie keinen andern Weg als jenen zur Kirche, den sie oft barfuß zurücklegte. Eines Tages, als sie eben zur Kirche wollte, prangend in Jugendschönheit und festlichem Schmucke, mußte sie nach dem Willen ihrer Eltern ein Pferd besteigen. Plötzlich aber wurde sie von so heftigen Kopfschmerzen befallen, daß sie beinahe wahnsinnig vom Pferde herunter sprang und den köstlichen Schleier, in den sie gehüllt war, vom Haupte riß; von diesem Augenblicke an war sie nie mehr zu bewegen, einen ähnlichen Putz anzuziehen. Da ihr Bruder Hitto zu St. Gallen den Studien oblag, versorgte sie ihn mit Kleidern, oder sie verfertigte verschiedenes Zeug zum Ueberziehen seiner Schulbücher; in den Ferien bat sie ihn, er möchte ihr Unterricht in den Psalmen geben, was er bereitwillig that. Nach einiger Zeit, vermuthlich nach dem Tode der Eltern, unternahmen die beiden Geschwister eine fromme Pilgerfahrt nach Rom, und bei ihrer Heimkehr nahm Hitto auf Zureden seiner Schwester zu St. Gallen das Ordenskleid; sie selbst ließ sich in seiner Nähe nieder, und begann ein heiliges und strenges Bußleben. Trotz ihres frommen Wandels entging Wiborada der Verläumdung nicht, und die Sache kam so weit, daß sie ein Gottesgericht bestehen mußte. Die Veranlassung war folgende: Eine reiche Dame im Thurgau, welche von der ausgezeichneten Frömmigkeit der Jungfrau bei St. Mang gehört hatte, sandte einen ihrer Bedienten, der krank war, zu ihr, damit sie über ihn bete und ihn heile. Wiborada hatte in der That auch das Glück, diesen Menschen von seinem Uebel zu befreien und ihn geheilt zu seiner Gebieterin zurückzusenden. Diese pries den Himmel über seine Heilung, glaubte aber, ihre innigste Dankbarkeit für solch eine Wohlthat auf keine würdigere Weise bezeigen zu können, als wenn sie der frommen Klausnerin diesen Leibeigenen als ein Geschenk überließe. Sie sandte deßwegen denselben nach einigen Tagen wieder nach St. Mang, auf daß er im Dienste der tugendhaften Jungfrau zeitlebens bleibe. Die Heilige nahm ihn sehr ungerne auf, behielt ihn auch nur kurze Zeit und schenkte ihm seine Freiheit, weil sie es

verschmähte, einen Leibeigenen bei sich zu haben. — Hierüber gerieth nun eine ihrer Mägde, welche ohne Zweifel zu diesem Menschen eine unlautere Liebe gefaßt, in solchen Unwillen und Haß, daß sie nicht erröthete, die boshafteste Rache an ihrer Gebieterin zu nehmen. Nicht anders, als hätte der böse Geist ihr den Gedanken eingegeben, sagte sie heimlich aus: Wiborada breche den Schlaf, nicht um zu beten, sondern um unter der Hülle der Finsterniß Dinge auszuüben, welche das Licht scheuen; ja es sei selbst zu befürchten, sie lebe mit ihrem eigenen Bruder in unerlaubtem Umgange. Die Meisten hielten zwar diese niederträchtigen Reden für das, was sie wirklich waren, für Lüge und schändliche Verläumdung; Andere hingegen, die nicht gerne an eine Tugend glauben, die sie selbst nicht üben, freuten sich schadenfroh darüber, und thaten das ihrige zur Verbreitung des ausgestreuten Aergernisses. Und wirklich trieben sie es so weit, daß der Bischof Salomon III. von Constanz und mit ihm auch weltliche Richter nach St. Gallen kamen, um Gottesgericht (Ordalien) zu halten. — Der Tag der Feuerprobe erschien und eine große Menge Volkes aus der Nähe und Ferne strömte herbei, um zu sehen, wie Gott die Unschuld errette und die Bosheit bestrafe. Eiserne Handringe und Gürtel wurden auf freiem Platze glühend gemacht, und eine Badewanne mit siedendem Wasser angefüllt. Nachdem der allmächtige Gott angerufen wurde, der Sache des Rechtes das Recht zu verleihen, bestund Wiborada die Feuer- und Wasserprobe. Weder von dem glühenden Eisen, noch von dem siedenden Wasser nahm sie Schaden; nichts war an ihrer Kleidung verbrannt, und ohne einen Laut des Schmerzens schritt sie wieder aus der Badewanne mit bloßen Füssen, während die Lügnerin beim Anlegen der Handringe und beim Hineinsteigen in das siedende Wasser ein schreckliches Geheul ausstieß und ihre Sünde bekannte. Wahrheit und Recht hatten gesiegt, die Bösen waren erschüttert und beschämt, die Guten aber priesen frohlockend den Retter der Unschuld. Man verlangte laut die Bestrafung der schwarzen Verläumderin, aber die heilige Jungfrau bat für sie um Gnade (s. Hepidan, Ekkehard und Goldast.) Der Bischof, mit Wiborada nun näher bekannt, entdeckte in ihrer Seele einen überaus kostbaren Schatz englischer Reinheit und lud sie nach Constanz ein, um ihr in einem Frauenkloster den Schleier zu ertheilen. Die Jung-

frau folgte mit zwei Mägden dem Rufe ihres Oberhirten nach Constanz, und unterwarf sich da einer Klausnerin Cilia; als sie aber den Geiz, den diese unter dem Schein der Gottesfurcht verbarg, inne wurde, verließ sie dieselbe, und bezog ein Häuslein neben der Hauptkirche zu Constanz, wo sie in der größten Abtödtung nach Vollkommenheit strebte. Sie genoß weder Fleisch noch irgend eine andere schmackhafte Speise, trank Wasser, schlief auf dem Boden, und brachte oft ganze Nächte in der Kirche zu. Was ihr erübrigte, das trugen die Armen davon. Mehrere Kämpfe bestund sie mit den Höllengeistern, die sie durch das heilige Kreuzzeichen siegreich in die Flucht schlug, und selbst aus Besessenen austrieb. Der Bischof Salomon III. schlug ihr den Eintritt in das Kloster Lindau vor, aber die Jungfrau fühlte in ihrem Herzen einen innern Zug nach dem Grabe des heiligen Gallus und erflehte vom Bischofe, der zugleich Abt des Gotteshauses St. Gallen war, die Gnade, sich dahin begeben zu dürfen. Bald darauf reiste der hohe Prälat nach St. Gallen, und machte ihr den Vorschlag, ihm dahin zu folgen. Entzückt vor Freuden, trat sie in Begleitung ihrer Mägde Berthrade und Kebennina (s. d. A.) den Weg nach ihrem neuen Bestimmungsorte an, und wurde dort von der ganzen Versammlung der Brüder, die dem Bischof entgegen gekommen waren, in aller Zuvorkommenheit empfangen. Sie bezog bei der St. Georgskirche eine Zelle, und der Bischof schloß sie 912 als Klausnerin ein. Hier brachte Wiborada unter Beten, Wachen, Fasten und Bußübungen vier Jahre zu und wurde, nachdem sie ihre Probejahre zurückgelegt hatte, im Jahre 915 vom gleichen Bischof bei der St. Magnuskirche feierlich eingeschlossen. Der Bischof gestattete ihr, einige fromme Wittfrauen und Jungfrauen unter ihre Leitung zu nehmen und zu einem gottseligen Leben anzuführen. So bildete sich unter ihrer Aufsicht um die St. Magnuskirche herum eine Colonie gottgeweihter Klausnerinnen, die wir unter den betreffenden Artikeln genannt und beschrieben haben. In ihrer Klause erneuerte sie sich im Geiste, betete, fastete und betrachtete die ewigen Wahrheiten, in welche sie einen tiefen Blick hatte. Sie wurde von Leuten aus allen Ständen besucht, und ertheilte Allen aus ihrem Fensterchen heilsame Lehren. Vom heiligen Geiste erleuchtet, sagte sie mehrere künftige Dinge voraus, wie z. B. dem Herzog Burkard von Schwaben

seinen baldigen Tod, wenn er nicht den geraubten Kelch dem Gotteshaus St. Gallen zurückstelle; dem heiligen Ulrich (s. d. A.) seine Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Augsburg; ganz bestimmt aber den Einbruch der Hunnen, und bezeichnete sogar das Jahr. Man wollte anfangs ihren Aussagen keinen Glauben beimessen, aber der Abt Engelbert II. kannte die Klausnerin als eine heilige Prophetin, und ließ sofort den Kirchenschatz und die Habseligkeiten des Klosters in Sicherheit bringen. Da die Hunnen schon im Anzuge waren, eilten die Eltern der Rachilde nach St. Gallen, um sie dem Mordbeil dieser Barbaren zu entziehen. Wiborada empfing sie freundlich und sprach: „Seid ohne Aengsten meiner Tochter wegen, sie ist von Gott und seinen Heiligen geschützt und sie wird noch lange euerer und Anderer Trost sein; suchet jetzt eine Herberge, und kommet am Morgen in der Frühe wieder zu uns.“ Die Eltern, selbst sehr fromm und gottesfürchtig, stellten sich am andern Tage bei der ersten Morgenröthe vor die Klause Wiborada's, erklärten ihre Entschließung, Rachilde ferners ihrer weisen Leitung zu überlassen, dankten ihr herzlich und baten, sie möchte ihnen eine glückliche Heimreise vom Geber alles Guten erbitten. Die Heilige blickte zum Himmel und sprach: „Empfanget aus meinen Händen den Segen Gottes und jenen des heiligen Magnus, und ziehet im Frieden.“ Darauf nahmen sie Abschied von ihrer Tochter, und schieden wohl getröstet von dannen. — Schon waren die Hunnen im Anzuge, und fielen in das St. Gallergebiet ein. Wiborada bat um Gottes willen ihren Bruder Hitto, welcher Propst an der St. Magnuskirche war, er solle in Eile fliehen. Nun ergriff Alles die Flucht, nur sie und ihre geistliche Tochter Rachilde blieben in ihren Wohnungen. Obschon die Heilige ihren Tod vorauswußte, war sie doch nicht zu bewegen, ihre Klause zu verlassen. Es war am 1. Mai 925, als die Hunnen sengend und brennend in St. Gallen einbrachen; sie zündeten in der Kirche des heiligen Gallus ein großes Feuer an, zerstörten die Altäre und Bilder und tödteten, was ihnen Widerstand leistete. Hierauf zog die wilde Schaar zu der Kirche des heiligen Magnus, und verübte hier die gleichen Gräuel. Die heilige Klausnerin hörte das Gebrüll der blutdürstenden Horde, rüstete sich auf den ihr bevorstehenden Kampf, zog ihren Bußgürtel aus und verbarg ihn. Da die Hunnen in ihrer Zelle, weil der Ein-

gang verschlossen war, verborgene Schätze zu finden vermutheten, bestiegen zwei Soldaten das Dach, machten eine Oeffnung und drangen in die Zelle Wiborada's. Sie staunten und staunten abermal: eine betende Jungfrau stund regungslos vor dem Altar, in tiefe Andacht versunken, die Gott und die Heiligen anrief; sie suchten in allen Winkeln Geld und Geldeswerth, und fanden nichts. Die Bösewichte ergrimmten, legten Hand an die Gottselige, zogen ihr die Oberkleider aus, versetzten ihr mit einer Axt drei tödtliche Hiebe auf das Haupt mit einer Gewalt, daß das aufsprudelnde Blut die Wände benetzte. Lange nach ihrem Tode fand man Spuren daran, und obschon man die gerötheten Flecken ausstreichen wollte, kamen sie wieder zum Vorschein. Die Mörder ließen die Marthrin in ihrem Blute liegen, die, wie es scheint, noch bis auf den folgenden Tag lebte; denn St. Gallen feiert ihr Fest am 2. Mai. Nach den Biographen unserer Heiligen, die ihr Geburtsjahr 860 angeben, war sie ungefähr fünfundsechszig Jahre alt. Nach drei Tagen wagte sich Hitto mit einigen Andern zur Zelle seiner Schwester, verrichtete für sie die üblichen Todtengebete, und fand zum Erstaunen die großen Kopfwunden beinahe zugeheilt. Ihr heiliger Leib ward erst nach acht Tagen in Beisein des Abtes Engelbert II. der sämmtlichen Brüder einer großen Volksmenge feierlich zur Erde bestattet, und der Mönch Hartmann zierte ihr Grabmal mit einer schönen Grabschrift, die ihr Leben und ihren Tod in einigen Reimen darstellte. Schaarenweise besuchte das Volk ihr Grab, und Gott verherrlichte seine Dienerin durch viele Wunder, über die der Abt mit dem Convent einen genauen Untersuch anstellte. Als der Jahrestag ihres Todes nahte, berief Engelbert den Propst Hitto und befahl ihm, er solle das Seelenamt, das er für seine Schwester Wiborada halten wolle, in ein Lobamt umwandeln; von Jahr zu Jahr vermehrten sich die Wunder, und zwei Päpste ordneten ihre Erhebung an; jedoch unterblieb die Heiligsprechung, bis Kaiser Heinrich III., der Schwarze genannt, mit seiner Gemahlin Agnes nach Rom reiste, und den Papst um ihre Heiligsprechung anging. Clemens II. setzte nun Wiborada 1046 (nach den Bollandisten 1047) in die Zahl der Heiligen. Hitto lebte noch einige Jahre als Propst an der St. Magnuskirche, freute sich über die Verherrlichung seiner Schwester, und hatte den Trost, seine andere Schwester Willitrude als Klausnerin in

seiner Nähe zu sehen. Bei St. Georgen, wo die Heilige vier Jahre zugebracht hatte, entstund in der Folge ein Frauenkloster von Benediktinerinnen (ist jetzt aufgehoben); daselbst bewahrten die Nonnen von Wiborada einen kleinen Tisch, einen hölzernen Löffel und ein Stück Holz, das ihr zum Kopfkissen gedient hatte, auf. Der heilige Karl Borromäus (s. d. A.), als er die Benediktinerinnen zu St. Georgen besuchte, erbat sich ein Stücklein von jenem Tisch, welches er als ein köstliches Andenken nach Mailand bringen ließ.

X.

Xaver, s. Petrus Faber, Jesuit.

Y.

Yolanta, s. Amedeus, Herzog und Ludovika von Savoyen.

Yso, Mönch von St. Gallen. Yso oder Iso stammte von adeligem Geblüte aus dem Thurgau; seine Eltern hießen Eribert und Waltrad, und hatten Besitzungen zu Zillschlacht, Weinfelden und andern Orten des Thurgau's, welche Yso's Brüder, Luto und Bono, an St. Gallen zinsbar machten. Erinbert und Waltrad von wahrem religiösen Gefühle beseelt, ließen nichts an der Erziehung ihrer Kinder fehlen und sandten ihren kleinen Yso in die Schulen von St. Gallen, in denen die jungen Leute damals zu wackern Männern herangebildet wurden. Auch er machte hier in den Wissenschaften ausgezeichnete Fortschritte, überzeugte sich mehr und mehr von der Eitelkeit der Welt und der Hinfälligkeit irdischen Glückes und suchte daher den Fallstricken der lockenden Welt zu entgehen, in dem er das Benediktinerkleid nahm und sich durch die Ablegung der Gelübde

mit dem Orden verband. Seine Obern beförderten ihn zum Lehrer der Wissenschaften, und übergaben ihm zugleich die Oberaufsicht über die Schulen, denen er bis zur Ankunft Marcells (s. d. A.) vorstund; nachher befaßte er sich nur mit der äußern Schule, und gewann dabei noch Zeit, auch in andern Fächern sich auszubilden. Der Ruf seiner Gelehrtheit verbreitete sich weit über St. Gallen hinaus, und bald sollte das Kloster den gefeierten Mann verlieren. Graf Rudolf, der nachmalige König von Hochburgund, bat dringend den Abt Harmut (s. d. A.), der sein Vetter war, ihm den Professor Iso zur Gründung einer Lehranstalt nach Granvall (Großmünsterthal, gehörte zum Bisthum Basel) in Burgund zu schicken. Obwohl ungern, entsprach der Abt den Bitten seines hohen Vetters unter folgenden Bedingungen: Iso dürfe nur drei Jahre dort bleiben, und habe die Verpflichtung alle Jahre dreimal St. Gallen zu besuchen. Der edle Ordensmann begab sich nun nach Granvall, nahm den Lehrstuhl in Besitz und gründete daselbst eine Pflanzschule, die in kurzer Zeit mit andern in Wissenschaft und Tugendstreben wetteiferte. Durch ganz Burgund und Frankreich erscholl des Lehrers Lob, und eine Menge von Zöglingen stellte sich ein. Viele, die nur eine Stunde seinen Vortrag angehört, hatten sich bei ihren Landsleuten ein Ansehen erworben; er hatte die Gabe, sich Allen verständlich zu machen, und so half er auch den weniger begabten Studenten nach, die gewöhnlich mit den Fähigern nicht Stand halten können. Iso erfüllte den Willen seines Abtes, kam alle Jahre dreimal in sein Kloster zurück, erfreute seine Mitbrüder nicht bloß durch seine Anwesenheit, sondern mehr noch durch die Mittheilung höherer Kenntnisse, mit denen er, jedes Mal bereichert, heimkehrte. Nach Verlauf der drei Jahre stellte Rudolf dem Abt von St. Gallen wieder so vortheilhafte Anträge, daß Iso der Schule zu Granvall für immer zugegeben wurde. Leider sollte sie ihn nicht lange mehr besitzen, weil der Sensenmann seine Ernte hielt. Er starb am 24. Mai 871 (nach Murer am 6. April 872), erst zweiundvierzig Jahre alt, im Rufe der Heiligkeit, und wurde in der Kirche des heiligen Germanus begraben, wo er mit Wundern leuchtete. Auf dem Todbette sprach er oft von seinen Mitbrüdern und von seinem geliebten Kloster; er bedauerte sehr, daß er fern von ihnen der kühlen Gruft übergeben werde. — Man hat von ihm eine Beschreibung der Enthebung, Heiligsprechung und den Wun-

derthaten des heiligen Othmar (s. d. A.), und einige Vergabungsurkunden; ungewiß aber ist es, ob er der Verfasser der Briefe und der Urkundenformeln, die noch in der Handschriftensammlung stehen, sei. Einer der Gegenstände, in denen er gut bewandert war, ist die Arzneikunde; eine Wissenschaft, welche damals nur Juden und Araber kannten; er heilte Aussätzige, Blinde und Gichtbrüchige, aber gewiß nicht alle Mal, wie ein Mönch von St. Gallen bemerkt, durch natürliche Mittel, sondern er wirkte auch in höherer Kraft. Der demüthige und gebetsliebende Ordensmann stund mit Gott in inniger Verbindung, und darum wurde er oft auf eine wunderbare Weise erhört. Sein Lebenswandel leuchtete Jedermann so fleckenrein in die Augen, und seine Heiligkeit war so unbezweifelt, daß man in Burgund die Wunder gern glaubte, die von ihm nach seinem Tode erzählt wurden. Ekkehard IV. erzählt uns noch Folgendes von diesem Gottesmanne: Ein vornehmer Burgunder ließ Yso's Körper als den eines Heiligen ausgraben, und in seine Hauskapelle übersetzen. Im ewigen Andenken bleibt der Gerechte.

Z.

Zacharias von Varallo, Capuciner. Dieser trat am 13. Herbstmonat 1596 als Laienbruder in den Orden, ward noch in demselben Jahre nach Lucern gesandt, setzte da seinen frühern Tugendwandel fort und strebte, soviel in seinen Kräften lag, die evangelische Vollkommenheit an. In kurzer Zeit machte er außerordentliche Fortschritte auf der Bahn des Heiles, und Jedermann erbaute sich am frommen Ordensmanne. Als ein kindlicher Verehrer der himmlischen Gnadenmutter betete er täglich ihr zu Ehren den heiligen Rosenkranz, verrichtete stets auf den Knieen den englischen Gruß, eine Sitte, die er bis an's Ende seines Lebens, selbst in schweren Krankheiten, beobachtete; denn bei solchen ließ er sich, wann die Glocke dazu das Zeichen gab, aus dem Bette heben, warf sich auf die Kniee und grüßte ehrfurchtsvoll die Mutter unsers Herrn. Er fastete sehr streng,

genoß an Freitagen nicht einmal eine warme Suppe, und fristete sein Leben mit den geringsten Speisen. Nicht minder zog die Aufmerksamkeit auf ihn seine außergewöhnliche Selbstentäusserung, mit der er Allen voranleuchtete; in Widerwärtigkeiten und Trübsalen betrug er sich sehr gelassen, erwiederte auf Vorwürfe nie ein Wort, ging dann in die Kirche und dankte Gott für seine Leiden. Wenn er sich zur Beicht vorbereitete, bat er zuvor jedes Mal seine Mitbrüder um Verzeihung, und legte dann, oft unter einem Strom von Thränen, ein reuiges Sündenbekenntniß ab. Zur Zeit, wann der P. Provinzial im Kloster Umschau hielt, drang er flehend in ihn, er solle ihm keinen Fehler verhehlen, den man an ihm wahrgenommen hätte. Die Armuth entsprach seiner Demuth; eilf Jahre trug er das gleiche Kleid, und er war nicht zu bewegen, einen neuen Gürtel oder neue Fußsohlen anzulegen. Bruder Zacharias flammte vor Liebe zum hochheiligen Altarssakramente und benutzte jeden Anlaß, den auf dem Altare thronenden Gottessohn zu besuchen und anzubeten. Zu Frauenfeld wohnte er 1638 am heiligen Franciskusfeste (am 4. Weinmonat), obwohl sehr kränklich, allen heiligen Messen bei. Dem Einsinken nahe, wollte man ihn in die Krankenstube führen; „lasset mich," sprach er, „noch einige Minuten bei meinem Gott weilen, denn ich werde die Kirche nicht mehr sehen." Von da ging er in das Speisezimmer, wärmte sich am Ofen und sagte beim Fortgehen: „Es ist das letzte Mal," und er hatte wahr gesprochen, denn schon am 6. Weinmonat kehrte sein Geist zu seinem Erlöser zurück. Aehnlich dem heiligen Vater Franciskus ließ er sich vor seinem Ende auf den bloßen Boden legen, und ein Stück Holz diente ihm zum Kopfkissen. Als sich der Tag des heiligen Bruno zum Abend neigte, bat er um die heilige Oelung; man wollte sie verschieben, weil man noch keine Gefahr ahnte. Da wurde er unruhig, im Geiste betrübt und sagte: „Ach, liebe Brüder! entziehet mir eine so große Gnade nicht; die Zeit der Abreise ist gekommen; ich muß eilen, bald werde ich von dannen scheiden." Sofort salbte man ihn mit dem heiligen Sakramente, und nach Empfang desselben reichte er den Umstehenden die Hand, verabschiedete sich von einem Jeden, bat Alle um Verzeihung und empfahl sich in ihr Gebet. Sein Angesicht verklärte sich, und er wandte sich mit den Worten an den Tod: „Jetzt kannst du kommen, ich bin bereit!"

Als sein Tod in Frauenfeld bekannt wurde, liefen Katholiken und Protestanten zur Todtenkapelle, um den Verblichenen noch einmal zu sehen, vorzüglich aber in der Absicht, ein Andenken von seinem Habit, Bart oder Haaren zu erhalten. Ihr Vertrauen täuschte sie nicht, denn der Ewige verherrlichte nachgehends seinen Diener durch Wunder. Herr Hauptmann Johann Jakob von Beroldingen bezeugte mit eigener Handschrift, wie folgt: „Ich hatte ein dreijähriges Söhnlein, Franz Dagobert mit Namen, welches an einem unheilbaren Fußübel litt, und an dessen Heilung die Aerzte verzweifelten; ich erhielt aus dem Capucinerkloster den Rosenkranz des seligen Bruders Zacharias, legte denselben dem Kinde um den Hals, während ich mit meiner Familie fünf Vater unser betete; von dieser Stunde an besserte sich der Knabe, und zum allgemeinen Erstaunen war er in Kürze vollkommen hergestellt." — In Anwendung des nämlichen Rosenkranzes genas im Thurgau die Tochter eines protestantischen Müllers von einer ähnlichen Krankheit. — Eine gewisse Aebtissin aus Deutschland hielt sich einige Zeit im Kloster Fischingen auf, und war dem Erblinden nahe; man legte ihr ein Stücklein vom Rocke des Bruders Zacharias auf, und sie erhielt den Gebrauch ihrer Augen wieder. Durch gleiches Mittel wurde eine Frau aus Constanz von der Schlaflosigkeit befreit, und ein Priester von Wyl (Kanton St. Gallen) verlor durch Anziehen einer seiner Fußsohlen sein Podagra. (Annal. Cap. Prov. Helv. T. III. p. 212 etc.)

Zotikus, der heilige, Martyrer von Lyon. Als im Jahre des Herrn 303 auf Anstiften des Kaisers Galerius die allgemeine diokletianische Verfolgung ausgebrochen war, herrschte zwar der milde Constantius Chlorus über Gallien und Britannien; er war aber lange in der letzteren Provinz beschäftigt, und Maximian hielt sich seit der Niedermetzelung der thebäischen Legion in St. Moritz (302) in Gallien auf, wo er seiner Verfolgungssucht freie Zügel ließ. Der heilige Eucherius von Lyon schreibt: Maximian sei besonders in Gallien durch Blutvergießung den Christen furchtbar geworden. Mehrere Martyrologien und Akten der Märtyrer berichten, daß dieser Kaiser den Statthalter Rictio-Varus in verschiedene Gegenden Galliens gesandt habe, um die noch lebenden Mitglieder der thebäischen Legion aufzusuchen und hinrichten zu lassen. Wir finden diesen Verfol-

ger in Trier und Cöln, in der Umgegend von Basel und andern Orten, und ohne Zweifel war er auch der Mörder der heiligen Märtyrer von Noyon im Waadtlande. Es scheint, diese heiligen Blutzeugen seien nicht alle an einem Tage hingerichtet worden, weil die Kirche von Lausanne-Genf an verschiedenen Tages des Jahres ihr Andenken feiert. Man vergleiche darüber die betreffenden Artikel. Noch wird am 6. Heumonat eines Zotikus erwähnt. Die meisten Namen der gemarterten Gottesfreunde von Nyon haben sich auf alten Denkmälern erhalten: So z. B. Paulus auf einer Inschrift auf dem St. Bernhardsberg, Viktor in Genf, Primus in Solothurn, Aquilina in Genf, Peregrina in Baden; Julia und Julius sehr häufig in Wifflisburg, Nyon und Genf, Saturnin und Saturnina in Murten; Lucius in Nyon, Donat in Münchenweiler bei Murten, Valerius, Valerian in Nyon und Genf, Makrinus ebenfalls in Genf. Hierüber sind zu vergleichen die Inschriften in Spon's Histoire de Genève, Haller's Helvetien unter den Römern und Levade, Dictionnaire du Canton de Vaud. — Mit Recht hat also der hochselige Bischof Petrus Tobias Yenni in seiner rührenden Rede bei der Einweihung der katholischen Kirche von Nyon gesprochen: „Wir wandeln hier auf einer heiligen Erde, denn sie ist befruchtet mit dem Blute der Märtyrer." Tief gerührt war der gottselige Bischof bei diesem Gedanken; auch wir dürfen nicht ungerührt bleiben bei dem Gedanken, daß die heiligen Blutzeugen unsern vaterländischen Boden mit ihrem Blute geheiligt und uns das wahre Glaubenslicht gebracht haben.

Und nicht bloß gerührt sein, sondern auch beten sollen wir, damit auf den mit dem Blute der Märtyrer getränkten Stätten wieder Religion und Tugend, Glaube und Sitte hervorsproßen. Beten sollen wir, damit die alte Religion durch neue Tugend verklärt, und der göttliche Glaube durch himmlische Sitten verherrlicht werde. Beten sollen wir um die Gnade, so durch das Zeitliche zu wandeln, daß wir das Ewige nicht verlieren; beten sollen wir, das Alle zunächst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. Dieß haben die Heiligen, die Seligen und alle durch Tugend ausgezeichnete Personen gethan. Sie haben Alles für Schaden gehalten wegen der Alles übertreffenden Erkenntniß Jesu Christi, ihres Herrn, und haben um dessen willen auf Alles verzichtet und es für Koth erachtet, damit sie Chri-

stum gewännen. Sie haben in den göttlichen Offenbarungen die süßeste Nahrung für ihren nach Wahrheit dürstenden Geist, und die angenehmste Erquickung für ihre schwergeprüften Herzen gefunden. Gebet hat ihnen die süßeste Wonne bereitet, und ist ihnen stets die Quelle neuer Gnaden gewesen. Welche himmlischen Augenblicke haben sie erst in den heiligen Tempeln, am Fuße der Altäre erlebt! In beseligendster Weise haben sie da erfahren, was der königliche Sänger einst gesungen: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr der Heerschaaren. Es sehnet sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn. Mein Herz und mein Fleisch frohlocken in dem lebendigen Gott." (Psalm 83.) —

Beilagen.

„Kostbar ist vor dem Angesichte des Herrn der Tod seiner Heiligen."

(Ps. CXV, 5.)

A.

Adelheid, erste Aebtissin von Wurmsbach. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte zu Raperschwyl aus der Familie der Grafen von Habsburg der hochherzige und gottselige Rudolf, eine wahre Zierde seines Zeitalters. Er erhöhte den Adel seiner Herkunft durch seinen Tugendwandel und unternahm mit seinem Bruder Heinrich (s. d. A.) eine Wallfahrt in das gelobte Land. Nachdem er in Palästina der Andacht nach Herzenswunsch gepflogen, kehrte er wieder auf sein Schloß zurück, und dankte dem göttlichen Erlöser für die glückliche Heimkehr. Rudolf war ein muthvoller Ritter und liebte die Gerechtigkeit; und als Schwyz und der Bischof Ulrich I. von Constanz die Klöster Einsiedeln und St. Gallen in ihren Besitzungen beunruhigten, schuf er 1217 mit seinen Mannen Ordnung. In Beförderung heilbringender Stiftungen war Rudolf unermüdlich; er schenkte dem Kloster Fahr einen Hof zu Endingen (Raperschwyl), den seine Familie von jeher vom Kloster Pfäfers gemiethet hatte, trat mit Diethelm III., Grafen von Toggenburg, dem Kloster Rüti die Pfarrei Bollingen ab, baute neben seiner Burg eine Kirche, sonderte sie von der Bußkirche, wofür er das Kloster Pfäfers mit Wurmsbach entschädigte und stiftete zu St. Gallen für seine Seele eine Jahrzeit (Anniversarium). Mit Einwilligung des Bischofs Eberhard II. von Constanz und des Abtes Rudolf I. Vor Cappel legte er 1259 den Grund zu dem Cistercienserfrauenstift Maria Zell (Cella S. Mariæ), ließ Cistercienserfrauen von Mariaberg, in der Pfarrei Kirchberg am Zürichsee gelegen, kommen, richtete ihnen das in einer kleinen Entfernung von jenem stehende Schloß Wurmsbach zu einem Kloster ein, und versah dasselbe mit der nöthigen

Stiftung. [1]) Zur nämlichen Zeit machte er große Vermächtnisse den Prämonstratenserschwestern in Bollingen am obern Zürichsee, wies ihnen viele Güter, Wälder, Rebberge, Steinbrüche, die Pfarrei St. Nikolaus von Bollingen u. s. w. als Stiftungsgut ohne Vorbehalt an [2]), und stellte das Kloster unter den Schutz des Papstes. Gleich im Anfange zeigte die neue Ansiedelung von Wurmsbach religiösen Eifer, und der Stifter sah sich für seine Opfer und Bemühungen hinreichend entschädigt; sein Herz wandte sich von den Schwestern in Bollingen weg, „und er war," wie Ildephons von Arx in den Geschichten von St. Gallen sagt, „Wurmsbach geneigter, ließ jenem in einem Zwiste drei große in Wurmsbach gelegene Huben abgewinnen, entzog ihm da einen vor drei Jahren gestifteten Hof wieder und gab ihn denen zu Wurmsbach." Darüber wurden die Schwestern von Bollingen erbittert, verklagten den Stifter beim Papste und verließen, da das päpstliche Schreiben nichts ausrichtete, fast alle das Kloster. Eine andere Urkunde sagt: Die Schwestern hätten das Kloster „auf Anhetzung des alten Feindes des Satans" (instinctu hostis antiqui Sathanæ) verlassen und seien ohne Seelenführer gewesen. Nun übergab Rudolf die ganze Stiftung dem Kloster von Wurmsbach und so wurde Bollingen mit diesem einverleibt. [3]) — Papst Urban IV. nahm das neu erbaute Kloster

---

[1]) In der Stiftungsurkunde sind die Güter, Höfe u. s. w. bezeichnet, gar viele Zeugen mit Namen angeführt, aber besiegelt ist sie mit dem Insiegel der Prälaten Eberhardi Dei gratia Episcopus Const., Reverendi Berchtoldi Abbatis S. Galli, Anselmi, Abbatis Heremitarum, Comitis Rudolphi de Habsburg et Lutoldi nobilis viri de Regensperg sammt dem Klostersiegel. Datum in castro nostro Rapperschwilæ Alexandro quarto gubernante Romanam Ecclesiam. Imperio post mortem Wilhelmi vacante anno Domini MCCLIX. septimo idus Decembris. (Klosterarchiv von Wurmsbach.)

[2]) Die Urkunde sagt wörtlich: „Pleno jure, plena libertate, nihil nobis aut nostris reservantes etc. Acta sunt hæc in oppido Rapperschwiler in domo Heinrici anno Domini MCCLIX. V. idus Decembris." Ibid.

[3]) Die Vereinigungsurkunde schließt mit den Worten: „In cujus rei testimonium dictæ sorores de Wurmsbach et Bollingen petierunt et obtinuerunt præsens instrumentum sigillorum nostrorum munimine roborari. Acta sunt hæc apud Wurmsbach prosentibus Abbate S. Urbani, Marquardo socio suo; Petro de Luzella, Henrico dicto Tobile monachis; Henrico Plebano in Bollingen et aliis quam pluribus. Anno Domini MCCLXVII., VIII. idus Maji. Indictione decima."

Wurmsbach sammt allen gestifteten und vergabten Gütern in seinen Schutz und stellte zu Viterbo 1261 dazu eigens ein Breve aus. — Die erste Aebtissin, welche die neue Anstalt leitete, war Adelheid von Wesperspühl (Zürich); sie war vorher Cistercienfernonne auf Mariaberg, kam mit ihren Mitschwestern nach Wurmsbach, wo ihr die oberste Stelle des Klosters übertragen wurde. Sie war eine Person von Fähigkeit und tiefer Frömmigkeit und darum geeignet, die Zügel der neuen Haushaltung zur Hand zu nehmen. Der Ruf ihrer Tugend erscholl in der Nähe und Ferne, und von allen Seiten kamen Töchter herbei, sich unter ihre mütterliche Leitung zu begeben. Auch einige Frauen von Bollingen stellten sich ein und urkundlich erwiesen sind folgende: Gisela von Rheinfelden und Agnes ihre Tochter; Adelheid, Priorin, Mechtilde von Huneville, Adelheid von Grüte und ihre Töchter Anna und Adelheid; Lezina von Zürich und Bertha Rumer genannt. Die Aebtissin nahm die Schwestern huldvoll auf, und leitete einige Jahre ihren aufblühenden Convent unter dem Segen des Himmels, der reichlich auf ihre Nachkommen überging; denn die löbliche Abtei Wurmsbach barg viele große Personen in ihren einsamen Hallen, von denen jedoch, weil man keine Biographien in das Nekrologium setzte, nur spärliche Nachrichten vorhanden sind. Eine gefällige Mittheilung aus dem Kloster Wurmsbach sagt darüber: „Obschon seit der Stiftung des Klosters alle hier verstorbenen Frauen und Schwestern in das Todtenbuch eingereiht wurden, so ist nur deren Sterbtag und Namen ohne Geschlecht und Jahreszahl angeführt, wie z. B. Judenta monialis, Elsbeth, Abtissin. Das ist die Ursache, warum man jetzt noch von vier Aebtissinnen unseres Klosters weder Geschlechtsnamen, noch Herkunft ausfindig machen kann, obschon man wiederholt möglichst nachforschte. Erst 1513 fing man an, nebst dem Klosternamen auch ihren Familiennamen und das Sterbejahr beizufügen. Später verzeichnete man auf dem Nekrologium, was für ein Amt die Verstorbene bekleidet, und von mehreren wird gemeldet, daß sie berufstreue, fromme und gottselige Ordenspersonen waren. Man darf auch zuverlässig annehmen, daß unter den 479 im Sterbbuch verzeichneten und hier verstorbenen Ordenspersonen fromme, gottselige, möchte sagen, heilige gewesen sind." Das löbliche Stift Wurmsbach zählt seit seiner Entstehung 601 Jahre; möge der Himmel dieses

sammt den übrigen noch bestehenden Frauenklöstern St. Gallens, nämlich Magdenau (1244), Wesen (1259), Wyl (1605), Notkersegg (1381), Wattwyl (1411), Altstätten (1522), Rorschach (1616), Berg Sion (1775), und Glattburg (1781), ferner gnädig schützen!

Anna von Xaintonge, Stifterin der Ursulinerinnen zu Dôlé. Das Walten des göttlichen Geistes in der katholischen Kirche offenbart sich wunderbar in ihrem lebendigen Organismus. Wie ein lebenskräftiger Baum neue Zweige und frische Blätter treibt, wenn die ältern beschnitten werden und das dürre Laub fällt, so erneuert und verjüngt sich die Kirche Christi durch den innewohnenden göttlichen Geist aus sich selbst, wenn sie von Außen beschränkt und bedrängt wird, oder einzelne ihrer Glieder wie verdorrte Aeste von ihr abfallen. Durch alle Jahrhunderte geht dies Zeugniß der Geschichte, insbesondere auch in der Stiftung neuer Orden zur Zeit der großen Glaubensspaltung. Als in Deutschland, der Schweiz, England und in andern Ländern der Prozeß kirchlicher Auflösung gährte, trat dieser trennenden und auflösenden Richtung der Zeit, welche sich in der Reformation entfaltete, eine ganze Reihe neuer religiöser Genossenschaften und Orden entgegen, deren Mitglieder, durch die Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit unter einander verbunden, ihr Leben dem Dienste der Kirche widmeten und der Ausübung wahrer christlichen Nächstenliebe, der Krankenpflege, dem Unterrichte der Jugend u. s. w. sich hingaben. Zu diesen zählen wir auch die Ursulinerinnen. Als die eigentliche Stifterin derselben wird die heilige Angela Merici genannt. Sie war um das Jahr 1470 zu Desenzano geboren und gründete nach vielen Vorbereitungen, Wallfahrten und Ermunterungen am 25. Wintermonat 1535, dem Feste der heiligen Catharina von Alexandrien, die neue Gesellschaft, welche sie unter den Schutz der heiligen Ursula stellte, mit der Grundidee der thätigen Nächstenliebe, mittels Erziehung weiblicher Jugend zur Religion und Weltbekehrung. Papst Paul III. (1544) bestätigte den Orden und begnadigte ihn mit einem vollkommenen Ablaß und andern erheblichen Privilegien, die auf Verwenden des hl. Karl Borromäus, apostolischen Vikars des Ordens, durch den Papst Gregor XIII. im Jahre 1572 bedeutend vermehrt wurden. Angela Merici hauchte am heiligen Charfreitag, den 21. März

1540 mit der heiligen Wegzehrung versehen und den Herrn lobpreisend, ihren himmelanstrebenden Geist aus. Am 30. April 1768 wurde sie von Pius VI. selig, und im Jahre 1807 von Pius VII. heilig gesprochen. — Nach ihrem Tode breitete sich der Orden in mehreren Staaten Europa's aus, erlitt aber verschiedene Reformen, sowohl durch die Päpste als durch die Bischöfe, in deren Sprengel derselbe eingeführt wurde. Die hohen Personen, welche Genossenschaften der Ursulinerinnen gründeten, hieß man Ordensstifterinnen, und diese wurden in Folge der Zeit in Hauptcongregationen eingetheilt. Zur dritten Hauptcongregation des Ordens gehört Anna von Xaintonge, welche zu Dôlé ein Gotteshaus von Ursulinerinnen gestiftet hat. Diese von Gott auserkorene Frau stammte aus Dijon, wo sie im Jahre 1567, am 22. Wintermonat geboren wurde. Ihre Eltern, Johann Baptist von Xaintonge und Margaretha Cossard, die mit dem Glanze irdischer Herkunft wahren Seelenadel verbanden und eben so reich an Tugenden wie an Erdengütern waren, betrachteten ihre Tochter als eine himmlische Pflanze im Garten Gottes und pflegten dieselbe mit aller Sorgfalt, um sie unversehrt zur Reife und Vollendung bringen zu können. Anna entsprach vollkommen den Bemühungen und Erwartungen ihrer Eltern, und nahm zu wie an Jahren, so an innerer Schönheit und seltenen Tugenden. Von Jugend an der Welt und ihren Gelüsten fremde, lebte sie im trauten Umgange mit ihrem Schöpfer, bildete sich in den ihrem Stande angemessenen wissenschaftlichen Fächern, in deren Erlernung sie eine außerordentliche Auffassungskraft, einen nicht gewöhnlichen Scharfblick und einen hellen Verstand beurkundete. So wuchs sie, mit schönen Kenntnissen bereichert, zur Jungfrau heran. — Zu derselben Zeit herrschten in Frankreich bürgerliche Unruhen, Zwistigkeiten und Kriege; auch die Religion war den Spöttereien und Lästerungen der Irrlehrer ausgesetzt. Wie es in solchen Zeiten zu geschehen pflegt, waren die Jungfrauen sehr gefährdet und viele wurden bethört und verführt, oder verkauften ihre Jungfräulichkeit um einen schnöden Gewinn. Der traurige Zustand des weiblichen Geschlechtes im Frankenland schmerzte Fräulein Anna sehr; sie fühlte in sich einen beständigen Drang, einen Weg zu suchen, um verlassene Töchter dem Verderben und den Gefahren der Welt zu entreißen und eine sichere Zufluchtsstätte für ihre Tugend zu gründen.

Nachdem sie häufig im Gebete mit Gott sich berathen, öffnete sie den Entschluß ihrer Stiefschwester Nikolaa, die sich hierüber hoch erfreute und ihr nach Kräften beizustehen versprach; allein bevor sich Anna an ihr Werk machte, wandelte ihre Schwester schon im Reiche der Seligen. Zur Ausführung ihres Planes schien ihr der Geburtsort ungeeignet, indem sie wohl wußte, die Eltern würden dagegen Einsprache thun. Aus mehreren Gründen wollte sie ihre Stiftung in Dôlé, der Grafschaft Burgund, beginnen; sie kleidete sich um, um auf dem Wege dahin unbekannt zu bleiben. Als sich ihre Schritte zu den Stadtthoren von Dijon bewegten, begegnete sie ihrer lieben Mutter, die, wohl auf Gottes Zulassung, ihre Tochter nicht erkannte. Durch Vermittelung der Gesellschaft Jesu fand sie in den Stadtmauern von Dôlé bei vornehmen Personen Herberge und freundliche Aufnahme. Doch ihr Aufenthalt blieb nicht lange verborgen; denn die Eltern, deren Ehebund der Himmel mit vier Töchtern gesegnet hatte, waren über das plötzliche Verschwinden ihrer zärtlich geliebten Tochter um so tiefer bestürzt, da der unerbittliche Tod schon die zwei ältesten Töchter aus ihren Armen gerissen hatte, sie thaten daher Alles, um ihre Anna von ihrem Entschlusse abzubringen. Die heldenmüthige Weltüberwinderin hatte einen heißen Kampf zu bestehen, den Kampf zwischen kindlicher Liebe und dem höhern Beruf; sie mußte zwei theure Herzen schwer betrüben, oder ihnen die Ruhe ihres eigenen Herzens zum Opfer bringen. Aber im Hinblicke auf das Kreuz des Erlösers triumphirte sie über Fleisch und Blut und bewahrte dem Herrn ihre Treue. Ein so theures Opfer blieb nicht unbelohnt. Auf Fürsprache hoher Personen geistlichen und weltlichen Standes erlangte sie endlich die Einwilligung ihrer Eltern, errichtete sodann in Dôlé, mit Beihülfe edler Wohlthäter, für die Ursulinerinnen ein Haus, verfaßte für die Schwestern, die sich ihrer Leitung anvertrauten, einige Regeln und ermunterte sie mit ihrem Beispiele zur Beobachtung derselben. Seitdem Anna ihr väterliches Haus verlassen hatte, weinte Franciska, ihre jüngere Schwester, oftmals über die Abwesenheit derselben, und ging selbst mit dem Gedanken um, auf alles Irdische zu verzichten und nach dem Beispiele ihrer Schwester eine klösterliche Innung in ihrer Vaterstadt zu gründen. In dieser Angelegenheit begab sie sich zu Anna, um mit ihr Rath zu pfle-

gen. Diese ermunterte sie, ihr Vorhaben zur Ehre Gottes und zum Heile ihres Geschlechtes auszuführen, und bald sah man unter ihrer Leitung in ihrer Vaterstadt ein ansehnliches Stift, in welchem sich die Ursulinerinnen ansiedelten, sich erheben. Mit Recht wird Franciska als die erste Frau Mutter der Ursulinerinnen von Dijon und als die Urheberin der dritten Hauptcongregation des Ordens betrachtet. — Anna sollte jedoch nicht immer in Mitte ihrer heiligen Mauern weilen; die Stadt Besançon hatte beschlossen, die Ursulinerinnen daselbst einzuführen, und da man wohl einsah, daß nur die Stifterin von Dôlé zur Beförderung dieses Unternehmens tauglich wäre, wurde sie dahin berufen. Aus Gehorsam folgte sie dem Rufe nach Besançon, befaßte sich mit der Leitung der Geschäfte und half das Stift der Ursulinerinnen gründen. Die größte Zeit ihres Lebens brachte sie in Dôlé zu, wo sie sich gänzlich dem Heile ihrer Schwestern widmete. Ihr heiliger Ruf breitete sich nach allen Gegenden aus; sie empfing bald von hohen Standespersonen, Bischöfen und Prälaten Briefe, in denen sie zur Fortsetzung ihres segensreichen Werkes aufgemuntert wurde. Selbst der heilige Franz von Sales beehrte sie mit einem Briefe und bat sie, ihm zur Einführung der Ursulinerinnen in Thonon verhülflich zu sein. Ein großer Verehrer unserer Mutter Anna war auch Wilhelm Ringk von Baldenstein, Bischof von Basel, der, im Jahre 1566 geboren, seine höheren Studien in Dijon zurückgelegt hatte. Da hatte er Gelegenheit gefunden, Fräulein Anna von Xaintonge kennen zu lernen und ihr stilles Benehmen, ihre Frömmigkeit und Heiligkeit zu bewundern. Der tiefe Eindruck, den ihr Tugendglanz auf seine Seele gemacht, bewog ihn später, als man ihm am 19. Mai 1608 den Bischofsstab in die Hände gab, die Töchter der Mutter Anna in seinem Bisthum einzuführen; er holte zu diesem Zwecke über den Zustand ihrer Stifte in Dôlé und Besançon Erkundigungen ein und da man ihm nur erfreuliche Dinge berichtete, sprach er: „Wahrhaft die göttliche Vorsehung hat für die Grafschaft Burgund väterlich gesorgt, indem er dieser eine so schöne Seele zusandte; sie leuchtet wie eine Sonne über dieses Land, und wir Angrenzenden haben wohl Ursache, das Glück der Einwohner von Dôlé zu beneiden; sträflich würden sie handeln, ihre Tugenden und ihr Streben nach Vollkommenheit nicht nachzuahmen!" Die Einführung der Frauen von

Dôlé in seiner Nähe, nämlich in Pruntrut selbst, war bei ihm entschieden, und in dieser Angelegenheit wandte er sich 1619 an die edle Vorsteherin von Dôlé und schrieb ihr mit eigener Hand: „Kommen Sie, sobald möglich, mit einigen ihrer Mitschwestern nach Pruntrut, und bieten Sie uns gefälligst die Hand, hier ein Haus Ihres Ordens zu gründen." (Mittheilung aus Pruntrut.) Anna lag damals schwer krank darnieder, und sie war daher nicht im Stande, der Einladung des eifrigen Oberhirten zu willfahren; deßwegen sandte sie ihm noch im gleichen Jahre zwei fähige Frauen ihres Klosters, Anna Alteriet und Franciska Ursula Barbier, die am 19. Mai in Pruntrut anlangten. Der Bischof empfing sie mit dem Stadtrathe in allen Ehren, führte sie in ein wohl eingerichtetes Haus, und betrieb indessen den Ausbau ihres Klosters. Die abgeordneten Schwestern, im Sinne und Geiste ihrer geistlichen Mutter gleich, wandelten ihrem schönen Berufe getreu, und der Wohlgeruch ihrer Tugenden verbreitete sich in den Thälern des Jura, und schon am 24. Brachm. nahmen fünf auserlesene Jungfrauen: nämlich Johanna Cheurolet, Antonia Ragachin, Bernetta Ceunot, Anna Tissot und Anna Nikolas in der Pfarrkirche zu St Peter den Schleier. Der hochwürdige Bischof wohnte mit seiner Schwester Helena der Feier bei, und konnte der Freudenthränen sich nicht enthalten. Am 29. Herbstmonat 1619 führte der hohe Prälat Wilhelm die Ursulinerinnen in festlichem Zuge in ihre neue Wohnung ein, segnete dieselbe, hielt selbst das Hochamt und spendete während der Feier desselben den fünf gottgeweihten Jungfrauen die heilige Kommunion. Bis zum Tode, der am 23. Weinmonat 1628 erfolgte, blieb Wilhelm ein sorgfältiger Schirmer des neuen Stiftes. In seinen letztwilligen Verfügungen verordnete er, man solle sein Herz nach seinem Hinscheiden in die Kirche der Ursulinerinnen übertragen. Anna von Xaintonge starb sieben Jahre früher, am 8. Brachmonat 1621, in ihrem Stifte zu Dôlé; die Leiche wurde festlich geschmückt und in der Kapelle der heiligen Ursula ausgesetzt. Das Volk strömte massenhaft zur Leiche, um die Hingeschiedene noch einmal zu verehren. Ihr Angesicht schimmerte von einem ganz ungewöhnlichen Glanze, und eben ihre Ruhestätte fand sie in der Nähe des Altars der besagten Kapelle. Nach zehn Jahren, als man die Gruft, in der sie lag, ausbesserte, sah man ihren Leib in einem hölzernen Sarge unver-

wesen. Groß war die Freude der Einwohner von Dôlé und wie im Leben, so wurden jetzt noch Abbildungen von ihr genommen. Der Jesuit P. Mourath, ihr Biograph, schildert ihr Aeußeres in nachstehenden Worten: „Es war Anna Xantonia von mittelmäßiger Statur und anständiger Dicke, das Angesicht ziemblich groß, voll eines männlichen Geists, und Ernsthaftigkeit, allzeit aber mit himmlischer Fröhlichkeit übergossen; und dahero sehr tauglich, die Herzen ohne Mühe an sich zu ziehen, die Farb gleichte den zeitigen Kornähren, mit annemblicher Bleiche vermengt, wie man sie gemeiniglich an Contemplativen, so dem hohen beschaulichen Gebett ergeben, zu finden pflegt. Die Stirn hoch und breit, die Augen etwas groß, mit lebhafter Schwärze getränkt, die Augbrauen schwarzbraun, und wohl ausgezogen, die Naß in der Mitte ein kleines ıgebogen, Mund und Lefzen frisch und gemäßig breit, über das mit sonders nachdrucklicher Wohlredenheit begabt; die natürliche Complexion war sehr wohl eingerichtet, wiewohl das Blut und Herzhaftigkeit vortrunge, welches Annam jederzeit zu hohen Gedanken, und herrlichen Thaten über sich geführt...... Mit einem Worte: Ihre ganze äußere Gestalt war ein lebendiger Spiegel der Tugend und Muster einer vollkommenen Heiligkeit." — Als man dem greisen Bischof von Basel die Anzeige machte, Anna von Xaintonge sei verblichen, ward er bis zu Thränen gerührt, begab sich in das Kloster der Ursulinerinnen und sprach: „Eure Mutter hat das Ende ihrer Tage erreicht, sie ist heimgegangen, die Krone der Unsterblichkeit in Empfang zu nehmen; ich fühle mit Euch die Größe des Verlurstes. Sie ist todt, aber ich zweifle nicht, ihr Geist wird unter Euch fortleben und sich weiter ausbreiten. Bald werden neue Häuser dieses Ordens in der übrigen katholischen Schweiz aufblühen, welche die Regel der Stifterin von Dôlé befolgen werden." Es ging gar nicht lange, und seine Voraussagungen erfüllten sich. Drei Ordenshäuser der Ursulinerinnen, das eine in Freiburg, das andere in Lucern und das dritte in Brieg [1]), wurden errichtet, welche die Regel und Sa-

[1]) Im Jahre 1661 brachte Herr Ritter und Oberst Caspar von Stockalper einige Ursulinerinnen nach Brieg, in der Absicht, dieselben auf seine Kosten bleibend einzuführen. Die Ortschaft Brieg, die weder die Frauen, noch ihre Ordenssatzungen kannte, trug Bedenken und verlangte Aufschub, jedoch gewährte sie ihnen einstweiligen Aufenthalt. Indeß lebten die Ursulinerinnen ihrem Berufe; sie besuchten die Kranken, gaben Unter-

zungen der Stifterin Anna befolgten. Das Kloster von Lucern, im Jahre 1659 gegründet, wirkte auch in der Ferne. Aus die-

---

richt den Mädchen, und zeichneten sich durch ihren bescheidenen, frommen und makellosen Wandel aus. So gewannen sie die Achtung des Volkes und wurden so beliebt, daß schon nach zwei Jahren der Zehnten Brieg mit ihrem hohen Gönner Caspar von Stockalper an den Bischof Adrian IV. die Bitte stellte, er möchte die Landesbehörde sammt dem Domkapitel einberufen, und durch ein Diplom die Aufnahme der Ursulinerinnen in Brieg bestätigen. Um über den fraglichen Gegenstand zum Ziele zu gelangen, versammelte sich am 19. Brachmonat 1663 auf der Majorie in Sitten die geistliche und weltliche Obrigkeit. Der hochwürdige Bischof Adrian IV. von Riedmatten leitete als Präfekt und Graf des Wallis die Versammlung; ihn umgaben der Landeshauptmann Stephan von Kalbermatten, die Domherren Georg Summermatter, Dekan; Johann von Sepibus, Sakristan und Offizial; Matthias Will und die Abgeordneten der sieben Zehnten. Die Aufnahme der frommen Frauen wurde einhellig beschlossen. Unter Anderem stehen im Aktenstück die Worte des Bischofs: „Wir erachten, daß nichts nothwendiger sei, als eine tugendvolle Erziehung der Jugend und zwar für beiderlei Geschlechtes...... Für die Bildung der männlichen Jugend in unserem Vaterlande ist hinreichend gesorgt; aber wir begreifen die Nothwendigkeit nicht weniger, auch für die weibliche Jugend zu sorgen...... Zu diesem Zwecke tragen wir kein Bedenken die ehrwürdigen und religiösen Nonnen aus der Gesellschaft der heiligen Ursula in unser Vaterland aufzunehmen, unter unsere beständige Obhut zu stellen und ihnen die freie Ausübung ihrer Regeln und Statuten, die sie uns vorgelegt, und die wir geprüft und gelesen haben, zu gestatten. Wir dürfen billig hoffen, die genannten Klosterfrauen werden zur Ehre und Herrlichkeit des Allmächtigen das Heil der Seelen fördern, die weibliche Jugend in Sorgfalt erziehen, andere fromme Uebungen fortsetzen und wahre Früchte der Religion hervorbringen. Wir geben ihnen dazu nicht nur unsere Einwilligung, sondern wir legen ihnen dies nachdrücklich an's Herz, und nehmen sie unter jenen Bedingnissen in unseren besondern und fortdauernden Schutz und bekräftigen ihre Aufnahme.“ (Manuscript von Visp.) — Den Wünschen des hohen Oberhirten entsprachen die Ursulinerinnen und befriedigten nicht nur alle Erwartungen, sondern leisteten noch mehr. Ihr Dasein zählt nun 198 Jahre, und wie viel Gutes haben sie während dieser Zeit in Schulen und in mancher anderer Beziehung zu Tage gefördert! Gegenwärtig besorgen sie nicht nur die Schule der Ortschaft Brieg, sondern mehrere Töchterschulen auf dem Lande, im Zehnten Goms, in den Pfarreien Glis, Visp, Leuk u. s. w. Ueber ihr nützliches Wirken herrscht nur eine Stimme des Lobes und der Dankbarkeit, und es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, wie ungerecht Diejenigen gehandelt hätten, welche in den Schicksalsjahren der Klosterstürme auch mit dieser ehrwürdigen Anstalt aufräumen wollten.

sem wanderten nämlich 1695 vier Ursulinerinnen nach Freiburg im Breisgau, ohne alle irdische Mittel nur auf Gott vertrauend, und vom Geiste ihres Berufes erfüllt. Anfänglich wohnten sie, wie einst die heilige Angela mit ihren Mitschwestern in Brescia, nur in einem Privathause der Stadt Freiburg, gaben in öffentlichen Schulen den Mädchen Unterricht, und erzogen mehrere Kostgängerinnen aus reichen Familien. Als Ordenstöchter von Lucern reisten die Frauen noch dorthin, und legten längere Zeit hindurch ihre Gelübde im Mutterhause zu Lucern ab. Die stillen Klosterhallen von Pruntrut, Freiburg und Brieg umfassen noch ihre ehemaligen Bewohnerinnen, welche der Himmel in manchen neueren Stürmen sichtbar beschützte. Sie leisten in der Erziehung der weiblichen Jugend unendlich viel des Guten. Möge der Geist der seligen Anna von Xaintonge unter ihnen stets fortleben, und der Allmächtige sie schirmen!

Apollinar, der heilige, Bischof von Valence. Vienne liegt am linken Rhoneufer, drei Meilen von Lyon, und ist der vormalige Hauptort der delphinatischen Landschaft Viennois, wovon im eilften Jahrhundert der Titel Dauphin von Viennois zuerst entlehnt wurde. Die Stadt gehört zu den ältesten in Frankreich, war einst die Hauptstadt der Allobroger, später der Sitz eines römischen Prätors. Eine alte, freilich nicht beurkundete Ueberlieferung erzählt, Pontius Pilatus sei nach Vienne verbannt worden, und habe dort sein Leben durch Selbstmord geendet. Unter Marc Aurel (161 — 180 nach Christi Geburt) war die Christenverfolgung nirgends so heftig, wie in Vienne und dem benachbarten Lyon; aber kaum hatte die Blutherrschaft der Tyrannen aufgehört, da trieb die Kirche ihre Sprossen und breitete sich aus. In Gallien, wohin frühzeitig die Sendboten des Heiles kamen, gewann das Christenthum Boden und die Völker beugten sich unter das Kreuz. Vienne ist die Geburtsstätte großer und heiliger Männer, auch der heilige Apollinar erblickte dort das Licht der Welt. Seine heiligen Eltern Isicius oder Isichius und Audentia, durch Adel und Tugend ausgezeichnet, erzogen ihre Kinder Avitus (s. d. A.) Apollinar, Fuzina u. s. w. nach den strengsten Grundsätzen der heiligen Religion, und sie haben sich dadurch die Krone der Gerechtigkeit erworben. Apollinar wurde schon als Knabe von seinem Vormünder dem damals hochgefeierten Kloster Lerin übergeben, wo er seine nie-

dern und höheren Studien vollendete. Später wurde er auf den bischöflichen Stuhl von Valence erhoben. Zum Bischof geweiht, weidete er als ein treuer Hirt seine Heerde, vertheidigte entschlossen die alte katholische Lehre gegen die Arianer und nahm sich warm für das Oberhaupt der Kirche an, an dem er stets mit tiefer Ehrfurcht und unerschütterlicher Treue hing. Er war ein frommer und gottseliger Bischof, selbst sein Bruder Avitus, Bischof von Vienne, belobte seinen Eifer, lebte mit ihm durch das Band ächtchristlicher Bruderliebe verbunden. Apollinar, sehr freigebig gegen die Armen und Dürftigen, trug eine zärtliche Liebe zu den in Gott ruhenden Seelen, und brachte für sie Gebete und andere Gaben dar. — Während diese zwei Brüder in ihrem Kreise im Sinne und Geiste ihrer hohen Sendung wirkten, herrschte über Burgund König Sigismund (s. d. A.), der, um die Kirchenzucht in seinem Reiche zu bessern, eine Synode nach Epaon zusammenberief. Avitus und Apollinar reisten 517 mit den übrigen Bischöfen Burgund's dahin, eröffneten im Herbstmonat ihre Sitzungen, und brachten ältere Kirchenverordnungen wieder zur Geltung. Nachdem die Verhandlungen beendigt, begab sich der hohe Kirchenrath nach St. Moritz, um den neuen aufgebauten Tempel des heiligen Mauritius und seiner Genossen einzuweihen. Der Erzbischof Avitus, der mit seinem Mitbruder Viventiolus in gleichem Range die Synode von Epaon geleitet hatte, vollzog die Weihe und hielt dabei eine salbungsvolle Rede an das christliche Volk. Ohne Zweifel überströmte Apollinar von heiligen Gefühlen, als sein Bruder das Lob der thebäischen Märtyrer verkündete, und die Bischöfe und die Katholiken, die aus allen Gegenden zur Feier gekommen waren, zum Festhalten im Glauben und zu einem untadelhaften Lebenswandel aufmunterte. Mit König Sigismund lebten beide Brüder in freundschaftlichem Verhältnisse, und der Herrscher Burgund's ehrte die getreuen Diener der Kirche, bis ihr Freundschaftsbund auf einige Zeit durch einen Beschluß des Kirchenraths von Epaon getrübt wurde, der vorzüglich einen Hochgestellten seines Reiches berührte. Der Canon lautete dahin: „Blutschänderische Verbindungen werden durchaus nicht verziehen, bevor sie wieder getrennt sind. Blutschänderisch sind aber außer Denjenigen, die man gar nicht nennen darf, auch noch folgende Verbindungen: wenn Jemand mit der Wittwe seines Bruders, oder mit der

Schwester seiner eigenen verstorbenen Frau, oder mit seiner Stiefmutter, oder mit seiner consobrina vel sobrina (Geschwisterkind oder Geschwisterkindskinde) sich vermischt. Solche Ehen sind von jetzt an verboten, die früher geschlossenen aber lösen wir nicht. Ferner: wenn Jemand mit der Wittwe seines Oheims (von mütterlicher und väterlicher Seite) oder mit seiner Stieftochter sich vermischt. Diejenigen, welche künftig eine solche Verbindung schließen, die wieder aufgelöst werden muß, haben die Freiheit eine bessere Ehe einzugehen." Dieser Canon traf den Stephan, obersten Fiscal im burgundischen Reiche, welcher nach dem Tode seiner Frau derer Schwester Palladia geheirathet hatte. Stephan führte über seine Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft beim König Klage, welcher darüber in heftigen Zorn gerieth. Apollinar hielt darauf (517) in Lyon mit den Bischöfen eine neue Synode gegen den blutschänderischen Stephan, und da ward beschlossen, wie folgt: „Im Namen der Dreieinigkeit zum zweiten Mal wegen der Blutschande des Stephan versammelt, beschließen wir, daß das von uns früher einstimmig gegen ihn und die ihm unrechtmäßig Verbundene erlassene Urtheil unverletzt in Kraft bleiben solle." Jedoch, um den König ein wenig zu beschwichtigen, erhielt der Canon den Zusatz: „Wir haben noch die Milderung eintreten lassen, daß der genannte Stephan sammt der Palladia bis zu jenem Gebete des Volkes, das nach dem Evangelium verrichtet wird, in der Kirche bleiben darf." — Indessen hatte ihn die Ungnade des Königs getroffen, und er mußte als Verbannter in der Gegend von Lyon verweilen. Dort wirkte er ein herrliches Wunder. Die anhaltende Sonnenhitze erwärmte die Rhonegewässer dermaßen, daß Niemand davon trinken konnte; in der Umgegend war keine Brunnenquelle, und die Noth stieg auf's Höchste. Apollinar begab sich an den Ort, den ihm Gott bezeichnet hatte, befahl seinen Begleitern die Erde aufzugraben, und sogleich sprudelte reines Wasser hervor. Der Brunnen floß von nun an fort, bis der Heilige jene Gegend verließ. Inzwischen erkrankte König Sigismund, und lag am Fieber krank darnieder; umsonst wendete man ärztliche Mittel an; sie thaten ihre Wirkung nicht, und der Zustand des erlauchten Fürsten ward immer bedenklicher. In der äußersten Noth nahm die Königin (vermuthlich die edle Amalberga, Theodorich's Tochter) ihre Zuflucht zu dem hohen Verbannten und

bat ihn unter Thränen, er möchte ihren kranken Gemahl besuchen, ihn segnen und heilen. Apollinar weigerte sich, gab jedoch auf dringendes Anhalten der Flehenden sein Oberkleid, um dasselbe auf den Kranken zu legen. Eilends lenkte sie ihre Schritte nach Hause, spannte das Kopfkleid des Heiligen über den Kranken aus, und dieser erhob sich gesund von seinem Lager. Sigismund erkannte jetzt das Unrecht, welches er an dem Heiligen verübt hatte, besuchte ihn, that feierliche Abbitte und führte ihn wieder zu seiner lieben Heerde zurück, von der er ungefähr ein Jahr getrennt gewesen. — Mit neuer Kraft widmete sich nun Apollinar seiner Diöcese und suchte die Beschlüsse, die in Epaon und Lyon gefaßt worden, durchzuführen. Als er von Gott erleuchtet, sein herannahendes Ende erkannte, ergriff er den Wanderstab, reiste nach Arles, besuchte daselbst den heiligen Marthrer Genesius, wie auch seine Anverwandten, ging darauf nach Marseille und von da nach Hause, wo er nach einigen Monaten in die Freude seines Herrn einging. Er wurde nach dem Zeugnisse des Vincenz Barrali in der Vorstadt Valence in der Kirche der Apostelfürsten begraben. Sein Hintritt erfolgte um das Jahr 520, ungefähr in seinem siebenundsechszigsten Lebensjahre. Im Heiligenverzeichnisse steht sein Name am 5. Weinmonat. Die schweizerischen Bisthümer begehen sein Fest nicht. (Vergleiche die Bollandisten, Acta SS. T. III. Oct. p. 45—65.)

Arsen von Mailand, Capuciner. Arsen oder Arsenius zu Mailand aus dem erlauchten Geschlechte der Kreuzer (Cruciorum) geboren, zeigte von Jugend auf einen tiefen Hang zur Frömmigkeit. Durchdrungen von den Wahrheiten des Christenthums und treu dem Rufe der göttlichen Gnade folgend, entschloß er sich bald die irdischen Hoffnungen fallen zu lassen und auf Ehren und Aemter zu verzichten, und sich ausschließlich dem Dienste Gottes zu weihen. Er fühlte in sich einen außerordentlichen Drang nach dem klösterlichen Leben, aber in der Auswahl des Ordens war er noch unentschieden. Als er nun einst im Gebete vor einem Muttergottesbilde vertieft lag, ward er von himmlischem Lichte umflossen, aus dem ein besonderes Gesicht ihm den Capucinerorden anwies. Er ließ sich als Laienbruder in der mailändischen Capucinerprovinz aufnehmen, und zeichnete sich nach dem Eintritte durch Einfalt des Gemüthes, durch pünktlichen Gehorsam, eifriges Gebet und strenge Beobachtung der Regel

aus. Der fromme Bruder ergriff die Waffenrüstung Gottes, kündigte dem Fleische und den sinnlichen Begierden den Krieg an und pflegte zu sagen: „Ich heiße Kreuzer, nun so will ich mich mit Christus kreuzigen lassen; ich will so leben, daß ich mit dem heiligen Paulus sagen kann: „„Mit Christus bin ich an das Kreuz geheftet, ich lebe aber, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Was ich nun aber lebe im Fleische, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes."" — Der eifrige Diener Gottes hielt Wort, begann den glorreichen Kampf, und behandelte seinen Leib mit außerordentlicher Strenge; Sommer und Winter trug er einen abgetragenen, groben Rock, und unter diesem verbarg er noch einen härenen Bußgürtel und geißelte sich oft. Seine Nahrung bestund in Brod und Wasser, und was ihm zum Essen vorgesetzt wurde, das erhielten die Armen bei der Klosterpforte. Des Nachts schlief er auf harten Brettern, gönnte seinem Körper nur kurze Ruhe, und brachte die übrige Zeit in Gebet und Betrachtung zu; auch während des Tages benützte er jeden freien Augenblick, um sich mit seinem lieben Gott zu unterhalten, zu dem er sich stets hingezogen fühlte, so daß man ihn oft ganz in sich gekehrt dastehen sah. Der Welt völlig abgestorben, zerstreuten ihn die sichtbaren Dinge nicht, indem er stets und überall die Allgegenwart Gottes sich vorstellte. Gottes Geschöpfe, so gering sie auch scheinen, hatten in seinen Augen einen hohen Werth, er tödtete nie ein Thierchen, selbst keinen Wurm, sondern hob oft auf Wegen die kriechenden Insekten auf, damit sie von den Vorbeigehenden verschont blieben. Ein noch höheres Zartgefühl trug er zu den Menschen, entschuldigte ihre Fehler, und beobachtete über geheime Sachen stets ein strenges Stillschweigen. So war sein Herz gegen Gott und die Menschen beschaffen, und man darf wohl die Worte auf ihn anwenden, die Jesus sprach, als er den Nathanael zu sich kommen sah: „Sieh ein wahrer Israelite, in welchem kein Falsch ist." — Seine Seele erstarkte im öftern Empfange des heiligen Abendmahles, zu dessen Genuß er sich in glühender Andacht vorbereitete. Nebstdem besuchte er oft die Kranken, brachte ihnen Trost und Stärke, bekehrte nicht selten verstockte Sünder, und besorgte sehr gewissenhaft den Dienst des Klosters und der Kirche. Einst fuhr er über den Po mit einem Schiffmann, der, wie es bei den Fuhrleuten üblich ist, abscheulich fluchte. Bruder Arsen sagte zu ihm:

„Mein Freund! Sie beleidigen Gott, wenn Sie so fluchen." Die Antwort war: „Das ist meine alte Gewohnheit, und ich kann diese nicht mehr abgewöhnen." Nun sagte Arsen: „Ist es Ihnen Ernst, so wird die Besserung nicht ausbleiben." Darauf betete er für den Flucher, und der arme Mann fluchte niemals wieder." Glückliches Italien, das du einen so frommen Mann in deinen Grenzen bargest, aber noch glücklicher bist du, liebes Schweizerland! in dessen Schooß er seine Tage beschloß und seine Grabstätte fand! — Als P. Franz von Bormio (s. d. A.) 1582 im Spätherbste nach Italien zurückkehrte, um für die beginnenden Klöster der Schweiz neue Mitglieder zu holen, nahm er nebst Andern den allbeliebten und tugendreichen Bruder Arsen mit sich und sandte ihn mit Fabritius von Lugano nach Lucern, das dortige Kloster zu eröffnen. Sie bezogen indessen, da der Bau des Capucinerklosters auf dem Wesemlin mit allem Eifer betrieben wurde, das arme Klösterlein zu St. Anna im Bruch (jetzt sind dort Capucinerinnen), und bewährten sich da als wahre Ordensmänner. Am Vorabend des hohen Festes der Aufnahme Mariens in den Himmel 1583 that Arsen im Kloster Bruch einen so tiefen Fall, daß man ihn wie todt davon trug; er starb nach einigen Tagen unter großen Schmerzen, aber ganz in den göttlichen Willen sich fügend. Seine Beerdigung fand am 21. August statt. Das Volk strömte in Masse zu seiner Leiche, schnitt von seinem Habit, seinen Haaren und seinem Bart, und verehrte ihn wie einen Heiligen. Nach sieben Jahren fand man sein Gehirn noch frisch im Schädel, ein Zeichen, daß Gott auch auf Erden seinen Diener verherrlichen wollte. (Annal. Cop. Prov. Helv. T. I. p. 30; Maximilian von Deggendorf, seraphischer Paradiesgarten, Bd. II. S. 290 ff.)

B.

Barbara von Roll, Wittwe, war der Sprößling einer Familie, die in den drei Kantonen Bern, Uri und Solothurn sich ausgezeichnet und in den letztern Kantonen jetzt noch in hohem Ansehen steht. Barbara wurde geboren zu So-

lothurn am 4. Christmonat 1502 und war die Tochter des Herrn Johann von Roll, der im Jahre 1475 das Bürgerrecht daselbst erworben, und nachher verschiedene Staatsämter bekleidet hat. — Dem Willen ihres Vaters folgend, vermählte sie sich 1519 mit Hieronymus von Luternau, einem sehr angesehenen Manne, der als bürgerlicher Beamter und als Militär eine hohe Stellung nahm. Hieronymus starb im Jahre 1549 und von dieser Zeit an scheint der besondere und merkwürdige Wirkungskreis der Wittwe von Luternau, oder wie die alten Handschriften sie einfach nennen, der Barbara von Roll, eine immer weitere Ausdehnung erhalten zu haben. Vermuthlich hatte sie schon früher die Pflanzenkunde liebgewonnen. Die gründlichen Kenntnisse, welche sie sich über die Heilkräfte der Pflanzen und über die Natur der Krankheiten selbst erworben hatte, setzten sie in den Stand, mit Einsicht und daher auch mit Erfolg die Kranken zu behandeln. So ausgerüstet war sie eine Zuflucht hülfsbedürftiger Menschen geworden. Diese ersetzten ihr reichlich den Mangel eigener Kinder, und sie sah in der großen Umgebung vieler Nothleidenden gleichsam ihre Familie, die sie zu pflegen berufen sei. Nach den frommen Uebungen häuslicher und kirchlicher Andacht begann sie ihr Tagewerk mit dem Besuche aller armen Kranken, von deren Zustand sie Kunde erhalten hatte. Sie widmete ihre Aufmerksamkeit zunächst den in und um Solothurn wohnenden Kranken; aber der glückliche Erfolg ihrer Heilungen verbreitete ihren Ruf so, daß allmählig aus entfernten und endlich aus ganz entlegenen Gegenden Hülfsbedürftige zu ihr ihre Zuflucht nahmen. Was ihren Ruf bei dem Volke besonders erhöhte, war ihre Uneigennützigkeit. Milderung des menschlichen Elendes war das einzige Ziel, nach welchem sie unabläßig strebte. Jedes Geschenk und jede angebotene Belohnung wies sie zurück. „Umsonst habe ich es erhalten, umsonst gebe ich es; gebet den Armen, was ihr mir bestimmt habet!" war die einfache Antwort, die sie Jedem gab, der ihr etwas anbot. Nichtsdestoweniger war ihre Beflissenheit und Anstrengung so groß, daß sie bei einer wirklichen Anstellung und übernommenen Berufspflicht nicht größer hätte sein können. — Sie beschränkte sich nicht darauf, die Hülfsbedürftigen zu sich kommen zu lassen; sie selbst wanderte von einem Krankenbette zum andern. Schwere und ansteckende Krankheiten, beinahe unzugängliche, ärmliche und abschreckende

Lagerstätten hielten sie nicht zurück, und es war nicht einzig die körperliche Hülfe, die sie brachte; sie faßte auch das ewige Wohl derer, die sich ihrer Pflege anvertrauten, in's Auge. Mit dem irdischen Oel und Wein brachte sie auch den Balsam für die Wunden der Seele; den Sterbenden erleichterte sie durch Hinweisung auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes den Uebergang in das Jenseits; die Genesenen ermahnte sie zu herzlichem Dank. Kurz, wohin sie ihre Schritte wandte, verbreitete sie leiblichen und geistlichen Segen. So setzte Barbara von Roll ihre wohlthätigen Bemühungen, von Allen bewundert, fast angebetet von Vielen, die in ihr eine Heilige zu erblicken glaubten, unausgesetzt fort bis an's Ende ihrer Tage. Der Ewige prüfte sie vor ihrem Heimgange in's himmlische Leben mit einer sehr schmerzlichen Krankheit, nämlich der Halsverengerung; sie duldete gottergeben, und vollendete ihre segensreiche Bahn am 26. Brachmonat 1571. Seit ihrem Ableben sind 289 Jahre vorüber, und ihr Andenken ist noch nicht erloschen; es wird annoch manche schöne That von ihrem einstigen Liebeswirken erzählt, die Welt preiset ihren Namen, und wünschet ihr ewige Ruhe und Wohlsein im Reiche der Vergeltung.

Beat, der heilige, Schweizerapostel. (Zusatz zu dem Artikel, Seite 74 ff.) Die alten Chroniken erwähnen: Beat habe, als er den Alpenvölkern die Glaubenslehre verkündete, bei diesem verwilderten Geschlechte nicht sogleich Gehör gefunden; zwar habe dasselbe über die neue noch nie gehörte und seltsame Rede des fremden Mannes erstaunt, aber sein Herz sei lange verschlossen geblieben. Dann erzählen sie: „Er wanderte von Ort zu Ort, von Gau zu Gau, spannte das evangelische Netz, um Seelen zu fangen, aus, lebte dürftig auf seinen Wanderungen, hüllte sich in einen härenen Rock, trieb Handarbeit, flocht Körbe und Fischgarren aus Weiden und Binsen, erwarb sich so seinen Unterhalt, und unterstützte noch viele Arme und Dürftige. Als aber die Helvetier die Wahrheit und Reinheit der christlichen Lehre erkannt, und Gott selbst durch verschiedene Gebetserhörungen und Wunderthaten den Worten des Glaubensboten Zeugniß gegeben hatte, öffneten sie allmählig ihre Herzen dem göttlichen Lichte; viele unter ihnen ließen sich taufen und wurden Christen, besonders im Aargau, Thurgau, Zürichgau u. s. w. — Der eifrige Sendbote hielt sich aber nicht ein-

zig in jenen Gegenden auf, sondern richtete seine Schritte nach andern Orten hin, bevor er sich am Fuße des höchsten Alpenlandes niederließ, um sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Sehr wahrscheinlich hat er auch die Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden betreten, daselbst den evangelischen Samen ausgestreut und christliche Genossenschaften gegründet. Darüber haben sich Sagen bis auf die Gegenwart erhalten. Herr Businger (die Geschichte Unterwaldens, Bd. I., S. 111) berichtet: Wie nun der fromme Glaubensverkünder eine größere Zahl Menschen dem neuen Evangelium zugewandt hatte, errichtete er kleine Christengemeinden, stiftete Kirchen und Bethäuser, und ordnete Priester zur gehörigen Pflege der ausgestreuten Gottessaat. So rühmt sich heute noch Yberg, die alte Pfarrei im Lande Schwyz seines längern Aufenthalts daselbst, und der durch ihn auf wilder Anhöhe gegründeten ersten Christengemeinde. Eben so wahrscheinlich ist es, er habe seine apostolische Thätigkeit auch über Rhätien ausgedehnt; denn von Mailand kommend, reiste er vermuthlich durch das weitschichtige Bündtnerland. Die Apostel, wo sie hinkamen, verkündeten den Gekreuzigten, und das Gleiche thaten auch ihre Jünger. Wenn auch diese Ansichten sehr annehmbar sind, so fehlen dennoch die Belege, die leider, wie bei andern historischen Nachrichten durch die Länge der Zeit abhanden gekommen sind.

Bernard, der heilige, Abt von Clairvaux. Dieser durch Fülle von Gelehrsamkeit, Heiligkeit und Gotteskraft hoch hervorragende Mann verdient billig ein Andenken in unserm Heiligenbuche. Er bleibt der Schweiz ein ewig theurer Mann, nicht nur der Wunderthaten wegen, die er darin verrichtet, sondern weil große und heilige Mönche aus seinem Kloster Clairvaux drei bischöfliche Stühle in der Schweiz schmückten; Mönche, sage ich, die seine Jünger waren, und seinen Geist der Liebe und Heiligkeit athmeten. Die Gefeierten sind: Adalgott von Chur, Guarin von Sitten und Amedeus von Lausanne (s. d. A.), welche in den genannten Sprengeln mit Gutheißung der obersten Kirchengewalt als Heilige verehrt werden. Die hohe Bestimmung Bernards ward schon vor dessen Geburt seiner Mutter durch ein sonderbares Traumbild angekündigt. Aletha sah nämlich während ihrer Schwangerschaft in ihrem Leibe einen weißen Hund, der von ununterbrochenem, unermüdlichem Gebell nicht abließ. Die

sich darüber beängstigende Mutter suchte Beruhigung und Deutung bei einem ihr bekannten, durch Frömmigkeit ausgezeichneten Priester. Dieser von einem Strahle höhern Lichtes in seinem Innern erleuchtet, sagte ihr, sie möchte sich nur gänzlich beruhigen. Das Kind, das sie jetzt unter ihrem Herzen trage, werde einst, wie ein treuer unerschrockener Hund, das Haus des Herrn bewachen, gegen alle dessen Feinde eine mächtige Stimme erheben, und als ein mit Wunderkraft und Salbung aus der Höhe ausgerüsteter Bote Gottes Völker und deren Beherrscher leiten, lehren und in ihrem Glauben befestigen. Sie brachte das Kind 1091 zu Fontaine, in Burgund, zur Welt, besorgte des Knaben Erziehung, und bestimmte ihn zum geistlichen Stande. Er trat in den Cistercienserorden zu Citeaux unter die Leitung des Abtes Stephan Harding von England, und wurde schon nach drei Jahren (1115) zum ersten Abte des Klosters Clairvaux gewählt. Bernard war ein ausgezeichneter Klosteroberer, und seine Freude war die Blüthe und das Wachsthum von Clairvaux. Um das Jahr 1118 zählte es bereits siebenhundert Brüder. Von allen Seiten her verlangte man Mönche, die in seiner Schule gebildet waren. Es entstanden Ordenshäuser in Paris, Chalons, Mainz, Lüttich und in vielen andern Städten Frankreichs und Deutschlands, desgleichen in der Schweiz, Italien, Spanien und Portugal, und noch vor dem Tode des Heiligen zählte man 160 Klöster, die von Clairvaux abhängig waren. Männer vom ersten Range, hervorragend durch Geburt oder Gelehrsamkeit, vertauschten die Herrlichkeit der Welt mit der Armuth der Zelle. Bernard aber war nicht nur ein edler Klosterführer, er wurde auch Rath der Päpste, der Schiedsrichter der Fürsten, das Orakel seiner Zeit, und wenige Menschen haben gelebt, welche unter einem so unscheinbaren Aeußern eine so große Macht über die Zeit ausgeübt haben. Weil er ein wahrer Mann Gottes mit dem Himmlischen innig vertraut, allen Neigungen, allem selbstischen Wesen abgewendet, voll Liebe zu Gott und den Nebenmenschen, voll ungetrübter Klarheit des Geistes und ausgerüstet war mit der tüchtigsten Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge, so ward er in fast allen Angelegenheiten beigezogen. Denn man erkannte, daß in ihm die göttliche Weisheit und Liebe unter den Menschen der damaligen Zeit am meisten sich zeige. Man müßte die Geschichte jener Tage abschreiben, wenn

man darstellen wollte, was Alles der heilige Abt zum Besten der Kirche und des Staates unternommen. Mehrmals riefen ihn dringende Angelegenheiten nach Italien; bei seiner Reise über die Alpen hat er den Boden der Kantone Genf und Waadt betreten, und einmal als er das Kloster im Hochthal besuchte, lenkte er seine Schritte, wie eine Urkunde von St. Moritz angibt, zu der Grabstätte des heiligen Mauritius und seiner Gefährten. Das Schwierigste bürdete unserm Heiligen sein gewesener Schüler, Papst Eugen III. (1145—1153), auf. Als nämlich die Kunde erscholl, wie die Sarazenen große Fortschritte in Palästina gemacht und Edessa, die Vormauer Jerusalems genommen hätten, gebot Eugen III. dem heiligen Abte, die Fürsten und Völker Europas zu den Waffen zu rufen gegen die Erbfeinde der Christenheit. Bernard predigte 1146 zuerst den Kreuzzug in Frankreich mit mächtigem Erfolg, und wandte sich darauf nach Deutschland. Der Ruf von der Heiligkeit seines Lebens, der Gewalt seiner Rede, den zahlreichen Wundern, die er wirkte, hatte die Menge aus den weitesten Kreisen herbeigezogen. Zwar redete der Heilige, da er des Deutschen nicht kundig war, in romanischer Sprache, aber diese Stimme, bald sanft und milde wie Harfenton, bald anschwellend und mächtig wie der rollende Donner; dieser Leib, der aus höheren Regionen herabgestiegen zu sein schien, diese Begeisterung und Gluth der Ueberzeugung ergriff Alle mit nie gekannter Macht „Dieser heilige Mann," schreibt Wibald von Stablo an einen Freund, „abgezehrt durch die Rauhigkeit der Einöde und langjähriges Fasten, bleich und von fast geisterhaft zarten Formen, überzeugt schon durch seinen Anblick, bevor man ihn noch gehört hat. Gott hat ihm die besten Anlagen verliehen, die höchste Gelehrsamkeit, einen unvergleichlichen Eifer, eine außerordentliche Uebung, klare Aussprache, dazu einen Anstand in den Wendungen, wie sie jeder Redeweise angemessen ist. Kein Wunder, wenn er durch die Macht so hoher Eigenschaften die Schlafenden, ja um mehr zu sagen, die Verstorbenen auferweckt, die Menschen unter Mitwirkung Gottes, der seine Rede bestätigt, umschafft und die, so ehedem vor den Wagen Pharao's einhergingen, nun unter das Joch Gottes beugt. Den wirst du in Wahrheit beredt nennen, der nicht in seinen Werken niederreißt, was er mit dem Munde predigt, der nicht innerlich ein Nero, äußerlich ein Cato ist.

Ihn mußt du sehen, um belehrt, ihn hören, um unterrichtet, ihm folgen, um vollkommen zu werden." — Von Deutschland begab sich der heilige Abt auf den dringenden Wunsch des Bischofs Hermann I. von Constanz nach der Schweiz, in der er sehr viele Wunder wirkte, welche die Bischöfe von Basel und Constanz, Gaufrid, sein Geheimschreiber, Gerard, Abt Frowin von Engelberg, Eberhard und Philipp bezeugen, seine Wunder sind öffentlich vor Tausenden und abermal Tausenden gewirkt worden und können, von eben so vielen Zeugen bestätigt, nimmermehr geleugnet werden. Als er mit dem Bischof Hermann nach Basel kam, empfing ihn der dasige Bischof Ortlieb sehr ehrenvoll; sogleich bestieg Bernard die Kanzel, hielt an das zusammengekommene Volk eine vom Geiste Gottes durchglühte Rede, und heilte darauf eine stumme Frau, einen Lahmen und einen Blinden. Von dort begab er sich nach Schaffhausen, Constanz, Winterthur, Zürich, Rheinfelden, und die Bollandisten erzählen (T. IV. Aug. p. 313—337), daß er an den genannten und umliegenden Orten eine große Anzahl von Lahmen, Blinden, Verstümmelten, Gliedersüchtigen u. s. w. mit dem Kreuzzeichen und Händeauflegen geheilt habe. Wohin er durch die Schweiz kam, ward er wie ein Bote des Himmels begrüßt, und jeder Ort wurde selig gepriesen, wo der heilige Mann seine Herberge nahm. So oft ein Wunder geschah, ertönten die Glocken und der Gesang des Volkes: „Christ uns genade, Kyrie eleison! Die Heiligen helfen uns." Auf diese Weise pflegte man in der Schweiz und Deutschland Gott für ein geschehenes Wunder zu danken. Bernard fand, obschon außerordentlich in Anspruch genommen, und einen großen Theil seiner Zeit dem Gebete der Betrachtung und frommen Bußübungen widmend, doch soviel Muse, um zahlreiche Schriften zu verfassen. Sein hoher, himmelwärts strebender Geist suchte Alles mit sich hinaufzuziehen, und Alles mit den Segnungen der Erlösung zu erfüllen. Dieser Geist führte nun auch seine Feder. Mit erschöpfender Kenntniß seines Gegenstandes vereiniget er in seinen Schriften Klarheit, Kraft und eine herzgewinnende Schönheit und Lieblichkeit der Darstellung. Nur ein Herz, wie das Bernards war, konnte die schöne Abhandlung „von der Liebe Gottes" schreiben und das hohe Lied in solcher Vollendung erklären. Seine zärtliche Andacht zu der jungfräulichen Mutter des Herrn spiegelt sich allenthalben in

seinen Schriften. Von ihm rühren die Worte her, die dem Salve Regina beigefügt sind, indem er im Dome zu Speier am Ende des Hymnus entzückten Geistes ausrief: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!" Die heilige Liebe Bernards und sein begeistertes Schauen entströmten auch in herrlichen Liedern, in denen er die Gegenstände seiner Sehnsucht in lebendigen, lieblichen Bildern darstellte. Auch in Gesang und Musik ergossen sich seine Anschauungen der göttlichen Dinge, sie sollten durch jene ausgedrückt werden, weßhalb er sagt: „daß der Gesang nicht hart, nicht weichlich, sondern angenehm dem Ohre sein, die Aufmerksamkeit schärfen und den Sinn der Worte gleichsam in die Seele übertragen müsse." — Als die Stunde seiner Auflösung nahte, sammelten sich Bischöfe und andere hohe Personen um sein Krankenlager, und seine Ordensbrüder flehten in unbeschreiblicher Trauer zu Gott um Verlängerung seines Lebens. Er aber sprach: „Ich bin ein unnützer Knecht; es ist Zeit, daß ein so alter, unfruchtbarer Baum abgehauen und ausgerottet werde." Der Schimmer einer höhern Welt verklärte sein sterbendes Antlitz, und der außerordentliche Mann ging am 20. August 1153 in die Wohnungen des Herrn hinüber. Seine Leiche wurde im Kloster Clairvaux vor dem Altare der allerseligsten Jungfrau, die er in seinem Leben so sehr geliebt und verherrlicht hatte, beerdigt. Viktorin Adam machte auf den Heiligen eine Grabschrift; sie klingt lieblich vor allen übrigen und bezieht sich auf das Kloster Leuchten- oder Lichtenthal (Clairvaux) und den heiligen Abt. Diese lautet:

„Leuchtend ist das Thal, doch weithin über den Erdkreis
Aus dem Lichtenthal strahlet der Abt ihm zum Ruhm.
Leuchtend vom Ahnenglanz, von Verdiensten leuchtend und Ehre,
Wie durch der Rede Kraft, so durch die Tugend verklärt.
Glanzvoll ist sein Tod, voll Glanz die Asche, das Grab auch;
Glänzender jubelt sein Geist vor des Ewigen Thron. [1]"

Papst Alexander II. reihte ihn 1165 feierlich der Zahl der Heiligen ein, und Pius VIII. setzte ihn im Jahre 1830 unter die

---

[1]) Claræ sunt valles: sed claris vallibus Abbas
Clarior his clarum nomen in orbe dedit.
Clarus avis, clarus meritis, et clarus honore,
Clarus et eloquio, religione magis.
Mors est clara, cinis clarus, clarumque sepulchrum
Clarior exultat spiritus ante Deum.

Kirchenlehrer. Die ältern Biographieen unseres Heiligen, wie z. B. die des Abts Wilhelm von Thierry bei Rheims, Abts Ernald von Bonnevall und Gaufrids, sind sehr zu empfehlen. In der neuesten Zeit hat der heilige Bernard zwei tüchtige Biographen an Neander und Ratisbonne gefunden. Von Protestanten und Katholiken gleichmäßig verachtet wird Ellendorfs Buch über den heiligen Bernhard und die Hierarchie seiner Zeit, 1837.

Berno, Abt von Reichenau. Herr Hefele berichtet, Berno (auch Bern und Bernard) sei Benediktinermönch zu Prüm bei Trier gewesen, allein dieser Angabe widerspricht der gelehrte und geschichtskundige P. Conrad Boppert, Mönch von St. Blasien und sagt in seinem vortrefflichen Werke „Scutum Fidei," er sei zuerst Benediktinermönch zu St. Gallen in der Schweiz gewesen: primum Monachus S. Galli O. S. B. in Helvetia (P. XII. p. 173). Er war von Geburt ein Deutscher, studirte wahrscheinlich in St. Gallen, und zog das Kleid des heiligen Gallus an. Als junger Mönch zeichnete er sich durch Gelehrsamkeit und durch heiligen Wandel aus, und sein gefeierter Ruf widerhallte auch in deutschen Landen. Der heilige Kaiser Heinrich II. (s. d. A.), der nur große Männer auf Bischofsstühle beförderte und die Abteien mit würdigen Vorstehern besetzte, bestellte unsern Berno im Jahre 1008 zum Abte von Reichenau im Bodensee. Diesem damals so berühmten, blühenden und hochverdienten Kloster hatte eben der rohe und wilde Abt Immo tiefe Wunden geschlagen. Die gelehrtesten und besten unter den Mönchen waren vertrieben, Schule und Bibliothek ganz vernachlässigt, theilweise verwüstet. Zum Glück für das Kloster wurde dieser rohe Tyrann schon nach zwei Jahren abgesetzt, und es gelang dem neuen Abt während seiner langen Regierung den Glanz Reichenaus und seiner Schule wieder herzustellen. Er war selber einer der vorzüglichsten Gelehrten, welche Reichenause gehabt hat, ausgezeichnet unter den Dichtern seiner Zeit, berühmt als Redner und Denker, in der Musik praktisch und theoretisch gebildet, und mit so vielen Kenntnissen ausgerüstet, daß er die Bewunderung seiner Zeitgenossen auf sich zog. Die Verluste, welche die Reichenauer Bibliothek unter Immo erfahren, suchte er wieder zu ersetzen durch Ankauf von Büchern, durch Abschriften, die seine Mönche besorgten, und durch neue literarische Werke, welche er und die Gelehrtesten derselben verfaßten.

Ein Hauptverdienst Berno's besteht auch in den Verbesserungen, welche durch ihn in der Kirchenmusik des deutschen Reichs eingeführt wurden. Er hatte im Jahre 1014 den heiligen Kaiser Heinrich II., als sich derselbe von Papst Benedikt VIII. krönen ließ, nach Rom begleitet, und suchte nun das Bessere, was er dort in Betreff der Kirchenmusik kennen gelernt hatte, auch in seinem Vaterlande einzuführen. Weiterhin benutzte er die Gunst, die er bei Papst, Kaiser und Fürsten genoß, um seinem Kloster manche Vortheile zuzuwenden. Namentlich ließ er die Privilegien Reichenaus im Jahre 1016 durch den Kaiser und im Jahre 1032 durch den Papst Johann XX. auf's Neue bestätigen. Auch die Markuskirche von Reichenau wurde durch ihn erbaut. — Nicht wenig freute unsern Berno der Eintritt Hermann des Lahmen (Contractus), in sein Kloster, dessen Zierde er wurde. Dieser hatte den Grafen Wolferad von Veringen zum Vater, und die aus vornehmem Geschlecht stammende Hiltrude zur Mutter, war von Geburt (1013) her an allen Gliedern gelähmt, und schien zum unglücklichsten Geschöpfe bestimmt zu sein. Allein Hermann, obgleich er bis zu seinem Hintritte in Folge dieses Zustandes sich nie ohne fremde Hülfe bewegen konnte, überwand durch die Kraft seines Geistes mit Hülfe der göttlichen Gnade und der Fürsprache der Mutter des Herrn alle diese Hindernisse, und bildete sich zu einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit heran. Seine Eltern brachten ihn sieben Jahre alt in das Kloster St. Gallen, um ihn da in den Kenntnissen und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Nach zurückgelegten Studien trat er in die Abtei Reichenau, die er als der frömmste, liebenswürdigste, heiterste, geduldigste und gelehrteste Mönch schmückte. Auch Hermanns Bruder, Werinhar, war damals ein gelehrter Mönch in der Reichenau, den seine Wißbegierde und Frömmigkeit nach Palästina trieb, wo er seinen Tod und auf dem Blutacker (Haceldama) sein Begräbniß fand. Berno schätzte den Hermann ungemein, und sprach bei seinem Tode (7. Brachm. 1048) zu ihm: „Fahren Sie fort unsere Schule zu heben, welche von Jünglingen aller Gegenden besucht wird; der Lohn dafür wird ihnen nicht ausbleiben." Er starb 1054 im Rufe der Heiligkeit und ist der Verfasser vieler Schriften; sein Buch „de officio missæ, seu de rebus ad officium missæ spectantibus," hat mehrere Abdrücke erlebt.

C.

Christian von Castelberg, Abt von Disentis. Zur Zeit der Glaubensänderung drangen die Lehren Zwinglis auch in die Thäler von Rhätien, und brachten eine heillose Verwirrung unter das Alpenvolk. Selbst Disentis blieb nicht verschont, und die Reformen hatten daselbst tiefe Wurzeln gefaßt. Das alte ehrwürdige Stift des heiligen Sigisbert ging seiner Auflösung entgegen; die Beschlüsse von Ilanz (1526) verboten die Novizenaufnahme, räumten der weltlichen Behörde das Recht ein, den Abt zu ernennen, und über die Einkünfte des Klosters wurde ein Sachwalter bestellt. Zudem schlug der Abt Martin II. Winkler, aus Schanfigg, der löblichen Genossenschaft tiefe Wunden; er war ein liederlicher Haushalter, entsagte dem Priesteramte, zog nach Ilanz, heirathete eine Dirne, mit der er schon lange gelebt, und konnte nur gegen Gestattung eines Gnadengehalts zur Abdankung gebracht werden. Auch unser Christian wurde von der weltlichen Behörde zum Abte ernannt; aber es scheint, sie habe den großen Mann nicht gekannt, sonst wäre er kaum mit dieser Würde betraut worden. Er stammte aus der edlen Familie von Castelberg in Disentis, wurde Weltpriester, verwaltete einige Jahre eine Landpfarre (parochia Aethuatiana), bewährte sich in Wort und That als einen würdigen Seelsorger zum Heile der Pfarrgenossen, und durch seinen Tugendglanz wußte er alle Gemüther an sich zu ziehen. Den 26. Heumonat 1566 ergriff er den Krummstab zur Leitung des Klosters, das er in einem erbärmlichen Zustande und fast entvölkert antraf. Der Senat hielt sich noch immer an die Artikel von Ilanz, beobachtete weder Recht noch Gerechtigkeit, und die noch vorhandenen Religiosen, dem Klosterleben gänzlich entfremdet, wollten von Zucht und Gehorsam nichts wissen. Die katholischen Priester hatten sich sehr vermindert, und die Reformatoren setzten alle Mittel in Bewegung, den Bauern mit der neuen Lehre den Kopf zu verrücken. Nur ein kluger, eifriger und frommer Mann konnte unter solchen Umständen das Kloster heben, und ein solcher war der neu erwählte Abt; er nahm, ohne auf die frühern

Verordnungen zu achten, einige hoffnungsvolle Jünglinge, in der Regel des heiligen Benedikts gut unterrichtet, auf, und ließ durch sie den Gottesdienst besorgen. Indessen weigerte sich der Bischof Beat von Chur den Abt Christian anzuerkennen, indem er nicht nach den Canonen gewählt worden sei. Herr von Castelberg wandte sich an den heiligen Stuhl, und Papst Pius V., der sehr günstige Zeugnisse von dem Gewählten erhalten hatte, bestätigte dessen Wahl. Sofort berief 1570 der Abt Christian den Bischof von Chur, die Aebte von Einsiedeln und Pfäfers u. s. w. nach Disentis, legte im August öffentlich die heiligen Gelübde ab, und empfing darauf die Abtsweihe unter großem Jubel der Anwohner. Vor Allem suchte er sein Kloster aus den Händen der Laien zu befreien, und dazu bot sich ein schicklicher Anlaß dar. Seine Schwester, mit einem Rathsherrn Dominiko Baldetto verheirathet, theilte die Gesinnungen ihres Bruders, beredete ihren Mann, der als Klosterverwalter angestellt war, seine Verwaltung aufzugeben und den Abt wieder in seine Rechte einzusetzen; und dieser verzichtete freiwillig auf seine Stelle, und die Verwaltung wurde von nun an dem Abte Christian und seinen Nachfolgern zuerkannt. Auch der Kaiser Maximilian II. erhob ihn und seine Nachfolger (1570) zu Fürstäbten. — Mit unbeschreiblichem Eifer arbeitete der fromme Abt, um den alten Glauben in Disentis und der Umgebung herzustellen; er scheute weder Kosten, Gefahren noch Strapazen, und nichts konnte ihn von dem angefangenen Gotteswerke abhalten. Wie ein Missionär durchwanderte er die Dörfer, mahnte den Clerus, die Kirchen und deren Zierden reinlich zu halten, die Ceremonien nach Vorschrift zu beobachten; predigte oft dem Volke, und gab den Kindern christlichen Unterricht. Von nun an genoß er die Gunst seines Bischofes; er bevollmächtigte ihn (7. Horn. 1572) auch in den Kirchen, die dem Kloster nicht zugehörten, das Amt des Bischofs zu vertreten. Mit dieser Gewalt ausgerüstet, setzte er oft auf der Kanzel die Inful auf, sprach väterlich an das Herz der Zuhörer, die oft sehr gerührt das Gotteshaus verließen. Der Väterglaube faßte wieder Wurzeln; allein die Neuerer thaten auch ihr Mögliches, hielten des Nachts heimliche Zusammenkünfte, und vertraten eifrig die Stelle dessen, der Unkraut unter den Waizen aussäet. — Merkwürdig ist, was Abt Adalbert II. in dem Catalog der Aebte über jene Zeit berichtet: Fünf Pfarrer aus dem Bezirk

Disentis verließen wie Miethlinge ihre Pfarrei, begaben sich nach Zürich und huldigten der neuen Lehre; die Zurückgebliebenen theilten die gleichen Gesinnungen und stunden im Begriffe, den nämlichen Schritt zu wagen. So weit war's in Disentis gekommen! Dieser traurige Vorfall berührte den frommen Abt schmerzlich und er eilte noch am gleichen Tage in die fünf Orte, und hielt in einer jeden Pfarrei eine Anrede an das Volk, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Die fünf Pfarrer fanden indessen in Zürich nicht, was sie suchten und entschlossen sich nach Bünden umzukehren. Die Strafe Gottes erreichte sie, und auf dem Wallensee verloren alle in einem Sturm das Leben. Es gibt nicht eine Kirche in Disentis, welche sich nicht der Freigebigkeit dieses gottseligen Abtes rühmt; dieser fehlte das Dach, jener der Altar, und einer andern die heiligen Gewänder zur geziemenden Feier des öffentlichen Gottesdienstes, aber der eifrige Abt sorgte für jedes Bedürfniß. Seine Wirksamkeit dehnte er über seinen Kreis aus, und er half auch besonders an den Orten, wo Katholiken und Protestanten untereinander gemischt lebten, und wo heut zu Tage die Capuziner die Seelsorge versehen. Obschon mit unsäglichen Geschäften beladen, widmete er seinem Kloster alle Aufmerksamkeit, zur Bildung der Jugend errichtete er Schulen, zierte die Altäre, schaffte den nöthigen Kirchenornat, der von seinen Vorgängern gänzlich vernachlässigt war, an, ließ eine Orgel bauen, sorgte für den Kirchengesang und Musik, führte die kanonischen Tagzeiten ein und wohnte diesen bei Tag und Nacht im Chore, aber immer mit entblößtem Haupte aus Ehrfurcht zum hochheiligsten Altarssakramente, bei. Sehr gewissenhaft besorgte er den Haushalt, er hatte zwar in Betreibung des Einkommens noch viele Schwierigkeiten zu besiegen, jedoch förderte seine Klugheit alles zum Besten, und alle Rechtschaffenen liebten ihn. Seine Liebe wandte sich auch den Armen zu; er spendete nach Kräften Almosen, ließ am Montag und Mittwochen Brod und überdieß am Samstag noch Milch in Fülle unter die Dürftigen austheilen, alle Jahre eine Kuh schlachten und eine Menge Nördlingertuch verfertigen, um die Nackten zu bekleiden. — Das Jahr 1581, in welchem der heilige Karl Borromäus. (s. d. A.) in Disentis einkehrte, bleibt für die Gegend unvergeßlich, und ist eines ewigen Andenkens würdig; die Annalen des Klosters haben die nähern Umstände treu beschrieben

und sie der Nachwelt aufbewahrt. Als die Sonne schon zum Niedergange sich neigte, erreichte der heilige Kardinal auf dem Lukmanier (Lucomonis) das Spital; er kehrte zuerst in die dasige Muttergottes Kapelle ein, grüßte die Himmelskönigin in einem frommen Gebete, nahm darauf mit seinen zehn Begleitern ein frugales Nachtessen, das aus Kastanien und ein wenig Milch bestand, widmete den größten Theil der Nacht dem Gebete, und ruhte nur kurze Zeit auf frischem Heu. Da er sich dem Kloster Disentis nahte, eilte das sämmtliche Volk in festlichem Zuge zu seinem Empfang. Fahne und Kreuz öffneten den Gang; ihnen folgten zwei Rathsherren, welche die Reliquien des heiligen Sigisbert in einem Kästchen verwahrt trugen; auf diese kamen zwei andere Vorsteher mit den Gebeinen des heiligen Martyrers Plazidus; dann nach dem Rang der Clerus, Heiligthümer in den Händen tragend; endlich der Abt Christian mit seinen Insignien angethan. Der Heilige von der Reise erschöpft und vom Schweiße triefend, lehnte sich an seinen Wanderstock und schloß sich der rechten Linie an. Als er die Ueberbleibsel so vieler Heiligen erblickte, vergoß er Freudenthränen, vielleicht rührte ihn auch der Anblick des armen Volkes; denn als er Thränen vergoß, weinten die meisten mit ihm. Das Zimmer, in welchem der heilige Prälat übernachtete, gehörte zum Kloster; es geht das Gerücht, er habe beim Eintritt in die Zelle seinen Fuß zurückgezogen und gesagt: „Meine Füße dürfen nicht den Boden betreten, der vom Blute der heiligen Märtyrer gefärbt ist.“ In derselben Nacht gab er sich die Geißel, und man fand an Decken und auf dem Boden mehrere Blutflecken. Bei diesem Anlasse besprach der Abt Christian mit seinem hohen Gast mehrere Angelegenheiten, und namentlich kam zur Sprache der Priestermangel und die Nothwendigkeit der Errichtung eines theologischen Seminars. Nach einem so thaten- und tugendreichen Leben wollte der Himmel den verdienstvollen Abt Christian zu sich nehmen, was den 22. Horn. 1584 geschah. Als man um Mittag den englischen Gruß läutete, sprach er zu den umstehenden Brüdern: „Hebet mich ein wenig auf, damit ich Maria grüßen kann; er betete sehr andächtig, ließ dann den Kopf auf das Kissen nieder, richtete die Augen gen Himmel und sprach mit gebrochener Stimme: „Vater, Vater! ich bin bereit und nicht unvorbereitet; Vater! in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Mit diesen Worten verschied er. (Eichorn, Episc. Curien., p. 253—257; von Mülinen, Helv. S.)

Coleta, die heilige, Clarissin. (Zusatz zu dem Art. S. 113 ff.) Coleta oder Coletta war die Tochter eines Zimmermanns, Namens Robert Boilet (Boellet), ihre Mutter hieß Margaretha Moyon; Beide fürchteten Gott, und waren von redlichem Wandel. Ihre Mutter, zum zweiten Male verehelicht, war in der ersten Ehe unfruchtbar geblieben; in der zweiten gebar sie diese bewunderungswürdige Tochter, als sie bereits über sechszig Jahre zählte. Die Einwohner von Corbin staunten und die hocherfreuten Eltern mit ihnen und durften mit Recht fragen, was aus diesem Kinde werden würde. Sie betrachteten es als ein besonderes Geschenk und waren darum auch eifrigst bemüht, dasselbe zu pflegen und unter dem Einfluße der göttlichen Gnade für Gott und Religion zu erziehen. Nach dem Tode ihrer Eltern nahm Coleta das Gewand des dritten Ordens des heiligen Franciskus, entäußerte sich ihres ganzen Vermögens und ließ sich zu Corbin an der St. Stephanskirche vom Abt Raoul feierlich einschließen, wo sie unter der Leitung des P. Pinet, ihres Beichtvaters, große Fortschritte in der Vollkommenheit machte. Indessen ward sie mehrerer Offenbarungen gewürdigt, aus denen sie erkannte, daß sie zur Reform des Franciskanerordens berufen sei; es wurde ihr auch in einem Gesichte gezeigt, daß bald ein neuer Seelenführer ankommen werde, was denn auch geschah. Damals lebte in Savoyen in der Diöcese Annecy in einem Franciskanerkloster von der strengen Observanz P. Heinrich de la Balme, ein sehr frommer Mönch, der mit Genehmigung seiner Obern eine Pilgerfahrt nach Palästina unternahm. Er schlug den Weg über Marseille ein, kam nach Avignon und besuchte dort die heilige Klausnerin Marion-Amante, um sie wegen seiner Reise zu Rathe zu ziehen und sich in ihr Gebet zu empfehlen. „Gott will nicht," sprach sie zu ihm, „daß Sie das Meer überschiffen, Sie sollen sich nach Corbin zu der Klausnerin Coleta begeben, die Gott als Werkzeug großer Wunder und zur Umgestaltung des Franciskanerordens auserkoren hat. Sie sollen ihr in dem schwierigen Werke beistehen, und Gott wird sie unterstützen." P. Heinrich verabschiedete sich von Marion-Amante, begab sich nach Rumilly, wo die tugendreiche Blanca von Savoyen, Gräfin von Genf, wohnte, und erzählte

ihr seine Erlebnisse in Avignon. Die Gräfin gab ihm den Rath, er solle seinen Weg über Besançon einschlagen und da die Gräfin von Brissay besuchen, sie werde zweifelsohne ihm das Geleit zur heiligen Klausnerin Coleta geben. Diese Dame war die Tochter des Herrn Thouart de la Roche, und hieß Isabella von Thouart. Ihr Herr, der Graf von Brissay, schon im Reiche der Seligen, hatte ihr große Güter in Burgund und in der Schweiz hinterlassen, die sie, weil kinderlos, meistens Klöstern und Stiften zuwendete. Als Pater Heinrich sie besuchte, ihr ein Empfehlungsschreiben von der Gräfin von Genf übergab, und den Zweck seiner Reise eröffnet hatte, bot sie sich selbst an, ihn zur heiligen Klausnerin zu begleiten und die Kosten der Reise und andere Ausgaben zu bestreiten. Sofort fuhren sie nach Corbin, besuchten zuerst den Ortspfarrer, der zu ihnen sagte, sie werden wohl überrascht sein, wenn er ihnen anzeige, Coleta wisse auf außerordentlichem Wege schon um ihre baldige Ankunft. Darauf begaben sie sich zu ihr, und nachdem sie einander die höheren Offenbarungen mitgetheilt hatten, erklärte Coleta, sie könne dem Willen Gottes nicht länger widerstehen, sondern finde sich bereit, ihren Beruf zu erfüllen, soviel in ihren Kräften stehe. Es mußte auch um die Entbindung von ihrem Gelübde, die Klause nie zu verlassen, nachgesucht werden; zu diesem Behufe reisten die drei Personen nach Nizza, wo Papst Benedikt XII. Hof hielt, der die frommen Personen sehr gewogen aufnahm. Der heilige Vater hörte umständlich ihre Bitten an, nahm der heiligen Coleta auf ihre Erklärung in den Orden der heiligen Clara eintreten zu wollen, die heiligen Gelübde ab, und bestätigte, weil er selbst sein Augenmerk auf die Verbesserung der religiösen Orden richtete, durch ein Breve ihr Ansuchen. Voll heiligen Eifers bereiste nun die Bevollmächtigte die Sprengel Beauvais und Amiens, um in den verschiedenen Orten den Geist des heiligen Franciskus zu beleben. Nachdem sie die Klöster Besançon, Auxonne, Poligny u. s. w. geordnet hatte, machte sie einen Versuch, in Chambery bei den Urbanistinnen die Reform vorzunehmen, fand aber Widerstand, weil diese von den PP. Franciskanern geleitet wurden; daher entschloß sich Amedeus VIII., Herzog von Savoyen, ein neues Kloster in Vivis (Kanton Waadt, Diöcese Lausanne) in der angenehmen Lage des Genfersee's zu gründen. Coleta nahm den Vorschlag an, um jedoch dem Un-

ternehmen eine feste Unterlage zu geben, hielt es der Herzog für heilige Pflicht, um die kirchliche Bewilligung nachzusuchen. Er wandte sich daher an Papst Martin V., welcher diese Bitte sehr gerne erfüllte, und durch ein Breve unterm 13. Wintermonat 1425 die Vollmacht zur Errichtung eines Reformklosters in Vivis ertheilte. Das Breve war an den Erzbischof von Tarantaise gerichtet, den der heilige Vater für diese Angelegenheit zu seinem apostolischen Gesandten bestellte. Indessen war, wie aus einer Urkunde von 1290 hervorgeht (s. Mémorial de Fribourg T. II. p. 320), schon früher in Vivis ein Kloster der heiligen Clara, und Papst Martin V. bekräftigt dies in seinem Bewilligungsschreiben, indem er sagt: „Wir bewilligen dem Kloster der Clarissinnen in Vivis alle Freiheiten, die es von unsern Vorfahren erhalten hat." Es scheint also, die heilige Coleta habe das alte Kloster nur erweitert und theilweise neu aufgeführt. Als der Bischof von Lausanne Wilhelm IV. de Challant (1406—1431 über die Errichtung des neuen Klosters in Kenntniß gesetzt wurde, freute er sich sehr, und vermachte ihm 3000 Goldkronen. Auf dem Wege nach Vivis reiste Coleta mit einigen Gefährtinnen durch Genf. Da bemerkte eine ihrer Begleiterinnen: „Ach, das wäre ein schöner Ort für ein Kloster der Reform!" „Wohl wahr," erwiederte die Heilige, „es wird auch hier eines entstehen; aber leider von kurzer Dauer sein, denn schon im nächsten Jahrhundert wird diese Stadt den Glauben verlieren, und in ihren Abfall die ganze Umgegend fortreißen. Man wird die katholische Religion verbannen, religiöse Stifte aufheben und auch unsere Klöster werden das gleiche Loos theilen; doch finde ich einigen Trost darin, weil ich voraussehe, daß alle unsere Schwestern ihrem heiligen Berufe treu bleiben und daß sie in keiner Verfolgung wanken werden. Ihr Heldenmuth wird viele Katholiken stärken und vom Abfalle zurückhalten." — Die Voraussagung, von der Mutter Chevallier aufgezeichnet, erfüllte sich im Jahre, 1535 am 27. August, als vom Rathe die Beschlußnahme erschien, die katholische Religion sei in Genf abgeschafft. Drei Tage darauf verließen die Clarissinnen, nachdem man ihnen Alles entzogen hatte, unter dem Bedauern drr Einwohner zu Fuß die Stadt Genf, und flüchteten sich nach Annecy. Eine dieser Conventualinnen, die Schwester von Jussi, hat uns in einer kleinen Schrift, betitelt: „Le commencement de l'hérésie de Ge-

nève," eine merkwürdige, lehrreiche und von den Protestanten selbst, wegen ihrer rührenden Einfalt und Aufrichtigkeit, bewunderte Darstellung der Ursache und der Umstände dieses ihres Auszuges hinterlassen. Gleichzeitig wanderten viele angesehene Bürger aus, und Genf wurde mehr als um die Hälfte entvölkert. (Vergleiche meine Schrift: Leben und Wirken des heiligen Franz von Sales, S. 199 ff.) Der Bau des Klosters zu Vivis hatte eben erst begonnen, als Coleta ankam. Ihre Gegenwart trug nicht wenig dazu bei, den Bau zu beschleunigen, und P. Heinrich unterstützte sie mit der Kraft seines Ansehens. Nach einigen Wochen meldete sich die Wittwe des Herzogs Philipp Visconti von Mailand, Tochter des Herzogs Amedeus VIII. von Savoyen, zur Aufnahme; die Heilige prüfte zuerst ihre Standhaftigkeit, und gab ihr dann die schriftliche Zusage; sie dürfe nach Vivis kommen. Als die Herzogin zu Mailand in den Wagen stieg, wollten die Pferde nicht vom Platze; sie rief den Schutz der Mutter Coleta an, der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr ohne weitern Unfall seinem Bestimmungsorte zu. Bei ihrer Ankunft im Kloster warf sie sich der Heiligen zu Füßen, erzählte ihr, was sich in Mailand bei ihrer Abreise zugetragen, worüber Coleta lächelte. Da der Klosterbau noch nicht beendigt war, wurde die Gräfin nach Besançon in das Noviziat geschickt, nach dessen Vollendung sie wieder nach Vivis zurückkehrte, wo sie in kurzer Zeit so rasche Fortschritte in der Vollkommenheit machte, daß sie zur Helfmutter ernannt wurde. Während der kurzen Zeit, die sie im Ordensstande verlebte, erbaute sie durch ihren Tugendwandel den ganzen Convent. Die Freude, die sie über ihre Trennung von der Welt empfand, war so lebhaft, daß dieselbe beständig auf ihrem Gesichte wiederstrahlte. Sie starb im Rufe der Heiligkeit, und ward zu Vivis in der Klosterkirche begraben. — Während Coleta sich noch in Vivis aufhielt, empfing sie den König Jakob von Bourbon (s. d. A.), als er seine Tochter Isabella besuchte, die in Vivis ihren Purpur mit dem demüthigen Nonnengewande vertauscht hatte. Zwei Jahre hatte die heilige Stifterin in Vivis zugebracht, da schrieb ihr Johanna von Montbéliard, Gemahlin Ludwigs von Châlons, Prinz von Oranien, sie wäre gesinnt mit ihrer Beihülfe in Orbe (Waadtland) ein Reformkloster zu gründen. Nachdem sie ihre Zustimmung erhalten hatte, beeilte sie sich, die Ange-

legenheit vor den heil. Stuhl zu bringen, um dessen nothwendige Vollmacht zu erlangen. Papst Martin V. bestätigte durch eine Bulle vom 17. Herbstmonat 1426 auch diese Stiftung, und ernannte für den abwesenden Erzbischof von Besançon den Domdekan desselben zum apostolischen Bevollmächtigten. Dieser begab sich an Ort und Stelle, legte den Grundstein zum neuen Kloster und segnete es am 15. Januar 1427 ein. Coleta, welche die Gräfin auf dem Schlosse Roserot besuchte, überwachte alle Arbeiten, die unmittelbar nach dieser Feierlichkeit begannen. Die Leiter des Baues hatten den Befehl, sich in allen Stücken nach dem Willen der Heiligen zu richten; ferners sollten sie die Arbeiten so viel als möglich beschleunigen und das beste Material dazu verwenden, damit die Festigkeit und Gediegenheit wenigstens die Zierde ersetzte. In einem Jahre war der Aufbau vollendet, Coleta bezog das neue Kloster, bildete die Genossenschaft mit zwölf Schwestern aus Poligny und Besançon, denen sie fünf Novizinnen übergab, die noch während des Baues an sie sich gewendet hatten. Unter diesen war auch die Tochter der edlen Stifterin, Fräulein Philippine von Châlons (s. d. A.), die ihre Tage im Rufe der Heiligkeit beschloß. Ehe Coleta das Kloster verließ, vertraute sie die Leitung desselben der Schwester Machaut, einer Nichte des P. Heinrich und ältern Schwester der Frau Perrine. Die von der heiligen Coleta gestifteten Klöster in Vivis [1]) und Orbe, wie auch alle übrigen Klöster der

[1]) Als der berüchtigte Farel in den Gegenden von Aelen predigte, vergaß er die Clarissinnen in Vivis nicht. Im Weinmonat des Jahres 1527 übersandte er ihnen eine irrthümliche Abhandlung über die christliche Lehre mit dem Beisatze: er habe schon einmal mit einem Bettelmönch ein Religionsgespräch gehalten, und den Sieg davon getragen. Da die Berner 1536 Vivis einnahmen, wurde daselbst die katholische Religion abgeschafft. Die Clarissinnen wurden hart mitgenommen, und waren von Jedermann, selbst von ihrem Seelenführer, verlassen; jedoch bewohnten sie ihr Stift noch bis zum zweiten Heumonat, wo sie nach Evian übersiedelten. Nach einiger Zeit vereinigten sie sich mit dem Convent von Orbe; aber man gönnte ihnen da den Frieden nicht lange, sondern sie mußten wieder nach Evian zurück, wo sie unter dem Schutz des Herzogs von Savoyen und des Fürstbischofs von Genf Angelo-Giustiniani (1568—1596) eine klösterliche Innung errichteten. Der genannte Prälat weihte ihnen am 14. Heu. 1596 die Kirche. Beim Einfall der Genfer in's Chablais (1589) flüchte-

Waadt, wurden zur Zeit des Abfalls vom katholischen Glauben aufgehoben oder zerstört; Orbe erhielt sich jedoch bis zum Jahre 1554, in welchem die Stadt die Reform annahm. In Vivis wurde das Klosterarchiv vernichtet, und andere fromme Gegenstände den Flammen übergeben. „Diese Zerstörungswuth," sagt P. Sellier, Verfasser des Lebens unserer Heiligen, „welche die ungebundene Rohheit in Frankreich erneuerte, ist Schuld, daß die köstlichsten Urkunden über verschiedene Klöster verloren gegangen sind. Es ist ein beklagenswerther Verlust; denn die Erinnerung an die Beispiele solcher Heiligkeit, welche sehr zahlreich waren, trieben an zur Tugend, und ein jedes von der heiligen Coleta gegründete Haus bot viele Züge für die Mitwelt und kommenden Geschlechter dar." — Während Coleta sich noch im Waadtlande aufhielt, begann das Concil von Basel, dessen Vorsitz Julian, Cardinal von St. Angelo (später führte er den Titel von St. Sabina) leitete; dieser schrieb einige Briefe an Coleta, und empfahl sich in ihr Gebet. Das Concil, obwohl gesetzmäßig zusammenberufen, verlor bald seinen geheiligten Charakter. Amedeus VIII. wurde zum Afterpapst gewählt. Auf höhere Mahnung begab sich die Heilige zu dem Neuerwählten, um ihm die Annahme der päpstlichen Würde zu mißrathen, allein ihre Einsprache blieb ohne Erfolg. Demzufolge warnte sie ihre Töchter in Vivis und Orbe, welche in's Gebiet des eingedrungenen Papstes gehörten, daß sie in geistlichen Dingen seine Amtsgewalt nicht in Anspruch nehmen und von keinem Priester seines Anhanges die Lossprechung oder ein anderes Sakrament empfangen sollten. Unsere Heilige war sehr betrübt; denn einerseits sah sie den Abgrund, in den sich Amedeus VIII. (jetzt Felix V.) gestürzt, und andererseits das sich daraus ergebende unheilvolle neue Schisma, welches die Heerde Jesu verwüsten würde. Es befiel sie eine Niedergeschlagenheit, ähnlich derjeni-

---

ten sich die Frauen nach Romont, wobei sie von der Regierung von Freiburg sehr lobenswerthe Unterstützung erhielten. Nach drei Jahren kehrten sie wieder nach Evian zurück; das Kloster stund noch, aber sie fanden nichts darin, als die alten Mauern. Mit Beihülfe der Clarissinnen von Orbe, die sich ihnen anschloßen, bauten sie das Kloster in größerem Umfange ganz neu auf. (**Mémorial de Fribourg T. II. p. 321.**)

gen des Propheten Elias, der, vor dem Zorne der mordsüchtigen Jezabel fliehend, ausrief: „Ich habe lange genug gelebt, o Herr! nimm mir das Leben!" — Jedenfalls war das die schwerste und schmerzlichste Prüfung, welche das Herz der Heiligen mit Bitterkeit erfüllte; sie vollendete zwei Monate vorher, als Felix V. seine angemaßte Würde niederlegte, zu Gent in Flandern, und entschlief, das Haupt mit dem Schleier bedeckt, welchen ihr der Papst zu Nizza bei der Gelübdeablegung übergeben hatte. In der Todesstunde der Heiligen hörte man im Kloster Orbe himmlische Gesänge, und unter diesen eine Stimme, welche die Worte wiederholte: „Die ehrwürdige Schwester Coleta ist zum Herrn gegangen."

Columban Precht, Capuciner. Aus der edlen Familie Precht, die zu Rottenburg am Nekar im sechszehnten Jahrhundert geblüht und sich durch Adel, Reichthum und Rechtschaffenheit ausgezeichnet hat, entsproß 1588 der preiswürdige Vater Columban. Als er aus der heiligen Taufe gehoben wurde, erhielt er die Heiligen Johann und Christoph zu seinen Schutzpatronen, er war ein bildschöner Knabe, von prächtigem Körperbau und überaus lieblichen und anziehenden Gesichtszügen, mit denen ihn die Natur nebst allen Vorzügen begünstigt hatte; aber in diesem Gebäude wohnte eine noch schönere Seele, die dem menschlichen Auge unsichtbar, um so wohlgefälliger in Gottes Augen war. Schon als Knabe war er stets heiter, fröhlich, offen, gutherzig, und wußte jedes Herz zu fesseln. Um dem hoffnungsvollen Knaben eine standesmäßige Erziehung geben zu lassen, sandten ihn die Eltern in die Schulen nach Speyer, wo er seine vortrefflichen Anlagen rasch ausbildete, und seinen Studiengenossen als ein Muster eines bescheidenen, religiösen und wißbegierigen Jünglings voran leuchtete. Von seinen bemittelten Eltern reichlich mit Geld versehen, konnte er sich manche Auslagen zu seinem Vergnügen erlauben, auf die ein armer Student zum Voraus verzichten muß; allein er floh alle öffentlichen Belustigungen, selbst die unschuldigsten Jugendvergnügen, liebte das Gebet, die geistlichen Uebungen, das einsame Leben und bewahrte so einen kostbaren Schatz, seinen kindlichen Sinn gegen Gott und seine unversehrte Unschuld und Reinigkeit. Dazu trug besonders sein Lehrer bei, der in der Schule die wissenschaftliche Bildung mit der religiösen Erziehung zu verbinden verstund: „Die Furcht des

Herrn," sprach er, „ist der Anfang der Weisheit," und schärfte zugleich seinen Zöglingen ein, was es Kostbares sei um die Seele, derer Verlust ein unersetzlicher. In diesem Sinne wiederholte er die Worte des Herrn: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte? Oder was kann der Mensch wohl geben, um seine Seele wieder einzutauschen? Weiter fügte er hinzu: „Die vornehmste aller Wissenschaften ist die Frömmigkeit." Solche wichtige Worte fielen wie Goldkörner in das Herz des jungen Johann Christoph Precht, und reiften da zur schönsten Frucht; er bat daher Gott inständig um Erleuchtung, daß er ihm den Weg zu einem glücklichen Stande bezeichne. Als er nun eines Tages zwei Capuciner, P. Bonaventura Glarner von Altdorf (s. d. A.) und Bruder David von Speyer daherkommen sah, staunte er die Männer an und mehr noch ihre Kleidung, die ihm ganz sonderbar vorkam. Im gleichen Augenblicke hörte er eine Stimme von Oben, die ihm zurief: „Siehe deinen Beruf!" Er folgte daher den Religiosen heimlich nach und erkundigte sich, was das für Männer wären. Kaum hatte er das Nähere erfahren, so entschloß er sich, ihnen nach Freiburg im Breisgau zu folgen, wo er beim Provinzial P. Alexander von Uri um Aufnahme in den Orden ansuchte und dieselbe erhielt. So gerne ihn die Eltern in der Nähe behalten, und ihm eine ebenbürtige und tugendreiche Gemahlin gewählt hätten, so wollten sie doch seiner Neigung zum Ordensstande nicht hinderlich in den Weg treten, sondern willigten in seine Wahl ein und gaben ihm ihren Segen. Zu Rheinfelden begann er unter dem neuen Klosternamen Frater Columban sein Probejahr, und lebte als Kleriker zu Ensisheim und Altdorf; in letzterem Kloster stieg er des Nachts nach der Mette in die Todtengruft hinunter, und betete da eifrig für die verstorbenen Mitbrüder. Im Studium der Philosophie entwickelte er einen scharfen Verstand und ein gesundes Urtheil; die Oberen, seine Fähigkeiten würdigend, sandten ihn nach Mailand zur Erlernung der theologischen Wissenschaften. Mit allem Fleiß widmete er sich der Gottesgelehrtheit, verlegte sich zugleich auf das Studium der geistlichen Beredtsamkeit, und bat die heilige Ursula und ihre Gefährtinnen um Hülfe und Beistand. Er machte so große Fortschritte, daß sein Lehrer, als er in die Schweiz zurückkehren wollte, an ihn die Worte richtete: „Sie haben

außergewöhnliche Fähigkeiten zum Predigen; verwenden Sie dieselben zum Frommen unsers Ordens; ich wünsche Ihnen und der Schweiz Glück." Sein Ruf war ihm dahin vorausgegangen, und sogleich bei seiner Ankunft ward ihm die Kanzel übergeben, auf der er durch seine kernhaften Vorträge sowohl, als seine Demuth und seinen heiligen Wandel viel Gutes förderte. — Im Jahre 1622 wurde er zu Freiburg im Breisgau zum Vorstand des Klosters und zum Prediger befördert, und zwei Jahre später übernahm er als Provinzial die Leitung der schweizerischen Kapucinerklöster und versah dieses Amt mit solcher Klugheit und solchem Eifer, daß ihm dasselbe nachgehends noch dreimal übertragen wurde. Als Oberer drang er auf genaue Beobachtung der Regel und der Ordensvorschriften; übrigens war er voll Huld und Liebe, väterlich und sehr herablassend. Täglich bat er um eine selige Sterbstunde für sich und seine Mitbrüder, und es geschah nicht selten, daß die Sterbenden an seiner Zelle anklopften, als wollten sie sich in sein Gebet empfehlen. Auch künftige Dinge sagte er, im Gebete vom Himmel erleuchtet, voraus. Dem P. Quardian von Ueberlingen, der ihn zu Rathe zog, ob er bei der Annäherung des Feindes mit den Kirchengeräthen und Habseligkeiten des Klosters sich flüchten solle, gab er zur Antwort: „Das Kloster wird verschont bleiben, die Stadt aber ausgeplündert werden." So geschah es auch. — Dem Baron von Muggenthal, der ihm einmal, als er auf der Jagd begriffen war, einige Schritte das Ehrengeleit gab, weissagte er: „Sie werden auf dem Rückwege einen großen Hirschen mit 13 Sproßen erlegen;" auch dieses erwahrte sich. Auf der Reise zum Generalkapitel nach Rom traf er in Italien auf der Straße einen Capuciner an, der mit dem Tode rang. Gleichsam scherzend redete er ihn an: „Was machen Sie da? Stehen Sie auf und geben Sie mir das Geleit." Der Pater richtete sich auf, war gesund und begleitete ihn, den Himmel preisend, in sein Kloster. Eine Hofdame aus der edlen Familie Andlau, litt an einem heftigen Schmerzen, den keine Arzneien zu stillen vermochten; sie nahm ein Tuch, womit P. Columban die Füße sich abgetrocknet hatte, legte selbes auf den leidenden Theil ihres Körpers, und sogleich verschwanden die Schmerzen. Im Jahre 1643 hatte er die Kapitelsversammlung nach Sursee ausgeschrieben, und am 11. Herbstmonat kamen die Mitglieder desselben dort zusammen. Auf dem

Wege dahin zog er sich ein Fußübel zu, das ihm bittere Schmerzen verursachte. Man that alles Mögliche, den theuren Mann zu retten; aber er erklärte, seine Stunde sei gekommen, und der Herr wolle ihn zu sich rufen. Er leitete noch das Kapitel und brachte den Beschluß in Anregung, daß alle Jahre am 5. Weinmonat der Gedächtnißtag der verstorbenen Mitbrüder begangen werde. Am 6. Weinm. wanderte er in's bessere Leben. Sein Tod war sehr erbaulich. Die letzten acht Tage beichtete er täglich, stärkte sich mit dem heiligen Abendmahle, und zwar jedes Mal unter vielen Thränen. In der Todesstunde jubelte er mit dem Ausrufe: „O Paradies! o Paradies!" und schloß dann die Augen. P. Columban hatte sich um die schweizerische Provinz viele Verdienste erworben, und sein Tod verursachte derselben einen tiefen Schmerz. (Annal. Cap. Prov. Helv. T. III., p. 299—405).

Cunigunde, die heilige, Kaiserin. Billig reihet man diese Heilige in den Kranz der Schweizerheiligen, die ihren gekrönten Gemahl auf den Reisen in die Schweiz begleitet, und ihn für die Ausstattung der Gotteshäuser begeistert hat. Cunigunde war die Tochter erlauchter Eltern, des Grafen Siegfried von Luxenburg und seiner Ehefrau Hedwig, und wurde von diesen mit der treuesten Sorgfalt erzogen und angeleitet, ihr Herz auf Gott zu wenden und in heiliger Liebe und Furcht vor ihm zu wandeln. Die Geschichtschreiber ihrer Zeit rühmen eben so sehr die körperliche Schönheit der aufblühenden Jungfrau, wie ihre glänzenden Geistesgaben, ihre Eingezogenheit und ihr kindliches Gemüth. Jetzt schon konnte man an ihr die deutlichen Spuren künftiger Heiligkeit entdecken. Sinn und Herz waren auf das Ewige gerichtet, und irdische Pracht achtete sie nicht. Mit der innigsten Andacht und Verehrung war sie der göttlichen Mutter Maria ergeben, und wünschte nichts sehnlicher, als nach dem Beispiele derselben, stets ihre jungfräuliche Reinheit zu bewahren, legte aber kein förmliches Gelübde ab. — Ihre Eltern hatten sie dem Herzoge Heinrich von Bayern (s. d. A.) versprochen; gehorsam willigte sie in dieses Bündniß, entdeckte aber noch am Tage der Hochzeit dem nicht minder frommen Bräutigam den Drang ihres Herzens, das Gelübde immerwährender Jungfräulichkeit ablegen zu dürfen. Er willigte gerne ein und sprach: „Der Herr ist mein Zeuge! ich werde deinem Beispiele folgen und, wie du, dem Heilande mit jungfräulichem Leibe die-

nen. Eine reine und unbefleckte Braut Jesu sollst du bleiben und hierin will ich dich ehren, wie Joseph seine heilige Braut Maria." Eine so seltene und gewiß schwere Verpflichtung, weit entfernt, der Einigkeit der jungen Gatten Eintrag zu thun, knüpfte das Band wahrer Liebe zwischen ihnen nur noch enger; sie ruhte ja einzig in Gott, der Urquelle der Liebe, und hing nicht ab von dem Genusse der Sinnlichkeit. Von ihrem Gelübde wußte außer ihrem Beichtvater kein Mensch, und sie hielten es getreu bis an ihr Ende. Im Jahre 1014 begleitete Cunigunde ihren Gemahl nach Rom; daselbst krönte Papst Benedikt VIII. (1012—1024) zuerst den Heinrich und dann dessen Gemahlin. Dieß geschah am 14. Horn. 1014. Sie theilte nun mit Heinrich den Kaiserthron, und nach beendigter Feierlichkeit gab der Papst dem gekrönten Kaiserpaar ein prächtiges Mahl in seinem Pallaste im Lateran. — Alle diese Ehren gaben ihr nur neuen Anlaß, sich vor Gott mehr noch zu demüthigen; sie beschränkte ihren Hofstaat auf das Nothwendigste, und verbannte jeden Schein der Weichlichkeit aus ihrer Wohnung. Ein hölzerner Stuhl diente ihr zum Sitze und sie sorgte nur für eine Bequemlichkeit, — bloß durch eine Thüre von der Hauskapelle getrennt zu sein. Mit den Ersparnissen, welche sie bei dieser einfachen Lebensweise machte, errichtete sie Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, und hatte auch nicht geringen Antheil an der Gründung des Bisthums Bamberg (ehemals Babenberg), welche ihrem Gemahle so sehr am Herzen lag. Leutselig und menschenfreundlich, versagte sie auch dem Niedrigsten aus dem Volke den Zutritt zu ihr nicht, und half immer nach Kräften der gedrückten Armuth. Im Jahre 1019, den 11. Weinmonat, wohnte sie mit dem Kaiser der Einweihung der Basilika von Basel bei; die Bischöfe von Trier, Straßburg, Constanz, Genf, Lausanne und Basel bewunderten die demüthige Dienerin Gottes, und dankten ihr, daß sie den Kaiser zum Aufbau des Tempels und zur Freigebigkeit ansehnlicher Geschenke bewogen habe. Adelbero II., damaliger Bischof von Basel, vollzog die Weihe, und spendete nachher an der Tafel nicht nur dem edlen Kaiser, sondern auch der wohlthätigen Cunigunde ein großes Lob. — Sie lebte mit ihrem Ehegemahl in innigster Liebe und Eintracht, aber ein teuflischer Anschlag störte dieses Verhältniß. Boshafte Menschen wagten sich an den Kaiser, und beschuldigten seine Braut eines unerlaubten Um-

ganges mit einem Ritter des Hofes. Heinrich gab der Verleumdung Gehör; aber die Unschuldige, im Vertrauen auf Gott, erbot sich, die Feuerprobe zu bestehen. Gott offenbarte ihre Unschuld, indem er sie unverletzt aus der Probe hervorgehen ließ. Die Wahrheit dieses Ereignisses bezeugen einmüthig die zuverlässigsten Geschichtsschreiber jener Zeit, so daß das Wunder über alle Zweifel erhoben ist. Daß die Heilige auf solche Art ihre Unschuld zu beweisen suchte, ist aus der Sitte des Mittelalters erklärlich, wo die Gottesurtheile noch üblich waren. Dieselben hatten schon unter Karl dem Großen gesetzliche Kraft, und man konnte sie nicht von sich ablehnen, ohne sich für schuldig zu erklären. Dergleichen Proben waren der Zweikampf, dann die Kreuz-, Wasser- und Feuerproben. Wer unversehrt durch das Feuer ging, war schuldlos. Bei der Kreuzprobe mußten die streitenden Personen die Hände kreuzweis in die Höhe halten; wer die seinigen zuerst sinken ließ, galt für überwunden. Die Wasserprobe bestand darin, daß man den Beklagten mit einem Stricke um den Leib in das Wasser warf; schwamm er oben, so hielt man ihn für unschuldig, für schuldig aber, wenn er untersank. Am gewöhnlichsten jedoch war der Zweikampf, weil mit demselben Ehre, mit den übrigen Proben aber der Begriff von Schwäche und Furchtsamkeit verbunden war. Daher kam es, daß zuletzt selbst die Geistlichen sich schämten, die Kreuzprobe zu gebrauchen, und entweder ihre Vögte für sich kämpfen oder sich Privilegien geben ließen, einen Campionen (Kämpfer) nach Gefallen zu bestellen. Gegen diese Weise, Schuld und Unschuld darzuthun, eiferten die Päpste mit allem Ernste. Allmählig hörten die Gottesurtheile auf, und nur die unselige Sitte des Zweikampfes, aus jener Zeit stammend, ist noch nicht außer Gebrauch gekommen. — Cunigunde zog sich nach diesem Vorfalle einige Zeit nach Hessen zurück, um da in ungestörter Geistesversammlung zu leben. Während einer gefährlichen Krankheit, that sie das Gelübde, zu Kaufungen (Confugia) bei Kassel ein Kloster für Frauen vom Orden des heiligen Benedikt zu stiften. Schon war sie mit der Ausführung dieses frommen Werkes beschäftigt, da erkrankte der Kaiser; sie eilte zu ihm, und blieb bis an's Ende an seiner Seite, welches zu Grona, den 13. Heum. 1024, erfolgte [1]). Ergeben in den göttlichen Willen, betete sie inbrünstig

[1]) Heinrich war von Gott auserkoren, die Kaiserkrone zu tragen. Als er einst

für die Seele des Verstorbenen, und ließ ihn mit großer Pracht im Dome zu Bamberg bestatten. Cunigunde erschöpfte als Wittwe ihre Schätze, um die Noth der Armen zu lindern, Klöster zu erbauen, verfallene Kirchen wiederherzustellen u. s. w. und ließ indessen das Kloster Kaufungen vollenden. Am Jahrestage des Todes ihres Gemahles versammelte sie eine große Anzahl Bischöfe zur Einweihung des Gotteshauses Kaufungen. Beim Beginne der Hochmesse opferte die Heilige auf dem Altare eine Partikel von dem wahren Kreuze. Nach dem Evangelium legte sie den kaiserlichen Schmuck ab und zog einen Habit von brauner Wolle an, den sie selbst verfertigt hatte; dann ließ sie sich die Haare abschneiden, der Bischof von Paderborn bedeckte ihr Haupt mit dem Schleier, und führte sie hierauf in die Klausur des Klosters. Alle Anwesenden, von diesem unerwarteten Vorfalle überrascht, weinten, ihr Antlitz aber verklärte eine heilige Freude. Fünfzehn Jahre weilte sie in den heiligen Klosterhallen in Bußübungen und Handarbeit; da meldete sich der Tod, den sie, auf einem härenen Gewande liegend, bewillkommte. Als sie schon in den Zügen lag, bemerkte sie, daß man ein kostbares, goldgesticktes Tuch herreichte, um ihre Leiche damit zu bedecken. Cunigunde raffte ihre letzte Kraft zusammen und bat mit halbgebrochener Stimme, daß man diesen Prunk entfernen und sie in ihrem Ordenskleid begraben möge. Die Palme des Friedens empfing sie am 3. März 1040. Ihre Hülle wurde nach ihrem Verlangen zu Bamberg an der Seite Heinrichs, „ihres Herrn und Bruders," wie sie ihn nannte, beigesetzt. Papst Innocenz III. reihte sie 1200

---

am Grabe des heiligen Wolfgang, seines Lehrers, betete, sah er, wie eine Hand auf die Wand hinwies. Und Heinrich las die Worte „post sex", d. h. „nach sechs." „Nur sechs Tage des Lebens," sprach er, „sind mir noch gewährt." Und in frommer Vorbereitung erwartete er den Tod. Doch mit dem sechsten Tage kam der Tod nicht. Uebend die Werke der Tugend, erwartete er den sechsten Monat; doch auch mit ihm kam der Tod nicht. Nun erwartete er das sechste Jahr, und dies brachte ihm die Kaiserkrone. Diese Begebenheit besingt Herr Bone in der Schlußstrophe des schönen Gedichtes, worin er seinen Namenspatron feiert mit den Worten:

„Das sechste Jahr, das letzte Jahr,
Was bracht' es dem Fürstensohne?
Es führte nicht die Todtenbahr,
Es brachte die Kaiserkrone.
Und der Kaiser hat treu gehalten
An Tugend und göttlichem Walten.

feierlich der Zahl der Heiligen ein. Die Bulle ihrer Heiligsprechung, an den Bischof von Bamberg erlassen, bezeugt, daß auf ihre Fürbitte Blinde ihr Gesicht, Lahme die Beweglichkeit der Glieder, Stumme die Sprache, und andere Kranke ihre Gesundheit wieder erhalten haben. Mit solcher Herrlichkeit belohnte Gott seine Dienerin, deren Leben eine fortwährende Kette heiliger Handlungen gewesen, die sie als Jungfrau, Gattin, Wittwe und Nonne geübt hat. — Neuere Geschichtschreiber, besonders protestantische, besudeln unsere Heilige mit Gemeinheiten, aber sie beurkunden dadurch nur, wie weit sie von den deutschen, biedern Sinne und religiösen Begriffen abgewichen sind. Die Diözese Basel begeht am 9. Herbstmonat in den kirchlichen Tagzeiten ihr Andenken, ehemals feierlich mit eigenen Tagzeiten und das Martyrologium enthielt von ihr Nachstehendes: „Quinto idus Septembris in diœcesi Basilensi S. Cunegundis Virginis Augustæ, quæ Henrico primo Imperatori nupta, Christo serviens, virginalem castitatem perpetuo coluit: cujus rei laude florens et bonorum meritis cumulata, quievit in Domino, miraculis etiam post mortem sanctitatem ejus testantibus clara.“ In Bamberg werden noch Reliquien, wie z. B. ihr Mantel, Rock, Gürtel u. s. w. von der Heiligen aufbewahrt. (Bolland. Acta SS. T. I. Martii p. 266—281; Krebs, deutsche Geschichte, Bd. II.; Vogel, P. M., Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes, Bd. I.; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Art. Heinrich II., der heilige, Kaiser ff.)



D.

Desideratus Calschi, Capuziner, stammte aus dem Geschlechte der Calschi oder Calschin in Leuk, welches schon vor Jahren ausgestorben ist. Er wurde um das Jahr 1602 geboren, und erhielt in der Taufe den Namen Theodul. Es zeigte sich an ihm frühzeitig, daß er zu etwas Hohem bestimmt sei; denn in seinem ganzen Wesen war nichts Gemeines, nichts Leichtfertiges, sondern eine seltene Bescheidenheit drückte sich in allen seinen Zügen aus und ein sittlicher Ernst, der bei diesem Alter so selten ist. Mit diesen sittlichen Eigenschaften ver-

band er vortreffliche Geistesanlagen, die sich frühzeitig entwickelten und seine Eltern bewogen, ihm die Bewilligung zu ertheilen, sich den Wissenschaften widmen zu dürfen. Kaum hatte er die Studienbahn betreten, so gab er glänzende Beweise seines klaren Verstandes und seiner unersättlichen Lernbegierde; er studirte mit unausgesetzter Emsigkeit und vollendete in kurzer Zeit die klassischen Studien. Mit eben so großer Auszeichnung vollendete er die theologischen und wurde schon als Kleriker vom hochw. Domkapitel von Sitten, dem seine tiefe Gelehrsamkeit und sein sittenreiner Wandel nicht unbekannt blieb, in seinen Verband aufgenommen. Allein er sehnte sich nach der Einsamkeit und zog das rauhe Bußkleid den kirchlichen Würden vor. — Damals leitete die Kirche von Sitten Hildebrand II. (1613—1638), ein vortrefflicher Prälat, der durch harte Zeitumstände gedrängt, wackerer Priester bedurfte. Einen solchen hoffte er an Calschi gefunden zu haben und freute sich daher des fähigen Theologen, der ihm mit Rath und That in seinem Alter zur Seite stehen würde. Wie sehr mußte es ihn daher betrüben, zu vernehmen, daß er sich für den Klosterstand entschieden habe. Er ließ ihn zu sich kommen, suchte ihn für seine Kirche zu behalten; aber der junge Priester erklärte dem Bischof mit triftigen Gründen, warum er die Welt verlassen wolle: „Nun so gehen Sie," sprach Hildebrand II., „und Gott sei mit Ihnen." [1]) Der Capuzinerorden,

[1]) Eine mächtige Stütze fand Hildebrand II. am Domherrn Peter Furrer von Visp, einem Manne von ächtkatholischer Gesinnung und tiefer Frömmigkeit, der 1609 in das Domkapitel von Sitten trat, und bald die Seele desselben wurde. Er war mit großen Fähigkeiten ausgerüstet, und daher verwendete ihn sein Stift zur Schlichtung der schwierigsten Fälle, und ernannte ihn zum Domdekan von Valerie. Im Archiv von Valerie befinden sich jetzt noch viele Briefe und Aktenstücke, die von seiner Tüchtigkeit und Gewandtheit in Führung der Geschäfte zeugen. Indessen wurde die Lage des edlen Bischofs Hildebrand II. immer schwieriger; man fürchtete selbst für sein Leben, und der apostolische Geschäftsträger in Lucern gab ihm die Weisung, zu ihm zu kommen. Den 2. Jänner 1628 verließ er Sitten, begab sich in Begleitung einiger Domherren nach dem katholischen Vorort, und von da nach Rom zum heiligen Vater Urban VIII. (1623—1644), der ihn nach Rom geladen hatte. Bei seiner Abreise von Sitten übergab er die Leitung des Bisthums in geistlichen und weltlichen Dingen dem Domdekan von Valerie, ernannte ihn zum Generalvikar und hieß ihn auf der Majorie Wohnung nehmen. Peter Furrer fügte sich der Anweisung des Bischofs, aber schon nach fünfzehn Tagen entrissen ihm der Landshauptmann J. Roten

damals in seiner schönsten Blüthe, zog ihn besonders an; er hielt demnach bei dem hochw. P. Columban Precht von Rottenburg

---

und dessen Statthalter die weltliche Herrschaft (Boccard, Histoire du Vallais). In seiner gehemmten Lage verließ er Sitten und reiste ebenfalls nach der heiligen Stadt, um den Bischof und den Papst über die weltlichen Uebergriffe einzuberichten. Er blieb nun an der Seite des Bischofs, kehrte mit diesem nach zwei Jahren wieder den Alpen zu, und langte am 25. Brachm. 1630 auf dem großen St. Bernhard an, wo Peter Furrer mit dem Bischofe und einigen Begleitern fünf Monate lang gefangen gehalten oder bewacht wurde. Bald wurde Hildebrand II. nach St. Brancher geführt. Zwei Tage verstrichen, ohne daß der Dekan von Valerie wußte, was die Patrioten mit dem edlen Prälaten verhandelten. Da erschien um Mitternacht ein Abgeordneter, weckte Hrn. Furrer aus dem Schlaf, und machte ihm die Anzeige, er solle sogleich sich ankleiden und im Namen der sieben Zehnten nach St. Brancher kommen. Dort angelangt, untersuchte man seine Gepäcke und seine Schriften, in denen nichts über Bisthumsangelegenheiten enthalten war; deßungeachtet wurde er zu immerwährender Verbannung aus dem Vaterlande verurtheilt, und vom Landvogte von St. Moritz bis zur Scheidegrenze abgeführt. Der Verbannte ging nach Thonon, und richtete den 14. Christmonat 1630 von dort aus ein Schreiben an das Domkapitel von Sitten (ist noch im Archiv von Valerie vorhanden). Der Inhalt des Briefes zeugt von seiner Seelengröße und athmet den Geist der Bruderliebe; er erzählt darin, wie er nach Gewissen die Rechte des Bisthums vertheidigt, warum er sich nach Rom verfügt, wie man ihn nach der Rückkehr auf dem St. Bernhard zurückgehalten, endlich nach St. Brancher berufen und dort des Landes verwiesen habe. Weiters klagt er, er lebe nun in der Verbannung und habe leider erfahren müssen, daß seine Mitbrüder keinen Schritt weder für ihn noch für den Bischof gethan hätten. Allein er geht darüber weg, und bietet dem Domkapitel seine ferneren Dienste an, wünscht ihm Wohlergehen und ermuntert es, für Gott zu leben. „Nun," sagt Herr Boccard (S. 234), „konnte er das Vorhaben, das er schon lange in sich genährt, ausführen, da der Grund, der bis dahin der apostolische Sendbote in der Schweiz und die orthodoxen Landesherren anführten, daß zur Zeit der Kirchenverfolgung, die rüstigen Kämpfer nicht vom Streitplatz gewichen seien, nicht mehr vorhanden war. Er, die Zierde des Domkapitels von Sitten, und ein hervorragendes Glied desselben, legte die schwarzen Kleider mit dem rothen Mäntelchen beiseits, und zog zu Annecy das Bußkleid des heiligen Franziskus an. Als er aber hörte, daß sein unglückliches Vaterland von der Pest hart mitgenommen werde, begehrte er und erhielt von den Obern die Erlaubniß, seine Kräfte demselben wieder weihen zu dürfen. Er hatte die zugefügten Unbilden und schmachvollen Verfolgungen vergessen, und hatte nur die unglücklichen Brüder, nicht seine Verfolger vor Augen. Er starb in St. Moritz als Opfer seines Eifers und der brennenden Liebe." Der fromme Mann wurde sehr betrauert, und die Pestkranken jammerten, daß sie ihre Stütze verloren hätten.

(s. d. A.), damaligem Provinzial der Schweizerprovinz, um die Aufnahme in seinen Orden an, und da ihm diese willig zugesagt wurde, trat er den 24. Heumonat 1627, zu Ensisheim im Elsaß, unter dem Novizenmeister Johann Chrysostomus von Beuren, in's Noviziat, vollendete dasselbe musterhaft, legte die heiligen Gelübde ab und wurde darauf nach Stanz in die Studien versetzt. Er hatte ein frohes Gemüth, war aber sehr bescheiden und zurückgezogen, verehrte Maria mit kindlicher Andacht, übte sich nebst strenger Beobachtung der Ordenssatzungen in andern Bußwerken, führte ein wahrhaft heiliges, gottgefälliges Leben, und bewährte sich in jeder Beziehung als einen würdigen Klostermann, an dem sich seine Mitbrüder und die Welt erbauten. — Im Jahre 1629 herrschte in Stanz der sogenannte schwarze Tod, eine pestartige Krankheit, welche sehr ansteckend war und in wenigen Tagen, ja oft in wenigen Stunden, ihre Opfer hinraffte. Sie kam in die Schweiz aus fernen Landen, und erschien 1610 zuerst in Basel, wo 4000 Menschen schnell an derselben dahinstarben. Darauf drang sie tiefer in die Schweiz hinein, entvölkerte vom genannten Jahre an bis 1630 Städte, Flecken und ganze Dörfer, und brachte großes Elend in das Vaterland. Ueber den Vierwaldstättersee hinein nach Stanz kam sie 1628; war anfänglich kaum bemerkbar, brach dann in aller Wuth aus, und setzte ihre Verheerungen im folgenden Jahre fort. Der kühne Todesbote kehrte fast in alle Häuser ein, und versetzte viele Familien in tiefe Trauer. Dem allgemeinen Jammer steuerte jedoch thätig und umsichtig, nebst der Landesobrigkeit, die Ordens- und Weltpriesterschaft, und trug in die Wohnungen leibliche und geistliche Hülfe. Unter dieser Zahl war auch unser Frater Desiderat, der obwohl noch nicht Priester, dennoch thätige Aushülfe am Kranken- und Sterbbette leistete. Auch er besuchte mit seinen Mitbrüdern die an der Seuche Erkrankten und Sterbenden und war bereit, das Leben in diesem Liebesdienste Gott darzubringen. Sein Opfer war dem Allerhöchsten gefällig, und er nahm es an. Eben verrichtete er für einen verblichenen Wohlthäter die üblichen Todtengebete (officium Defunctorum), als ihn die Seuche ergriff; ganz erschöpft legte er sich zu Bette, empfing sogleich die heilige Wegzehrung und entschlief den 26. Herbstm. 1629, erst siebenundzwanzig Jahre alt, aber reif für

den Himmel, in der Liebe seines göttlichen Erlösers [1]. Der Verlurst dieses hoffnungsvollen Klerikers betrübte mit Recht die Conventualen, aber ihren Schmerz linderten wundervolle Dinge, die nach dessen Hinscheid die Seligkeit des Entseelten bezeugten. Die Leiche ward umgekleidet, gewaschen und auf die Todtenbahre gelegt, wie es damals Sitte war, da flog ein wunderschönes Vögelein, ganz ungewöhnlicher Art, zum Fenster hinein, setzte sich zum Haupte des Verstorbenen, spielte mit bezaubernden Arien, und ließ sich nicht vertreiben, bis Frater Desiderat der Erde übergeben wurde. Nun flog es flink davon, und zeigte sich nie mehr. Am Tage nach seinem Ableben kam in aller Frühe eine Person, die in der Nähe des Klosters wohnte, zum Obern und sagte vor Freude entzückt: „Ich habe in letzter Nacht ein helles Licht vom Kloster gen Himmel aufsteigen gesehen.“ (Annal. Capuc. Prov. Helv. T. II., p. 795 etc.)

Dionysius von St. Bernardo, Laienbruder. Von diesem ist nicht viel Zuverlässiges bekannt. Die Verfasser des Heiligen-Lexikons schreiben nach Angabe Bucelin's über diesen nur Folgendes: „Dionysius, auch Donatus genannt, war ein Laienbruder im Kloster der heiligen Potentiana zu Rom, aus der Schweiz gebürtig (woher?) und zeichnete sich vor seinen Mitbrüdern durch pünktlichen Gehorsam und außerordentliche Liebe zum Stillschweigen aus. Kurz vor seinem Tode vernahm er eine Stimme, die ihn bereit sein hieß, da er bald sterben werde, was den auch wirklich geschah. Die Zeit seines Todes wird von unserer Quelle nicht angegeben.“

---

[1]) Im gleichen Jahre starben in Wallis die seeleneifrigen Sendboten P. Beat Grüninger von Stanz, und P. Pius von Castelmaur aus Rönsberg, bei Feldkirch. Ersterer liegt in Sitten, Letzterer in Leuk begraben. In Leuk hausete die Krankheit furchtbar, 300 Menschen raffte der Sensenmann dahin, und unter diesen die Ortsgeistlichen. In Sitten wüthete der Tod noch ärger und gegen 800 Menschen wurden dessen Beute. Die Priester waren theils der Seuche erlegen, theils flüchtig, und des Sterbens war kein Ende. Eines Tages sprach P. Beat von der Kanzel herab die Worte der Buße, und ermahnte in einer feurigen Rede zur Umkehr zu Gott; am Schluß nahm er Abschied von den Zuhörern und sagte: „Lebet wohl, ich weiß, nach kurzer Zeit werdet ihr mein Antlitz nicht mehr sehen; denn Gott hat mir das nahe Ableben geoffenbart.“ Er war noch ganz gesund und kräftig, als er diese Worte sprach, aber schon am 7. Brachmonat war er eine Leiche. (S. meine Schrift: „die Walliser-Heiligen.)

E.

Erhard Lind, Abt von Kreuzlingen. Im Jahre 938 hatte der heilige Conrad I., Bischof von Constanz hart an den Mauern der Stadt ein Stift (nach Constanzer Angaben einen Spital) gegründet, und es mit einem Kreuzpartikel, die er selbst von Jerusalem mitgebracht, beschenkt, woher der Name Kreuzlingen rührt, der bis auf die Gegenwart geblieben ist. Die Partikel des heiligen Kreuzes wurde in Form eines schönen Kreuzes eingefaßt, den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt und von Nah und Fern pilgerten diese zu dem Wunderkreuze, wo viele Gebetserhörungen geschahen bis zum Tage der Aufhebung des Stiftes (18. Brachmonat 1848). Nach dem Tode des heiligen Stifters kam das Gotteshaus in Verfall; von Bischof Ulrich I. wurde es 1125 wieder hergestellt, und erhielt nachgehends von Päpsten und Kaisern viele Schenkungen und Vergabungen, namentlich in Schwaben. Im Jahre 1499 litt es viel durch eine Feuersbrunst, dann auch in den Zeiten der Reformation und im Jahre 1633 nach dem Abzug der Schweden, die Constanz belagert hatten, wurde es von den Bürgern dieser Stadt ausgeplündert und verbrannt. Die Conventualen flüchteten sich nach Schwaben in verschiedene Klöster, bis 1653 und 1665, wo Kirche und Collegium wieder aufgebaut wurden, aber nicht mehr am ehemaligen Orte, sondern etwas entfernter auf seiner seitherigen Stätte dem jetzigen Kanton Thurgau. (Von Mülinen, Helv. S.) — Kreuzlingen war ein regulirtes Augustiner Chorherrenstift und barg in seinen Mauern große Aebte, welche die Anstalt des heiligen Stifters zierten. Unter Mehreren, denen man einige Zeilen weihen sollte, erwähnen wir den Abt Erhard Lind, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Constanz geboren wurde. Er erhielt eine wissenschaftliche Bildung, die seinem Geiste und religiösen Gefühle zusagte, verzichtete auf die Weltfreuden, trat in die Abtei von Kreuzlingen, und war bald ein Muster derselben. Seine Fähigkeiten und Tugenden bahnten

ihm den Weg zu den Klosterwürden, und 1389 wurde er zum Abte erwählt. Als ein Mann von seltener Seelengröße und Festigkeit in Rom bestens empfohlen, erhielt er 1394 vom Papst Bonifaz IX. die Bewilligung der frühern Privilegien seines Gotteshauses. Während seiner Amtsgewalt fand das Concil von Constanz statt. Papst Johann XXIII. kam 1414 mit großem Gefolge (wird auf 600 Personen angegeben) über die Alpen und sagte im Anblicke von Constanz: „Hier also fängt man die Füchse." Er hatte wahr gesprochen, denn er war nicht würdig, den heiligen Stuhl inne zu haben. Bevor er in die Stadt einkehrte, stieg er in Kreuzlingen ab und Erhard diente dem hohen Gast, soviel in seinen Kräften stund, mit aller Hochachtung und Ergebenheit. Dafür bestätigte ihm der Papst die Freiheiten seines Klosters, und verehrte ihm eine kostbare Insul. (Enchiridion Helv. Constant. Episc.) Abt Erhard wohnte dem Concil selbst bei, und erhielt seines großen Rufes wegen den Vorrang vor dem Prälaten von Petershausen, jedoch nicht ohne Widerspruch. Darauf kehrte er wieder in seine friedlichen Mauern zurück und führte noch einige Jahre die Zügel seines Klosters. Sein Leben endete mit einem schmerzlichen Tode. Er hatte Geschäfte halber im Herbstmonat 1423 sein Kloster verlassen, bald darauf fand man ihn im Walde von Schwaderloch, unweit Constanz, erschlagen. Die Stiftsherren trugen ihren lieben Vater in's Kloster, und beerdigten ihn unter Klagen und Thränen. Schade, daß von diesem hohen Prälaten keine anderen Berichte vorliegen; „denn er war," wie die Annalen berichten, „ein ausgezeichneter Mann von hervorragender Tugend": „Vir eximius et selectæ virtutis". In den Gebäulichkeiten des Stiftes ist jetzt das Schulseminar des Kantons Thurgau.

Eugen Stockalper von Thurm. Es ist Pflicht christlicher Vaterlandsliebe, das Andenken jener Männer zu feiern und der Nachwelt zu übergeben, die in schwierigen und gefahrvollen Zeiten an der Spitze des Volkes gestanden, und sich durch ihre Glaubenstreue und ihren religiösen Eifer um die Kirche wie um den Staat verdient gemacht haben. Wir glauben demnach der Ehre einer edlen Familie von Oberwallis es schuldig zu sein, daß wir in unserm geschichtlichen Verzeichnisse eines Mannes erwähnen, dessen Namen mit goldenen Buchstaben in den kirchlichen Annalen von Wallis eingezeichnet ist, und der mit

unerschütterlichem Heldenmuth für die Freiheit und Selbstständigkeit seines Volkes gerungen hat. Es ist der edle Stockalper von Thurm, Ritter des heiligen römischen Reiches und der Staaten S. M. des Kaisers von Oesterreich. Er erblickte das Licht der Welt zu Brig am 1. August 1750, und erhielt in der heiligen Taufe die Namen Kaspar, Eugen, Stephan. Sein Vater war der edle Pannerherr Kaspar Jost Stockalper, Oberst des freien Staates von Oberwallis, seine Mutter, Maria Josepha von Sepibus. Er war kaum fünf Jahre alt, als das fürchterliche Erdbeben, welches die Hauptstadt von Portugal verheerte (am 1. Wintermonat 1755; die halbe Stadt Lissabon ging zu Grunde und über 30,000 Menschen kamen dabei um's Leben), auch in Brieg allgemeines Entsetzen verbreitete und ungeheuren Schaden anrichtete. Viele Schornsteine waren eingesunken, manche Häuser auseinander geklüftet; Alles floh in die Ebene von Glis, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Unser Stockalper wurde von einem ehrwürdigen Jesuiten unter Lebensgefahr aus dem elterlichen Hause gerettet. Seine Gymnasialstudien machte er in der damals in schönster Blüthe stehenden Lehranstalt der VV. Jesuiten in Brieg, und hatte zum Hauslehrer den nachmals berühmt gewordenen Stadtpfarrer und Domherren. [1]) Nach Vollendung derselben ging er nach Dillin-

---

[1]) Franz Xaver Gottsponer, gebürtig von Visptерminen, studirte in Brieg, vollendete die höheren Studien zu Freiburg im Breisgau, und kehrte dann als Doktor der Theologie in sein Vaterland. Er hatte sich auf jener Universität vor allen Theologen ausgezeichnet und in seinem Diplom standen die Worte: „Friburgum non habebat similem, et vix ullum habebit.“ Als junger Priester wurde er Pfarrer von Salgesch, und von da wanderte er auf die Pfarrei von Leuk. Der hochwürdige Bischof Ambuel ernannte ihn zugleich zu seinem Sachwalter, d. h. zum Supervigilant des Zehnten Leuk's. Das Domkapitel vou Sitten bemühte sich ebenfalls, den Mann, der einen ausgezeichneten Ruf hatte, in seinen Verband zu ziehen und schlug ihn 1782 zum Stadtpfarrer vor. Er wurde im Weinmonat gewählt, und ging zur großen Trauer seiner Pfarrkinder von Leuk am 5. oder 6. Wintermonat nach Sitten auf seinen neuen Posten. Zur Zeit der französischen Staatsumwälzung leistete er der Stadt außerordentliche Dienste, schützte, soviel er vermochte, das weibliche Geschlecht vor den Nachstellungen der wollüstigen Soldaten und bewährte sich als würdigen Hirt. Im Jahre 1807 starb am 19. März Monsignore Blatter, und unser Stadtpfarrer hielt

gen, wo er mit vieler Auszeichnung den Doktorhut erhielt; von da durchreiste er in Begleitung des Herrn Alphons Pignat (gebürtig von Vouvry, gestorben in Sitten am 8. April 1822 als Großdekan, ein gelehrter und verdienstvoller Mann) Deutschland und Oesterreich, um sich einen reichen Schatz von Weltkenntniß und Lebensweisheit zu sammeln. Kaum 18 Jahre alt, kehrte er in die Heimath zurück, wo ihm bald die ersten Ehrenstellen übertragen wurden. Im Jahre 1773 verehelichte er sich mit dem Fräulein Franciska Dufay-Delavallaz, mit welcher er vierundzwanzig Jahre in glücklicher Ehe lebte, und die ihm achtzehn Kinder gebar. In den Jahren 1786—1787 war er Landvogt von St. Moritz; hier zeigte sich sein edler Charakter, seine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, seine Uneigennützigkeit im schönsten Lichte. Er wußte das Häßliche seines Amtes, welches damals schon allgemein verwünscht war, so zu mildern, daß er durch sein liebenswürdiges Benehmen und seine durch

---

dem Verblichenen die Leichenrede; er hieß Joseph Anton und der Redner bemerkte gar schön, beide Schutzheiligen wollten ihn an ihrem Tage zu Gott führen, und der Erstere habe den Sieg davon getragen. Herr Gottsponer war ein ausgezeichneter und nützlicher Kanzelredner, und bearbeitete seine Predigten mit großem Fleiß; als er im Wintermonat 1811 starb, hatte er schon drei Jahrgänge voraus bearbeitet. Als vortrefflichem Kanzelredner wurde ihm die außerordentliche Ehre zu Theil, an der Engelweihe in Maria-Einsiedeln zu predigen. Die Predigt wird annoch aufbewahrt. Sie fand ungeheuren Beifall, obschon sie drei volle Stunden dauerte. Uebrigens lebte er sehr zurückgezogen, führte ein musterhaftes Priesterleben und zeigte sich ohne Nothwendigkeit nie auf den öffentlichen Straßen. Er war ein besonderer Freund der Jugend, der Armen und Kranken und das Volk betrachtete ihn wie einen Propheten. In Sitten lebt er noch in gesegnetem Andenken, und ältere Leute erzählen manche schöne That von ihm. Sein Porträt findet man in Sitten, Leuk und vielen andern Orten. — Nebst diesem verdient noch ein anderer Domherr Erwähnung, der fünfundachtzig Jahre vor ihm starb, nämlich Herr Anton Imwinkelried aus Goms; er führte ein bescheidenes und gottinniges Leben, und seine Zeitgenossen betrachteten ihn als einen sehr frommen Mann. Als junger Priester verwaltete er die Pfründe der schmerzhaften Mutter an der Kathedrale von Sitten, wurde von dort auf die Pfarrei von Stalden befördert und trat im Jahre 1684 in das Domkapitel, in welchem er einige Würden bekleidete. Er starb auf Valerie am 25. Christmonat 1726 seine Tage im frommen Rufe, und wurde vor dem Altar der Mutter Gottes beigesetzt. (Domherrenbuch von Sitten in Folio, Manuscript.)

und durch sittliche Verwaltung nicht nur die Partei des Adels gewann, sondern das ganze Volk mit unzertrennlichen Banden an sich fesselte; die Zeit seiner Landvogtei wird auch jetzt noch als eine glückliche bezeichnet. In diese Zeit fiel der Brand des Collegiums von Brieg, der durch Feueranlegung von einer frevelnden Hand verursacht worden; die Kirche und der ganze Dachstuhl des Klostergebäudes wurden ein Raub der Flammen. Wie sehr schmerzte es den edlen Bürger, seine Vaterstadt einer so schönen Zierde beraubt zu wissen und die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu, denen er von ganzer Seele zugethan war und deren segensvolles Wirken sein Herz erfreute und tröstete, in die äußerste Noth versetzt und auf das Empfindlichste betroffen zu sehen! Allein er ließ es bei bloßem Schmerze nicht bewenden, sondern widmete nun seine ganze Thätigkeit dem Wiederaufbau der Kirche und des Collegiums; er scheute keine Mühe, kein Opfer, um sich in den Herzen seiner Mitbürger, zumal der studirenden Jugend, ein Denkmal zu errichten, welches dauernder als die Gebäude von Holz und Stein auf ewige Zeiten von seiner Frömmigkeit und seinem Edelsinne zeugen sollte. Die schöne Collegiumskirche von Brieg, eine der prächtigsten und geschmackvollsten im Schweizerlande, verdanken wir dessen Eifer und religiösen Gesinnungen. — Als über Frankreich die Schreckenszeit der großen Staatsumwälzung hereinbrach und Tausende von Adeligen und frommen Priestern, welche es mit ihrem Gewissen unverträglich fanden, einer gottlosen widerrechtlich eingesetzten Regierung den Eid der Treue zu schwören, ihr Vaterland verlassen mußten, um dem Blutgerüste zu entgehen, kamen viele dieser Unglücklichen auch nach Wallis, wo sie gastfreundliche Aufnahme fanden und vor ihren Todfeinden geborgen waren. Herr Stockalper öffnete sein geräumiges Haus Jedem dieser ehrwürdigen Flüchtlinge, unterstützte sie Alle nach Kräften, bewirthete sie an seinem Tische und behielt während mehreren Jahren manche dieser frommen Diener Gottes unentgeldlich bei sich. — Am 21. April 1795 verlor er seinen theuren Vater, und im Christmonat des folgenden Jahres wurde ihm auch die tugendhafte und liebenswürdige Gattin durch den Tod von der Seite gerissen. Dieser doppelte Verlust traf ihn auf das Empfindlichste; aber er duldete mit stiller Ergehebenheit, und bereitete sich im Vertrauen auf Gott, der die Wagschale der Gerechtigkeit in seinen Händen

hält und Diejenigen heimsucht, die er lieb hat, auf herbere Prüfungen vor. Die französische' Staatsumwälzung streckte ihre Arme auch nach dem benachbarten Schweizerlande aus; Unterwallis, des hundertjährigen Joches überdrüssig, hatte sich gegen Oberwallis aufgelehnt. Herr Stockalper, der an der Spitze der Oberwallisertruppen gegen die Aufständischen zu Felde ziehen mußte, bewältigte den Aufruhr, indem er die Unruhestifter der Regierung überlieferte, uud stellte die Ordnung wieder her; allein mit Hülfe französischer Geheimbündler und zügelloser Banden aus der Waadt erhob sich der Aufruhr auf's Neue, und stürmte gegen Oberwallis los. Die wackern Oberwalliser mußten den wilden Horden weichen, welche überall ihren Durchzug sengend und brennend, raubend und verwüstend bezeichnet hatten. Herr Stockalper, der sein letztes Stück Vieh und alle seine Lebensmittel zum Unterhalte seiner tapfern und ergebenen Soldaten hergegeben hatte, sah sich nun genöthigt, nach dem Simplon, von da nach Gondo, Ossola und bis an die Gestade des Langensee's zu flüchten. Ein ganzes Jahr mußte er da mit seiner zahlreichen Familie in banger Besorgniß und unter drückenden Umständen zubringen und als er in sein Vaterland zurückkehrte, fand er sein Haus verwüstet und entsetzlich zugerichtet, vom französischen General bewohnt, der ihm nur ein Stockwerk zur Wohnung einräumte. Allein es ging nicht lange, so mußte er sich neue Opfer gefallen lassen und neuen Unbilden bloßstellen; denn, weil er sich stets des treuen Volkes aufrichtig angenommen und mit seinem ganzen Einfluße und allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich kräftig entgegengesetzt hatte, was Erniedrigung des braven Hirtenvolkes und den Sturz seiner Selbstständigkeit herbeiziehen sollte, und durch seine unerschütterliche Festigkeit die Pläne des französischen Despotismus vereitelte, zog er sich bittere Verfolgungen zu, mußte Monate lang den General Tourneau mit seinem ganzen Generalstab beherbergen, und auf Gnade und Ungnade bewirthen. Als endlich die Lage der Dinge sich freundlicher gestaltete, ging auch für Herrn Stockalper ein neuer Stern auf. Da im Jahre 1802 Wallis unter der Gewährleistung Frankreichs und Italiens ein Bundesstaat wurde, nachdem es einige Zeit der einen unzertrennlichen Republik zugehört hatte, ließ sich der edle Mann aus Liebe zum Volke, dem er aufrichtig zugethan war, bewegen, öffentliche Aemter anzunehmen;

denn er hoffte durch sein Ansehen und seinen Einfluß größeres Unheil zu verhüten und seinen Landsleuten in der Regierung zu nützen. Er verwendete sein ganzes Ansehen, Brieg in den Stand zu setzen, die Collegiumskirche und das Klostergebäude, welche während der französischen Besetzung als Casernen gedient hatten und in zerrüttetem Zustande sich befanden, wieder auszubessern und herzustellen. Seinen Bemühungen gelang es, die Piaristen da einzuführen, die ihre Stellung mit glänzendem Erfolge bis zum Jahre 1811 erfüllten, wo Wallis zum Kaiserreiche Napoleons I. geschlagen wurde. Er war es, der sich bei seiner Sendung nach Frankreich in den Angelegenheiten der Simplonstraße den Ansinnen und Schmeicheleien, mit denen man den Ausschuß zur vollständigen Abtretung des Wallis an das Kaiserreich bereden wollte, standhaft und hartnäckig widersetzte und dem General Berthier frei und offen erklärte, als der Gewaltakt der Einverleibung durch die Waffen vollzogen war, daß Wallis das theure Kleinod der Freiheit, welches ihm geraubt worden, nie werde verschmerzen können. Mittlerweile that er alle möglichen Schritte bei den Hauptmächten Europa's, um die Unabhängigkeit seines Heimathkantons auszuwirken. — Als dann endlich im Jahre 1815 Wallis der Eidgenossenschaft einverleibt wurde, stieg er alsogleich zu den ersten Ehrenstellen von Wallis empor, vertrat den Kanton in mehreren Ehrengesandtschaften, und war von 1819 bis zu seinem Tode ununterbrochen Mitglied der Regierung, Gesandter auf die Tagsatzung und zum dritten Male Landeshauptmann. Die Brieger nannten ihn ihren Vater und wir sagen, er war der Vater des Vaterlandes; denn er nahm sich seines Volkes an in guten wie in bösen Tagen, förderte Recht und Gerechtigkeit, und zeigte sich besonders eifrig und thätig zum Schutze der Religion und ihrer Diener. Die Jesuiten hatten an ihm einen Wohlthäter, die studierende Jugend einen warmen Freund, die Armen einen Vater; Allen war er ein Vorbild jeglicher häuslichen und öffentlichen Tugend, denn er scheute sich nicht, bei allen Religionsübungen als gläubiger Christ zu erscheinen und seinen höchsten Stolz in das lebendige und feierliche Bekenntniß seines Glaubens zu setzen. Liebenswürdig in seinem Umgange, war er gegen Jedermann so herablassend, daß auch der Geringste ihm seine Angelegenheiten vortragen durfte und Niemand abgewiesen wurde. So wirkte er

unendlich viel Gutes, und war bei Gott und den Menschen beliebt. Doch es kam auch für ihn der Feierabend seines vielbewegten und schicksalsreichen Lebens. Die Annalen des Jesuitenklosters von Brieg (Compendium rerum memorabilium S. J.) erzählen sein Ende gar schön. Im Jahre 1826 befand er sich als Landeshauptmann — Statthalter in Sitten, besorgte da die Regierungsangelegenheiten, und erkrankte schwer. Bei Zunahme der Krankheit sprach er: „Führet mich nach Brieg, denn ich sehne mich nach den Meinigen und den Vätern der Gesellschaft Jesu; sie werden für mich beten, und mit den Tröstungen der Religion mir beistehen." Als er in Brieg angekommen war, besuchte ihn alsobald ein Jesuit, dem er mit großer Zerknirschung und Reue beichtete; am Tage darauf brachte man ihm das heilige Abendmahl, und darauf ließ er sich mit dem heiligen Oele salben. Einer von den Vätern blieb von nun an bei Tag und Nacht an seiner Seite, und richtete zuweilen Worte des Trostes an den frommen Greisen, der mit kindlichem Vertrauen den göttlichen Welterlöser und dessen Mutter anrief. Er litt in aller Geduld, und auf seinem Angesichte strahlte die Hoffnung der überirdischen Seligkeit. Seine Kinder, die weinend das Bett umgaben, tröstete er gar lieblich, gab Jedem insbesondere heilsame Ermahnungen und ertheilte ihnen den väterlichen Segen. Dem Ende nahend, nahm er das Crucifix in die Hand und sagte: „Was einzig den Schrecken des Todes lindert, ist das Bewußtsein, Diesen geliebt und Ihm treu gedient zu haben. Seid eingedenk der letzten Worte eueres sterbenden Vaters." Am 31. Christmonat 1826 entschlummerte er um 1 ½ Uhr Nachmittag sanft im Herrn. Der Tod des großen Mannes versetzte nicht nur seine zahlreiche Familie in die tiefste Betrübniß, sondern verbreitete allgemeine Trauer über Brieg und das ganze Land. Sein Leichenbegängniß, welches am 3. Jänner 1827 stattfand, war eines der glänzendsten, welches Wallis je gesehen; von allen Theilen des Landes strömten zahlreiche Priester und eine unübersehbare Menschenmenge herbei, um dem Verblichenen die letzte Ehre zu erweisen. Der Trauergottesdienst dauerte bis 4 Uhr Abends, bei welchem P. Günther, der seiner Frömmigkeit wegen in Sitten und Solothurn noch in frischem Andenken lebt, eine so ergreifende und rührende Leichenrede hielt, daß kein Auge trocken blieb, und noch heute Mancher mit Rührung davon spricht. Die Jesuiten,

deren außerordentlicher Wohlthäter er war, errichteten in ihrer Kirche ein angemessenes Leichengerüst (catafalcum), und hielten ebenfalls ein feierliches Todtenamt für seine Seele. Im Sterbregister zu Glis steht neben dessen Todtenverzeichniß das schöne Zeugniß: „Doctissimus nec non religiosissimus Dominus," mit dem Beisatze: er sei in der Gruft seiner edlen Familie beigesetzt worden. [1]) (Gefällige Mittheilung aus Brieg, Manuscript.)

F.

Franz Bryat von Pruntrut, Jesuit. Der unvergleichliche Diener Gottes erblickte im Jahre 1648 zu Pruntrut das Licht der Welt. Er trat achtzehn Jahre alt (1666) in den Jesuitenorden, und verherrlichte denselben durch seine vortreffliche Kanzelberedtsamkeit, wie auch durch seinen musterhaften Lebenswandel. Seine Selbstverläugnung kannte keine Grenzen; er war immer entschlossen, beim ersten Winke der Oberen, das Amt, das er bekleidete, niederzulegen, oder mitten im Laufe zu unterbrechen, was zuweilen sich zutrug. Er wurde als Professor der Theologie in Constanz angestellt, und begann daselbst seine Vorlesungen; auf einmal kam der Befehl an, er solle sich nach Pruntrut begeben und dort die französische Kanzel übernehmen. Alsobald reiste er dahin, ohne sich die herbstliche Erholungsfrist zu gönnen. Ein anderes Mal, als er Prediger in Freiburg war, schrieb ihm der P. Provinzial: „Ich rufe Sie von dort ab, sende Sie nach Colmar in's Elsaß und ersuche Sie, nach Kräften in dieser Stadt die überhandnehmenden Irrlehren zu bekämpfen; richten Sie die wankenden oder gefallenen Katholiken wieder auf." Der Mann des Gehorsams zögerte nicht, den Willen seines Obern zu vollziehen, und Gott segnete dessen

---

[1]) Die adelige Familie von Stockalper hat ihre Grabstätte in der Muttergottes- und Pfarrkirche zu Glis, nicht weit von der Kanzel. Daselbst liegt auch der selige Pater Desideratus Plaschi, Capuciner, begraben.

Werk mit solchem Erfolge, daß er in kurzer Zeit eine große Anzahl Verirrter zur römisch-katholischen Kirche zurückführte. Da er die Rektorstelle im Collegium von Freiburg bekleidete, ernannte ihn sein Vorgesetzter noch vor der Beendigung des Schuljahres zum Rektor des Kollegiums von Lucern. Unverweilt verfügte er sich auf den neuen Posten und schrieb von dort aus einen merkwürdigen Brief, dem wir nachstehende Stelle entheben: „In Betreff der zukünftigen Verfügung über das Kollegium weiß ich bis auf diesen Augenblick noch gar nichts; ich wünsche, daß sie Allen genehm sei; sollte sie aber einigen mißfällig sein, je nun! „„so habe ich euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr es so thuet, wie ich es gethan."" Ich für mich schaute weder auf den Zielort, von wo, noch auf den Zielort wohin, noch auf die Beschwerden der Reise oder des Amtes, noch auf das verschiedene Gerede, sondern allein auf den Wink und das Wohlgefallen meiner Oberen; denn Jenen nicht pünktlich im Kleinsten zu gehorsamen, habe ich immer für Sünde gehalten. Der wahre Gehorsam ist blind." — Und in der That, eben mit diesem blinden und bewunderungswürdigen Gehorsam weihte der Diener Gottes alle seine Handlungen: dieser war die Regel und die Richtschnur seines Lebens, die Haupttugend, aus welcher auch seine wunderbare Geschicklichkeit im Wirken zum Heile der Menschen stammte. Sowohl von der Kanzel herab, als im Privatumgange wußte er jeden Stand für sich einzunehmen. Mit dem Soldaten wurde er Soldat, und sprach mit ihm vom Kriegswesen; mit dem Kaufmann von der Handelschaft, und mit dem Landarbeiter vom Feldbau. Seinen Unterredungen lagen immer tiefere Gedanken zu Grunde, die auf das Heil, auf Gott und die Ewigkeit Bezug hatten. Er war sehr belesen, sprach sehr schön, langsam, deutlich, angenehm und hinreißend, verstund die Kunst, zu überzeugen und zu rühren, und das waren die Mittel, mit denen er Tausende und Tausende auf die Bahn des Heiles zurückführte. — Besonders aber war P. Bryat ein gewandter Geistesmann und sprach in seinen geistlichen Uebungen mit solcher Wärme, daß er vom Feuer der Liebe Gottes ganz durchdrungen schien. Nicht allein seine Mitbrüder, sondern auch Personen ersten Ranges bewunderten die Art und Weise, wie er die ewigen Wahrheiten vortrug und erklärte, und überließen sich gerne seiner Leitung. Traf er einen Verstockten an, so erinnerte er ihn

beim Verabschieden an den Spruch des heiligen Franz von Sales: „Alles ist Eitelkeit, was nicht geschieht für die Ewigkeit.“ Auf diese richtete er all sein Streben, und gegen Himmel schauend, sprach er in der Todesstunde: „Nie habe ich etwas gethan, das ich nachher bereuen mußte.“ In allen wichtigen Angelegenheiten nahm er seine Zuflucht zum hochheiligen Altarsakramente, und erforschte da unter Thränen und Gebet die Rathschlüsse des Herrn, wie er sich in dieser oder jener Angelegenheit zu verhalten hätte. Noch als siebenzigjähriger Greis wetteiferte er mit den jüngern Ordensgliedern, am Morgen in der Frühe der Erste den im Altarsgeheimnisse thronenden Gottessohn zu begrüßen. Im Umgange mit Personen weltlichen Standes zeigte er sich redlich, offenherzig, aber sehr klug und untadelhaft. Ein Hofmann, sonst ein scharfer Sittenrichter, sagte einst zu den Vätern der Gesellschaft Jesu: „In dieser Beziehung konnte ich nie an P. Bryat einen Fehler wahrnehmen.“ Als Rektor zu Freiburg leistete er aus Liebe auf der Kanzel und in den niederen lateinischen Schulen Aushülfe. Mit gebleichtem Haupte und vom Alter niedergebeugt, begab er sich noch auf die umliegenden Dörfer, und hielt dem Volke salbungsvolle Vorträge. Er war ein Eiferer für die Missionen im Kanton Freiburg, und unterstützte dieselben mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Gerne hätte er den Weg nach Indien zu den im Schatten des Todes sitzenden Heiden angetreten, allein er sollte in Europa wirken; was er nun nicht selbst in's Werk setzen konnte, dazu feuerte er die jüngeren Brüder an, und unterstützte sie durch glühendes und anhaltendes Gebet zum Vater der Erbarmung. Täglich widmete er zwei Stunden der Betrachtung, in der er viele Süßigkeiten des Geistes verkostete. Er war auch ein hoher Verehrer der Himmelskönigin und ein warmer Vertheidiger ihrer unbefleckten Empfängniß. So oft er von Gott eine Gnade erbitten wollte, nahm er zuerst seine Zuflucht zu Maria, zu deren Ehre er täglich einen heiligen Rosenkranz und die Tagzeiten betete. — Während er zu Ingolstadt die Philosophie lehrte, hatte er unter seinen Zuhörern einen jungen Jesuiten, der sich wankelmüthig, unruhig und gar nicht erbaulich betrug. Der gute Lehrer nahm sich dieses armen Jünglings mit väterlicher Sorgfalt und Betrübniß an, konnte jedoch dessen Austritt aus der Gesellschaft Jesu, den er im Geiste voraussah, nicht hindern. Er

wollte noch einen letzten Schritt thun, empfahl ihn in den Schutz der göttlichen Mutter und führte ihn mit sich zu der wunderthätigen Maria, „die dreimal Wunderthätige genannt," im Erziehungshause zu St. Ignaz, Martyrer. Da las er die heilige Messe, und während derselben flehte er mit heißer Inbrunst zu Maria, und bat sie unter Thränen um die Bekehrung und Erhaltung seines Mitbruders. Da geschah an dem Gnadenbilde ein auffallendes Zeichen: Zweimal bewegte sich das Haupt und wandte sich auf die Seite, zum Zeichen, sie erhöre die Bitten des Flehenden nicht. Der Diener Gottes kehrte sehr betrübt nach Hause; bald hernach trat der unglückliche Mönch aus dem Orden, und starb eines jammervollen Todes. Im siebenzigsten Jahre erkrankte P. Franz an den Steinschmerzen, eine sehr schmerzvolle Krankheit; um in den sehr starken und empfindlichen Anfällen mit stiller Ergebenheit zu dulden, ließ er sich während denselben das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi vorlesen. Als man ihm meldete, seine Auflösung nahe, rief er entzückt: „Gute Neuigkeit, gute Neuigkeit! In's Haus des Herrn werden wir einziehen!" Mit allen heiligen Sterbsakramenten versehen, verschied er am 1. Hornung 1718. Am Tage der Beerdigung schaarte sich eine große Volksmenge um die Leiche, küßte die Hände und berührte mit Rosenkränzen den Entseelten. Die Annalen des Jesuitenordens sagen: „Der am 1. Hornung 1718 erfolgte Hintritt des unvergleichlichen Dieners Gottes P. Franz Bryat versetzte die ganze Provinz von Oberdeutschlaud in Trauer." (Menolog. P. Patrignani.)

Franz von Bormio, Capuciner. Die Landschaft Worms oder Bormio, die ehedem dem Bisthum Chur angehört hat, grenzt im Osten an Tyrol, ist fünf Meilen lang und fast eben so breit, sehr gebirgig, und ringsumher von hohen, steilen und fast immer mit Schnee bedeckten Gebirgen eingeschlossen. Unweit der davon entspringenden Adda liegt der Hauptort des Landes, Bormio; dieser war die Heimath unseres P. Franz. Er war der Sohn ehrlicher und braver Eltern, und zeigte schon in seiner frühesten Kindheit, daß ihn die Natur mit schönen Anlagen beschenkt habe. Sein Vater sandte ihn zur Erlernung der deutschen Sprache nach Bayern, weil die Einwohner von Bormio in ihrem vielfachen Verkehr mit Deutschen der Kenntniß jener Sprache nicht entbehren konnten. Nach einiger Zeit

kehrte er nach Hause, und wurde dann weiters nach Mailand gesandt, wo er den klassischen Studien mit rühmlichster Auszeichnung sich widmete. Mit eisernem Fleiße verband er Tugend und Frömmigkeit, und leuchtete seinen Mitgenossen zu allem Schönen und Guten voran. Mehr und mehr eckelte ihm vor der Welt; um sich ihren Fallstricken zu entwinden und seine Seele zu retten, trat er in den Capucinerorden, in welchem er sich durch seine Tugenden und seine großartige Wirksamkeit auszeichnete. Nachdem er Philosophie und Theologie studirt hatte, übertrugen ihm die Oberen das Predigtamt, zu dem er vorzügliche Anlagen hatte; schon seine ersten Predigten wurden bewundert, mit Beifall angehört, und der junge Capuciner mußte bald auf verschiedenen Kanzeln auftreten. Daß er als Prediger Großes geleistet und Gutes geschaffen sowohl durch sein Rednertalent, als durch seinen empfehlungswürdigen Wandel, bezeugen Mailand, Venedig, Cremona, Vercelli, Vincenza und andere Städte Italiens, in denen er Gottes Wort unermüdlich verkündigt hatte. Franz war ernsthaft in seinem Aussehen, würdevoll in seinem Benehmen und sein edler Charakter öffnete ihm den Weg zu den höchsten Ordenswürden; er wurde Provinzial im Mailänderkreise. — Während P. Franz mit apostolischem Eifer seine hohen Berufspflichten erfüllte, wurden die Katholiken von Bünden hart bedrängt; schonungslos zerstörten die Protestanten die Gotteshäuser, verjagten die Geistlichen und mordeten Viele, die sich zur katholischen Kirche bekannten. Nachdem sie mehrere Bezirke von Rhätien zum Abfalle gezwungen, spannten sie ihr verführerisches Netz in's Veltlin hinein und schickten ihre Lügenprediger dahin, welche die katholische Lehre verfälschten und dort ein böses Spiel trieben. P. Franz empfand beim Anblicke der Gefahren, denen sein Vaterland und die umliegenden Landschaften ausgesetzt waren, einen tiefen Schmerz, wandte sich an den regierenden Papst Gregor XIII., und beschrieb ihm den traurigen Zustand jener Kreise. Der hl. Vater erkannte die Gefahr, und beorderte ihn sofort mit einigen Ordensmitgliedern nach dem Veltlin. In der Kraft seiner Sendung verkündete P. Franz von Ort zu Ort die apostolische Lehre, unterwies die Unwissenden, stärkte die Schwachen, widerlegte und bekämpfte die Irrlehrer und führte die Abgefallenen sammt einigen Prädikanten in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Das empörte die Häretiker, und zog

dem eifrigen Missionär Verfolgungen und Schmach zu. Einige Protestanten gaben sich den Anschein, als wollten sie sich bekehren, sie munkelten davon; in der That aber führten sie böse Anschläge in ihren Herzen gegen den Verkündiger der Wahrheit. Nicht selten warfen protestantische Kinder Koth und Steine ihm nach. Als er einst bei kalter Winterszeit von Bormio in eine andere Stadt gehen wollte, begegneten ihm einige Protestanten; sie packten den harmlosen Mann an, und warfen ihn in einen tiefen Sodbrunnen, der von Schnee und Eis überfroren war. Damit war ihre Rache noch nicht gesättigt, sie lauerten nur auf einen schicklichen Zeitpunkt, ihn mit seinen Mitgehülfen aus dem Wege zu räumen. Eines Tages begegnete den frommen Ordensmännern ein Gelichter dieser Art, das ihnen Freundschaft heuchelte, und sie zu einem Glas Wein, den die Bösewichter mit Gift vermischt hatten, einlud. Kaum hatten die Arglosen daraus getrunken, so erhoben jene ein Hohngelächter, in der Hoffnung, die mörderische That sei ihnen gelungen. Allein P. Franz nahm mit seinen Brüdern die Zuflucht zum Gebete, und das genossene Gift schadete ihnen nicht. Da sannen die Feinde auf ein anderes Mittel: sie verklagten den Glaubensboten bei der Regierung von Graubünden, schilderten ihn als einen Ruhestörer und strenggesinnten römischen Pfaffen; der blutlechzende Senat versammelte sich, und erklärte den P. Franz, als das Haupt jener Männer, des Todes schuldig. Die Sache blieb nicht lange verdeckt; der Verurtheilte wurde alsobald von edlen Freunden durch Briefe gewarnt, sich zurückzuziehen und sein Leben nicht zu gefährden, da seine Ermordung unter obwaltenden Umständen der katholischen Sache wenig fruchten würde. Er folgte den weisen Rathgebern, und zog mit den Seinigen wieder nach Mailand. — Karl Borromäus, der damals die erzbischöfliche Kirche leitete, kannte den religiösen Geist und das rechtschaffene kluge Betragen unseres P. Franz; er ernannte ihn zum Besucher (Visitator) der Frauenklöster, welche in den Vorstädten Mailands und außer der Stadt gegründet waren. Franz vollzog diese Aufgabe mit eben so viel Geduld als Klugheit, und stellte in denselben die schönste Ordnung her. Mit tiefem Schmerzen nahm Karl wahr, daß die Irrlehren der Reformatoren in der Schweiz immer mehr um sich griffen, und die Katholiken daselbst vielfach davon angesteckt, oder unter den von Seite der weltlichen Be-

hörden in dieser Hinsicht erlassenen Befehlen gedrückt und in der Ausübung ihres Glaubens gehindert wurden. Als Legat der katholischen Schweiz war er um dieselbe sehr bekümmert und dachte nur auf Mittel, dieselbe zu erhalten und ihren Glauben zu schützen und zu befestigen. Das Geeignetste schien ihm die Einführung der PP. Capuciner, denn er kannte ihren strengen Lebenswandel, ihre Verzichtleistung auf alles Irdische und Zeitliche, so wie ihre Beliebtheit bei dem Volke. Auch Herr Ritter Melchior Lussi von Stans (s. d. A.), der den heiligen Karl auf dem Concil von Trient kennen gelernt, und seitdem mit ihm in freundlichem Verkehre gestanden, theilte diese Ansicht, er bat den heiligen Bischof, als er sich als Landvogt zu Lauis (1580—1581) aufhielt, er möchte Einige dieser Väter in die Schweiz senden, und versprach ihm, sich auf's Kräftigste zu verwenden, um denselben die beste Aufnahme zu bereiten. Karl hatte überdieß den zur Ausführung dieses heiligen Werkes geeigneten Mann an der Hand, nämlich den P. Franz von Bormio, der die Schweiz kannte und einige Zeit in Altorf zugebracht hatte. Er wandte sich daher an den heiligen Stuhl, empfahl den genannten Pater, und seine Vorstellungen fanden bei Gregor XIII. Gehör. P. Franz von Bormio ward also zum Generalcommissär der katholischen Schweiz ernannt. Ausgerüstet mit dem Segen des heiligen Vaters und seiner Oberen, wählte er den P. Franz a Valle Turris, die Kleriker Johann Baptist von Lugano und Sebastian von Altorf (s. d. A.) und den Bruder Fortunat von Mailand zu seinen Gefährten, überstieg mit ihnen den St. Gotthard, und kam am 7. Herbstmonat 1581 in Altorf an, wo Herr Hauptmann Walther von Roll sie mit ausnehmender Zuvorkommenheit empfing. Weniger gefiel ihre Ankunft dem Dekan und Pfarrer von Altorf. Dieser war den frommen Ordensmännern nicht geneigt, und wiegelte daher das Volk gegen sie auf. Es ist dies der nämliche Herr, welcher den heiligen Karl Borromäus, als er die Schweiz besuchte, einlud, den Pfarrhof zu besuchen und seine Kinder zu segnen; wir wissen aber auch, daß der Heilige dessen Haus mit Unwillen verließ, und zu seinem theuren Freunde Walther von Roll eilte. P. Franz, an solche Stürme gewohnt, nahm die Sache nicht so ernstlich, und wußte die aufgeregten Gemüther durch seine Sanftmuth und Klugheit zu beschwichtigen. Herr Walther von Roll führte die Capuciner

ob den Flecken Altorf, wo ein Häuschen und eine Kapelle zu Ehren aller Heiligen stund und sprach: „Hier wollen wir das erste Capucinerkloster der Schweiz bauen;" P. Franz erwiederte: „Hier ist mein Ruheplatz für immerdar." Der Aufbau des Klosters wurde mit allem Fleiß betrieben, und schon im folgenden Jahre, am 1. Heumonat, bezogen die Väter ihre neue Wohnung, führten die Ordensgebräuche ein und beteten die kirchlichen Tagzeiten in der Kapelle. Der Bau dauerte fort, die Altaropfer wurden gewogener und zwei edle Jünglinge, Bonaventura Glarner (s. d. A.) und Alexander Rucklin, Bucklin oder Buglin, beide Urner, nahmen das Ordenskleid. P. Alexius von Mailand war ihr Leiter. So wuchs mit dem Gebäude auch ihre Familie. Indessen arbeitete P. Franz rastlos im Weinberge des Herrn, predigte das Wort Gottes, tadelte das Laster, lobte die Tugend, unterwies das Volk in den Glaubens- und Sittenlehren, besuchte die Kranken, verwaltete das heilige Bußsakrament, wozu er eigens vom apostolischen Stuhl bevollmächtigt war, und bemühte sich, die gesunkene geistliche Zucht wieder herzustellen. Da war eben der kranke Fleck, und der eifrige Sittenprediger stieß auf heftigen Widerspruch, aber auch hier kam er durch christliches Dulden zum Ziele. Selbst der erwähnte Dekan besserte sich, und segnete den ersten Grundstein zum Aufbau der Klosterkirche. Nun erwahrte sich die Erscheinung eines Priesters von Altdorf, dem Gott vor zehn Jahren in einem Gesichte ob dem Flecken Altorf ein Kloster gezeigt hatte, in welches nach dessen Vollendung die Capuciner in Begleitung einer zahlreichen Volksmenge, mit brennenden Kerzen in den Händen, einzogen. Als Herr Ritter Lussi (1582) aus Italien zurück gekehrt war, bat er den P. Franz von Bormio, ihm einige Patres nach Stans zu senden, um auch da den Anfang zu einer klösterlichen Gründung zu machen. Zu seiner größten Freude schickte ihm dieser zwei Väter, welche da eine Pflanzschule des heiligen Franciskus errichten sollten. Der Pfarrer von Stans war gegen dieselben nicht günstiger gestimmt als jener von Altdorf, bließ in's Horn und stachelte das Volk auf, so daß der Pöbel sich bei ihrer Ankunft auf eine gemeine Weise betrug. Herr Lussi handelte indessen im Einverständnisse mit anderen Landesherren sehr klug, und wies die ehrwürdigen Väter nach St. Jost am Bürgen, wo sie sich mit Gebet und andern guten Werken beschäftigten.

Das Volk, welches bald Gelegenheit hatte, ihren frommen Tugendwandel zu bewundern, brachte ihnen huldvoll die erforderliche Nahrung und gewann sie sehr lieb. Da brachte sie Melchior Lussi nach Stans zurück, erbaute ihnen noch im nämlichen Jahre aus eigenen Mitteln ein kleines Kloster mit Kirche, und sorgte lange Zeit auf eigene Rechnung für deren Bedarf und Unterhalt. — Indem die Aussicht für die Ausbreitung des Ordens immer günstiger wurde, eilte P. Franz noch im Spätherbste des Jahres 1582 nach Mailand, um neue Mitarbeiter im Weinberge des Herrn anzuwerben und schon in den ersten Wochen des Jahres 1583 kam er in Begleitung der PP. Fabrizius von Lugano, Anton von Canobbio und des Bruders Arsen von Mailand (s. d. A.) nach Altorf. Beide Väter waren berühmte Kanzelredner; den P. Fabrizius, weil der deutschen Sprache kundig, sandte er nach Stans, die Andern ließ er in Altorf. Die Stadt Lucern, die von den frommen Vätern viel Rühmliches gehört hatte, wünschte sie gleichfalls einzuführen; auf die Bitte einiger Herren der Stadt begab sich unser Generalcommissär mit P. Fabrizius und Bruder Arsen dahin und bezog die verlassene Wohnung der Tertiarienfrauen zu St. Anna im Bruch. Herr Kaspar Pfyffer schenkte auf dem Wesemlin 1583 ein schönes Grundstück zur Anlegung des neuen Klosters, und der Bau begann sofort. P. Franz war ein wahrer Ordensmann und ein strenger Beobachter der heiligen Regel; in Errichtung der genannten Klöster schaute er vorzüglich auf die Haltung der seraphischen Armuth, und ließ den Bau nach den Vorschriften des Ordens aufführen. Für sich lebte er sehr dürftig, und obschon er oft in einem Tage zwei bis drei Vorträge halten mußte, begnügte er sich mit einer magern Kost wie die übrigen Brüder. Zudem war er die Demuth selbst, die Zeit, die ihm von seinen vielen Geschäften übrig blieb, brachte er in der Verrichtung der niedrigsten Dinge im Kloster zu; er half in der Küche waschen, die Kirche mit dem Besen kehren, die Altäre zieren u. s. w. Bald kehrte er wieder nach Stans zurück, wo man ihm die Trauerkunde brachte, der Kleriker Sebastian, den er seines heiligen Lebens wegen außerordentlich schätzte, sei am Sterben; er machte sich sogleich auf und sprach auf dem Wege nach Altorf zu seinem Begleiter: „Frater Simplicius! Sollte man nicht vielmehr den Tod wünschen, als vor ihm beben, da er uns aus dieser Ver-

bannung führt und in's selige Vaterland geleitet? Mit Gottes Hülfe habe ich den größten Theil meines Lebens zurückgelegt, und mir erübrigt nur noch eine kurze Zeit; nach fünfzehn Tagen wirst du hören, Franz von Bormio sei nicht mehr unter den Sterblichen. Diese Worte in prophetischem Geiste gesprochen, gingen bald in Erfüllung. Er kam zwar in bestem Wohlsein nach Altdorf, wo Frater Sebastian schon die Sterblichkeit ausgezogen hatte; aber nach der Beerdigung seines Mitbruders ergriff ihn ein starker Fieberschauer; er legte sich zu Bette, übergab sein Amt in die Hände des P. Fabritius von Lugano, erklärte ihn zum Provinzobern, und ermahnte die umstehenden Brüder zur Geduld nnd Ausdauer in den Prüfungen und Leiden, die sie durch die Erweiterung der Provinz erleben würden und fügte noch hinzu, was er im Geiste voraussah, die gute Sache werde endlich doch siegen. Hiernach bereitete er sich auf eine Generalbeicht vor, empfing die heiligen Sterbsakramente, und beschäftigte sich nur mit seinem Heile mehr. Als ihm der neue Provinzial den Vorschlag machte, einen Arzt zu rufen, erwiederte er ihm: um mein Leben ist es geschehen, jedoch damit es nicht den Anschein habe, als verachte ich den Arzt und die von Gott gegebenen Mittel, so mögen Sie thun, wie Sie es für gut finden. Nach zwei Tagen minderte sich das Fieber, und schon glaubte man, er werde bald genesen; der Kranke aber fühlte den Tod in seinen Eingeweiden, berief den P. Fabrizius und sprach zu ihm: „Eilen Sie, mich mit dem heiligen Oel zu salben, denn der Herr steht vor der Thüre und klopft, ich habe keine Zeit zu verlieren." Seinem Ende nahe, befahl er, man solle ihm die Leidensgeschichte Jesu vorlesen, und als man zu den Worten kam: „Jesus aber rief mit lauter Stimme und gab seinen Geist auf," entflog auch seine Seele dem Körper. Wie kostbar sein Tod in den Augen Gottes war, zeigte der Himmel durch ein Wunder. Der Kleriker Bonaventura Glarner (s. d. A.) war dem Tode nahe; da er hörte, man trage den geliebten Vater Franz von Bormio zu Grabe, verlangte er dessen Gürtel, band denselben um seinen Leib, stund gesund auf und wohnte der Todtenfeier bei. Der plötzliche Hintritt des großen Mannes gab einen traurigen Wiederhall durch die ganze katholische Eidgenossenschaft, und aus allen Gauen stellte man sich ein, seine Hülle zur Erde zu geleiten. Als Karl Borromäus die Trauer-

kunde erhielt, Franz von Bormio habe von der Welt Abschied genommen, brach er seufzend in die Worte aus: „Heute ist uns ein großer Mann entrissen worden; die Kirche hat einen großen Diener Gottes verloren; fürwahr ein schmerzlicher Verlurst für sie." Sein Tod erfolgte den 23. April 1583. (Cf. Annal. Prov Helv, T. I., p. 1—28; Boverii, Annal. Cap, T. II., p. 65; Aremberg, Flores Seraph. Cap., p. 75; Massæus Annanniens., Seraphischer Paradiesgarten, Bd. II., S. 261 ff.)

Franz-Maria Jossen, Capuciner. Die Annalen des Capucinerordens geben den Geburtsort dieses denkwürdigen Mannes nicht an. Er war aber ein Walliser und wurde 1637 zu Goms geboren. In der hl. Taufe erhielt er den Namen Johann, widmete sich später den kassischen und theologischen Studien und empfing die geistlichen Weihen. Als junger Priester wurde er 1663 an der Kathedrale von Sitten mit der St. Jakobspfründe betraut (nicht zu verwechseln mit Christoph Jossen, der 1661 Rektor an der St. Andreaspfründe war), trat mit dem seligen Domherr Matthias Will in nähere Verbindung, und lernte unter dessen väterlichen Anleitung die Sendung des Priesters und dessen heiligen Stand kennen. Seine Fähigkeiten und seinen bescheidenen Wandel würdigend, versetzte ihn Adrian IV. als Pfarrer nach Münster, und ernannte ihn bald darauf zu seinem Stellvertreter (Supervigilant, Vicarius foraneus) im Bezirk Goms. Auch das Domkapitel von Sitten suchte den Herrn Pfarrer Jossen an sich zu ziehen, wählte ihn zum Titulardomherrn und gab ihm im Jahre 1673 die Weisung, in seinen Verband zu treten. Nach einigen Verzeichnissen folgte er am 5. Herbstmonat dieser Einladung, denn eine Domherrnstelle war erledigt, und die eilf Domherren Peter de Communi, Christian Ritteler, Johann Courten, Matthias Will, Claudius Apertet, Peter Mangolt, Franz Udry, Peter Schillig, Theodul Supersaxo, Christian Schröter und Adrian Jörgen bildeten das Kapitel. Indessen ist sehr zu bezweifeln, ob er in das löbliche Domstift eingetreten sei, da man ihn nirgends auf dem Verzeichnisse der Domherren findet, und das Rechenbuch (Recupera magnorum Anniversariorum, Valeriæ 1673) seinen Namen nicht enthält. Der demüthige Johann Jossen, den höhern Kirchenwürden ohnehin abgeneigt, folgte dem Drang seines Herzens, verzichtete auf sein Canonikat, trat noch im selben Jahre zu Altorf in den Capuzinerorden, nahm den Na-

men Frater Franz Maria an, und begann unter der Leitung des wackern P. Sebastian von Schwyz sein Probejahr, in welchem er seines Berufes sich würdig zeigte. Da verblieb er in Uebungen der Frömmigkeit zwei Jahre, kam dann nach Wyl und von dort nach Freiburg, wo er, obschon 38 Jahre alt, die theologischen Studien wiederholte. — Im Jahre 1679 versetzten ihn die Obern als Prediger nach Zug; sowohl auf der Kanzel als im Beichtstuhle wirkte er mit rastlosem Eifer, und um seines heiligen Wandels wegen ward er daselbst (1683) zweiter Vorstand des Klosters. Im Jahre darauf wurde er Vikar in Altorf, drei Jahre später wanderte er nach dem Elsaß und leitete (1687—88) das Kloster Lanser. Immer eckelte ihm vor den Würden und je mehr er die Verantwortlichkeit der Vorgesetzten beherzigte, desto schwerer drückte ihn sein Amt. Er bat deßhalb seine Obern, ihn von demselben zu entlassen und kehrte dann wieder nach Altorf zurück, wo er sich, obschon noch in den besten Jahren, auf den Hintritt in die Ewigkeit vorbereitete. Bei der Ankunft in Altorf sprach er: „Die Zeit meines Lebens geht bald zu Ende, und ich muß mich rüsten.“ Er starb den 17. Brachmonat 1691 im Rufe der Heiligkeit, und zählte erst 54 Jahre. (Protocoll. maj. Capuc. P. II., p. 85 etc)

G.

Gebhard III., Bischof von Constanz. Unter die vorzüglichern Prälaten, welche den bischöflichen Stuhl von Constanz zierten, gehört auch Gebhard III.; Markgraf und Herzog von Zähringen. Er war der Sohn Berchtold's des Bärtigen, betrat von Jugend an die Bahn der Wissenschaften und vertauschte zu Hirschau seine gräflichen Kleider mit dem Gewande des heiligen Benedikt. Dort heiligte er seine Tage, in der Hoffnung, in den stillen Hallen sein Leben zu beschließen. Der innere Friede, das köstlichste Gut eines Sterblichen hienieden, überströmte sein Herz. Die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts war eine stürmische Zeit; Kaiser Heinrich IV. erlaubte sich mehrere Uebergriffe in die Kirche, ernannte Bischöfe ohne päpst-

liche Bestätigung und bereitete Gregor VII. (1073—1085) viele Unannehmlichkeiten, die dem eifrigen Oberhirten bei Zeiten die Grabstätte öffneten. Die vom Kaiser ernannten Bischöfe huldigten ihrem Gönner, und unter diesen war auch Otto I., Bischof von Constanz, den Gregor VII. im Jahre 1080 mit dem Bann belegte. Die Diözese Constanz war in einer mißlichen Lage, und der fromme Mönch Gebhard von Hirschau, von seinen hohen Anverwandten begünstigt, wurde auf den bischöflichen Stuhl erhoben, welchen er gewiß unter obwaltenden Umständen nicht gesucht hatte; denn Otto I. lebte noch, und die Wahl war nicht nach den Satzungen des Kirchenrechts. Gregor VII. kannte den Neugewählten, und bestätigte ohne Anstand dessen Wahl. Dieser nahm den Hirtenstab zur Hand, und führte ihn einige Zeit zum Nutzen und Frommen seiner Heerde; die Gegenpartei ruhte aber nicht, vertrieb den edlen Bischof, und setzte den Arnold, Grafen von Heiligenberg, als Gegenbischof ein [1]). Der Vertriebene blieb ein treuer Anhänger des römischen Stuhles, verfügte sich zu dem Papste Urban II. (1088—1099), dem er seine Schicksale klagte und der den hohen Dulder sehr gewogen empfing. — Zur nämlichen Zeit erfüllte die Kunde von den Gewaltthaten der Türken die ganze Christenheit mit Entsetzen und Schmerzen, und es wurde beschlossen, den bedrängten Christen im Morgenlande Hülfe zu bringen. Zu diesem Zwecke berief Papst Urban II. ein zahlreiches Concil nach Piacenza, und acht Tage später (17.—18. Wintermonat 1095) ein zweites nach Clermont in Frankreich. Dort erschienen vierzehn Erzbischöfe, an dreihundert Bischöfe, aus Deutschland Thiemo von Salzburg, Ulrich von Passau und Gebhard von Constanz (war ohne Zweifel auch auf dem Concil von Piacenza anwesend), vierhundert Aebte, unzählige Laien, Fürsten, Ritter und Volk. Die Kirche konnte die Menge nicht fassen, die dann in feierlicher Prozession den heiligen Vater hinaus in's Freie geleitete. Da redete dieser über die Noth der Christen im Morgenlande Worte, wie nur der tiefste Schmerz und die höchste Begeisterung sie einzugeben vermochten. „Die heiligen Orte," sprach er, „wo der Herr gewandelt, sind in den Händen

[1]) Das Jahr der Vertreibung Gebhards III. wird sehr verschieden angegeben, und eben so wieder das Jahr seiner Einsetzung, indem die Geschichtschreiber ziemlich von einander abweichen.

der Heiden; in den Kirchen liegen die Gläuben erschlagen, kein Alter, kein Geschlecht wird geschont. Ausgegossen wie Wasser ist das Blut der Heiligen, und keiner ist da, ihre Leichen zu begraben. Als Zeugen rufe ich euch, die ihr Alles mit eueren Augen sahet, dich ehrwürdigen Petrus (Peter von Amiens, der von Palästina kommend, die verübten Greuel im Auftrage des Patriarchen Simeon von Jerusalem berichtete), und euch, die ihr von den grausamen Händen der Wüthenden starbet. Ihr, die ihr hier versammelt seid, gedenket der Thaten des großen Karl und der andern Könige, welche die Reiche der Saracenen zer störten und die Herrschaft der heiligen Kirche erweiterten. Ihr, die ihr des Ritterthums Gürtel nur traget, um eure Brüder zu zerfleischen und euch einander zu morden; die ihr die Wittwen- und Waisen beraubt und unterdrückt und die Gotteshäuser durch eure Waffen entweihet; die ihr, wie die Geier dem Aase, den Kämpfen in ferne Gegenden nachzieht, leget ab einen solchen Gürtel des Ritterthums, euer Weg ist der schändlichste. Gott will es! erhebet die Waffen zur Befreiung Jerusalems, zur Errettung eurer Brüder u. s. w." „Gott will es! Gott will es!" rief das gesammte Volk wie aus einem Munde. — „Dieser Ruf," sprach der heilige Vater, „sei euer Feldgeschrei, das Kreuz euer Abzeichen!" Die Bischöfe, und unter diesen auch Gebhard von Constanz, knieeten nieder, empfingen von Urban II. den Segen und hefteten sich ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter zum Zeichen des Bundes. Die alles leitende Gotteshand führte indessen unsern Gebhard III. wieder auf seinen Bischofssitz. Heinrich V., Sohn des Vierten dieses Namens, anfänglich dem heiligen Stuhl treu ergeben, befahl dem eingedrungenen Arnold seinen Hirtenstab bei Seite zu legen, und dem rechtmäßigen Bischof Platz zu machen. Mit neuem Muthe weihte sich Gebhard seiner Heerde, bewahrte den Glauben, und leuchtete als apostolischer Legat, wie ein helles Gestirn, über die Schweiz und Deutschland. Der edle Hirt, früher selbst Mönch, blieb ein Freund der Klöster und führte als Bischof ein klösterliches Leben; er förderte die klösterliche Zucht, stattete arme Convente aus, und soll der Stifter des Frauenklosters von Münsterlingen im Thurgau sein. Einige meinen jedoch, Angela, die Tochter des Königs Eduard von England, sei die Stifterin desselben gewesen. Die Sache ist nicht ermittelt, aber trefflich bemerkt das Enchiri-

dion Helv. Constant. Episc.: „Es wird auch von Einigen Gebhard III., Bischof zu Constanz, für den Stifter dieses Gotteshauses angegeben, da er den in Abgang gekommenen Spital zu Kreuzlingen nach Münsterlingen verlegt, und daraus dieses Frauenkloster gestiftet habe; welches jedoch beides wohl nebeneinander sein könnte, nämlich daß die engländische Prinzessin Angela die erste Stifterin gewesen sei, hingegen Bischof Gebhard durch die gethane Vermehrung für den zweiten Stifter gehalten werde." — Gebhard III. vertauschte am 12. Winterm. 1110 die Erde mit dem Himmel, und wurde nach seinem Tode durch viele Wunder verherrlicht. Einige Geschichtschreiber nennen ihn „selig", andere „heilig"; eine öffentliche Verehrung ist ihm jedoch nie zu Theil geworden. (Von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. I., S. 285—287; Krebs, deutsche Geschichte, Bd. III.; von Mülinen, Helvetia S.; Jahrzeitbuch von Engelberg ad annum 1110.)

Georg Wetter, von St. Gallen, Capuziner. Der heilige Sendbote aus Irland, Gallus, gründete im Jahre 613 oder 614 am Flüßchen Steinach (Petrosa) in dichter Wildniß seine Zelle und legte den Grund zu der weltberühmten Benediktinerabtei, die sich Jahrhunderte hindurch vor allen Klöstern der Schweiz durch Wissenschaft und Frömmigkeit ihrer Bewohner ausgezeichnet hat. Die Mönche lichteten die Umgegend, fällten die Bäume, reuteten die Gesträuche aus, und legten den Grund zu der Stadt St. Gallen. Zur Zeit der Reformation nahm die Stadt die Reformen Zwinglis an, und seitdem huldigt sie dem Protestantismus. Dort stand die Wiege unseres P. Georg, der in der Welt Daniel Wetter (Waller?) hieß; er hatte zum Vater einen Prädikanten, der ein entschiedener Feind des Katholizismus war. Der liebe Gott erbarmte sich des hoffnungsvollen Kindes, und bewahrte dasselbe vor Verführung und schädlichen Grundsätzen. Nach der Absicht des Vaters sollte ihm der Sohn im Amte folgen, er sandte ihn zu diesem Zwecke in die lateinischen Schulen. Der protestantische Lehrer, anstatt seinen Zöglingen die gehörigen Kenntnisse in den Schulfächern beizubringen, schimpfte meistens über die katholischen Gebräuche. Dieses entrüstete den jungen Daniel und that ihm so weh, daß er fortan nur gezwungen die Schule besuchte. Aber es ging ihm zu Hause nicht besser: Vater, Mutter und Dienstboten stimmten in das gleiche

Lied. Daher entschloß er sich, heimlich das väterliche Haus zu verlassen, und reiste einige Jahre in der Welt herum. Er besuchte die katholischen Kantone, ließ sich in der reinen Erblehre der Väter unterrichten, und legte dann zu Rheinfelden, ohne Vorwissen des Vaters, öffentlich sein Glaubensbekenntniß ab. Von nun an bewährte er sich als einen treuen Sohn der Kirche, stärkte sich durch öftern und eifrigen Empfang der heiligen Sakramente, und betrug sich in der Kirche bei Anhörung der heiligen Messe und des übrigen Gottesdienstes so ehrerbietig, daß sich Jedermann erbaute. Nach Hause konnte er nun einmal nicht zurückkehren; denn er hatte mit den Grundsätzen seiner Eltern gebrochen; daher sehnte er sich nach der Ruhe des Klosterlebens. P. Alexius, damaliger Provinzial des Kapuzinerordens, bei dem er um Aufnahme in den Orden angehalten, wollte zuerst seinen Entschluß prüfen und setzte die Aufnahme aus. Da der Vater des Sohnes Vorhaben erfuhr, lud er ihn freundlich zur Rückkehr nach Hause ein, setzte dann alle Mittel in Bewegung, um ihn zum Abfall zu bringen; da aber diese an der unerschütterlichen Glaubenstreue seines Sohnes scheiterten, nahm er seine Zuflucht zu Mißhandlungen und Strafen, und faßte sogar den Entschluß, ihn umzubringen. Daniel erfuhr noch zur rechten Zeit den mörderischen Plan seines blinden Vaters, flüchtete sich abermal, und verfügte sich zum P. Provinzial, der, von diesen Zwischenereignissen in Kenntniß gesetzt, den Vielgeprüften endlich nach Lucern in's Probejahr schickte. Gott preisend ging er 1594 nach Lucern, und nahm, erst 19 Jahre zählend, auf dem Wesemlin unter dem Namen Frater Georg das Ordenskleid. Gleich nach dem Eintritt bewährte er sich als einen würdigen Sohn des heiligen Franziskus, und war bei Gott und den Mitbrüdern beliebt. Unter der weisen Leitung des P. Antonius von Canobbio, schritt er auf dem Wege des Gehorsams, der Selbstverläugnung und Demuth rasch voran; er hatte den alten Menschen ausgezogen und sich in einen neuen umgewandelt, und machte in kurzer Zeit große Fortschritte in der Vollkommenheit. Bald kehrte er wieder nach Altdorf zurück, vollendete sein Prüfungsjahr, und entrichtete die feierlichen Gelübde. Nun begann er die philosophischen und theologischen Studien, verlegte sich ganz besonders auf die Erlernung der geistlichen Beredsamkeit, ohne jedoch das Gebet und die Betrachtung zu vernachläßigen. Mit vortrefflichen Anlagen

für die Kanzel ausgerüstet, wurde er zum Prediger bestimmt; er suchte nicht zu glänzen, sondern zu nützen und dachte, so oft er die Kanzel bestieg, an die Worte des heiligen Paulus, die er an die Corinther schrieb: „Meine Rede und meine Predigt bestand nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in der Erweisung des Geistes und der Kraft.“ Er versah rühmlichst mehrere Kanzeln der schweizerischen Klöster, belehrte gründlich das Volk, besserte die Sitten desselben, und war in Widerlegung der Irrlehren sehr gewandt. Darüber erzählt sein Biograph, P. Silvester von Mailand, [1]) eine merkwürdige

---

[1]) P. Silvester, aus der edlen Familie Draghetta von Mailand, trat daselbst in den Capucinerorden, und wurde seiner großen Fähigkeiten wegen zum Verfasser der Ordensannalen erwählt. Er war ein frommer und gottseliger Mann, und verband Tugend und gründliche geschichtliche Kenntnisse miteinander (ajunt ejus adolescentiam niveo candore veluti primori aurei sæculi profuls sse, juventutem autem et virilitatem ingenua majestate superindulam). In seinen Annalen (Appendix ad Tom. III., Pars I. et II.) beschreibt er mehrere fromme und gottselige Männer, die der Schweizerprovinz angehörten. Hier folgen einige geborne Schweizer:

1) F. Damian von Pruntrut gehörte dem adeligen Geschlechte Maguin oder Maiguin an, und hieß vor dem Eintritte Theobald. Unter den Händen seiner braven Eltern wurde er gottesfürchtig erzogen und zugleich wissenschaftlich gebildet, und trat mit ihrer Zustimmung in den Orden. Drei Jahre schimmerte er wie ein helles Gestirn in Mitte der Brüder, und erbaute Alle, die mit ihm in Berührung kamen. Zu Altdorf endete er am 7. Hornung 1615 sein Leben. Nach acht Jahren fand man seine rechte Hand und den Kopf unverwesen, ja noch frisch und biegsam, als wäre er erst begraben worden. Die Augen waren geöffnet, und sahen nach Oben; die Wangen waren überzogen von natürlicher Lebensröthe, und um den Kopf war der clerikalische Kranz noch sichtbar. —

2) Br. Andreas von Lugano (Tessin) ließ sich zuerst in die römische und darauf in die schweizerische Provinz aufnehmen, die er durch die Tugenden des Gehorsams, der Demuth und der strengsten Bußwerke verherrlichte. Er flammte von Liebe zum göttlichen Erlöser, und mehrmals sah man sein Antlitz in der Betrachtung von einem Lichte erhellt. Er wirkte drei Wunder: Zu Lucern füllte er einem Bürger auf sein Gebet ein leeres und ausgetrocknetes Faß mit köstlichem Wein; zu Rheinfelden heilte er einen beim Klosterbau verwundeten Knaben, und zu Stans mit dem Kuß einen Aussätzigen. Er sank zu Lucern am 21. Herbstmonat 1616 in's Grab, um einst glorreich aus demselben hervorzugehen. —

3) P. Balthasar Bürglin von Landeron (Neuenburg) war ein vortrefflicher Prediger, und in der Bekämpfung der Irrlehren sehr gewandt, wel-

Begebenheit. Am Kirchweihfeste zu St. Georg (in der Nähe von St. Gallen) wurde der gefeierte Ordensmann zum Festred-

wegen ihm die Protestanten oft nach dem Leben strebten. Während die Pest über einige Kantone großes Elend brachte und viele Menschen dahinraffte, unterstützte er zu Schwyz die mit der Seuche Behafteten mit leiblicher und geistlicher Hülfe. Der Himmel hatte an dem Manne der thätigen und hingebenden Liebe sein Wohlgefallen, und die ansteckende Krankheit berührte ihn nicht. Er beschloß sein verdienstvolles Leben (2. August 1618) zu Rheinfelden. —

4) Br. Wilhelm Bärlocher von Buchen (Kt. St. Gallen) war seinen Obern sehr gehorsam, selbst in den kleinsten Dingen, und ohne ihren Willen unternahm er nichts. — Als der Erzherzog Ferdinand das christliche Herr nach Pannonien gegen die Türken führte, wurde er mit andern Mitbrüdern dahin gesandt, die Kranken zu pflegen. Nie betrachtete er das schmerzvolle Leiden Jesu, ohne Thränen zu vergießen; aus Liebe zu dem dürstenden Jesus am Kreuze trank er an den Freitagen, so lange er lebte, nie Wein. Er starb zu Zug (4. Brachmonat 1621) an einem Freitage, wie er es gewünscht hatte. —

5). Bernardin Rorschach von Arbon (Thurgau), von protestantischen Eltern geboren, in der heiligen Taufe Lorenz genannt, erkannte frühzeitig den Irrthum seiner Eltern, ließ sich in den Glaubenswahrheiten der katholischen Religion unterrichten, und entsagte dem Protestantismus. Zu Altdorf trat er in den Orden. Er war ein vortrefflicher Prediger, ein Freund der Betrachtung und des Gebetes. Er verehrte mit kindlichem Vertrauen die heilige Jungfrau, und trug eine ganz besondere Andacht zu ihrer unbefleckten Empfängniß. Diese Andacht suchte er auch unter dem Volke auszubreiten und versicherte, er habe ihren Beistand oft erfahren, und was er sei, habe er ihr zu verdanken. Einst pilgerte er nach Einsiedeln, und da er zur Klosterkirche kam, fand er die erste Thüre offen, die zweite aber, die zur heiligen Kapelle führte, geschlossen. Sein heiliger Schutzengel öffnete ihm dieselbe, und geleitete ihn zur Gnadenkapelle. Seine letzten Lebenstage brachte er in Altdorf zu; noch vor seinem Hintritte (gestorben am 13. Weinmonat 1623) sahen ihn einige Personen in einen Lichtglanz gehüllt, und auch nach dem Tode wirkte der Herr an ihm Wunderbares. —

6) Br. Moritz Frei von Bremgarten war ein außerordentliches Muster der Selbstverachtung; er sah an sich nichts Gutes, und tadelte selbst seine guten Werke. Oft bekannte er den ältern und jüngern Brüdern seine Fehler, und wirkte durch dieses Selbstbekenntniß sehr heilsam auf sie. Die Klostergeschäfte besorgte er sehr gewissenhaft, konnte oft vor unausgesetzter Anstrengung erschöpft, nicht stehen und setzte sich dann nieder, klagend, er sei faul und träg. In der Betrachtung des Leidens Jesu sah man zuweilen sein Antlitz verklärt, und er gerieth dabei in Verzuckungen. Später befiel ihn eine sehr schmerzhafte Krankheit, nämlich

ner eingeladen; die Protestanten erhielten davon Kunde, und sammelten sich zahlreich, um den Vortrag ihres Landsmannes anzuhören. Da er die Kanzel bestieg, richteten sich Aller Augen auf ihn; er sprach zuerst von der Feierlichkeit des Tages, zeigte darauf den Unsinn der Abschaffung der kirchlichen Ceremonien und Feiertage, und ermahnte zur Wiederaufnahme der Festtage und der Beobachtung der alten apostolischen Gebräuche. Bei der Heimkehr sagten die Reformirten zu einander: „Der Prediger hat heute wahr gesprochen, und man hat uns in den Irrthum geführt." Die Kunde hievon gelangte zu den Ohren der Behörde; diese witterte Religionsgefahr, sammelte den Rath und beschloß, daß von nun an keinem Capuciner in der dasigen Gegend die Kanzel zu besteigen erlaubt sein solle. Der Abt der gefürsteten Abtei von St. Gallen, Bernhard II. Müller, berief den P. Georg ins Kloster, und lud ihn ein, daselbst einen Vortrag zu halten; er predigte nach einigen Tagen und zwar in gleichem Sinne, wie in der St. Georgskirche mit Kraft in Beisein einer großen Volksmenge. Die Wuth der Protestanten steigerte sich; man hörte nichts als toben und schimpfen, und die Drohungen gegen den Prediger und das Kloster mehrten sich. Der ehrwürdige Abt bestellte einige entschiedene Männer, und ließ in deren Geleit den P. Georg nach Appenzell führen. Sein salbungsvolles Wort blieb in St. Gallen nicht ohne Nutzen, und einige Personen legten bald darauf das katholische Bekenntniß ab. Nun wurde er in der Eigenschaft eines Missionärs nach Kaisersberg (Cæsaromontium) beordert, wo die Irrlehren mehr und mehr um sich griffen; denn die Katholiken und Protestanten lebten untereinander, und die Letzteren hatten fast gewonne-

das Podagra; er litt geduldig und man hörte ihn nie klagen. Nun sprach er: „Herr! vermehre meine Schmerzen, aber zugleich meine Geduld; ich verlange mit Jesus zu leiden, aber mit Standhaftigkeit und Ausdauer. Zu Lucern erkrankte der fromme Dulder tödtlich; er stärkte sich mit der heiligen Wegzehrung, ließ sich die Leidensgeschichte Jesu vorlesen, und als man zu den Worten kam: „Er neigte sein Haupt und gab seinen Geist auf," erhob er seine Hand, als wollte er etwas ergreifen, und seine Seele entfloh (am 5. Weinmonat 1629) dem sterblichen Körper. — Nebst diesen erzählt der Annalist von den PP. Amedeus von Freiburg, Viktor von Solothurn und einigen Anderen viel Rühmliches und Schönes, und räumt ihnen in den Annalen eine würdige Stelle ein.

nes Spiel. Der Pfarrer war vertrieben. So waren sie längere Zeit ohne Gottesdienst, und fröhnten mit Muthwillen einer zügellosen Ausgelassenheit. Wie staunten sie, als P. Georg in sein Bußkleid gehüllt, mit dem Wanderstab und seinem Brevier zu ihnen kam! Anfänglich betrachteten sie ihn als einen guten und friedfertigen Mann, der, wie sie sagten, die Welt nicht umkehren werde, aber sie wurden bald eines Besseren belehrt. Mit apostolischem Eifer widmete er sich der Seelsorge, unterrichtete die vernachlässigte Jugend in den Satzungen der christlichen Religion, predigte die gesunde Lehre, bekämpfte die Irrlehren und führte mehrere Anhänger Zwinglis, die sich dort eingenistet hatten, zum orthodoxen Glauben zurück. Mit Recht nannte man ihn den Apostel von Kaisersberg. Obschon er seine Kräfte zum Heile des Nächsten opferte, vergaß er dabei sein eigenes nicht; er lebte mehr in sich als mit der Welt, erwog stets das Ziel und Ende des Menschen, die herannahende Ewigkeit und die strenge Rechenschaft, und strebte nicht nur die heiligen Gelübde, sondern auch die kleinsten Ordensvorschriften pünktlich zu vollziehen; darum setzten ihn die Oberen einigen Klöstern vor, über die er mit väterlicher Sorgfalt wachte, und in denen er viel Gutes förderte. Vor Allem drang er auf die Erhaltung der brüderlichen Liebe, welche allein das Band ist, das die religiösen Genossenschaften zusammenhält. Die Zeit, die ihm in der Leitung der Amtsgeschäfte übrig blieb, brachte er mit Handarbeit zu; er bebaute den Klostergarten, reinigte und zierte die Kirche, bettelte von Thüre zu Thüre demüthig den täglichen Unterhalt, und wurde niemals müßig gesehen. „Ich würde," pflegte er zu sagen, „gegen meinen Beruf handeln, wenn ich die kostbare Zeit nicht benutzen thäte." Als Protestant hatte er oft die Mutter unseres Herrn lästern gehört; solche Erinnerungen drangen schmerzlich an seine Seele, und um so mehr verehrte er die Hochselige, die Königin des Himmels und der Erde, die Stütze und Helferin der Christen. Oft weinte er Thränen der Liebe, grüßte sie in kindlicher Einfalt und suchte, vorzüglich in den Predigten, das christliche Volk zu ihrer Verehrung zu entflammen. Sein liebevolles Herz vergaß auch die in Christo geschiedenen Seelen nicht, sondern er brachte für sie zur Versöhnung der göttlichen Gerechtigkeit das heilige Meßopfer, andere Gebete und Bußwerke dar. Da er das Kloster Thann leitete, befand sich unter den Unter-

gebenen besonders Einer, den er vor allen Andern seines heiligen Wandels wegen liebte; dieser starb, erschien ihm bald nachher, und empfahl sich in sein und des Convents Gebet. Er selbst und seine Brüder beteten eifrig und er sagte nachgehends: „Seine Seele lebt jetzt glücklich im Reiche der unwandelbaren Herrlichkeit.“ Als P. Georg dem Kloster Zug vorstund, beging ein frecher und gottvergessener Mensch während der Nacht in einer Kirche, nahe bei der Stadt gelegen, einen Kirchenraub. Bei Tagesanbruch entdeckte man den Einbruch und die Entwendung der heiligen Gefässe. Einige Bürger eilten zum Vorsteher des Klosters, erzählten ihm die gottesräuberische That, und empfahlen sich in sein Gebet. P. Georg verkündete vor der Conventmesse, es sei in der Nacht ein Kirchendiebstahl begangen worden, und die Familie soll heute besonders den heiligen Antonius von Padua in den Versen: „Wer Wunder sucht und Zeichen will u. s. w.“ anrufen. Der Dieb war eben auf der Flucht, und mußte nicht weit von der Stadt stehen bleiben; er konnte weder vor- noch rückwärts, erkannte den strafenden Arm Gottes, kehrte in sich, gelobte sogleich sein Gewissen durch eine reumüthige Beicht zu reinigen und das geraubte Kirchengut zurückzuerstatten. Er verbarg die heiligen Gefässe in einer Scheune, besuchte den P. Georg, gestand ihm sein Verbrechen in aufrichtiger Reue, und die Kirche kam wieder in den Besitz ihres Eigenthums. — Ein Jahr vor seinem Tode offenbarte ihm Gott das Ziel seiner irdischen Wanderschaft. Als er im Jahre 1630 zu Solothurn die Fastenpredigten hielt, starb am 19. April P. Hyacinth Boppert von Baden. Bei der Beerdigung desselben sprach er zu seinen Mitbrüdern: „Wer von uns wird der Erste sein, der hier neben diesem seine Ruhe findet? Sie sahen einander verwundert an und antworteten: „Das wissen wir nicht, und in die geheimen Rathschlüsse Gottes kann Niemand eindringen.“ „Nun so höret,“ redete er weiter, „ich bin der Erste, und nach einem Jahre müsset ihr hier wieder die Erde aufgraben.“ Seine Vorhersagung erfüllte sich wunderbar. Im Jahre darauf predigte er wieder in der heiligen Fastenzeit; seine Auflösung wissend, bat er den lieben Gott, er möchte ihn den Fastenkurs vollenden lassen und seine Bitte wurde erhört. Am dritten Osterfeiertag hielt er noch eine feurige Rede, und gab am Ende derselben zu verstehen, daß er die Kanzel zum letzten Male bestie-

gen habe. Beim Heimgehen in's Kloster fühlte er ein heftiges Seitenstechen, verlangte bald nach den heiligen Sterbsakramenten, und empfing die heilige Kommunion am Bette knieend. Vor seinem Tode bat er alle Brüder um Verzeihung, dankte dem Herrn, daß er ihn in den Orden berufen, küßte das Bild des Gekreuzigten, und starb am 10. Mai 1631 in der Liebe desselben. Im Jahre 1662, am 24. März, als man den P. Marcell Harcly von Béfort beisetzte, wurde sein Grab wieder geöffnet; sein Gehirn fand man in dem Schädel noch ganz frisch und unverwesen, und die herbeigerufenen Aerzte und Physiker erklärten, daß dieses natürlicher Weise nicht möglich wäre.

Gerold von Hirschau, Abt von Pfäfers. Die Vorsehung hatte diesen großen Mann, den die Annalen seines Klosters seiner Frömmigkeit, Klugheit und Entschiedenheit halber unter den Ersten preisen (pietate, prudentia, discretione vix ulli secundus), im Jahre 1094 zum Vorstand berufen, um das löbliche Stift Pfäfers von den Uebergriffen der Bischöfe von Basel zu retten, und im Innern desselben Zucht und Ordnung herzustellen. Burkard von Hasenburg, Sohn des Grafen Ulrichs I., ward durch Kaiser Heinrich IV. (1072) auf den bischöflichen Stuhl von Basel erhoben, und war natürlich ein Anhänger seines großen Gönners, weßwegen ihn Gregor VII. zu zwei Malen mit dem Banne belegte. (Schneller, die Bischöfe von Basel, S. 18—19.) — Zur nämlichen Zeit leitete die Kirche von Lausanne dessen Bruder Cuno, ein vortrefflicher Fürst und in Errichtung neuer Gotteshäuser thätig (Mémorial de Fribourg T. v. p. 375—378). Auch Burkard zeichnete sich in gleicher Eigenschaft aus, aber er blieb der Politik des Kaiserhofes zugethan. Als nun Gerold die Leitung des Klosters Pfäfers übernommen hatte, wurde dieses 1095 auf Anordnung des Kaisers dem Bischof von Basel übergeben; Burkard, nun Schirmherr desselben, mißbrauchte seine Obergewalt, quälte die Klosterbrüder, entriß ihnen Besitzungen, die zu bittern Folgen den Anfang machten und im Kloster selbst die brüderliche Liebe störten. In solchen Bedrängnissen wurde der Haushalt mehr und mehr beschränkt, die Kost nach den vorhandenen Mitteln dargereicht und es gab sich eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Religiosen kund. Gerold mehr auf Gott als die Menschen vertrauend, milderte 1099 frühere Verordnungen, gab seinen Conventualen eine bessere Kost, und erlaubte ihnen am

Dienstag, Donnerstag und Sonntag Fleischspeisen zu genießen: „Wir thun dieß darum," fügte er hinzu, „damit die Brüder in Abhaltung des Gottesdienstes sich bereitwilliger zeigen, und sich vom Murren enthalten." (Eichhorn, Episc. Curiens. p. 277.) — Nach dem Beispiele seiner Vorgänger erhielt er 1110 vom König Heinrich V. Freiheitsbriefe für sein Gotteshaus, die ihm alle Rechte zusicherten; aber der Fürst hielt sein Wort nicht, und trat dasselbe schon nach vier Jahren dem Bischof Rudolf von Basel, dem Nachfolger Burkard's, ab. Abermal verschlimmerte sich die Lage des Klosters, stellte dessen Dasein in Frage und der besorgte Abt Gerold sandte den bescheidenen und bewährten Klostermann Wicram nach Rom, um dem heiligen Vater Paschal II. (1099—1118) die traurige Lage seines Klosters und die Gewaltthätigkeiten des Bischofs von Basel in gründlich abgefaßten Klagepunkten zu überreichen. Das rohe Benehmen des Bischofs Rudolf entrüstete den Oberhirten; er versammelte seinen Rath und sandte zwei Breve an den Bischof von Basel, von denen noch einige Bruchstücke vorhanden sind. Im erstern sagt er: „Da Könige und Kaiser sich schriftlich erklärten, die Abtei Pfäfers sei eine unabhängige, und da diese den Königen und Kaisern verboten, das Kloster und sein Zugewandtes in seinen Rechten zu beeinträchtigen; so haben auch wir mit Beiziehung unserer Brüder beschlossen, die Abtei solle bei ihrer herkömmlichen Freiheit bleiben. „Wir befehlen dir, du sollest unverzüglich ihr zurückstellen, was du ihr entzogen hast." Es scheint, Rudolf habe sich nicht gefügt, und Paschal sich veranlaßt gesehen, zum anderen Male den Rechtsverletzer an seine Pflicht zu erinnern. „Da die Klagen," schreibt er, „der Brüder von Pfäfers zu uns gelangten, haben wir dich schriftlich darüber in Kenntniß gesetzt, du wollest sie nicht länger beunruhigen; aber wir verwunderten uns nicht wenig, daß du unsere Befehle mißachtetest. Obschon deine Unbiegsamkeit uns schmerzte, faßten wir den apostolischen Stuhl in's Auge, welcher Verachtung mit Sanftmuth vergilt; darum richten wir ein zweites Schreiben an dich, bittend und befehlend, du sollest von der Unterdrückung jener Brüder abstehen, und das Kloster Pfäfers sammt dessen Besitzungen in Ruhe lassen. Willst du aber darauf einen Rechtstitel geltend machen, so bist du eingeladen, vor der Mitte der nächsten Fasten nämlich am 21. März 1115, vor uns zu erscheinen. Indessen

aber säume nicht, was du dem Kloster entzogen hast, zurückzustellen." — Gerold, auf seine Rechte sich stützend und seiner Amtspflicht eingedenk, reiste gegen das Ende des Jahres 1115 nach Rom, und auch Bischof Rudolf beorderte Gesandte in seinem Namen nach der ewigen Stadt, um den fraglichen Gegenstand mit dem heiligen Vater zu schlichten. — Nachdem der Papst beide Parteien angehört und mit den Cardinälen und Bischöfen, die inzwischen zur Abhaltung des vierten Concils vom Lateran nach Rom gekommen, Rath gepflogen hatte, erließ er am 29. Jänner 1116 eine Bulle, worin er das Kloster Pfäfers, gemäß der frühern Verordnungen der Kaiser, vom Bischofe von Basel und Anderen unabhängig erklärte.—Am 6. März begann das Concil und Gerold schloß sich demselben an. Paschal verdammte das ihm vom Kaiser Heinrich erpreßte Privilegium mit einem Anathem, worauf die ganze Versammlung ausrief: Amen. Als ein Bischof sagte, dieses Privilegium enthalte eine Irrlehre, erwiederte der Papst, die Kirche von Rom sei nie mit einer solchen behaftet gewesen, wohl aber habe sie alle zu Schanden gemacht. Am Schlusse des Concils bewilligte der Papst noch einen Ablaß von vierzig Tagen für alle Jene, welche zur Buße für ihre Hauptsünden die Kirchen der Apostel besuchen würden. (Tisch, Concilien-Lexikon, Bd. I., S. 182.) — Nachdem Georg in Rom die heiligen Orte besucht und der Andacht genügt hatte, kehrte er wieder nach der Schweiz, um seinen Brüdern den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen mitzutheilen. Seine letzten Lebensjahre weihte er dem Heile seiner Seele in stiller Zurückgezogenheit; heiligte daselbst seine Tage, und stiftete für sich noch eine Jahrzeit. Er legte sich am 13. Mai 1119 zur Ruhe im Rufe der Heiligkeit. Die Annalen geben ihm den Namen eines Seligen.

Girald, (Girard) erster Abt von Altenryf. Altenryf (Altaripa, Hauterive) ist eines der berühmtesten Gotteshäuser der burgundischen Schweiz, zwei Stunden ob Freiburg am linken oder westlichen Ufer der Saane in tiefer Schlucht gelegen; es ward noch bei Lebzeiten des heiligen Bernard gestiftet, und mit Mönchen desselben Ordens besetzt. Wilhelm von Glane, aus dem Stamme der alten Grafen von Vienne-en-Dauphiné, ein frommer Herr, besaß große Besitzungen und war kinderlos. Stets für das Heil seiner Seele besorgt, verwendete er seine Güter zu

frommen Zwecken. Er erbaute auch das Kloster Altenryf sammt einer Kirche zu Ehren der heiligen Gottesgebärerin Maria, stattete das neue Stift gehörig aus, und legte dieses in die Hände des Bischofs Guido von Lausanne, mit der Bitte, dasselbe mit Mönchen zu bevölkern. Der Stifter und der Bischof faßten besonders die Schüler des heiligen Bernard in's Auge, die ein wahrhaft englisches Leben führten und überall, wo sie hinkamen, den Wohlgeruch ihrer Tugenden verbreiteten. Sie wandten sich sehr wahrscheinlich an den heiligen Bernard selbst; wenigstens liegt noch ein Brief vor, den der Heilige an Guido gerichtet hat. Unter Anderem gibt er ihm die schöne Weisung und sagt: „Sie haben ihre Hände an ein schwieriges Werk gelegt und Sie bedürfen der Stärke; Sie sind als Wächter über das Haus Israel gesetzt, und die Klugheit soll Sie leiten; und da die Weisen und Thoren unter Ihrer Obsorge stehen, so trachten Sie, Gerechtigkeit auszuüben. Vor Allem aber bedürfen Sie der Mäßigkeit, damit Sie nicht etwa, nachdem Sie Andern gepredigt, selbst verworfen werden. Davor bewahre Sie Gott.“ (Mabillon, S. Bernardi opera, Epist. p. 26. — Im Jahre 1137 kam Girald (Girard) mit zwölf andern Ordensbrüdern aus der Abtei Cherlieu (carus locus) in Burgund nach Freiburg, und bezog die neuen Hallen von Altenryf. Er war ehedem ein Schüler des hl. Bernard gewesen, ein frommer und gottseliger Mönch, in Leitung und Anordnung der Geschäfte gewandt, und zum Vorstande einer religiösen Innung geeignet. Diesen sandte der heilige Abt von Clairvaux in der Eigenschaft eines Klosterleiters nach Cherlieu, wo er die Abtei in blühenden Zustand versetzte. Kaum hatte er diesen Auftrag ausgeführt, so ernannte ihn der Heilige zum Abte von Altenryf. Gleich bei seiner Ankunft führte er die Regel seines heiligen Meisters in das neue Gotteshaus ein, begeisterte seine Mitbrüder zur Beobachtung derselben, und leitete sehr klug die Geschäfte des Hauses. Der Bischof Guido bestätigte die Stiftung, und weihte 1138 die Kirche feierlich ein; Papst Innocenz II. nahm mit Ausstellung eines Breve's das Kloster in seinen Schutz, und ertheilte ihm mehrere Privilegien, die von seinen Nachfolgern noch erweitert wurden. Girald, der in einem finstern Walde wohnte, beleuchtete denselben mit seinen Tugenden, und der Stifter Wilhelm empfand darüber eine nicht geringe Freude. Er entschloß

sich, seine Tage unter der Leitung des frommen Abtes zu beschließen, ließ sich als Laienbruder in das Kloster aufnehmen, und segnete am 11. Hornung 1142 darin das Zeitliche. Girald, dankbar gegen den Verblichenen, bereitete ihm eine schöne Grabstätte, und setzte ihn in der Kirche neben dem Hochaltar bei. Sein goldener Ring wurde bis in die neuesten Zeiten im Stifte sorgfältig aufbewahrt, und sein Familienwappen zum Klosterwappen angenommen. Abt Girald lebte noch einige Jahre, stund bei den Fürsten im großen Ansehen und der Bischof von Lausanne und der Papst nennen ihn in den auf das Kloster bezüglichen Urkunden „Unser vielgeliebtester Sohn." Als würdiger Oberer lebte er noch 1157, aber nach dem Mémorial de Fribourg starb er um diese Zeit im Rufe der Heiligkeit. Die Mönche beklagten den theuren Vater, und legten seine Hülle, in einen Sarg verschlossen, neben die Gebeine des Stifters in die Priestergruft (cujus ossa posita sunt cum ossibus fundatoris Alteripæ seorsum in quodam calato posito in tumba presbiterii, Liste der Aebte von Altenryf.) Billig ruhten diese Gottesmänner neben einander, die nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für spätere Zeiten den Acker Gottes angebaut haben, auf dem herrliche Früchte reiften. Girald's Geist lebte in seinen Nachfolgern fort, und zwei tüchtige Aebte, Peter III. von Affry von Freiburg und Wilhelm III. Moennat von Romont verdienen noch erwähnt zu werden. Der Erstere, ein ausgezeichneter Ordensmann, sehr fromm und ein musterhafter Haushalter, erhielt durch die Bulle des Papstes Martin V. am 24. Brachmonat 1416 Inful, Ring und Stab für sich und seine Nachkommen, und regierte vierundvierzig Jahre (gestorben am 3. Mai 1449.) Er wird mit Recht als der zweite Stifter seines Gotteshauses angesehen. Der Letztere, gleichfalls ein wahrer, frommer Mönch, stellte die klösterliche Zucht in Altenryf, so wie in der Maigrauge und Fille-Dieu wieder her, und wurde Visitator des damals neu gegründeten Klosters der Capucinerinnen zu Montorge (1626) in Freiburg, in welches er den Geist der Frömmigkeit und Heiligkeit einpflanzte. Er war ein Bruder der Aebtissin Maria Moennat in Fille-Dieu, die ebenfalls durch den Schimmer ihrer schönen Tugenden glänzte. Altenryf, welches 711 Jahre bestanden, wurde nach dem Sonderbundskriege durch Beschlußnahme des großen Rathes von Freiburg vom 30. und 31. März mit an-

dern Klöstern widerrechtlich aufgehoben. Bei der Aufhebung zählte das Convent sechszehn Väter und zwei Brüder. Die Klostergebäude dienen jetzt zu landwirthschaftlichen Zwecken, und die schönen Glasgemälde in der Klosterkirche sind seither in der Collegiatkirche von St. Nikolaus in Freiburg angebracht worden. Die noch lebenden Mitglieder haben sich in neuester Zeit wieder an die Kantonsregierung gewendet, um in ihr Kloster zurückkehren zu dürfen. Es ist von dem Gerechtigkeitssinne der gegenwärtigen Regierung zu hoffen, daß dies noch geschehe. Die Katholiken der Schweiz, wie jene von Freiburg, rufen: Gebet den Mönchen ihre Klöster zurück." (Mémorial de Fribourg, T. II. p. 5—20; von Mülinen, Helv. S.; Schöpflin, Histoire Zaringo-Badens. T. V. p. 106; Gingins, Cartulaire de Montheron p. 7.; Matile, Monuments de Neuchâtel p. 14. etc.)

Gregor Müller, Benediktiner, ein großer Diener Gottes und seiner lieben Mutter aus neuerer Zeit. Er wurde zu Beinwyl, einem kleinen Bergdörfchen der nördlichen Schweiz am 19. September 1741 geboren, verwaltete dort längere Zeit eine Statthalterei des Klosters Mariastein und starb daselbst als Statthalter am 15. November 1818. Da demnächst in einem besondern Büchlein eine ausführliche Beschreibung und Darstellung des Lebens und Wirkens dieses gottseligen Mannes nebst einer Auswahl seiner Schriften erscheinen wird: so beschränken wir uns an dieser Stelle darauf, einige Hauptzüge aus diesem schönen Leben anzuführen.

Johannes Benediktus, — so nannte man in der heiligen Taufe den Knaben, der nach seiner heiligen Klosterprofession unter dem Namen Gregor bekannter geworden ist, — war der Sohn ehrsamer Wirthsleute. Diese waren so fromm und gottesfürchtig, daß sie die Kinder nie mit Gästen in Berührung kommen ließen. Eine hintere Stube war ihnen angewiesen; da mußten sie ein- und ausgehen, essen, am Morgen und Abend ihr Gebet verrichten, und den heiligen Rosenkranz gemeinschaftlich mit ihren Eltern beten. Wenn lärmende Freuden unvermeidlich waren, wurden sie gar vom Hause entfernt und mußten unter Aufsicht in einem etwa zehn Minuten entfernten Scheuerchen weilen, bis Alles vorüber war. Kaum etwas herangewachsen, faßte Johannes Benedikt den Entschluß, in den strengen Orden der ehrw.

PP. Capuciner zu treten, und um selben zu prüfen, versuchte er es mitten im Winter baarfuß zu gehen. Unter Thränen mußte er seinem Vater bekennen, daß er solch ein Leben nicht aushalten könne. Er ging nun nach Mariastein, um da unter die Benediktiner sich aufnehmen zu lassen, wurde aber abgewiesen. Er entfernte sich jedoch nicht mehr von diesem marianischen Wallfahrtsorte; sondern verbarg sich, im Vertrauen auf Gott und die liebe Mutter Gottes und geleitet vom heiligen Geiste, in eine der geräumigen Höhlen, die da neben der wunderbaren Höhlenkapelle im rauhen Felsenthale sich finden. Er baute sich schnell ein kleines Altärchen und fing an, als Einsiedler der lieben Gottesmutter und Jungfrau Maria im Stein das Lob zu singen. Man fand ihn am dritten Tage auf, und zog ihn in's Kloster. Er zeichnete sich in der Frömmigkeit und in den Wissenschaften bald so aus, daß man ihm in einem Alter von zwanzig Jahren das heilige Ordenskleid gab, und ihn nach Verfluß eines Jahres am 28. Oct. 1762 zur feierlichen Ablegung der heiligen Ordensgelübde zuließ. Obwohl erst dreiundzwanzig Jahre alt, ertheilte man ihm schon am 22. Herbstmonat 1764 die heilige Priesterweihe, und von diesem Augenblicke an war er ein Gegenstand der Bewunderung für Alle, die ihn kannten. Er wirkte viele Jahre lang als einfacher Wallfahrtspriester zu Mariastein, und war unermüdlich auf der Kanzel und im Beichtstuhle. Darauf versah er während zehn Jahren die mit dem Kloster verbundene Pfarrei. Nebstdem mußte er schon im ersten Jahre nach seiner Priesterweihe die Lehrkanzel der Philosophie und Theologie im Kloster übernehmen. Die Schriften, die er über das ganze Gebiet dieser zwei Wissenschaften hinterließ, sind theils gedruckt, theils durch Abschrift verbreitet worden, und fanden seiner Persönlichkeit und seines darin wehenden Geistes wegen besonders bei den kirchlichen Oberen alle Anerkennung. Zu diesem Amte kam im Jahre 1783 noch dasselbe eines Novizenmeisters. Beide behielt er bis 1798, und bildete während dieser Zeit vierundzwanzig Priester, die in der folgenden bösen Zeit dem Kloster und der Kirche Gottes durch ihre Treue und Opferwilligkeit die größten Dienste geleistet haben. Im Jahre 1791 wurde er gar Prior im Convente, und errang sich als solcher die schönsten Verdienste für den Himmel. Die französische Staatsumwälzung war gerade ausgebrochen, und stürmte hart gegen das kleine Gebiet des Klosters heran. Der Abt

war sehr viel abwesend, und mußte sich mit den ausländischen Religiosen endlich ganz entfernen. Da lag die ganze Last des Klosters auf dem alten P. Gregor. Er that nach Innen und Außen Unglaubliches. Alle vierzehn Tage hielt er salbungsvolle Ermahnungen an das kleine Convent. Hundert sechsundvierzig derselben, in lateinischer Sprache geschrieben, sind noch im Manuscript und druckfertiger Abschrift vorhanden und zeigen deutlich, welch ein heiliger Geist ihn regierte und ganz beseelte. Sie sind eine wahre Goldgrube für alle Ordenspriester. Der lange vorhergesehene Schlag fiel endlich; die französische Staatsumwälzung überfluthete die Schranken, die wie eine unüberwindliche Felsenburg lange widerstanden hatten. Das Kloster wurde überfallen und ausgeplündert, alle Heiligthümer wurden entweiht; die Religiosen über die Grenze nach Deutschland verjagt. Er allein blieb immer in der nächsten Nähe der heiligen Stätte und sorgte, betete und weinte. Zu Hofstetten, eine halbe Stunde vom Kloster hatte er eine ärmliche Zufluchtsstätte gefunden, und von da aus suchte er zu retten, was noch zu retten und bald wiederherzustellen war. Wie er gleichsam im prophetischen Geiste das Unglück vorausgesagt und beschrieben hatte, so hatte er aber auch seine Religiosen versichert, daß, soferne sie nur ihrem Berufe treu blieben, der Sturm der Zeit an dem Felsen von Mariastein sich brechen, und dieses zu jenen Ordenshäusern des heiligen Benedikt gehören werde, die in der letzten gefährlichen Zeit noch Ausgezeichnetes für die römisch-katholische Kirche leisten werden. Das Wort ging in soweit schon in Erfüllung, daß die schäumenden Wogen bald wieder von dem Felsen abrannen, und die Burg der Tugend und Zurückgezogenheit, das Rüsthaus der Bildung und Wissenschaft obwohl sehr beschädigt, doch noch lebenskräftig zurückließen. P. Gregor war in seinem Kreise der thätigste und einflußreichste Religiose; er war die Seele bei der Wiederherstellung des Klosters, und noch viele Jahre lang die rechte Hand der beiden Aebte Hieronymus und Plazidus, welche die Wiederherstellung ausführten. Nachdem ihn die überhäuften Arbeiten, Leiden und Abtödtungen, eine überhaupt schwächliche Gesundheit und viele offene Wunden an seinem Leibe schon zu einem wahren Marterbilde gemacht hatten, wurde er im Sommer 1809 noch auf die Statthalterei in Beinwyl versetzt, wo er seine letzten Tage in immer erhöhter

geistiger Thätigkeit bis zum letzten Augenblicke zubrachte, und wohlvorbereitet starb am 15. Wintermonat 1818 in einem Alter von siebenundsiebenzig Jahren, einem Monat und siebenundzwanzig Tagen. Die Nachricht von seinem seligen Tode ging augenblicklich von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. Ganze Schaaren strömten sogleich herbei, um noch bei seiner Leiche zu beten und sich Gnaden zu erwerben. Zu seinem feierlichen Begräbnisse zogen viele Leute aus den nächsten Gemeinden und auch entferntere Geistliche herbei: Jeder schätzte sich glücklich, der nur irgend etwas, das dem P. Gregor gehört hatte, an sich bringen konnte, wenn es auch nur eine Predigtskizze, ein Büchlein, ein Lied oder Bildchen gewesen wäre. Er wurde in der bisher unberührten Gruft auf dem Gottesacker zu St. Johann in Beinwyl beigesetzt und blieb seither im frommen Andenken bei Allen, die ihn kannten. Viele von diesen bezeugen eidlich von ihm, er sei, so weit man es vor dem Ausspruche der Kirche sagen dürfe, ein wahrer Heiliger, — ein Engel im Fleische gewesen. „Wären wir so, sagen sie, so könntne wir uns freuen, von Mund auf in den Himmel zu kommen."

Gualbert Beele, Dombekan von Chur. Von diesem gottseligen Manne liegen in Chur, wo er einen Theil seines Lebens zugebracht hatte, keine Notizen vor, und seinen Namen findet man nicht einmal im Verzeichnisse der Dombekane. Was wir von ihm wissen, ist in den Annalen des deutschen Collegiums in Rom enthalten, von wo 1859 einige Züge aus dessen Leben nach Chur übersandt wurden. Gemäß des Berichtes widmete sich Gualbert Beele zu Rom im deutschen Collegium (in collegio germanico) dem Studium der theologischen Wissenschaften. Er hatte den frommen Rudolf Aquaviva zum Lehrer und Gewissensrathe, der nachgehends in China die Marterpalme errang. Rudolf entdeckte in dem jungen Theologen einen geweckten Verstand, ein empfängliches Herz zu allem Guten und dabei eine empfehlungswerthe Wißbegierde in den Fächern der Gottesgelehrtheit; Eigenschaften, die zur Antretung des Priesterstandes unumgänglich nothwendig sind. Vor Allem wirkte der Lehrer auf das Herz unsers Gualbert, und leitete ihn auf der Bahn der Tugend und Gottseligkeit, Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, und bald überstrahlte Gualbert seine Studiengenossen durch seine Gottinnigkeit. Mit Wohlgefallen weilte das Auge Rudolf's

auf seinem Schüler, und er verehrte ihn wie einen Heiligen. Nach empfangener Priesterweihe verließ dieser die heilige Stadt, und kehrte als ein wackerer Priester in seine Heimath zurück. Ob er vor dem Eintritte in das Domkapitel als Pfarrer die Seelsorge ausgeübt, sagt der Bericht nicht, läßt es aber vermuthen. Das Domstift zierte er sowohl durch seine Gelehrtheit als durch sein hl. Leben, stieg darin von Würde zu Würde, und ward endlich zum Domdekan ernannt. Als die Pest in Graubünden und namentlich auch in Chur schonungslos um sich griff und täglich viele Menschenleben verschlang, verließ der hochherzige Domdekan seine friedliche Wohnung, um sich dem Dienste der Kranken und Sterbenden zu widmen. Mit unsäglichem Eifer gab er sich hin, speiste die Hungrigen, tränkte die Durstigen, bekleidete die Nackten, eilte von Haus zu Haus, reichte den Sterbenden die heilige Wegzehrung und bereitete sie auf den Hingang in die Ewigkeit vor. Nachdem er einige Zeit in diesem Liebesdienste gestanden, ergriff ihn selbst die Seuche, und er ward ein Opfer derselben. Wann er starb, ist nicht ermittelt, aber jedenfalls im sechszehnten Jahrhundert.



Heinrich, Graf von Raperschwil, Stifter des Gotteshauses von Wettingen. Am linken Ufer des Zürichsee's bewohnten im eilften Jahrhundert am Fuße des Etzels bei Altendorf mächtige Herren eine Burg, die Raperschwil hieß, und Rudolf war Besitzer derselben. Als dieser, erzählt Tschudi (Chron. Manuscript), von einer langen Reise nach Palästina in dieselbe heimgekehrt war, trat sein Amtmann vor ihn mit der Bemerkung, er habe ihm Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen. Der Graf erwiederte, gerne wolle er ihn anhören, nur solle er seine Frau nicht anziehen. Der Amtmann, der eben in dieser Absicht gekommen, die Gräfin einer schlechten Aufführung zu zeihen, ließ seine Verlegenheit nicht merken,

schaute zum Fenster hinaus auf den über dem See gelegenen Hügel zu Endingen und sprach: „Herr Graf, jene Anhöhe wäre zum Aufbau eines festen Schlosses geeignet." Der Vorschlag gefiel dem Grafen; er unterhandelte daher mit den Aebten von Einsiedeln und St. Gallen, in deren Gebiet die Gegend gehörte, und erhielt bereitwillige Zusage. Im Jahre 1091 bezog er das neue Schloß, welches fortan Neurapperschwil genannt wurde. — In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehörte die Burg den Grafen Rudolf (s. d. A.) und Heinrich, welche in wahrer Bruderliebe einander ergeben waren; der Letztere wohnte zu Benken auf Wandelburg, und war ein überaus frommer Mann. Er wird der Wandelbare oder der Wanderer genannt, aber in welchem Sinne? Er pilgerte oft nach der heiligen Stadt, besuchte die heiligen Orte in Egypten, Syrien, Spanien und spendete reichliche Almosen unter die Dürftigen. Bei der Rückkehr aus Palästina wurde er und die Seinigen auf dem Meere von einem Sturme überfallen, der das arme Fahrzeug zu verschlingen drohte. Heinrich nahm seine Zuflucht zum Himmel, flehte um Rettung aus der großen Gefahr, gelobte zu Ehren der jungfräulichen Gottesmutter ein Kloster zu bauen, und die schäumenden Meereswogen legten sich zur Ruhe. Bald erschien ein funkelnder Stern in der Luft, und beleuchtete gar lieblich ihr Schiff. Heimgekehrt in die schweizerischen Lande, beeilte er sich sein Versprechen zu erfüllen; er kaufte 1227 am 14. Weinmonat um 660 Mark Silber von Graf Hartmann von Dillingen Grund und Boden in Wettingen nebst dem Kirchensatz, baute darauf ein Kloster, und nannte es zum Andenken des Ereignisses auf dem Meere „Maria Stern" (Maris stella). Nun berief er zwölf Mönche aus der Cistercienserabtei Salem in Schwaben, und sorgte für das Einkommen derselben. Noch einmal ergriff er den Wanderstab, zog mit seiner Gemahlin Anna, Gräfin von Homberg, nach dem gelobten Lande, wo ihn eine schwere Prüfung traf. Die edle Gräfin erreichte in Jerusalem 1230 das Ende ihrer Tage, und ward wahrscheinlich daselbst beigesetzt. Die Güter, welche die Verewigte im Lande Uri besessen hatte, vermachte er nach der Heimkehr dem Kloster Wettingen. Jetzt band Heinrich nichts mehr an die Welt; seine unvergeßliche Gemahlin und seine Tochter Anna waren unter der Erde. Wann die Letztere gestorben, gibt Ildephons von Arx nicht an, aber allem Anscheine

nach vollendete sie noch vor der Mutter. Mehr und mehr erkannte Heinrich die Hinfälligkeit alles Irdischen, den trügerischen Schein der irdischen Größe und entschloß sich, die letzten Lebenstage in seinem Stifte zu beschließen. Conrad I., der erste Abt des Klosters Wettingen, reichte ihm als einfachem Laienbruder das Ordenskleid, und von nun an lebte er unter dem Gehorsam desselben. Unter frommen Uebungen und gottseligen Werken erreichte er am 30. Jänner 1230 das Ende seiner Tage und schied im Frieden von hinnen. Er ward im Capitelhause beigesetzt: „Der unstäte Wanderer", sagt Herr von Mülinen, „hatte endlich hier Ruhe gefunden, welche er in Rom, in Egypten, Syrien, auf dem Berge Sinai und am heiligen Grabe vergebens gesucht hatte." Sein Wappen, die Rapperschwylerrose, wurde in's Klosterwappen von Wettingen aufgenommen. Heinrich belebte ein tiefes religiöses Gefühl, und eine Urkunde bei Herrgott vom Jahre 1243 nennt ihn „Bruder Heinrich ein religiöser und adeliger Mann, Wandelberg genannt: „Frater Heinricus vir religiosus et nobilis dictus Wandelberg." — Wie bei Lebzeiten, so auch nach dem Tode nahm sein Kloster einen guten Fortgang, und Päpste und Kaiser bedachten dasselbe mit vielen Begünstigungen und Freiheiten. Es erlebte in den Zeitläufen, besonders im sechszehnten Jahrhundert, harte Schläge; aber das Gotteshaus zu vernichten, das war neuerer Zeit aufbewahrt. Schon 1836 stellte die Regierung von Aargau dasselbe unter Staatsverwaltung, verbot die Novizenaufnahme und deutete damit an, was sie ausführen wolle. Durch den Machtspruch des Großen Rathes wurde 1841 am 13. Jänner Wettingen mit sämmtlichen Klöstern Aargau's aufgehoben; ein Schrei des Unwillens wiederhallte in allen Gauen der katholischen Schweiz und die öffentlichen Blätter, selbst protestantische, mißbilligten diesen Gewaltakt. Wettingen zählte bei seiner Aufhebung 614 Jahre, und in den Klostergebäulichkeiten befindet sich jetzt das Schullehrerseminar des Kantons. Die edlen Conventualen lebten bis zum Jahre 1854 zerstreut, wo sie sich wieder auf deutschem Boden durch Vermittelung Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. von Oesterreich versammelten, und dann die im Jahre 1806 von der Krone Bayern aufgehobene Benediktinerabtei Mehrerau (Augia major) bei Bregenz am Bodensee ankauften. Ihr Kloster

nennt sich nun Neu-Wettingen, und die Väter wirken daselbst zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen.

Heinrich Göschung, Benediktiner, war eine Zeit lang so recht ein verlorner Sohn. Mit hervorragenden Naturanlagen und Geistesgaben ausgerüstet, war er in seinem achtzehnten Altersjahre am 10. Mai 1609 in das Kloster Beinwil, Kanton Solothurn, eingetreten, welches damals sehr zerrüttet war, keinen Abt, sondern bloß zufällige von jeder innern und äußern Laune abhängige, und wie es scheint, auch nicht unfehlbare Verwalter hatte. Der junge Religiose wußte sich in manchen Stücken nicht Rath; erblickte auch hie und da noch böse Beispiele und wurde nicht, was er mit seinen guten Anlagen unter strenger Klosterzucht hätte werden sollen. Im Jahre 1614 ertheilte man ihm die niederen Weihen, und ließ ihn auf St. Luzientag 1616 Priester werden. Allein er trat nicht mit jenen Gesinnungen in das Heiligthum, welche einem eifrigen Ordensmanne, einem unermüdeten Arbeiter im Weinberge des Herrn ziemten, sondern zeigte sich bald mehr und mehr als einen verweltlichten, unsittlichen, arbeitsscheuen, halsstarrigen und verschlagenen Mönch, der seinen Oberen manchen Kummer verursachte und zu bitteren Klagen Anlaß gab, jede brüderliche Ermahnung und Zurechtweisung verschmähte, und wenn er für sein bübisches Wesen bestraft wurde, immer noch für unschuldig gehalten sein wollte. In seiner Ausgelassenheit ging er bald so weit, daß er den Frommen und Reuigen spielte, und um Aufnahme in den heiligen Capucinerorden anhielt, um seine ungebundene Lebensart unter dem Bußkleide zu verstecken; aber es ging nicht lange, so legte er auch hier die Larve ab, und sprang eines Morgens (am 22. Winterm. 1618), während die übrigen Ordensbrüder noch im Chore beteten, aus dem Kloster. Mit einem ehrlosen Meineide und Gelübdebruche belastet, bestahl er auch noch das arme Klösterchen und raffte nebst andern Sachen nicht weniger als 600 Baselerkronen zusammen. Es läßt sich leicht denken, was er damit angefangen. Ungeachtet alles Suchens konnte man ihm nicht auf die Spur kommen, bis er selbst nach mancherlei Verirrungen und Vergehen umkehrte und sich wieder nach der stillen Klosterzelle, die er so schnöde verlassen hatte, zurücksehnte, um da für seine Sünden Buße thun zu dürfen. Obwohl allem priesterlichen Leben fremd, hatte er in seinem Sündenzustande seine

priesterlichen Verrichtungen fortgesetzt, und war dadurch weit größern Kirchenstrafen verfallen. Als ihn daher die Gnade Gottes endlich rührte, war er nach Rom gepilgert, um da am Grabe der Apostel zu weinen und von seinen Vergehen und Missethaten losgesprochen zu werden. Dort wurde ihm aber befohlen, in sein Vaterland und in seinen heiligen Orden zurückzukehren, daß er da würdige Buße thue. Die Ortsobern erhielten unter dieser ausdrücklichen Bedingung Vollmacht, ihn loszusprechen. Er unterwarf sich in Demuth den päpstlichen Vorschriften, kam als armer Pilger von der heiligen Stadt zurück und suchte im Kloster Muri eine Zufluchtstätte, wo er nach drei Monaten langer Buße am 20. Weinmonat 1622 vom apostolischen Nuntius in der Schweiz losgesprochen wurde. Dieser sendete ihn zur ferneren Buße unter dem strengsten Gehorsam in sein Kloster zurück und gab ihm ein offenes Schreiben an seinen Obern mit, worin die Buße mit folgenden Worten diktirt ist: „Damit jedoch deine Vergehungen nicht einigermaßen ungestraft bleiben, und um desto sorgfältiger für die Zukunft verhütet werden, legen Wir dir zur heilsamen Buße und zugleich zur Vorsorge auf, daß du bis auf weitere Verfügung und Anordnung deine Zelle nie verlassest außer zur Verrichtung des heiligen Meßopfers, zu den gewöhnlichen Chorübungen und Mahlzeiten und zur gemeinschaftlichen Erholung innerhalb der Klostermauern. Ueberdieß verordnen wir, daß du Zeitlebens jeden Monat eine heilige Messe für die abgestorbenen Christgläubigen lesest und alle Samstage in Wasser und Brod außerhalb des Refektoriums fastest." [1]) Das verirrte Schäflein kam am 23. Christmonat 1622 wieder in Beinwil an und wurde sowohl von seinem Obern als vom ganzen Convente mit zuvorkommender Güte wieder aufge-

[1]) „Ne tamen, quod male a te gestum est, aliquatenus impunitum relinquatur et eo diligentius careatur infuturum, ideo pro salutari pœnitentia simul atque custodia Tibi injungimus, ne unquam extra cellam tuam egrediaris, donec a nobis aliter statutum, ordinatumve fuerit, nisi ad sacram Missæ celebrationem, ad Chorum et Mensam regularem, et ad recreationem cum aliis intra septa Monasterii instituendam. Volumus præterea, ut quovis mense, dum vixeris, pro fidelibus defunctis unum sacrum Deo offeras, et diebus Sabbathinis in pane et vino tota die extra Refectorium jejunes."

nommen. Im Angesichte der versammelten Bruderschaft legte er ein öffentliches Bekenntniß ab und verpflichtete sich, das gegebene Aergerniß wieder gut zu machen und hinreichende Genugthuung zu leisten für jene Fehler, „wegen denen er unglücklich genug gewesen sei, aus eigenem Antrieb und eigener Verwegenheit aus dem Kloster zu treten. [1]) Seine Ordensbrüder vergaßen das Geschehene und wollten das zerknickte Rohr nicht zerbrechen, sondern dem Büßenden die Ausführung seines großmüthigen Entschlusses erleichtern. Seine Oberen erlaubten ihm, auf das heilige Weihnachtsfest nach vier Jahren wieder das erste Mal die heilige Messe zu feiern. Von nun an verharrte er lange Zeit in strenger Buße. Das Gebet, die Abtödtung und Einsamkeit brachten seinen Geist bald wieder in die schönste Ordnung; der Umgang mit Gott in stiller Betrachtung, die Theilnahme am öffentlichen Lobe Gottes und besonders die häufige Vereinigung mit seinem gekreuzigten Gottheilande im heiligen Meßopfer richteten ihn wieder auf und belebten ihn zu unverdrossener Arbeit, zu rastlosem Voranschreiten auf der Bahn der christlichen Vollkommenheit. Er schrieb das älteste der noch vorhandenen Mortuarien des Klosters Beinwyl, und sonst Manches, was einen in sich gekehrten, nach Wissenschaft und Heiligkeit strebenden Geist beurkundet. Durch die Fürbitte der lieben Mutter Gottes, die er seines samstäglichen Fastens wegen nicht mehr wie früher anzurufen vergaß, wurden ihm Fasten, Abtödtung und Bußwerke bald zu einer leichten Sache. So lebte er untadelhaft in seiner Buße fort, bis ihm Gott durch eine große Gnadenerweisung seine Zufriedenheit darüber bezeugte. Es war bei Gelegenheit der fürchterlichen Pest, welche Anfangs des siebenzehnten Jahrhunderts Europa und besonders unser deutsches Vaterland heimsuchte. In Büsserach, einer zum Kloster Beinwil gehörenden aber von Weltpriestern geleiteten Pfarrei hauste sie so fürchterlich, daß sogar der angestellte Leutpriester sich entfernte, und ein anderer Priester um alles Geld nicht zu finden war. Da bat unser büßende Ordensmann, wie auf göttliche Erleuchtung, man möchte ihm nach sieben Jahren die Klosterpforte wie-

[1]) Pro quibus sponte et ausu proprio miser de monasterio egressus esset.

der öffnen und ihm zur Vollendung seiner Buße und zur Tilgung des gegebenen Aergernisses die Pfarrei, die er früher schon versehen und dann schnöde verlassen habe, wieder übergeben. Seine Bitte wurde gewährt, und er bestellte sich einen Altardiener aus den Klosterschülern in Beinwyl und einen Sigrist in der Person eines Wolfgang Streumeyer von Büsserach. Mit diesen begann er sein heroisches Liebeswerk, und machte täglich einen anderthalbstündigen Weg von Beinwyl nach Büsserach, um da die heilige Messe zu lesen, die Kranken zu trösten, den Sterbenden die heiligen Sterbsakramente zu spenden, und sie nach christlicher Sitte auf geweihter Erde bestatten zu lassen. Schon nach einigen Tagen war Gott mit seinem Opfer zufrieden, und machte demselben ein Ende. Am 5. August 1629 kehrte er, von der Seuche angesteckt und beinahe schon aufgerieben, in das Kloster zurück und legte sich zu Bette, um sich auf den Hintritt in die Ewigkeit vorzubereiten. Die Brüder versammelten sich um ihn und wünschten ihm tröstend Glück zu der Gnade, als ein Held der Nächstenliebe sterben, als ein Gläubiger des himmlischen Schuldners, der sogar das Glas kalten Wassers und das Geringste, was man seinen Brüdern gethan, zurückzahlt, in die himmlischen Wohnungen eingehen, als ein in der Prüfung bewährtes und in der Gluth der Liebe gereinigtes Gold in die Schatzkammer der Ewigkeit heimkehren zu dürfen. Er aber, als ein wahrer Büßer, ut verus pœnitens, in seinen Thränen gebadet, von Demuth und Reue durchdrungen, mochte nichts von solchen Tröstungen hören, sondern bekannte unter Schluchzen und Seufzen seine frühere große Schuld, bat um Verzeihung für sein gegebenes Aergerniß und flehte, sie möchten doch seiner im Gebete und heiligen Meßopfer gedenken. Dann beichtete er nochmals dem Stellvertreter des ewigen Richters dieselbe ihn bis zum Tode quälende Sünde, empfing die letzte und ausgedehnteste Absolution und als Unterpfand der Versöhnung den Leib unsers Herrn Jesu Christi; und nachdem man ihn noch mit dem heiligen Oele auf seinen letzten Kampf gestärkt hatte, starb er gottselig unter den Gebeten seiner Brüder zwischen 12 und 1 Uhr am 8. August 1629. Obwohl erst achtunddreißig Jahre alt, war er Senior des mühsam fortlebenden und erst wieder erstehenden Klosters Beinwyl gewesen. Geboren war er zu Raperschweil im Kanton St. Gallen im Jahre 1591. Am

gleichen Tage mit ihm starben auch sein Altardiener Johann Georg Geiger und sein Sigrist an derselben Krankheit und wurden so von ihm, wie wir hoffen, zur Theilnahme an seinem Lohne geführt. Noch kein Biograph hat es zwar gewagt, sich öffentlich der Fürbitte des P. Heinrich Göschung vor Gottes Thron zu empfehlen. Der älteste sagt bloß zu seinem schönen Tode: „Durch dieses ausgezeichnete Liebeswerk und andere Akte wahrer Zerknirschung und Buße hat er die Makeln seines frühern Lebens vor Gott und den Menschen ausgetilgt. Der gütige und barmherzige Gott sei seiner Seele und uns armen Sündern allen gnädig.“ [1])

J.

Jakob von Bourbon, König. Unter den Wundern, welche Gott durch die Vermittelung der heiligen Coleta (s. d. A.) gewirkt hat, ist die Bekehrung des Grafen de la Marche, Jakob von Bourbon, eines der glänzendsten. Er stammte aus dem Geschlechte der französischen Könige, und war nach den Berichten der Geschichtschreiber einer der schönsten Fürsten seiner Zeit. Mit den äußern Vorzügen der Natur verband er einen lebhaften durchdringenden Geist, war gewandt im Reden und wußte sich durch diese Eigenschaft in den Gesellschaften beliebt zu machen. Er hatte ein gutes und biederes Herz, das die Gerechtigkeit liebte, und würdig war des edlen Geblütes, das in seinen Adern rollte; zudem liebte er hauptsächlich den Franciskanerorden, und hatte zur Einführung der Urbanistinnen zu Bezières beigetragen. — Diese glücklichen Eigenschaften schützten

---

[1]) Per hoc eximium charitatis opus et alios veræ pœnitentiæ et contritionis actus prioris vitæ maculas apud Deum et Homines extersit. Misericors et miserator Dominus sit animæ ejusdem ac nobis omnibus miseris peccatoribus propitius.

ihn jedoch nicht vor den Klippen, an welchen die Großen der Welt so oft anstoßen. Es war Manches aus seinem früheren Leben bitter zu bereuen, und er fand erst einen gewissen Halt in der Verehelichung mit Beatrix von Navarra, einer Gräfin von hoher Frömmigkeit, welche ihn durch Wort und Beispiel auf eine christlichere Bahn zurückzuführen verstand. Leider wurde ihm diese tugendreiche Gemahlin schon im siebenten Jahre durch den Tod entrissen, nachdem sie ihn mit drei Töchtern Isabella, Eleonore und Maria erfreut hatte. Eleonore blieb in der Welt, die zwei andern nahmen den Schleier, und auch ihr Bruder Claudius von Aix weihte sich Gott. Jakob verheirathete 1415 sich zum zweiten Male mit Johanna II., Königin von Neapel, und nahm in Folge dieser Verbindung den Königstitel an. Unglücklicher Weise wurde diese Ehe vom Himmel nicht gesegnet, weil sie nicht aus religiösen Beweggründen geschlossen worden war. Bald entstand Zwiespalt zwischen den beiden Ehegatten und rechtfertigte den Ausspruch Gregors des Großen: „Die Ehe, welche von Fleisch und Blut geschlossen wird, beginnt mit Freuden und endet mit Schmerzen." Der Zwist begann damit, daß Jakob die Königin in ihrem freien Benehmen beschränkte, sie in ihren Gemächern bewachen ließ, und jede Verbindung nach Außen verhinderte. Zwar war die Königin nicht mackellos, aber ihre Gefangenschaft erregte die Theilnahme der Unterthanen Neapels; sie bildeten eine Partei, und befreiten sie aus ihrem Gefängnisse. Einmal in Freiheit gesetzt, übte sie Wiedervergeltung und schloß mit Beihülfe ihrer Befreier nun den König ein. Diese Auftritte waren ein Stein des Anstoßes für die ganze Christenheit, und veranlaßten den Papst Martin V. zu Gunsten des Gefangenen einzuschreiten und dessen Befreiung zu erwirken. Eine Vereinigung zwischen den Ehegatten war jedoch unmöglich geworden. Jakob von Bourbon kehrte nach Frankreich zurück und ließ sich zu Castres, in seinem Lande Languedoc, nieder. Noch in der Blüthe seiner Jahre suchte er in den Vergnügungen des Weltlebens eine Entschädigung für die Leiden der Vergangenheit und führte zu Castres ein Leben, das nichts weniger als christlich und tadellos war. Er begab sich häufig auf die Jagd, hielt Freudenfeste, fröhnte sinnlichen Gelüsten, fand leider die Ruhe nicht, die er suchte. Jakob fühlte in sich die Entzweiung mit Gott; und das Tugendleben, welches seine Töchter

führten, vermehrte noch seine Gewissensbisse. — Eines Tages kam seine älteste Tochter Isabella zu ihm und sagte ihm, sie habe eine Reise vor und wolle ihre Base auf dem Schlosse Montpensier besuchen; der Zweck war noch ein anderer: sie wollte mit der heiligen Coleta, die sich im Kloster zu Aigueperse befand, in nähere Verbindung treten. Der königliche Vater gewährte ihre Bitte, und sie reiste mit einigen vertrauten Personen zu ihren Anverwandten, welche sie mit den Beweisen der größten Freundschaft aufnahmen. Sie verlangte die heilige Coleta zu sehen, und als man sie zu ihr in's Kloster geführt, enthüllte sie sich der Heiligen und sprach: „Ich fühle einen Drang nach dem Klosterleben, möchte den Gefahren der Welt entgehen und mich gänzlich dem Herrn weihen. „O wie glücklich wäre ich, wenn Sie mich unter die Zahl ihrer Töchter aufnehmen würden!" Coleta prüfte sie, fand ihren Schritt wohl überlegt, schrieb darauf selbst an ihren Vater, erlangte dessen Einwilligung und nahm Isabella in ihren Verband auf. Isabella wurde in Aigueperse in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung eingekleidet, verreiste dann mit der heiligen Ordensstifterin nach Chambery und bald darauf nach Vivis. — Seit ihrer Abreise wurde Jakob von Bourbon immer finsterer und trauriger, weil er sie ihrer schönen Eigenschaften wegen herzlich liebte; denn mit den äußern Gaben der Natur verband sie einen hohen Geist, ein feines zartfühlendes Herz, war heiter und froh, und entfaltete, obschon erst neunzehn Jahre alt, eine Reife des Urtheils, welche über ihr Alter hinausging. Nicht länger konnte er dem Verlangen, seine Tochter in Vivis zu besuchen, widerstehen; er traf Anstalten zur Abreise, und bald fuhr der königliche Wagen unter Begleitung seiner Töchter Maria und Eleonore (die letztere war mit Bernhard von Armagnac verheirathet) und seines Sohnes Claudius nach der Waadt. Bei ihrer Ankunft in Vivis lenkten sie ohne weiters ihre Schritte zum Kloster und ließen sich melden. An der Seite der heiligen Coleta erschien Isabella, mit dem demüthigen Gewande der heiligen Clara angethan, Thränen der Freude vergießend ob des Glückes, das ihr zu Theil geworden. Jakob von Bourbon betrachtete mit steigernder Aufmerksamkeit die heilige Ordensstifterin, ihre Worte machten einen tiefen Eindruck auf ihn; aber tiefer wurde sein Herz durch einen Blick des Mitleids, den seine Tochter beim Weggehen auf ihn

fallen ließ, gerührt. Er glaubte in ihren Augen die Worte zu lesen: „Theuerster Vater! etwas noch fehlt zu meinem Glücke; du allein kannst dem Schmerzen ein Ende machen, der mich noch quält." Mit diesem Gedanken ging er nach dem Gasthof, zog sich in ein Gemach zurück, ließ den Thränen freien Lauf und sprach schluchzend: „Liebe Isabella! ich weiß, was du wünschest; der Himmel wird mir helfen, deinen Wunsch zu erfüllen. Er brachte die Nacht schlaflos zu, und durchging in Reue und Zerknirschung sein sündhaftes Leben. Auch Coleta hatte beinahe die ganze Nacht durchwacht, und die Gnade des Himmels für ihn angerufen. Des andern Tages ging er in aller Frühe zum Kloster, verlangte die Heilige zu sprechen, aber ein Strom von Thränen unterdrückte seine Stimme. Auf Coleta's Rath, sich mit Gott auszusöhnen und eine Generalbeicht abzulegen, begab er sich zu P. Heinrich, legte vor ihm das Bekenntniß seiner Sünden ab, erhielt die Lossprechung und wurde zum Tische des Herrn zugelassen, und Trost und Heiterkeit kehrten in sein Herz zurück. Jetzt erklärte er in Anwesenheit seiner Familie, er bleibe in Vivis, und überlasse die Verwaltung seiner Herrschaften dem Grafen von Armagnac bis zur Mündigkeit seines Sohnes Claudius von Aix. Maria, seine Tochter, trat neben ihren Vater und sprach: „Mein Vater! auch ich will das Glück meiner Schwester theilen, und in ihren Verband eintreten." Der Vater und die Oberin des Klosters freuten sich sehr über ihren Wunsch, und genehmigten ohne Anstand ihre Bitte. Nun klagte die Gräfin Eleonore: „so bin ich also allein an die Welt gefesselt, und kann nicht dem Beispiele meiner lieben Schwestern folgen." „Trösten Sie sich," sprach Coleta, „ich werde ein Reformhaus in Castres errichten." Der Abschied war ein feierlicher und rührender: Die Gräfin von Armagnac und ihr Gemahl kehrten in ihr Land, und Claudius von Aix nach Languedoc zurück. Er war ein Jüngling von edler Gesinnung, hegte eine große Zuneigung zu seinem Vater, besuchte ihn wiederholt in Vivis mit der Versicherung, er sei zur Einsamkeit fest entschlossen, und werde später seinem Beispiele folgen. Bald wurde Maria eingekleidet und Jakob wohnte der Feier bei. Nun zog er in seine Einsamkeit; die Uebungen der Frömmigkeit wurden seine süßesten Beschäftigungen, mit dem Gebete verband er die Abtödtung, und leistete so der göttlichen Gerechtigkeit durch

Werke der Buße Genugthuung. Nach Verlauf eines Jahres, während dessen er die frommen Ordensübungen befolgte, bat er den P. Heinrich um die Aufnahme in den dritten Orden; gerne wäre er in die Reform eingetreten, aber die Königin Johanna lebte noch, und das Kirchengesetz verbietet einem Manne, noch bei Lebzeiten seiner Frau in einen Orden zu treten. Er brach vollkommen mit der Welt, verbat sich jeden Besuch, und hob den Briefwechsel mit seinen Freunden auf. Höchst selten schrieb er an seine Kinder und nur dann, wenn es die Verwaltung seiner Güter nothwendig machte. Er brachte ganze Stunden am Fuße des Altares oder in seiner Betkapelle zu, um sein früheres Leben zu beweinen. Der Versucher nahte sich zuweilen, rieth ihm, dieses Leben aufzugeben und erinnerte ihn an die früheren Weltfreuden, die er so reichlich genossen habe; Jakob widerstand den lockenden Sirenentönen und verdoppelte jedes Mal seine Bußstrenge. Seine Einsamkeit verließ er höchst selten und nur, um den Herzog von Savoyen oder seine Töchter zu besuchen, mit denen er sich in heiligen Gesprächen unterhielt. — So verlebte er beinahe neun Jahre, da meldete man ihm im Hornung des Jahres 1435 den Tod der Johanna von Neapel; ohne Verzug theilte er dieses Ereigniß der heiligen Coleta mit, die damals in Burgund die von ihr gegründeten Klöster besichtigte, und bat sie um die Aufnahme in den Orden. Die Heilige wünschte ihm Glück zu seiner Beharrlichkeit, und versprach ihn nach Besançon zu rufen, sobald sie die dringendsten Geschäfte geordnet haben würde. Sie traf auch wirklich um die Mitte des Jahres 1435 in Besançon ein, ließ ein geräumiges Haus in der Form eines Hospizes einrichten, welches fortan König Jakob und einige Religiosen von Dôlé bewohnen sollten. Hierauf berief sie den frommen Einsiedler von Vivis zu sich, und wies ihm die bescheidene Wohnung an; er zog seine Purpurkleider ab und bekleidete sich mit dem einfachen Ordensgewande, welches er nie mehr ablegte. Der Fürst verabschiedete darauf seine Hofleute, und ließ seinen Sohn Claudius und seinen Tochtermann von Armagnac zu sich kommen, um mit ihnen die wichtigsten Geschäfte zu bereinigen; dann traf er seine letzten Verordnungen, und bereitete sich mit verdoppeltem Eifer auf die Ablegung der Ordensgelübde vor. Bei dieser Feier waren zugegen sein Sohn Claudius und die Schwestern Isabella und Maria, welche von

Vivis dazu berufen worden. Süßern Trost konnte ihnen nicht gewährt werden, als daß sie Zeugen der Feierlichkeit sein durften, wo ihr Vater, würdiger denn je ihrer ganzen Liebe, der Welt und seiner Familie ein so großartiges Beispiel der Buße und Selbstverläugnung gab. Claudius kehrte nach Languedoc zurück, verzichtete auf seine Güter zu Gunsten seines Schwagers und seiner Schwester von Armagnac, kam wieder nach Besançon, brachte einige Tage bei seinem Vater zu, und stellte sich dann der heiligen Coleta zur Verfügung, die ihn nach Dôlé in's Probejahr sandte. Nach Vollendung desselben entrichtete er die Gelübde, und kurze Zeit darauf rief ihn der Herr zu sich. Es ging nicht lange, und auch der Vater folgte ihm am 23. Jänner, wahrscheinlicher am 24. Herbstmonat des Jahres 1438 in's himmlische Leben. Sein Tod war sehr erbaulich. Als er sein Ende herannahen sah, ließ er sich in die Kapelle der heiligen Anna tragen, um im Beisein der heiligen Coleta und ihrer Mitschwestern den letzten Kampf zu vollenden. Dort hingestreckt auf einem armen Lager, umgeben von den frommen Nonnen, empfing er von P. Heinrich die heilige Wegzehrung. Er verschied mit den Worten: „Ich danke dir, o Herr! daß du mich dem Verderben der Welt entrissen hast.“ Sein Grab zierte folgende Inschrift: „Hier ruhet Jakob von Bourbon, großer und erlauchter Fürst von Ungarn, Jerusalem und Sicilien, ein mächtiger König, Graf de la Marche und Castres, und Herr aller Länder, er verließ aus Liebe zu Gott Brüder, Verwandte und Freunde, trat aus Frömmigkeit in den Orden der mindern Brüder, und starb am 24. Herbstmonat 1438. Bittet Gott innig für seine Seele.“ Eine alte Handschrift des Clarissinnenklosters von Besançon meldet, der an der Kapelle des Königs Jakob angestellte M. Philipp Chifflet habe die Fraumutter Claudine, Nonne des Klosters von Besançon versichert, er habe 1603 an St. Jakobstag für den König Jakob das heilige Meßopfer entrichtet, und nachher habe er den König lichtstrahlend bei seinem Grabe gesehen. Dieser Priester war aus Besançon selbst, gehörte einer vornehmen Familie an, und war ein sehr frommer Mann. Noch ist vom Seligen vorhanden eine Schüssel, deren er sich bedient hatte; sie ist von Olivenholz, umgeben von einem Silberreifchen und am Boden derselben ist eine Medaille sammt dem Wappen des Prinzen angebracht. Die Clarissinnen von

Poligny sind jetzt im Besitze derselben. Die Schwestern Isabella und Maria von Bourbon starben nicht in Vivis. Im Jahre 1445 wurde Isabella zur ersten Fraumutter des Klosters Amiens gewählt, und unter ihren Mitschwestern befand sich auch die Schwester Maria, die später zur Helfmutter befördert wurde. (Vergleiche P. Sellier, Lebensgeschichte der heiligen Coleta u. s. w.)

Januar Gilli, Capuciner. Geboren zu Sursee am 22. Christmonat 1659, wurde er von seinen Eltern gottselig erzogen, und trat am 7. März 1681 in den Ordensstand, in welchem er viele Jahre als ein Muster eines ächten Religiosen strahlte. Seinen Vorgesetzten auf jeden Wink folgend, widmete er die freie Zeit meistens dem Gebete und der Betrachtung, besonders des Leidens Christi, erforschte täglich sein Gewissen und strebte auch den kleinsten Fehler zu verbessern. Im Jahre 1689 wurde er in Freiburg Lehrer der Theologie, hernach in Solothurn und Lucern, vertrat dieses wichtige Amt mit Lob und Auszeichnung zwölf Jahre, und bildete für die Provinz viele wackere Männer heran. Auf der Kanzel verkündete er das Wort Gottes mit Kraft und Nachdruck und großem Erfolg. Selbst ein Eiferer der heiligen Armuth, prägte er selbe als Oberer seinen Brüdern ein, ohne dabei die christliche Liebe zu verletzen. Sein Betragen war ausgezeichnet im Umgange mit der Welt; es athmete den Geist der Klugheit, der Sanftmuth und ungeheuchelten Liebe und Jeder, der ihn kannte, wurde an ihn gefesselt. Wenn er beichtete, zerfloß er in Thränen, und rührte seinen Gewissensrath dermaßen, daß dieser mit ihm weinte. Seine glühende Andacht und Liebe zum hochheiligen Altarssakramente zeigte er besonders in der langen Vorbereitung zur heiligen Messe und der darauf folgenden Danksagung und tadelte Diejenigen sehr strenge, die das göttliche Opfer eilfertig darbrachten. Unser P. Januar war ein eifriger Verehrer der allerseligsten Jungfrau, betete täglich ihr zu Ehren den heiligen Rosenkranz und die Tagzeiten, mochte er im Kloster oder auf der Reise sein; er liebte das einsame, beschauliche Leben und seine Zelle, floh das unnütze Geschwätz und den allzufreien Umgang mit der Welt, verletzte jedoch nie den Anstand, und verkehrte liebreich mit den Menschen, wenn dies die Umstände erforderten. Gegen Greise und kranke Mitbrüder war er voll Güte und Mitleiden, und ließ

sie auf's sorgfältigste pflegen. — Nachdem er längere Zeit die niedern Ordensämter bekleidet, wurde er zu vier Malen zum Provinzial erwählt, welchem Amt er mit wahrer Demuth, Weisheit und Frömmigkeit vorstund, sich stets der Lehre des hl. Paulus erinnernd: „In allen Dingen erweise dich selbst als Vorbild guter Werke." Auf der Reise beschäftigte er sich mit Gebet oder frommen Gesprächen und konnte durchaus nicht leiden, wenn man unnütze und lieblose Reden vorbrachte; dagegen bezeugte er Freude, wenn in der Ferienzeit Jemand ein geistliches Lied sang. Oft besuchte er die Kranken, und scheute dabei weder Sturm noch Wind, weder Regen noch Schneeflocken, und der Himmel segnete seine rastlose Thätigkeit und Aufopferung mit Wundern. — Ein Sohn des Herrn Arzt Karl Rudolf Corragioni d'Orelli in Lucern hatte im Gesicht den sogenannten Milchgrind (crustea lactea), welcher sein Antlitz ganz überzog, und ihm Tag und Nacht viele Belästigungen verursachte. Da der Vater, noch üblere Folgen befürchtete, wagte er es nicht, Heilmittel anzuwenden, sondern ließ den P. Januar zu sich in sein Haus bitten, auf dessen Segen in wenigen Tagen der Knabe von seiner lästigen Krankheit befreit wurde. Später erkrankte derselbe wieder gefährlich, und die Eltern suchten zum zweiten Male die Hülfe unseres großen Mannes. P. Januar befand sich in Dorneck, und hütete selbst die Krankenstube. Als der Bote dort anlangte und ihn um seinen Segen und sein Gebet für den Knaben anflehte, sprach er zu demselben: „Melden Sie dem Herrn Arzt meinen Gruß, und sagen Sie ihm, er solle guten Muthes sein, sein Sohn werde bald ganz hergestellt sein." Von Stunde an genas das Kind, und der weissagende Vater hatte wahr gesprochen. — Dem Landschreiber Kaiser von Stanz erkrankten zwei Kinder: ein dreizehnjähriger Sohn Nikolaus Lorenz und eine Tochter Clara Franciska. Die Erstere lag mit dem Fieber behaftet krank darnieder, und der Letzteren, die seit sechs Wochen das Gehör verloren hatte, rann eine übelriechende Flüssigkeit aus den Ohren. Der P. Provinzial Januar hielt sich eben in Stanz auf; da kam die Mutter der kranken Kinder Maria Franciska, geborne Lussi, auf den glücklichen Einfall, dieselben zum Kloster zu tragen, und von dem frommen Manne segnen zu lassen. Kaum hatte dieser die Kinder gesegnet, so erfolgte die Heilung; den Knaben verließ das Fieber augenblicklich, das Mäd-

chen verlor die Flüssigkeit, und nach einigen Tagen kehrte das Gehör zurück. Die Zeugnisse für diese vier Heilungen liegen, mit den gehörigen Unterschriften versehen, im Klosterarchiv Wesemlin zu Lucern. „Es ist sehr zu bedauern," sagt der Verfasser der Annalen, „daß man von den vielen Heilungen, die auf seinen Segen erfolgten, nur diese vier authentisch bewiesen und aufgezeichnet findet; denn das Volk, das ihn wie einen Heiligen verehrte, strömte von allen Seiten zu ihm, und er half sehr vielen Presthaften." Nachdem er eine Reihe von Jahren viel Rühmliches gewirkt und Unzähligen leiblichen und geistlichen Trost gewährt hatte, sollte er als treuer Arbeiter den ewigen Lohn im Hause des Herrn empfangen. Er besuchte noch einmal die Klöster im Elsaß, und langte dann im Jahre 1728 gänzlich entkräftet in Olten an. Sein Lebensende ahnend, legte er am 10. April eine Generalbeicht ab, und wohnte noch dem Nachtessen und dem Abendgebete bei. Gegen 10 Uhr befiel ihn eine Ohnmacht; er hieß den P. Ananias, seinen Gefährten, einige Bilder aus der Leidensgeschichte unsers Herrn, der schmerzhaften Mutter und des heiligen Franciskus vor ihn auf den Tisch legen, ließ sich einige Gebete vorsprechen, verlangte dann die Lossprechung, und schloß auf immer die Augen der Welt. Ob er die heilige Oelung empfangen, und ob Jemand vom Convente bei ihm gewesen, sagt der Verfasser der Annalen nicht. Sein heiliger Hinschied erfolgte an einem Samstag, und die Ruhestätte fand er am Fuße des Hochaltars, wo eine Steinplatte mit einer Inschrift, die jetzt noch lesbar ist, seine Hülle zudeckt. Sein leinerner Gürtel wird annoch im Kapucinerkloster zu Solothurn aufbewahrt. Er lebe in gesegnetem Andenken! (Annal. Cap. Prov. Helv. T. VII. p. 456 etc.)

Johanna von Jussin, Clarissin in Genf. Das schöne Frauenkloster der Clarissinnen in Genf, welches die Herzogin Yolanta im Jahre 1474 gegründet und Papst Sixtus IV. durch eine Bulle bestätigt hatte, wurde zur Zeit des unseligen Abfalls von der römisch-katholischen Kirche zu Grunde gerichtet. Es hatte einundsechszig Jahre geblüht, viele gottselige Frauen in sich geborgen, und zählte noch bei seiner Auflösung (1535) mehrere religiöse Nonnen, welche die Zierde Genf's waren. Eine von denselben hieß Johanna von Jussin. In Unschuld und Frömmigkeit zur Jungfrau herangewachsen, verschmähte sie die Welt-

freuden, und nahm in Genf den Schleier der heiligen Clara. Es scheint, die Vorsehung habe sie dahin beschieden, nicht nur zu ihrer Selbstheiligung und zu einem Vorbilde für ihre Mitschwestern, sondern damit durch sie ein Denkmal von diesem preiswürdigen Kloster auf die Nachwelt übergehe und in den kirchlichen Annalen aufbewahrt werde. Sie war eine fromme und verständige Person, folgte mit reger Aufmerksamkeit dem Beginnen, Fortgang und Ausgang der Reformation in Genf, verfaßte eine Schrift, in der sie mit rührender Einfalt die Ursachen und Umstände ihres Auszuges erzählt. Die Darstellung ist merkwürdig, anziehend und lehrreich und wurde selbst von Protestanten bewundert. Aus dieser folgen hier einige Notizen. — Als in Genf eine ausgelassene Bande die Kirchen und Gotteshäuser entheiligte, die Katholiken mißhandelte und die äußerste Rohheit sich erlaubte, wandten sich die Schwestern der heiligen Clara an die Stadtbehörde mit der Bitte, sie möchte ihnen gestatten, ihr Kloster und die Stadt zu verlassen. Diese erwiederte, es sei kein Grund vorhanden, jenen Schritt zu thun; sie sollen ohne Sorge sein, ihnen werde nichts Unbeliebiges widerfahren, und die Stadt werde nie lutherisch werden. Indessen ließ der Syndic alle Kirchen schließen, unter dem Vorwande, dies geschehe nur deßwegen, damit die Gotteshäuser von den Protestanten nicht entweihet würden; der Grund war aber ein anderer, nämlich die Katholiken vom öffentlichen Gottesdienste abzuhalten. Selbst die heiligen Kreuze wurden von den Thürmen und Altären genommen und verborgen. In gerechter Entrüstung sagten die Clarissinnen: „Es ist unerhört, daß man das Zeichen unserer heiligen Erlösung verbirgt.“ — Bald kam der Prädikant Wilhelm Farel mit Anderen nach Genf, schlug daselbst seinen Sitz auf und predigte in den Winkeln (1533). Das Benehmen dieser Neuerer erbitterte das Volk sehr, und die Leute sagten zu einander: „Sollen wir diese Lutheraner länger dulden, die uns in beständiger Furcht hinhalten? Doch wir wollen dem Ausgange der Sache zuschauen und uns nicht länger verfolgen lassen, denn diese Menschen sind schlechter als die Türken.“ Der Stadtrath nahm die Reformatoren in Schutz, liebäugelte mit ihnen und diese führten mit Unverschämtheit überall das Wort gegen die katholische Lehre; der berühmte katholische Prediger Fürbith wurde eingekerkert, den Katholiken mit Androhung der Todesstrafe der Mund geschlossen,

und die Schwester Johanna bemerkt zu diesen Vorgängen: „Und mich, die dieses schreibe, traf mit meinen vierundzwanzig Genossinnen auch einen guten Theil der Leiden; wir trugen nicht die eisernen Waffen, aber jene des Glaubens und der Hoffnung. Was ich niederschreibe, ist wahrheitsgetreu und nicht der zehnteste Theil von den Begebenheiten, die sich zugetragen haben." Sofort wurde ein reformirter Pastor gerufen, und dieser hielt zu St. Gervais die Fastenpredigten. Farel und Peter Viret beredeten den Stadtrath, die Clarissinnen aufzuheben und alle zu verehelichen; als nun einige Herren dieses Ansinnen an die Frauen stellten, lag die greise Aebtissin krank darnieder, und sie bestellte die Helfmutter an ihre Stelle, welche die Abgeordneten auf die Probe stellte. Unter Anderem sprach sie zu ihnen: „Wollet ihr mich bestrafen, so bin ich aus Liebe zu Gott zu Allem bereit. ..... Habe ich etwas zu euch gesagt, das euch mißfällt, so strafet, meine Herren! mich allein; wollet ihr wissen, wer ich bin und wie ich heiße, so sage ich euch, man nennt mich Schwester Pernette von Montluel oder von Chateaufort." Diese kernhafte Sprache erregte die Bewunderung der Herren und sie fuhr fort zu bitten, sie sollten die Gewissensfreiheit gewährleisten, aber sie flehte umsonst. Mehr und mehr wurden die Katholiken in der Stadt hart bedrängt; das Gesindel häufte sich von Bern her und andern Orten an, drang in die Kirchen, störte den Gottesdienst, zertrümmerte die heiligen Bilder und die Altäre, und die Reformatoren schwatzten unsinnige Dinge von den Kanzeln herab. Nachdem diese Menschen die Runde in den Gotteshäusern der Stadt gemacht, besuchten sie auch das Kloster der heiligen Clara, und zwar in Begleitung von einigen Rathsherren; sie öffneten mit Gewalt die Kirchenthüre, ließen sämmtliche Schwestern zur Anhörung des Wortes Gottes herbeikommen, und ein Prädikant verkündete die neue Lehre. Die Schwester Pernette näherte sich ihm, klopfte mit beiden Fäusten an die Wand und schrie aus vollem Halse: „Nun, du elender und verwünschter Mann; du verschwendest hier gar schöne Phrasen, aber du wirst nichts gewinnen." Sie schrie und lärmte dermaßen, daß dieser den Faden seines Vortrages verlor. Da ergriffen die Stadtbeamteten das Wort, und suchten mit den Schwestern ein Religionsgespräch anzuknüpfen; aber die Helfmutter erklärte kurz und bündig im Namen Aller, sie würden nicht antworten. Fa-

rel und Andere fühlten ihre Beschämung, und sie sagten zu den Vorgesetzten: „Diesen Scheinheiligen zu predigen ist umsonst; aber nehmet sie aus ihren Winkeln heraus und nöthiget sie mit euerem Ansehen, die öffentlichen Predigten zu besuchen. — Inzwischen wurden alle Mittel versucht, die Clarissinnen für den Protestantismus zu gewinnen, und die Schwester Pernette hatte viel von Seite der Beamteten und Pastoren zu leiden. Selbst im Innern des Klosters trübte ein beklagenswerther Vorfall die bedrängten Nonnen; eine junge Ordensschwester, Blasia (Blaisine) mit Namen, erhielt zuweilen von ihrer reformirten Schwester Besuche, und gewann dieselbe für die lutherische Lehre. Blasia gab bald durch ihr Betragen zu erkennen, daß der religiöse Geist von ihr gewichen sei, und drohte das Kloster zu verlassen. Die Oberin sperrte sie ein; jedoch wurde sie sehr ehrenvoll gehalten und bestens gepflegt. Diesen Anlaß benützten die Anverwandten, schlugen Lärm, klagten über Mißhandlung und verlangten einen strengen Untersuch, der ihre fälschlichen Ausstreuungen glänzend widerlegte. Damit nicht zufrieden, drangen sie in's Kloster, entführten die Schwester Blasia und forderten von den Nonnen zweihundert Kronen, die sie als Aussteuer dahin gebracht habe. Die Armselige entband sich selbst ihren Gelübden, führte in der Welt einen nicht erbaulichen Wandel, verläumdete fort und fort ihre Mitschwestern, um ihnen den letzten Stoß zu versetzen. Die Helfmutter suchte immer noch Hülfe beim Rath; aber sie erwog nicht, daß der Bischof vertrieben sei [1]), und daß sie unter der Gewalt der Berner stehe. Klagend sprach sie eines Tages zu einigen Herren: „Meine Herren, warum thut ihr uns solche Gewalt an! Seid ihr nicht unsere Väter und Beschützer? Warum wird unter eueren Augen die Klausur unseres Klosters erbrochen, und unsere Schwester Blasia entführt?" Einer der Anwesenden erwiederte: „Es ist uns leid, daß man euch so behandelt, und das ist unser Wille nicht; wisset aber, über die Unterthanen der Stadt gebieten nicht wir, sondern die

---

[1]) Monsignore Petrus de la Baume, von der Stadtbehörde hart bedrängt, verließ 1533 Genf; er schlug zuerst seinen Sitz in Gex und dann in Annecy auf. Er starb am 4. Mai 1544 als Cardinal und Erzbischof von Besançon. Ueber Genf's gänzlichen Abfall s. meine Schrift: „Leben und Wirken des heiligen Franz von Sales u. s. w.

Herren von Bern; sie verlangen von uns Einheit in der evangelischen Lehre, und wir folgen ihrem Beispiele." Nun änderte er seine Rede und sagte: „Warum benehmet ihr euch so scheinheilig und traget ein einfaches Kleid von geschmackloser Form? Im gleichen Tone erwiederte die Oberin: „Weil uns dieses gefällt; aber ich frage euch, warum seid ihr so vornehm gekleidet?" „Das geschieht," sprach er, „nicht des Hochmuthes wegen, aber dieses Costüm gefällt mir." „Eben so geht es auch mir," sprach die Helfmutter ernsthaft, und mir und meinen Mitschwestern gefällt unsere Kleidung vor allen übrigen; lasse man daher Jedem seine Freiheit; behaltet ihr die eurige, und lasset uns die unsrige?" — Von Tag zu Tag verschlimmerte sich die Lage der Schwestern; die Klosterpforte war eingeschlagen, die Klausur verletzt, die Messe untersagt, und die armen Schwestern baten inständig den Stadtrath, daß er ihnen ihre Abreise bewillige. Bis zum letzten Augenblicke ihres Aufenthaltes daselbst wurden die frommen Töchter der heiligen Clara fortwährend geneckt und verfolgt; man hatte ihnen Alles entzogen und sie hofften, man würde ihnen wenigstens bei der Abreise ihr kleines Vermögen wieder zustellen, aber sie täuschten sich. Von Allem entblößt, und nur mit dem Brevier in der Hand, mußten sie auswandern. Dieses geschah am Montag am 29. August 1535 am Morgen um 5 Uhr unter der Begleitung von dreihundert bewaffneten Männern. Vierundzwanzig Schwestern waren im Auszuge; sie gingen paarweise, und die Stärkern unterstützten die Schwächern; sie bewahrten tiefes Stillschweigen, und betrugen sich als würdige Töchter der heiligen Clara. Die bewaffnete Bedeckung folgte ihnen bis zur Arvebrücke, nämlich bis zur Grenzscheide zwischen Savoyen und der Stadt Genf. Ein zusammengelaufenes Lumpenpack folgte ihnen mit Pfeifen und Schimpfen nach, aber der anwesende Syndic schuf Ordnung; er schritt fluchend und lärmend einher, und rief mit donnernder Stimme: „Wer sich diesen Nonnen naht, dem werde ich den Kopf spalten." Auch eine Menge der Bessergesinnten schloß sich diesem ehrwürdigen Zuge an, und beklagten die Abreise der gottseligen Nonnen. Eine Menge edler Katholiken wanderten mit ihnen aus. Um ihren Glauben zu bewahren, verließen 250 adelige Bürger die Stadt Genf; sie folgten ihrem Bischof oder zogen anderswo hin, indem sie auf ihr Bürgerrecht, Hab und Gut verzichteten. Die

Genfer behandelten die Fliehenden wie Vaterlandsverräther, verwüsteten ihre Häuser und plünderten ihre Magazine. Als der Zug der Arvebrücke sich näherte, stellte sich der Syndic an den Eingang derselben, half jeder Nonne der Reihe nach zum Uebergange, und verabschiedete sich von ihnen mit scheinbarer Theilnahme, indem er sagte: „Lebet wohl, ihr edlen Frauen; euere Abreise schmerzt mich; vor sich aber murmelte er wie ein anderer Caiphas: „Genf, in dieser Stunde verlierst du deine ganze Zierde und dein Licht!“ und als Alle auf der Brücke waren, rieb er seine Hände und sagte mit ganz vernehmbarer Stimme: „Die Sache ist abgethan, und es gibt keinen andern Ausweg mehr; rede man von diesen Dingen nicht mehr.“ Wie uns Johanna von Jussin versichert, geleiteten die Clarissinnen Jesus und Maria nach Savoyen; wohin sie kamen, fanden sie hochherzige Aufnahme und die Klöster Savoyens öffneten ihnen die Pforten.[1]) Johanna lenkte ihre Schritte mit Anderen zu den Clarissinnen von Annecy; die Schwestern gewannen sie sehr lieb, und wählten sie später zur Aebtissin. Sie starb in frommem Rufe, beliebt bei Gott und den Menschen. (Cf. Le levain du Calvinisme ou commencement de l'hérésie de Genève, fait par R. sœur Jeanne de Jussie, lors Religieuse à S. Claire de Genève etc. A Chambery, chez Dufour. — Réimprimé à Genève en 1853, chez J. G. Fick, par les soins de M. G. Revilliod; Annales catholiques de Genève par Mermillod, huitième série, 1856.)

Johann, Abt von Marienberg, geboren zu Taufers (Tuberium) im Münsterthal, zeichnete sich als ein bescheidener und frommer Jüngling aus, verzichtete auf die Weltfreuden und entschloß sich, in klösterlicher Zurückgezogenheit seine

[1]) Die Clarissinnen wirkten bis auf die neueste Zeit sehr segensvoll, aber die barbarische Rohheit Piemont's setzte ihnen Schranken. Klagend schreibt Herr von Romont: „Die gutmüthigen Herzoge, die Wohlthätigkeit übten und die die Wahrheit unterstützten, sind verschwunden; die Nation ist eingeschläfert und der Gewalt der Kirchenfeinde preisgegeben. Savoyen hat seine Selbstständigkeit verloren und ist einer Provinz einverleibt, die viele Neuerungen vornimmt. Neue Verordnungen kommen zum Vorschein, und Laien wollen über die Kirchengesetze gebieten.“ Auch die Clarissinnen wurden vertrieben, und der Obengenannte ruft ihnen nach: „Lebet wohl, ihr heiligen Damen! das arme Land verliert sein Licht, und wer wird uns in Zukunft trösten?“

Tage Gott zu weihen. Das löbliche Benediktinerstift Marienberg, damals in seiner schönsten Blüthe, das in seiner Nähe lag, hatte ihn besonders angezogen und er trat daher in dessen Verband ein. Sein heiliger Wandel erwarb ihm die Liebe der Brüder, und nachdem Abt Friedrich das Zeitliche gesegnet, bezeichnete ihn der Convent zu dessen Nachfolger. Von hehrem Geiste beseelt, drang er vor Allem auf die Haltung der Regel, und was er lehrte, erfüllte er selbst, zum Zeichen, daß Vorschriften wenig nützen, wenn die Oberen nicht in Befolgung derselben vorangehen. Nicht weniger sorgte er dafür, daß die Einkünfte seines Klosters gesichert werden. Während seiner Amtsdauer wurde die Pfarrei Taufers der Abtei Marienberg einverleibt; dazu wollten sich die Pfarrangehörigen nicht verstehen, und führten bei dem Bischof Reiner von Chur (1200—1209) Klage, indem sie behaupteten, die Mönche hätten kein Recht, die pfarramtlichen Verrichtungen an sich zu ziehen, und das Taufen und Begraben liege nicht in ihrer Gewalt. Der Bischof versprach die Klagen zu prüfen, ließ 1201 beide Parteien zu Vinstgau (Vallis venusta, Valle di Venosta) in der Kirche des heiligen Valentin zusammenkommen und sie einvernehmen; die Kirchengesetze wurden zu Rathe gezogen, und der Bischof entschied zu Gunsten des Klosters. Das Volk fügte sich willig dem Entscheid seines Oberhirten, und betrachtete von nun an die Klosterherren als seine Seelsorger. Noch in demselben Jahre weihte der Bischof Reiner am 28. Weinmonat die Kirche von Marienberg ein. Als dieser Handel geschlichtet war, stellten sich dem guten Abt Johann wieder andere Schwierigkeiten entgegen. Der Montazerwald gehörte dem Kloster und die Bauern von Cortsch, weder Recht noch Gerechtigkeit achtend, fällten darin Holz, als wäre es ihr Eigenthum. Johann schlug den Weg des Rechtes ein, bestellte in der Person des Egino's einen Fürsprech, und ließ durch denselben den Holzfrevel dem Grafen Albert III. von Tirol vortragen. Dieser wandte sich an die rechtschaffenen Bauern in Cortsch, forderte sie eidlich auf, der Wahrheit Zeugniß zu geben, wem der erwähnte Wald zugehöre. Gemäß der Wahrheit betheuerten die Aufgeforderten, er sei Eigenthum des Klosters von Marienberg, und die Cortscher hätten das Holz gestohlen. Da erließ Graf Albert III. am 1. August 1209 ein strenges Verbot gegen das Holzfällen, und bereicherte das Kloster 1213 mit eini-

gen Gütern in Mais nnd Hagenach. Johann freute sich, die Besitzungen seines Klosters gesichert zu sehen; er wollte sich auf's Neue dem Heile seiner Seele widmen, aber Gott rief ihn am 18. April 1213 zu sich. Er war ein würdiger Vorsteher, und P. Ambrosius Eichhorn (Episc. Curiens. p. 298—299) schildert ihn in der Grabschrift als einen tugendreichen Mann. Sie lautet:

„Eine Taube voll Einfalt ruht hier im Herrn frohlockend,
Edelstein im verborgenen Schrein, Stamm jeglicher Tugend,
Johann aus Eva's Geschlecht, all irdischen Wehes enthoben,
Wißt ihr wohl, was ihr seid, die an dieser Gruft ihr vorbeigeht?
Euer Schicksal bedenkt, und des Lebens endlichen Ausgang.
Alles schwindet dahin, wir eilen, ihr eilet, sie eilen.
Wer du auch seist, steh still, o Wanderer, lies hier und weine!
Bete für mich, der ich war, was du bist, und bin, was du sein wirst.
Willst du wissen, was einst du gewesen, jetzt bist und einst sein wirst?
Saat des Fleisches, ein irdisch Gefäß, einst Speise der Würmer." [1])

Nebst diesem gab es in Marienberg noch andere große Aebte; schade, daß die Annalen nicht mehr verzeichnet haben.

Johann von Ulm, Kapuciner. Wunderbar sind die Wege des Herrn, auf denen er seine Auserwählten führt.. Dies erwahrt sich auch in dem schicksalsvollen Leben des P. Johann, gewöhnlich der „Deutsche" genannt. Als einst einige lustige Knaben auf dem Platze der Stadt Ulm an der Donau ihr Kinderspiel trieben, kamen eben vornehme Herren aus Neapel dazu, die unter den Spielenden einen Knaben von wunderbarer Schönheit, der ungefähr sieben Jahre zählte, bemerkten. Ohne sich zu erkundigen, wem er zugehöre, setzten sie ihn auf ein Pferd, ritten im stärksten Galopp davon, führten den Geraubten nach Neapel, ließen ihn gehörig ausbilden und nach dem Ton der Großen erziehen. Nach zehn Jahren brachten die vornehmen

---

[1]) Pausat in hac tumba simplex lætabunda columba,
Claustralis gemma, virtutum nobile stemma,
Subtractus de væ Joannes filius Evæ.
Vos qui transitis, quid sitis, si bene scitis;
Extremæ sortis casus perpendite mortis.
Omnia transibunt, nos ibimus, ibitis, ibunt.
Quisquis eris, si transieris, sta, perlege, plora:
Sum quod eris, quod es, ipse fui, pro me, precor, ora.
Quid sis, quid fueris, quid eris, agnoscere quæris?
Obscœnum sperma, vas fœtens, vermibus esca.

Räuber den stattlichen Jüngling an den königlichen Hof, und boten ihn der Königin als Edelknabe an. Der erste Anblick desselben bezauberte sie dermaßen, daß sie sich entschloß, im Abgange eigener Kinder, denselben an Kindesstatt anzunehmen und ihm einen Theil ihrer Güter zu vermachen. Der neue Höfling, noch unverdorben, führte einen sittlich-reinen Wandel, das großartige Hofleben sagte ihm nicht zu, sein Herz fühlte eine innere Leere; er erkannte mehr und mehr den trügerischen Schein dieser Welt, die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Unbeständigkeit der Menschen, und wußte, auf welchem Wege er auf einmal emporgestiegen. Er verhehlte sich nicht, daß sein Glücksstern wieder verdunkelt werden möchte, denn er erblickte am Hofe Neider; und darum entschloß er sich, seine aus Seide und Gold gewirkten Kleider abzulegen, und sie mit dem demüthigen Mönchsgewande zu vertauschen. Er fühlte sich zum Capucinerorden hingezogen und berufen, und es fiel ihm nicht schwer, dem himmlischen Gnadenzuge zu folgen. Sofort eilte er zum Obern des Kapucinerklosters, und bat dringend um Aufnahme. Dieser empfing ihn zuvorkommend, allein um ihn vor jedem übereilten Schritte zu schützen, machte er ihm Gegenvorstellungen, schilderte ihm die Beschwerden des Standes und rieth ihm, die Einwilligung des hohen Herrscherpaares einzuholen. Die Königin entrüstete sich über den Entschluß des Jünglings, den sie mütterlich liebte, sie ließ kein Mittel, weder Drohungen noch Verheißungen unversucht, um ihn von diesem Schritte abzuhalten, aber umsonst; wo einmal der Himmel ruft, da dürfen Fleisch und Blut nicht mehr den Ausschlag geben. Als sie seine Festigkeit sah, hinderte sie ferner seine Standeswahl nicht mehr, sondern gab ihre Einwilligung und förderte selbst den Eintritt in's Probejahr mit allem Nothwendigen. Am 15. Mai 1547 zog er unter dem Namen Frater Johann das Ordenskleid an, strebte mit allem Eifer, in die Vorschriften und Regeln des Ordens sich einzuüben, und die evangelische Vollkommenheit sich anzueignen. Mehrere Jahre hatte er die neapolitanische Provinz mit dem Glanze seiner Tugenden geschmückt, da versetzte ihn im Jahre 1583 der P. General in die Schweizerprovinz, um dem Aufkommen derselben möglichst zu helfen. P. Johann war gelehrt, und verstund die Art und Weise, tüchtige Ordensglieder heranzubilden und mußte das Amt eines Novizenmeisters über-

nehmen; nebstdem bekleidete er noch die höheren Ordenswürden, und ging als Custos Romanus einmal nach Rom zum Generalkapitel. Er besaß alle jene Eigenschaften, die einen Ordensmann vor Gott und der Welt erheben; war demüthig, geduldig, sanftmüthig, dabei immer heiter und froh. Die Zeit zum Essen und Schlafen schien ihm lästig, und er pflegte zu sagen: „Ich verliere dabei viel Zeit für die Betrachtung göttlicher Dinge." Immer in Gott versunken, hielt er seine Augen meistens zur Erde gewandt, und getraute sich kaum, sie zu öffnen, um sich nicht zu zerstreuen. — Als er schon bei vorgerücktem Alter im Kloster Stanz sich aufhielt, meldete sich eines Tages ein silberhaarriger Greis, unter der Last des Alters niedergebeugt und auf seinen Wanderstab gestützt. Er sagte zum Pförtner: „Ich komme von Ulm, und möchte noch vor meinem Tode meinen Sohn sehen, der sich hier im Kloster unter dem Namen P. Johann befinden soll. Rufen Sie ihn gefälligst, ich will hier warten." Der Pförtner ließ dem Begehrten durch den Obern des Klosters sagen, man verlange seiner bei der Pforte. Welch ein freudenreiches Wiedersehen nach fünfzig Jahren! Vater und Sohn liegen einander in den Armen, weinen Thränen der Freude, und beide finden nicht Worte genug, den Himmel zu preisen. Es waren Augenblicke von überströmender Wonne und Seligkeit, die keine Feder zu beschreiben vermag. Der ganze Convent eilte herbei, um Zeuge dieser rührenden Szene zu sein, und frohlockte mit den Frohlockenden. Die Kunde hievon verbreitete sich schnell über Stanz aus, und auch Ritter Melchior Lussi säumte nicht, sich nach dem Kloster zu begeben und Antheil an der Freude zu nehmen. Während acht Tagen bewirthete er Vater und Sohn mit den ausgesuchtesten Speisen, und legte während dieser Zeit seine Geschäfte bei Seite, um an dem Unterhalt dieser theuren Personen Theil nehmen zu können. Darauf nahm der Vater Abschied von seinem Sohne, der ihn mit der Hoffnung des Wiedersehens im jenseitigen Leben tröstete, wo keine Trennung mehr stattfinde. Es ging nicht lange, und P. Johann wurde nach Lucern versetzt, wo er schwer erkrankte. Des Lebens satt, schaute er unerschrocken dem Tode in's Angesicht, und hieß ihn willkommen. Er empfing die heiligen Sterbsakramente, duldete empfindliche Schmerzen, die jedoch weder seine Andacht noch angeborne Heiterkeit zu trüben vermochten. Selbst die Wär-

ter bewunderten seine Seelengröße und Geduld. In den letzten Augenblicken seines Lebens bat er seine Mitbrüder um Verzeihung, empfahl sich in ihr Gebet, und that dies auf eine so erhebende Weise, daß Alle bis zu Thränen gerührt wurden. Nun schloß er die Augen, schlummerte sanft ein, und als es schien, die Seele sei schon dem Körper entflohen, setzte er sich auf einmal auf und sagte: „Brüder, machet Platz; sehet die Mutter des Herrn kommt in Begleitung der Engel zu mir!" Er streckte die Arme zu ihrem Empfange aus, und starb mit lächelndem Antlitz." Sein Körper blieb biegsam, weiß und zart bis zur Beerdigung, welche am 26. August 1605 stattfand. — Nach dem Todtenverzeichnisse starb er im Rufe der Heiligkeit als Jubilat und Aeltester (Senior) der Schweizerprovinz, und war vor seinem Eintritte in den Orden Lutheraner. Er hatte ein Alter von vierundsiebenzig Jahren erreicht, und von diesen neunundfünfzig im Orden zugebracht. (Annal. Cap. Prov. Helv. T. I. p. 202—211; Protocoll. M. T. p. 1. II. etc.)

Johann Baptist von Polen, Kapuciner, war eine Zierde der Kirche und des Kapucinerordens. Er war der Sohn eines adeligen Kanzlers, und wurde, weil dessen Geschlechtsname unbekannt, gewöhnlich der Pole genannt. Da er von hoher Geburt war und darum in großem Ansehen stund, wurde ihm die Ehre zu Theil, den königlichen Prinzen nach Italien zu begleiten. In Mailand hielt die hohe Reisegesellschaft, und besichtigte das Sehenswerthe der Stadt und den schönen Dom, der die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich zieht. Der Sohn des Kanzlers, der von dem dasigen Erzbischof Karl Borromäus sehr Erbauliches und Großes erzählen gehört, besuchte denselben und sah noch größere Dinge, als er erwartet hatte. Aus seinen Händen empfing er die heilige Kommunion, deren Wirkung war, daß er der Welt zu entsagen den Entschluß faßte, und die Weiterreise einstellte. Am 10. August 1585 trat er zu Mailand in den Kapucinerorden, und im Jahre darauf wurde er als Kleriker in das neu gegründete Kloster Schwyz versetzt. Der Versucher nahte sich ihm und stellte ihm die tiefe Trauer seiner Eltern, die Verfehlung seines Berufes u. s. w. vor; allein der muthige Weltüberwinder schlug ihn durch Gebet, Fasten, Abtödtung siegreich in die Flucht und bestand mit diesen Waffen auch in spätern Zeiten manch ritterlichen Kampf mit dem

alten Feinde. Der junge Ordensmann erkannte, daß nur Gebet und Betrachtung den Religiosen hebt, deßwegen widmete er sich unter Tags und zur Nachtzeit, soviel der Gehorsam es gestattete, den religiösen Uebungen, vorzüglich dem Dienste der jungfräulichen Gottesmutter, die ihren eifrigen Verehrer in allen Gefahren schützte. Beim Gebete sah man ihn einige Male von der Erde erhoben und verklärt. Eine fromme Jungfrau des dritten Ordens, Dorothea Hegglin oder Hagglin aus Schwyz, ließ sich einmal während der Nacht in der Klosterkirche einschließen; da kam der fromme Ordensmann, wie gewöhnlich, in die Kirche, und knieete vor dem Hochaltare nieder. Sie beobachtete ihn, und sah ihn von einem hellen Lichtglanze umflossen. — Sein Fleisch züchtigte er mit der Geißel, trug auf seinem Leibe ein Hemd von Roßhaaren. Um die sinnliche Natur der Herrschaft des Geistes zu unterwerfen, hüllte er sich in der schneidendsten Winterkälte nur in einen alten abgetragenen Rock, und versagte den frierenden Beinen die nöthige Bekleidung. In seiner letzten sehr schmerzhaften Krankheit gab er viele Beweise einer heroischen Geduld, aus der seine Heiligkeit hervorstrahlte. Sein ganzer Leib wurde mit Eiterbeulen und Löchern so überzogen, daß kein gesunder Fleck an ihm war; er konnte weder sitzen noch liegen; und litt unsägliche Schmerzen während zehn Tagen und Nächten, die er schlaflos auf den Knieen Gott preisend zubrachte. Er verkostete, wie er selbst bekannte, schon die Freuden des Himmels und hörte den Gesang der seligen Geister, die ihn zur Tafel Gottes einluden. Reich an Jahren und an Verdiensten, starb er zu Constanz am 7. Jänner 1632 in der Liebe seines Herrn. Kaum vernahm man sein Absterben, so strömten nicht nur das gemeine Volk, sondern sogar der Bischof von Constanz Johann VI. mit den Domherren und den Vornehmen der Stadt zu seiner Leiche hin, küßten seine Hände und Füße, und Jeder wollte irgend ein Andenken von ihm mit sich nach Hause nehmen. Der arme Ordensmann wurde so geplündert, daß man seine Beerdigung beschleunigen mußte. Eine adelige Dame, Ursula von Bodmann, erhielt den Gürtel, den er um seinen Leib trug, legte denselben auf die Kranken, und heilte eine nicht geringe Zahl derselben. — Mit Recht ward P. Johann Baptist der Weissager und Wunderthäter genannt. Gott ließ ihn in die Zukunft schauen. Die Aebtissin von Rathhausen be-

zeugte, er habe die Belagerung von Constanz durch die schwedische Armee, die erst nach seinem Tode (1633) erfolgte, genau mit allen übeln Folgen vorausgesagt; gleicher Weise sah er im Geiste den Untergang des berühmten Dorfes Meckingen voraus. Als er sich auf dem Schlosse Bodmann, zu welchem dieses Dorf gehörte, aufhielt, rief er mit lauter Stimme: „O Meckingen! Du wirst ganz verschwinden. — Als er einmal zu Schwyz die Kirche reinigte, trat die oben erwähnte Dorothea Hegglin in die Kirche, und erbot sich ihm diesen Dienst zu thun; er aber sprach zu ihr: „Gehen Sie sogleich nach Hause, denn der Vater erwartet Sie." Mein Vater ist auf der Reise und abwesend, dachte sie, und konnte den Sinn dieser Worte nicht fassen, sie eilte jedoch auf sein Wort nach ihrer Wohnung, und fand den Vater halbtodt im Blute auf dem Boden liegen. — Bei der Eröffnung des Grabes der seligen Elisabeth Bona von Reute (6. August 1623) war P. Johann Baptist zugegen, und sprach zu mehreren Anwesenden: „Bald werden hier auffallende Gebetserhörungen und Wunder erfolgen." Der Erfolg bestätigte seine Aussage, und unter Anderem ereignete sich Folgendes: Der Propst von Waldsee, Michael Geiger, der ihr Grab eröffnet hatte, wünschte einen Zahn aus dem Munde der Seligen zu erhalten, aber weder Gewalt noch Kunst vermochten diesen auszuziehen; da trat unser Pater hinzu und flehte zu der Verklärten, dem Propst diese Liebe nicht zu versagen, und sogleich fiel zum Staunen Aller einer aus derer Munde. Wie die Legende erzählt, erschien sie zu gleicher Zeit, und soll sich mit P. Johann Baptist freundlich besprochen haben. — Selbst die Geheimnisse des Herzens gab ihm Gott zu erkennen. Zu Biberach warnte er einen Benediktiner vor dem Austritt und Abfalle, von dessen Vorhaben Niemand etwas wußte. Erstaunt seine Gedanken verrathen zu sehen, bekannte ihm dieser, was in seiner Seele vorging und versprach, diesen Gedanken aufzugeben. Nun bezeichnete ihn der Warner mit dem heiligen Kreuze. Die Versuchung verschwand, und bald wurde der Benediktiner zum Prior des Klosters erwählt. — Nicht minder groß ist P. Johann Baptist als Wunderthäter: er heilte Aussätzige, Gehörlose, an Augen-, Zahn- und Kopfschmerzen Leidende und noch viele andere Krankheiten, von denen wir hier nur einige namhaft machen. — Als er sich zu Solothurn aufhielt, rief man ihn zu einem edlen Jüngling, den die Wuth ergriffen

hatte; er war völlig rasend und toll; sein Gesicht ganz verzogen und so entstellt, daß ihn Niemand anzuschauen wagte. Der fromme Mann küßte ihn, bezeichnete ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, der Kranke wurde ruhiger, und die natürliche Farbe des Gesichtes stellte sich wieder ein. Auf gleiche Weise wirkte er an einem aussätzigen Menschen ein Wunder. — Zu Frauenfeld war ein vornehmer Herr gänzlich verrückt, der gleich einem tollen Hunde wüthete; da P. Johann diesen besuchte, bezeichnete er ihn mit dem heiligen Kreuzzeichen, und der Wüthende wurde sogleich gesund. — In Lucern war der Sohn des Herrn Rudolf Pfyffer dermaßen erkrankt, daß die Aerzte alle Hoffnung zur Genesung des Kranken aufgaben Klagend und jammernd riefen die Eltern den nothhelfenden P. Johann Baptist vom Wesemlin zu ihrem Kinde; er kam, machte über dasselbe das heilige Kreuz, und noch am gleichen Tage ging der Knabe in die Schule. — Eines Tages, als er in den Hof hinunter ging, brannte die Todtenkapelle; der Brand dehnte sich aus und schon fürchtete man für die Hofkirche; unser Wunderwirker machte über das Feuer das heilige Kreuzzeichen, und der Brand erlosch. — Eine Nonne von Rathhausen (nach den Annalen Capuc. T. III. p. 942, die Aebtissin selbst) ganz entkräftet, konnte weder gehen noch sich im Bette bewegen; man brachte sie zum Gitter des Sprechzimmers, wo sie unser Pater segnete. Sie richtete sich auf, und war vollkommen geheilt. — Auch auf seinem Grabe geschahen noch einige Wunder, und drei kranke Kinder Maria Emerentiana Segesser von Bruneck, Johann Sebastian von Sirgenstein und Johann Adam Bernhausen erlangten daselbst ihre Gesundheit. Diese Heilungen sind mit schriftlichen Zeugnissen verbürgt. Wahrhaft, groß ist Gott in den Seinigen! (Annales Cap. Prov. Helv. T. II. p. 947—1017.)

Johann Peter Ruska, Jesuit. Von diesem großen und merkwürdigen Manne wissen wir, daß er am Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu Lugano, im Kanton Tessin, das Licht der Welt erblickt hat, und im Jahre 1619 in die Gesellschaft Jesu getreten ist. Im Probejahr bereitete er sich auf seinen erhabenen Beruf vor und übte sich in allen Tugenden, die einen jungen Ordensmann vor Gott und der Welt auszeichnen. Er war eingezogen, bescheiden, gehorsam und hatte keinen eigenen Willen; er beobachtete stets strenges Stillschweigen, und war immer in

Gott versunken; im Umgange jedoch mit Andern zeigte er sich gefällig, liebevoll, anspruchlos, herablassend und unterzog sich den niedrigsten Klosterverrichtungen. Wenn er von den Oberen geprüft wurde, dankte er ihnen für ihre Ermahnungen, und klagte sich bisweilen öffentlich seiner Fehler an. Die heil. Gottesmutter verehrte Ruska mit kindlichem Vertrauen und widmete die Zeit, die ihm von den Beschäftigungen des heiligen Gehorsams übrig blieb, ihrem Lobe. Fast immer hatte er den Rosenkranz in der Hand, und schmückte sein Zimmer mit Mariabildern. — Eine ununterbrochene Gemüthsruhe, diese auch bei den besseren Seelen so seltene Tugend; bildete den Hauptzug seines Charakters; man sah ihn nie niedergeschlagen oder aufgebracht, sondern beständig in einer sanften, ruhigen Stimmung. Deßwegen sagt man von ihm: „Johann Peter Ruska kennt keine Leidenschaften, weil er aus einem andern Leime gebildet zu sein scheint.“ — Ruska befand sich in Mailand, als im Jahre 1630 die Pest ausbrach. Obwohl noch nicht Priester, drang er doch bittend in seine Oberen, sie möchten ihm gestatten, die Siechkranken und Sterbenden in den Spitälern zu besuchen. Seinem brennenden Eifer ward entsprochen und sofort eilte er in ein Krankenhaus, verpflegte die Kranken, tröstete und stärkte die Sterbenden. Tage und Nächte brachte er in diesem gottgefälligen Werke zu, und gestattete seinem Körper keine Ruhe. Der Obere des Collegiums sah wohl ein, daß der eifrige Krankenpfleger erliegen würde; daher wollte er ihn ablösen und durch einen andern rüstigen Ordensmann ersetzen. „Lassen Sie mich,“ berichtete er dem Vorsteher, „auf meinem Posten, und entziehen Sie mir die schöne Krone, die ich im Dienste der Kranken zu erringen hoffe, nicht.“ Bald darauf wurde er von der Seuche angesteckt, und am 19. August 1630 erschwang sich seine Seele, von den Banden des Körpers gelöst, zu den himmlischen Regionen empor. Er war dreißig Jahre alt, und hatte eilf Jahre im Orden zugebracht. — P. Matthias Tanner spendet unserm Ruska (europäische Gesellschaft Bd. I.) ein Lob, das nur Heiligen gebührt.“ (Ex relat. Prov. Mediolan.)

Joseph Darbellay, Jesuit. Im Jahre 1814 waren die Ehrw. VV. in Brieg wieder eingesetzt worden; die Anzahl der neuen Ordensglieder mehrte sich von Tag zu Tag, und das Kloster blühte herrlich auf. Unter den neu eingetretenen Novizen war auch ein junger Walliser, Joseph Darbellay aus Lid-

des. Dieser ward das erste Opfer, welches der Tod seit ihrer Herstellung in Brieg forderte und man kann von ihm sagen: „In Kurzem vollendet, hat er ein langes Zeitmaaß ausgefüllt." Er begann seine Studien bei einem Landpfarrer, und verlor in den ersten Jahren seine Eltern. Im Jahre 1818 kam er in's Gymnasium der Jesuiten nach Sitten, wo er zwei Jahre hindurch Rhetorik studirte. Er war bei seinen Lehrern und Studiengenossen seiner Freundlichkeit und einnehmenden Wesens wegen geachtet und beliebt, und erwarb sich durch seinen Eifer und Fortgang in den Wissenschaften allgemeines Lob; zugleich war er ein wahres Muster der Frömmigkeit, und pflegte täglich die jungfräuliche Gottesmutter anzurufen. Auf diese Weise wurde in ihm der lange gehegte Entschluß reif, die Welt zu verlassen und in die Gesellschaft Jesu zu treten; aber seine beständige Kränklichkeit erregten in ihm einige Bedenklichkeiten: z. B. er wäre nicht berufen, hätte nicht die erforderlichen Kenntnisse, und könnte dem Orden zur Last fallen u. s. w. Lange quälten ihn solche Gedanken, endlich wagte er es, seinen Entschluß den Oberen vorzutragen und um Aufnahme anzuhalten. Im Jahre 1820 am 20. Herbstmonat, trat er in Brieg in das Noviziat und machte, wie es bei den PP. der Gesellschaft Jesu üblich ist, einen Monat hindurch die geistlichen Uebungen. In dieser Zeit zog er den alten Menschen aus, und umkleidete ihn in einen neuen. Er sprach zuweilen zu sich selbst: „Ich bin stark wie Eisen, und wähle die eiserne Kette." („Ferreus sum, ajebat sibi, ferream eligo catenam.") Mit dieser züchtigte er seinen Leib, aber bis nach seinem Tode wußte Niemand davon als der Obere; denn bei seiner innern Verläugnung und Abtödtung erschien er äußerlich immer heiter. Die Vorgesetzten stellten seine Tugend auf manche harte Probe; allein der heilige Gehorsam ging ihm über Alles, er übte sich besonders in der Demuth und pflegte zu sagen: „Die Demuth, das Gebet, das innere Leben und die Geistessammlung ist mir überaus nothwendig." Seine geistlichen Uebungen zeichnete er täglich auf, mit dem Vorsatze, sie in Zukunft noch besser zu üben. Von seinen Anverwandten hatte er sich auf immer verabschiedet, und nie hörte man ihn von ihnen reden. Um sich im Umgange verständlich zu machen, verlegte er sich auf die Erlernung der deutschen Sprache. Aber bald erkrankte der fromme Noviz, und mußte die Krankenstube beziehen, in welcher er ein ganzes Jahr

bis zu seiner Auflösung zubrachte. Da suchte er vor Allem sein Herz rein zu bewahren, Gott zu gefallen und von Herzen zu dienen und aus Liebe zu ihm von allem Irdischen sich loszuschälen; er durchsuchte sein Gewissen so strenge, daß sein Beichtvater sich veranlaßt sah, ihm seine allzuermüdenden Anstrengungen zu untersagen. Obwohl sehr krank, wollte er alle geistlichen Uebungen mitmachen, zu denen die Novizen verpflichtet waren. Als einst ein anderer Noviz, der bei ihm wachte, seine Pulsader berühren wollte, sagte er ihm lächelnd: „Dies lasse ich auch nicht von einem Andern geschehen;" fragte dann den Novizenmeister, ob das die Regel gestatte. Niemanden gab er ein widersprechendes Wort, sondern war so gehorsam, daß er bisweilen, obschon von Sinnen, auf das Wort „Gehorsam" sich sogleich fügte. Vor Allem hatte er stets sich der brüderlichen Liebe beflissen, und da er noch gesund war, die niedrigsten Dienste im Kloster verrichtet; die fehlenden Brüder wußte er immer mit Schonung zurecht zu weisen, jedoch erst nach Einholung des Gutdünkens der Oberen. Wenn ihn ein Mitbruder besuchte, frug er denselben zuerst, wie er sich befinde; leistete ihm dieser einen Dienst, so sprach er: „Gott wolle es Ihnen vergelten." Er war ein wahrer Engel in irdischer Hülle und bei allen Gliedern der Gesellschaft beliebt, so daß sie um die Wette stritten, den Kranken zu bedienen. In Ertragung seiner Schmerzen bewährte er eine außergewöhnliche Geduld, und bei der Zunahme der Fieberhitze lächelte er. Besuchte ihn ein Pater, und fragte nach seinem Zustande, so gab er ihm zur Antwort: „Ich bin faul, und thue nichts den ganzen Tag hindurch." Immer vereinigte er seine Leiden mit jenen unsers Erlösers, ließ nie ein Klagwort über seine Lippen kommen, und seufzte zuweilen: „O könnte ich nur aus Liebe zu meinem Jesus sterben!" — In den drei letzten Monaten seines Daseins mußte er fortwährend das Bett hüten; er trank die bittersten Arzneien, als wären sie seinem Gaumen süß und köstlich; und auch bei den heftigsten Fieberanfällen nahm er keine Linderungsmittel zu sich, damit ihm die Gelegenheit zu leiden nicht entzogen würde. So oft man den Namen Jesus und jenen seiner Mutter, die er ganz kindlich verehrte, aussprach, ward er gänzlich aufgeheitert. Einst sagte der Novizenmeister zu ihm: „Was würden Sie thun, wenn die göttliche Mutter vor Ihnen stünde?" „Ich würde zu ihren Füßen

hinsinken und dieselben küssen.“ — In der heiligen Charwoche nahm seine Krankheit bedeutend zu; er verrichtete eine Generalbeicht, zu der er sich einen ganzen Monat vorbereitet hatte, und empfing darauf die heilige Wegzehrung sammt der heil. Oelung, wornach er begierig verlangt hatte. Sanft lag er im Bette, sah geduldig und heiter der letzten Stunde entgegen, still ergeben in den Willen Gottes, den er während seiner Krankheit beständig anbetete. Dies bezeugen Schriften, die man bei ihm nach seinem Tode vorfand. Zur nämlichen Zeit ereignete es sich, daß einige Mitglieder des Staatsrathes von Sitten das Kollegium von Brieg besuchten, und bei diesem Anlaß den sterbenden Noviz Joseph Darbellay zu sehen wünschten. Sein Anblick machte einen so tiefen und ergreifenden Eindruck auf sie, daß sie beim Weggehen sagten: „Er lobt den Tag, an welchem er in den Orden eingetreten ist; wir haben uns wahrhaft erbaut, und noch nie haben wir eine so große Seelenruhe bei einem Sterbenden gesehen, wie bei diesem jungen Manne.“ — Am 3. Mai ergriffen ihn sehr schmerzvolle Anfälle, und Gott reinigte ihn noch durch eine harte Prüfung; das Blut floß durch Nase, Augen und Mund; er aber lag mit unbeschreiblicher Geduld in den letzten Zügen, überwand siegreich eine Anfechtung des bösen Feindes, erneuerte mit großer Andacht seine Gelübde, und übergab seine schöne Seele am 4. Mai 1822 Abends gegen 9 Uhr in die Hände seines Schöpfers. Er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, und hatte ungefähr zwanzig Monate als Noviz im Orden verlebt. Darbellay ward in der Kirche im Beisein der studirenden Jugend und einer zahlreichen Volksmenge beigesetzt. (Compendium rerum memorabilium Societatis Jesu in Collegio Brig.)

Joseph Benedikt Labre, Bettler. (Zusatz zu dem Artikel, Seite 350 ff.) Dieser ehrwürdige Diener Gottes, der wiederholt durch die Schweiz pilgerte und den Gnadenort Maria Einsiedeln besuchte, hat zweimal das Wallis betreten und da ein Andenken seines frommen Lebens hinterlassen. Er kam wahrscheinlich über den Simplon, lenkte von Brieg seine Schritte der Furka zu, und kehrte auf seiner Wanderschaft bei dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Loretan, damals Pfarrer in Mörell, ein, der 1837 als Großdekan des Domkapitels zu Sitten in hohem Alter starb. Dieser erzählte in vertrauten Kreisen seinen Freunden: „Die Demuth und Andacht Labre's erbauten mich

sehr, mehr aber noch seine heiligen Gespräche; er genoß von den Speisen, die ich ihm vorsetzte, nur wenig und gönnte sich, obwohl von der Reise erschöpft, nur kurze Ruhe, ich hörte ihn beten, seufzen und weinen. Am Morgen wohnte er mit vieler Erbauung meiner Messe bei, dankte mir herzlich für die Herberge und ergriff mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus" den Wanderstab. Ich freue mich, einen Heiligen beherbergt zu haben." — Labre heiligte seine letzten Lebensjahre in Rom, verließ die heilige Stadt nicht mehr, außer daß er jährlich eine Wallfahrt nach Loretto unternahm. Im beständigen Umgange mit seinem Schöpfer offenbarte ihm dieser seinen Tod und den Ort seiner Beerdigung; und zwar schon lange vorher. Gegen Ende April 1782 kam Joseph Benedikt zu seinem Beichtvater Marconi und sprach zu ihm: „Mein lieber Vater! Ich muß Ihnen etwas Seltsames mittheilen: ich glaubte, ich wäre gestorben, und man hätte mich in der Basilika „Santa Maria de Monte" auf der Epistelseite begraben; ich sah eine ungeheure Volksmenge, die meine Leiche umstund und viel Lärmens machte; Jesus Christus sagte mir: „Ich überlasse dir meinen Platz, und Ich ziehe von dannen." Herr Marconi dachte dieser Mittheilung ernstlich nach, da er aber den Sinn dieser Worte nicht begreifen konnte, theilte er das Gehörte drei angesehenen Personen Rom's mit und bat sie, die Sache niederzuschreiben, und falls es später nothwendig würde, zu bezeugen. Nach einem Jahre erfüllte sich ganz genau Alles, was der fromme Mann seinem Beichtvater mitgetheilt hatte. Nach dem Tode verherrlichte Gott seinen Diener wunderbar, und ein römischer Leibarzt berichtete nach Frankreich an eine der Schwestern dieses frommen Dieners Gottes: „Täglich hört man von allen Seiten her Stimmen voll Jubel und Dank: „Stumme reden, Blinde sehen, Lahme gehen aufrecht; man führt Beinbrüchige, Aussätzige und mit andern Krankheiten Behaftete zum Grabe Ihres Bruders, und dieselbe erlangen daselbst augenblicklich ihre Gesundheit. Dafür bürgt Ihnen die ganze Stadt. Es ist ein seltsames Ereigniß für unsere Zeit, und Gläubige und Ungläubige werden zu Thränen gerührt." Noch bei Lebzeiten wurde der fromme Mann, ohne daß er es wußte, abgebildet. Als er im Jahre 1777 zu Rom vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers in tiefer Betrachtung versunken stand, nahte sich ihm ein geübter Maler, und zeich-

nete ihn ganz genau ab. Kaum hatte der Selige den letzten Kampf vollendet, so wurde wieder eine ganz genaue Abbildung von seiner Leiche genommen, und nach allen Richtungen in verschiedener Art verbreitet. Die Gebrüder de Mauban von Macon, welche in den letzten Zwanzigerjahren unter dem angenommenen Namen Chappuis in Brieg studierten, waren im Besitze solcher Bilder, welche sie von der Schwester des Seligen, die in deren väterlichen Hause zu Macon diente, erhalten hatten. Bald nach seinem Tode wurden die Akten seiner Heiligsprechung zur Hand genommen, und die Congregation der Riten erkannte ihm 1783 den Titel „Ehrwürdig" zu. Auch in der neuesten Zeit erfolgten Verhandlungen über seine Seligsprechung, und Papst Gregor XVI. erklärte im Jahre 1842: „Constare de Vita Benedicti Josephi Labre virtutibus theologalibus et cardinalibus earumque adnexis in gradu heroico." — Am 22. Heumonat 1848 wurde vom apostolischen Stuhle bewilligt, daß zum Beweise der Wunder geschritten werden dürfe. Hoffen wir, der heilige Vater werde diesen heldenmüthigen Weltüberwinder bald für einen Heiligen erklären, und dem Wunsche aller Frommen in und außerhalb Frankreich entsprechen.

L.

Lorenz Forer von Lucern, Jesuit. Das Leben dieses ausgezeichneten Mannes, dem wir mit Recht eine Ehrenstelle unter den Heiligen des Schweizerlandes einräumen, war ein thatenreiches und verdienstvolles. Sein edler Charakter, sein hoher Verstand und seine ausharrende Thätigkeit, verbunden mit glühendem Eifer für Gottes Ehre und der Brüder Heil, machten ihn zu einem auserwählten Werkzeuge, dessen die Vorsehung sich bediente, um in einer Zeit des sittlichen Verfalles und der Häresie die Kirche Jesu zu verherrlichen. Er stammte aus Lucern, wo er um das Jahr 1580 das Licht der Welt erblickt hatte. Es war um eben jene Zeit, als die katholische

Kirche im Schweizerlande durch Zwingli's Irrlehren gewaltig erschüttert, und eine so große Zahl Kinder ihrem Schooße entrissen wurden. Da that es Noth, daß der Herr neue Arbeiter in seinen Weinberg sandte, welche dem Bösen mit Wort und That widerstehen konnten. P. Lorenz Forer schien für diese Zeit geboren zu sein. Seine Mutter war eine innige Verehrerin der Gesellschaft Jesu, und P. Forer pflegte noch in seinen alten Tagen zu sagen: „Mit der Milch meiner Mutter habe ich jene zarte Liebe eingesogen, die ich zur Gesellschaft trage." Zwei Jahre alt, verlor er seinen Vater, der ein Apotheker war, und durch einen Unfall in der Apotheke um's Leben kam. Die fromme Wittwe, die jetzt seine Erziehung leiten mußte, sandte ihn bei Zeiten in die Schule, und schon als achtjähriger Knabe übertraf er in der Grammatik alle seine Schüler. Zum Lehrer hatte er einen gewissen Gerard aus Sachsen, einen ächtkatholischen Mann, der in der Schule die lutherische Reformation zuweilen scharf rügte. Lorenz faßte die Worte des Lehrers auf, und ging jetzt schon mit dem Plane um, eines Tages die Irrlehrer zu bekämpfen; indessen gab er das Studium auf, und lernte in Lucern gegen den Willen seiner Mutter die Apothekerkunst. Da verübte er manche jugendliche Streiche, und erhielt oft Zurechtweisungen, Schläge und Strafen. Jener Jahre gedachte er oft, und sprach noch im Alter davon. „Manches erlitt und verübte der Knabe, er schwitzte und starrte." („Multa tulit, fecitque puer, sudavit et alsit.") Sein älterer Bruder Josias war indessen in der rheinischen Provinz in den Jesuitenorden getreten; da drang die Mutter auf's neue in ihren lieben Lorenz, daß er sich wieder den Studien widme. Er folgte ihrem Wunsche, studirte zu Dillingen Grammatik, und zwar mit einem Erfolge, daß er nach einem Jahre schon in die Rhetorik versetzt wurde. Von nun an war es aus mit dem jugendlichen Leichtsinne; er ward ein frommes Beispiel für viele Jünglinge und ein kindlicher Verehrer der Himmelskönigin. Zwanzig Jahre alt, erkrankte er schwer, ein schleichendes Fieber fesselte ihn an das Krankenlager. In seiner langwierigen Krankheit hatte er Zeit über die Hinfälligkeit alles Irdischen nachzudenken; dieses Nachdenken reifte in ihm den Entschluß, mit der Welt auf immer zu brechen, und seine Tage in der Gesellschaft Jesu zu beschließen. Nach seiner Genesung stellte er sich vor den P. Provinzial und begann ehr-

furchtsvoll mit der Bitte: „Hochwürdiger Pater! ich möchte gerne in ihre Gesellschaft eintreten, und zwar aus zwei Gründen: Erstens fühle ich in meinem Herzen einen großen Drang, einst meine verirrten Landsleute zu bekehren; zweitens möchte ich die Stelle meines Bruders Josias ersetzen, der aus nicht hinreichendem Grunde das Ordenskleid abgezogen hat.“ Auf dies erwiederte der P. Provinzial: Nun, ich nehme Sie auf und hoffe, Sie werden eines Tages ein eifriger Schweizerapostel und der Bekehrer ihrer Landsleute werden.“ Er bestand nun seine Probejahre zu Landsberg mit einem Religionseifer, der das ganze Haus in Staunen setzte; aber bald befiel ihn die vorige Krankheit, er kränkelte als Noviz fort und fort, und war nach Vollendung des Noviziats ganz unfähig den Studien obzuliegen, daher verwendeten ihn die Oberen zum Apothekdienste, worin er sich große Fertigkeit erworben hatte. Bald wurde er einem Missionär, der in der Umgegend von Landsberg in der Seelsorge Aushülfe leistete, zum Gefährten beigegeben. Um im Hause nicht müßig zu sein, während der Pater Beicht hörte, schickte ihn der Obere des Kollegiums mit einer Wache in die Bauernhäuser, mit dem Auftrag, die verbotenen und schädlichen Bücher einzusammeln; er eilte von Haus zu Haus, sammelte einen ganzen Karren voll, und übersandte sie nachgehends dem Generalvikar von Augsburg, der sie dem Feuer übergab. Zu Ingolstadt studierte er unter P. Paul Laymann Philosophie, in der er so große Fortschritte machte, daß er nach Vollendung derselben die Lehrsätze mit großem Beifall öffentlich vertheidigte. Zugleich erlernte er bei Philipp Montel, einem ausgezeichneten Arzte, die Arzneikunst, um beim Besuche der Kranken auch körperlichen Trost zu verschaffen. Nach Vollendung der Philosophie lehrte er zu Ingolstadt ein Jahr die Grammatik, und begann hierauf (1607) unter den zwei großen Professoren Adam Tanner und Stephan Vito, einem Spanier, die theologischen Studien. Sofort empfing er die Priesterweihe, lehrte zwei Jahre Philosophie, eines zu Dillingen, und das andere zu Ingolstadt. So sehr Forer wetteiferte in die Tiefen der Weisheit einzudringen, so ging doch seine Hauptsorge dahin, in der Wissenschaft der Heiligen zu wachsen und die christliche Vollkommenheit anzustreben; den schönsten Beweis hiezu liefert das dritte Probejahr, welches er in beständigen Uebungen der Heiligkeit zubrachte. Zur

nämlichen Zeit langte der preiswürdige Missionär P. Nikolaus Trigant von China in Ingolstadt an, um für die Mission in China Jünglinge auszuheben. Gerne hätte Forer die Sendung zu den Ungläubigen angetreten, aber das Heil der Deutschen lag ihm zu sehr am Herzen. Von der Provinz zum Professor der Theologie ernannt, erntete er in Dillingen großen Beifall, und die Hochschule erwählte ihn zu ihrem Kanzler. Dieses Ehrenamt bekleidete der Gewählte mit solcher Auszeichnung, daß sein Ruf sich so weit ausbreitete, daß der Bischof von Augsburg ihn zu seinem Theologen und Beichtvater erwählte. Als Gewissensrath des hohen Prälaten machte er denselben mit den Bedürfnissen der Zeit vertraut und leitete ihn so, daß er unter die vortrefflichsten der damaligen Bischöfe Deutschlands gezählt wurde. Forer blieb siebenundzwanzig Jahre am bischöflichen Hofe, lebte da als ein würdiger Klostermann, und verbreitete in der Nähe und Ferne den Geruch seiner Heiligkeit; er aß immer an der Tafel des edlen Bischofs, und unterhielt denselben bald mit gelehrten, bald mit religiösen Gesprächen. Zur Zeit des schwedischen Krieges floh der Fürstbischof mit seinem Beichtvater in seine Reichsstadt, und verweilte da mehrere Jahre. Hier unterwies P. Forer das Volk, hielt der Jugend Christenlehre, schrieb Bücher gegen die Irrlehre und über andere nützliche Gegenstände, und folgte in Allem den Erleuchtungen von Oben und den Regeln der gesunden Vernunft. Zärtlich war er unserer heiligen Religion zugethan, und klagte im Alter schluchzend: „O hätte ich noch die Kräfte meiner Jugend, wie gerne würde ich sie zur Ausbreitung des Glaubens verwenden!" Eben diese zärtliche Liebe trug er auch zur Gesellschaft Jesu und ihrem heiligen Ordensstifter Ignatius, vor dessen Altar er eine schöne Wachskerze anzündete, damit der Heilige sich würdige, ihm in der Altersschwäche bei Gott Kräfte zu erbitten, seine Feder gegen die Irrlehrer zu führen. Reich an Jahren und an heiligen Werken litt er ein volles Jahr große Leibesschmerzen, allein er arbeitete rastlos fort, bis ein plötzlicher Schlagfluß am 7. Jänner 1659 seine Hand lähmte, und seinem Leben ein Ende machte. Er hatte achtundsiebenzig Jahre erreicht, und mehrere Aemter in dem Orden bekleidet. Um sein Andenken zu verewigen, ward sein Bild auf einer Münze geprägt. P. Lorenz Forer war sowohl seiner Gelehrsamkeit, als seines heiligen Tugendwandels und seines be-

scheidenen Betragens wegen bei der großen Welt, wie bei dem gemeinen Volke allgemein geachtet. Papst Alexander VII. schrieb ihm wiederholt, pries seinen Eifer und seine Gelehrsamkeit und ermunterte ihn, seine kostbaren Arbeiten zum Besten der heiligen Kirche fortzusetzen. Die Annalen des Kollegiums von Regensburg und einige Bibliotheken der Gesellschaft Jesu geben Aufzeichnungen über seine Gelehrtheit und sein heiliges Leben. Unter andern Werken verfaßte er eine Hauspostille für das katholische Volk, enthaltend das Leben und Leiden unsers Herrn Jesu Christi mit Glaubens- und Sittenlehren und Tröstungen und Gebeten. —

Ludovika, die selige, von Savoyen. (Zusatz zu dem Artikel, Seite 393 ff.) So eben ist in Genf das Leben der Seligen erschienen, welches Catharina von Saulx, die vertrauteste Freundin und Mitschwester derselben in Orbe beschrieben hat. Das Buch ist betitelt: „Vie de très haulte très pvissante et très illvstre Dame Madame Loyse de Savoye, Religieuse au Conuent de Madame Saincte-Claire d'Orbe, escripte en 1507 par vne Religieuse, a Geneve 1860." Herr Abbé A. M. Jeanneret, der Herausgeber desselben, (früher protestantischer Minister, jetzt eifriger Katholik), hat in der Einleitung und am Schlusse einige Notizen und Aktenstücke von großem Werthe beigefügt, aus denen wir Einiges entheben. — Beim Eintritt in's Kloster zu Orbe beschenkte Ludovika reichlich eine neue Kapelle und den Altar derselben, der zu Ehren der glorreichen Empfängniß Mariens eingeweiht wurde; sie stiftete an demselben eine tägliche Messe, und wies ihm die ergiebigen Einkünfte des Salzwerkes von Salin an. Die Summe bestund aus 2000, und der jährliche Zins aus 73 Franken. Den Altar selbst bereicherte sie mit wunderschönen Gefäßen sammt anderem köstlichen Zierrath." [1]) — Heilig war ihr Leben, heilig

---

[1]) Das Kloster Orbe, im Jahre 1427 gegründet, barg mehrere Damen von hoher Abkunft in seinen Mauern. Die bekanntesten sind:

1) Philippine von Chalons (s. d. A.), Tochter der Johanna von Montbéliard; sie war von Jugend an ein tugendreiches und frommes Fräulein und legte, achtzehn Jahre alt, das Gelübde der Keuschheit ab. Im Kloster zeichnete sie sich in allen Tugenden aus, vorzüglich in der Demuth; sie half in der Küche waschen, und verrichtete die niedrigsten Klo-

ihr Tod, den sie vorhergesagt hatte. Herr Abbé Rey, Biograph der Seligen, sagt: ihr gewöhnlicher Spruch, den auch später der heilige Franz von Sales wiederholte, war: „Les bals et les comédies sont comme les champignons, dont le meilleur ne vaut rien. Il est plus facile de s'en passer que d'en bien user. La mort n'est pas à craindre quand on la connaît." — Bald wurde ihr Andenken festlich begangen, aber der Neuzeit war es aufbewahrt, sie auf den Altären öffentlich als eine Selige zu preisen. Im Jahre 1839 wandte sich Graf Friedrich Broglia, Abgeordneter des Königs von Piemont, an den heiligen Stuhl, und bat demüthigst um die Seligsprechung der Ludovika von Savoyen; die Congregatio SS. Rituum versammelte sich und erließ nachstehendes Dekret: „Ludovika, Tochter des seligen Amedeus IX., Herzogs von Savoyen und der Yolanta (Yolande), Tochter König Karls VII. von Frankreich, ist die fünfte aus dem erlauchten Hause Savoyens, die durch das Orakel des heiligen Stuhles zur Verehrung auf die Altäre gestellt zu werden verdiente. Durch Gottes wunderbaren Willen sollte sie nicht nur den Jungfrauen, Verehelichten und Wittwen, sondern auch den Nonnen in Tugend voranleuchten und zu einem nachahmungsvollen Muster dienen. Sie wurde im Jahre des Heiles 1463 geboren, verschmähte schon in der zartesten Kindheit die Jugendspiele, und widmete sich beständig dem Gebete und der Arbeit. Sie war noch nicht neun Jahre alt, als der Allgütige ihren Vater zum Empfange der unsterblichen Krone der Herrlichkeit

---

sterdienste. Ihr Leben hat Catharina von Saulx beschrieben, aber leider ist das Manuscript zur Zeit der Reformation verloren gegangen.

2) Blanka von Savoyen, Tochter Amedeus von Savoyen.

3) Johanna von Chalons, Schwester der obigen Philippine.

4) Philiberta, Tochter Wilhelm's von Annecy.

5) Catharina von Gand, Aebtissin.

6) Franciska von Aubonne, welche als Aebtissin die selige Ludovika zu Orbe in ihr Kloster aufnahm.

7) Bernardina Gauthey von Orbe.

8) Die ehrw. Andreaz von Pierrefleur.

9) Claudine von Pierrefleur u. s. w. Herr Jeanneret sagt: „Es gab in diesem Gotteshause noch viele andere adelige Clarissinnen, die dasselbe durch ihre Tugend und Frömmigkeit zierten."

hinüberrief und ihre weitere Erziehung einzig der mütterlichen Sorgfalt überlassen wurde. [1]) Unter ihr machte sie so große

---

[1]) Yolanta hatte am französischen Hofe eine vortreffliche Erziehung genossen, und ihr Ruf war an den Höfen der Großen bekannt; sie wurde als eine geistreiche und zugleich religiöse und tugendhafte Königstochter geschildert, und darum bewarb sich der Herzog von Savoyen Amedeus IX. um ihre Hand. Er lebte mit ihr überaus glücklich, und sie erfreute ihn mit mehreren Kindern, nämlich mit sechs Söhnen und drei Töchtern. Der Tod zerriß frühzeitig das eheliche Band dieser heiligen Familie, und Amedeus wurde von dieser getrennt; seinen Segen aber ließ er ihr zurück. Yolanta sorgte mütterlich nach dem Hinscheiden ihres zärtlich geliebten Gatten für die Erziehung ihrer Kinder, ließ, wie ihr seliger Gemahl, schon bestehende weibliche Klöster herstellen, und andere zum Frommen und Nutzen des weiblichen Geschlechtes gründen. Die heilige Coleta hatte in dem Frauenkloster von Chambery nützliche Reformen vorgenommen, und Papst Sixtus IV. bestätigte diese am 28. Hornung 1471 durch eine Bulle. Yolanta rieth den VV. Franziskanern, einige Schwestern aus den Klöstern Vivis und Orbe zu berufen, was denn auch geschah. Aus dem ersteren werden die Schwestern Maria Chevallier, Philiberta Drommont, Jakobäa von Serres, Johanna Dufour, Maria Cabon, und aus dem letzteren Wilhelmine Rambo, Maria von Montagny und Johanna Faure genannt, die nach Chambery übersiedelten. Yolanta empfing die ehrwürdigen Schwestern, und führte sie feierlich in ihr Kloster ein. Zur ersten Aebtissin wurde Johanna von Durve ernannt, und nach deren Tode folgte ihr im Amte unsere Maria Chevallier, welche das Ordenskleid von der heiligen Coleta zu Besançon empfangen hatte. Diese zwei heiligen Personen wurden nebeneinander beerdigt. Ungefähr hundert Jahre später wurde Chambery von einer furchtbaren Ueberschwemmung heimgesucht, von der die Clarissinnen daselbst nicht verschont blieben. Die Todtengruft war mit Wasser so angefüllt, daß sie sich genöthigt sahen, die verstorbenen Schwestern auszugraben. Sie fanden die Aebtissinnen Johanna von Durve und Maria Chevallier sammt ihrem Habit unverwesen, und ein überaus lieblicher Geruch ging aus dem Grabe hervor. — Bald nach Errichtung des Klosters in Chambery baten die Bürger der Stadt Genf die Fürstin Yolanta um Errichtung eines Klosters dieses Ordens in dieser Gegend; sie beauftragte zwei Franziskaner, die über das Kloster Vivis die Oberaufsicht führten, sich nach Genf zu begeben und daselbst ein Ordenshaus sammt der Kirche innerhalb zwei Jahren aufzubauen. Ihr Wille wurde vollzogen, und Papst Sixtus IV. bestätigte am 4. März 1474 durch eine Bulle die Stiftung. Nach ihrer Anordnung bezogen zuerst fünfzehn Clarissinnen, die aus verschiedenen Klöstern berufen wurden, das neue Kloster. Sieben kamen von Vivis und Orbe, welche am Vorabende der Himmelfahrt unseres Herrn und Heilandes 1477 in Genf anlangten. Die edle Stifterin befand

Fortschritte, daß sie bald mit dem Streben nach Tugend die Liebe zur Einsamkeit und eine seltene Sittenstrenge verband. Darum ist es nicht zu verwundern, daß sie schon damals den schönen Entschluß faßte, Gott allein zu dienen und zu gefallen, beständig ihre Jungfräulichkeit zu bewahren und das Gelübde der Keuschheit abzulegen. Um aber den Willen Gottes und jenen ihres Oheims, des Königs Ludwig XI. von Frankreich, zu befolgen, unter dessen Vormundschaft sie nach dem Tode ihrer Mutter gestellt wurde, heirathete sie Hugo, Fürst von Chalons, Orbe (Gebiet der Allobroger) und anderen Orten. Im Ehestande führte sie ein keusches und heiliges Leben, verachtete alle Eitelkeit und Kleiderpracht, beflis sich um so mehr, ihr Inneres zu schmücken und besserte durch ihr bescheidenes, würdevolles und ehrfurchtsvolles Betragen ihre Frauen sowohl in ihrem Benehmen als in ihren Gesprächen. Nicht nur durch ihr Beispiel, sondern auch durch liebliche Ermahnungen suchte sie auf die Sitten ihrer Untergebenen einzuwirken. Für die Dienstboten sorgte sie sehr emsig, und ihren Mann selbst wußte sie zur Beobachtung der evangelischen Vorschriften zu bestimmen; durch sie zu einem frommen Leben angeleitet, verachtete er seine Reichthümer, übte Barmherzigkeit gegen die Armen und zeichnete sich vor allen Fürsten seiner Zeit durch Gerechtigkeit, Güte und Milde aus. Nachdem sie eilf Jahre kinderlos mit ihrem Manne im Ehebund gelebt hatte, starb dieser; es wurden ihr sogleich sehr vortheilhafte Anträge zu neuen Verbindungen gemacht (sie war erst 27 Jahre alt), welche sie aber standhaft zurückwies; sie bezähmte ihr Fleisch, und widmete sich gottgefälligen Werken. Ihre angeborne Liebe zu den Dürftigen, die mit den Jahren sich noch mehr ausdehnte, kannte jetzt keine Schranken mehr; sie eilte den Unglücklichen zu Hülfe, diente den Kranken, und stärkte sich, während sie diesen heiligen Werken oblag, durch Gebet. Als sie ihre häuslichen Angelegenheiten und jene ihrer Besitzungen

---

sich in Genf, und führte die neue Kolonie in das von ihr gegründete Kloster. Die Schwester Claudia Meance wurde zur ersten Aebtissin und die Schwester Claudia von Montjovent zur ersten Helfmutter ernannt. — Yolanta segnete ihre Tage mit vielen Verdiensten gekrönt, und blieb lange in Savoyen und in der Waadt in seligem Andenken

geordnet sah, zog sie sich in das Kloster Orbe des heil. Franziskus zurück, in welchem man die strengere Regel der heiligen Coleta beobachtete. [1]) Schon lange hatte sie jenes Kleid angezogen. Sie achtete nicht auf die Klagen der Armen, die sie wie ihre eigenen Kinder behandelte; nicht auf die Hausgenossen und andere Leute, welche sie von diesem Schritte abhalten wollten. Ihrem Eigenwillen gänzlich entsagend, übte sie einen bewunde-

[1]) Im Heumonat des Jahres 1428 erließ die heilige Coleta an das Kloster Orbe folgende Verordnungen, die hauptsächlich auf die jüngeren Ordensschwestern sich beziehen. 1) Unsere Wünsche und Neigungen, Leidenschaften und Abneigungen sollen mit dem goldenen Bande der reinsten Gottes- und Nächstenliebe zusammen gehalten werden. Haben wir diese Liebe, so werden wir auch unsere Mitschwestern lieben, und ihnen dieselbe in der That und in der Wahrheit bezeugen; die Liebe, die wir zu ihnen tragen, offenbart sich aber dadurch, daß wir ihnen thun wollen, was Gott von uns zur Beförderung ihres Heiles und der Vollkommenheit verlangt. Auf diese Art erfüllen wir mit Würde unsere Pflicht. 2) Wir sollen in allen Dingen und überall einen großen Eifer, nicht nur in Beobachtung der heiligen Regeln, Verordnungen und Gebräuche, sondern auch in den einzelnen Vorschriften des Klosters, welche durch die Oberinnen gegeben werden, an Tag legen; der ehrwürdigen Mutter sollen wir auf den Wink und bereitwillig in aller Ehrfurcht gehorchen und sie als die Stellvertreterin Gottes ansehen, welche uns auf der Bahn der Vollkommenheit leitet und die Stelle unserer Mutter, der heiligen Clara, vertritt. 3) Die Untergebenen sollen die ehrwürdigen Rathgeberinnen ehren, und von ihnen stets aufrichtig und gebührend reden. 4) Sehr genau soll man in der Beobachtung des regelmäßigen und evangelischen Stillschweigens sein. 5) Man soll sich bereitwillig an allen Orten des Klosters einfinden, und sich da nach der Regel und mit Anstand betragen. 6) Die Unterhaltungen, die wir miteinander pflegen, sollen mit unserem heiligen Stande und der heiligen Regel übereinstimmen. 7) Ein außergewöhnlicher Eifer soll sich in Allem und überall in der Haltung der heiligen Armuth kundgeben, und hiezu nichts verachtet und vernachlässigt werden. 8) Wir sollen uns in That und Wort, einfach, unverstellt und anständig betragen, und das Thun der Welt nicht nachahmen. 9) Die Nonnen sollen sich weder in weltliche Geschäfte noch in die Angelegenheiten ihrer Anverwandten einmischen; sind wir der Welt abgestorben, so wecken wir sie nicht mehr auf, und gedenken der Worte des Herrn: „Lasset die Todten ihre Todten begraben.“ 10) Ohne Unterschied und bereitwillig sollen wir allen Schwestern helfen und zu Dienste stehen, zum Zeichen, daß die Eine Liebe und die Eine Neigung gleichförmig sei; das soll geschehen in ihrer Abwesenheit, wie in ihrer Gegenwart. (Auszug aus dem Klosterarchiv von Orbe.)

rungswürdigen Gehorsam, unterwarf sich mit großer Demuth, und schien in der Kleidung, im Reden, Gehen und Betragen unter allen die geringste zu sein. Sie trug einen roßhärenen Gürtel, ein grobes Gewand, ging baarfuß, fastete und arbeitete, und schwächte ihren Leib dermaßen, daß sie in eine schwere Krankheit fiel; ihre Seele Gott empfehlend, entschlief sie am Vorabende des heiligen Apostels Jakobus 1503, im vierzigsten Jahre ihres Alters, sanft im Herrn. Eine unzählige Menge Leute kamen aus den umliegenden Städten zu ihrer Beerdigung; die Armen und Wittwen zeigten ihre Kleider, die sie von der Ludovika erhalten hatten, die Priester und Mönche schilderten ihre Freigebigkeit in der Herstellung zerfallener Gebäude, der Lebensmittel und der Anschaffung des kirchlichen Zierrathes, und die große Menge der Armen rief: „Wir haben unsere Ernährerin und Mutter verloren." Die Todesbläße entstellte ihr Antlitz nicht, vielmehr gaben ihr Bett und Zelle, ihre Kleider und was sie sonst gebraucht hatte, gleichsam einen himmlischen Geruch von sich. Diese außerordentlichen Erscheinungen, die sich vor ihrer Beisetzung ereigneten, bestärkten die öffentliche Meinung, sie sei eine wahrhaft Heilige, und sie wurde deßwegen in ein schönes Grab gelegt. Viele erhielten auf ihrem Grabe die Gesundheit und Hülfe, und Jedermann nannte sie von nun an die Selige: bald kam ihr Fest in Aufnahme, und ihr Name ward in das Martyrologium des Ordens eingetragen. Um ihre Gebeine der Entheiligung der Calvinisten zu entreißen, wurden dieselben nach Nozeroy (Nozeretum) übertragen. Graf Friedrich Broglia, Gesandter des erlauchten Königs Albert von Sardinien, erwog bei sich, als er sich in Rom aufhielt, Alles und Jedes und überzeugte sich, ihre Verehrung habe sich bis auf unsere Tage erhalten; er war selbst ein großer Verehrer der Seligen und wandte sich daher im Namen seines Königs an den heiligen Stuhl, damit dieser ihre Verehrung bestätige. Der heilige Vater beauftragte damit die Congregatio SS. Rituum, und diese sammelte sich am unten angegebenen Tage in dem päpstlichen Quirinal unter dem Berichterstatter, Seiner Eminenz Cardinal Alois Lambruschini, und des Promotors des Glaubens Pescatelli, welche mündlich und schriftlich das Ansuchen darlegten. Nachdem man über den Gegenstand gesprochen und die Sache, wie gewöhnlich, genau geprüft hatte, wurde ihre Verehrung, gemäß den allgemeinen

Decreten, förmlich bestätigt am 3. August 1839. Die Verhandlungen wurden Seiner Heiligkeit Papst Gregor XVI. durch den Sekretär vollständig eingehändigt; er bestätigte Alles, was die heilige Congregation in Bezug der öffentlichen und kirchlichen Verehrung von der seligen Ludovika von Savoyen, Wittwe und Nonne des Ordens des heiligen Franziskus beschlossen, am 12. desselben Monats und Jahres." — Gregor XVI. bewilligte zugleich ihr Fest zu feiern am 31. März in sämmtlichen Staaten Sardiniens; diese Bewilligung wurde auf den klösterlichen und weltlichen Clerus ausgedehnt, und zugleich wurde ein eigenes Officium zu Ehren der seligen Ludovika bearbeitet. — Das geringe Geräth, welches man nach dem Hinscheiden der seligen Ludovika in ihrer Zelle vorfand, betrachtete man von hohem Werthe; mehrere Gegenstände kamen nach Savoyen und Bayern; jedoch hatten die Clarissinnen nach ihrer Vertreibung aus Orbe einige Andenken mit sich (1554) nach Evian genommen. Unter anderem ein hölzernes Kreuz, das eine Partikel vom wahren Kreuze unseres göttlichen Heilandes in sich schloß; den Eßlöffel, die hölzerne Tasse, derer sie sich im Kloster bediente. Ein kleiner, silberner Reif umfaßte dieselbe und am Boden war auf einem Silberblech der Name: „Jesus Christus" eingegraben. Ferner ein Meßgewand mit Stola und Manipel von Goldverzierungen, welches Ludovika aus ihrem Hochzeitgewande verfertigt hatte, auch eine Anzahl von Kelchen, Speisegefäßen, Monstranzen u. s. w. Die Clarissinnen bewahrten diese theuren Sachen in der Sakristei auf, und glaubten diese daselbst am besten verwahrt, aber sie täuschten sich. Einige Schurken erbrachen am 15. März 1714 die geschlossene Kirche, und die Sakristei und der Tabernackel wurden geplündert, die heiligen Hostien auf den Boden gestreut, und der ganze Kirchenschatz fiel in die Hände der Räuber. Einzig der hölzerne Löffel blieb zurück, der annoch in Evian aufbewahrt wird. Diese ruchlose That brachte den Convent in die größte Noth, und er fand sich genöthigt, eine hölzerne Büchse als Speisekelch zu gebrauchen. Zur Zeit der Reformation wurden die Schwestern zu Orbe hart geprüft und aus ihrem Gotteshause verdrängt; aber ein noch herberes Schicksal traf sie in Evian im Jahre 1792, als die Franzosen im Namen der Freiheit die Klöster aufhoben, und den Kirchen ihr Vermögen entzogen. In Evian sammelte sich eine Rotte sit-

tenloser Menschen, welche sich verabredeten, zuerst das löbliche Kloster der Clarissinnen zu zerstören. Diese drangen, indem sie eine Dirne mit sich führten, in die Klosterkirche und verübten da Schändlichkeiten, die wir des Anstandes wegen übergehen. Die Nonnen hörten das wilde Geschrei; sie flohen zitternd in den Speisesaal (refectorium), schluchzten und weinten, knieend vor dem Crucifix und riefen den göttlichen Heiland, seine Mutter, den heiligen Franz von Assisi, die heilige Coleta und die selige Ludovika von Savoyen an. Bald war der zusammengelaufene Pöbel des Schauspieles in der Kirche satt, und sehnte sich nach einer andern Scene. Ein Schuhmacher, der nachgehends von Gott schrecklich gestraft wurde, gab der zügellosen Bande den Rath, die Klausur des Frauenklosters zu erbrechen und die Nonnen zu schänden. Sofort wurde mit einer Axt die Pforte des Klosters eingeschlagen, und in Masse drangen die Schurken in das Innere desselben. Die Aebtissin Maria Pacifika Joudon stellte sich in Begleitung ihrer Schwestern mit dem Crucifix in der Hand an die Thüre des Speisesaales, und rief mit lauter Stimme zu diesen Furien: „Ich kann euch nicht im Namen Gottes bitten, daß ihr von dannen ziehet; aber im Namen euerer Mütter und Schwestern beschwöre ich euch, achtet die Scham meiner Töchter (respectez la pudeur de mes filles), und lasset uns abziehen. Wollet ihr den Eintritt erzwingen, so müsset ihr zuerst über meinen Körper treten.“ Wie einst die heilige Clara mit dem hochheiligen Altarssakramente in der Hand die Sarazenen verscheuchte, so trieb auch diese wackere Frau mit dem Crucifix jene geilen Menschen in die Flucht. Die bedrängten Frauen sahen wohl ein, daß es um ihr Kloster geschehen sei, und machten sich auf Alles gefaßt. Nach drei Tagen kamen zwei Abgeordnete des Rathes, zeichneten alle vorliegenden Gegenstände des Klosters auf und machten die Anzeige, in drei Tagen müßten die Nonnen das Kloster verlassen. Sie waren sehr arm, besaßen nur siebenundsechszig Franken und einige Habseligkeiten. Am Tage darauf wurde die Aebtissin vor den Rath gerufen und strenge aufgefordert, anzugeben, ob das Kloster nicht noch andere Sachen besitze, die es verborgen habe. Dieses Verhör ist noch in dem Bürgerbuche von Evian aufbewahrt. Am Tage ihrer Abreise begaben sich sämmtliche Schwestern auf den Friedhof, und beteten da für die Verstorbenen das „De profundis;“

Alle weinten, und konnten ihr Gebet kaum vollenden. Darauf gaben sie einander den Friedenskuß und verließen ihr Gotteshaus, um es nie mehr zu betreten. Sieben von diesen unglücklichen Frauen fanden freundliche Aufnahme zu Visp im Wallis in dem väterlichen Hause des Bischofs Joseph Anton Blatter; Einige gingen in die Klöster von Italien, Andere zu ihren Familien. Die Aebtissin Maria Pacifika Joudon wanderte hin und her, half nach Kräften ihren armen Töchtern und endigte ihre mühevollen Tage in Piemont. [1]) Vor wenigen Jahren noch lebte in Evian die Schwester Duc, welche ihre Kleider in weltliche umgetauscht hatte; sie bewohnte ein kleines Häuschen neben ihrem ehemaligen Kloster, und erbaute die Stadt durch ihre hehren Tugenden. Ihr Andenken bleibt in der ganzen Umgegend in hoher Verehrung. Das Kloster Evian wurde in eine Caserne, und die Kirche in eine Scheune umgewandelt. Das gegenwärtige neue Kloster, in welchem sich jetzt die Schwestern von St. Joseph befinden, ist nicht jenes, in welchem die Clarissinnen wohnten.

M.

Martin Meyer, Capuciner. Zu Eggelshofen im Kanton Thurgau lebte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein gewisser Meyer mit seiner Ehefrau gottesfürchtig und rechtschaffen. Ihr Ehebund war ein gesegneter, der Himmel schenkte ihnen gute und edelgesinnte Kinder. Wir erwähnen hier eines Knaben, der ihnen im Jahre 1579 geboren wurde, und in der heiligen Taufe den Namen Friedrich erhielt.

---

[1]) Reihenfolge der Aebtissinnen von Evian: Claudina von Tournon; Johanna Franziska Ducret; Claudina von Blonay; Beatrix von Grillié; Maria Magdalena von Yvoire; Catharina von Bonnevaux; Catharina von Menthon du Maresc; Margaretha Sabina Felleret von Beaumes; Franziska Dunand; Anna Maria Simon von Roche Jean und Maria Pacifika Joudon. Im Ganzen eilf, die als heiligmäßige Frauen geschildert werden.

An diesem offenbarte sich die göttliche Gnade frühzeitig und entwickelte die schönen Anlagen, welche die Natur in sein Herz gelegt hatte; frühzeitig widmete er sich den Wissenschaften, und wählte dann den Ordensstand zu seinem Beruf. In Zug zog er im Jahre 1598 unter dem Namen Frater Martin das Kleid des heiligen Franciskus an, und wurde dem berühmten P. Anton von Canobbio zur Leitung übergeben. Als Kleriker verwendete er allen Eifer auf das Studium der Theologie, nicht weniger auf die Kanzelberedtsamkeit, und zwar mit großem Erfolg. Er wurde ein vortrefflicher Prediger, und wirkte Außerordentliches zum Nutzen und Frommen der Menschen. Da in Sursee für die Presthaften, Aussätzigen u. s. w. nicht hinlänglich gesorgt war, brachte es der mitleidige Pater Martin bei der Stadtbehörde dahin, daß sie außer der Stadt ein Armenhaus erstellte und mit genügendem Einkommen ausstattete. — Vom Jahre 1606—1608 war er Klostervorstand in Stanz, und in dieser Stellung that er sehr viel zum Besten des Landes. Während seines längeren Aufenthaltes daselbst kam eben die Errichtung eines Frauenklosters zur Sprache. Die besseren Familien, welche die Wichtigkeit der weiblichen Bildung einsahen, nahmen sich dieser Angelegenheit warm an, weil sie ein solches Institut als eine Pflanzschule der Tugend und eine Zufluchtsstätte für Töchter, die sich dem Geräusche der Welt entziehen wollten, betrachteten; allein da sie diesen Plan ausführen wollten, und die Fräulein Clara und Agnes, Töchter des Herrn Landammann Andreas Gut wirklich im Jahre 1614 den Anfang machten (s. d. A. Mr. Ancilla Leu, Klosterfrau von Stanz) wiegelten Andersdenkende das Landvolk auf, und suchten das Unternehmen zu hintertreiben und den Aufbau des Klosters zu hindern. P. Martin gab sich alle Mühe, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und die Vorurtheile zu heben; er schilderte in Predigten und in Privatunterhaltungen die Nothwendigkeit und den Nutzen eines Frauenstiftes, und es gelang ihm, das Unternehmen zu fördern. — Zwischen Ob- und Nidwalden waltete ferner seit vielen Jahren ein unfreundliches Verhältniß, welches den alten Geist gemeinsamer Liebe und Eintracht störte, und mancherlei Mißverständnisse zwischen beiden Landestheilen hervorbrachte. Der Grund des Zerwürfnisses lag in einigen inneren Verhältnissen beider Kantonstheile zu einander; in ihrem gegenseitigem Abordnen und Verfahren bei Kei-

nern oder größern, besondern oder allgemeinen Tagleistungen, bei den alljährlichen Rechnungsabnahmen in Lauis, Baden und im Thurgau, und ihren Gesandtschaften an fremde Fürsten und Herren, oder zu den gemeinen Miteidgenossen und zugewandten Orten. Immer mehr hatte sich der Zündstoff der Zwietracht zwischen beiden Kantonstheilen angehäuft, ungeachtet der Vermittlungsversuche der Tagsatzungen und der Kantone, und drohte mit jedem Tage zum Ausbruche zu kommen. Da erweckte zum Heile des mißgeleiteten, braven Volkes die allmächtige Hand der Vorsehung ein vor den Augen der Welt schwaches und ohnmächtiges Werkzeug, um auf einmal eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, welche angesehene Männer und eidgenössische Tagsatzungen seit Jahren und Tagen vergebens versucht hatten. Dieses einfache Werkzeug in der Hand Gottes war unser P. Martin. Es schmerzte den friedliebenden, einsichtsvollen Ordensmann im Stillen, Bürger eines Kantons entzweit und einander gegenüber gestellt zu sehen, und wie ein zweiter Nikolaus von der Flüe, von Gottes Geist getrieben, machte er sich auf, die gereizten Gemüther zu besänftigen und durch die Kraft seines Wortes den gestörten Frieden im Lande wieder herzustellen. Mit seinen Worten war Gottes Kraft, und seinem frommen Eifer und seiner angestrengten Thätigkeit gelang es, eine gegenseitige Zusammenkunft von obrigkeitlichen Abgeordneten beider Kantonstheile auf den 15. Hornung 1618 nach Ennetmoos, der uralten Pfarrei des Landes, zuwege zu bringen. Dahin kamen nun am bezeichneten Tage dreizehn Rathsherren von Nidwalden und eben so viele von Obwalden. Da bestieg der fromme Friedensapostel die Kanzel in der alten St. Jakobskapelle, und hielt vor den anwesenden Landesvätern eine salbungsvolle, der Zeit und den Umständen angemessene Rede zur Befestigung des Friedens und Wiederherstellung der Einigkeit im alteidgenössischen Vaterlande; darauf feierte er das heilige Meßopfer, und stimmte den wohlbekannten Gesang: „Veni Creator Spiritus“ zur Anrufung des ihnen Allen so nothwendigen heiligen Geistes der Liebe und Wahrheit an. Von dieser ganzen, herzerhebenden Feierlichkeit schon mächtig ergriffen, begaben sich nun die Rathsabgeordneten in das nahe gelegene Pfrundhaus, erörterten daselbst ihre gegenseitigen Zerwürfnisse, und verglichen sich dann, wie einst auf dem Tage zu Stanz (1481) geschehen, in wenigen Stunden

über alle ihre bisherigen Anstände und Mißhelligkeiten in Friede und Liebe, unter bloßem Vorbehalt der Genehmigung ihrer Obrigkeiten. Zu Urkunde und Bekräftigung der gefaßten Beschlüsse wurden, auf Bestätigung beider Kantonslandsgemeinden hin, zwei gleichlautende Aktenstücke aufgenommen und ausgefertigt, und mit dem Siegel des Klosters Stanz sowohl, als demjenigen beider Kantonsobrigkeiten versehen. Zum ewigen Andenken an diesen heilbringenden Tag beschloß man ferners, alle Jahre am Festtage der Heimsuchung Mariens einen allgemeinen Bittgang zu der St. Jakobskapelle in Ennetmoos zu halten; auch die Kapuziner von Sarnen und Stanz erschienen dabei, und hielten abwechselnd die Feierrede. „So endete und vermittelte sich," sagt Herr Businger, „in Liebe und Eintracht ein vieljähriger, des Landes Ruhe und Einigkeit störender Streit durch die kräftige Einwirkung eines einzigen frommen, verständigen Mannes, von Oben her zum Friedensengel auserwählt. Sein Andenken möge daher in gesegneter Erinnerung fortleben, und Unterwalden P. Martins von Eggelshofen Gedächtniß, neben dem seines großen Eidgenossenvermittlers, Nikolaus von der Flüe, in ewigem Dank und Nachruhm bewahren!" — Mit gleichem Eifer steuerte P. Martin andern Bedürfnissen: Beckenried, welches ehedem eine Filiale der Pfarrei von Buochs war, nun aber wegen Vermehrung des Volkes zu einer selbstständigen Pfarrei erhoben zu werden wünschte, wurde auf sein Verwenden von Buochs getrennt, und Jakob Kammerer 1631 zum ersten Pfarrer von Beckenried erwählt. Ferners brachte er in Hergiswyl und Gersau die Erbauung einer Pfarrkirche zu Stande. Er war es endlich, der den Abt und das Convent von Engelberg, und die Gemeinden Stanz, Hergiswyl und Wolfenschießen miteinander aussöhnte und sie dahinbrachte, eine langjährige Fehde zu vergessen und im Jahre 1625 auf dem Rathhause zu Stanz einen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Der Himmel hatte an dem menschenfreundlichen Manne sein Wohlgefallen, und verherrlichte ihn durch ein großes Wunder. Als er nämlich an einem Festtage zu Stanz dem Pförtner befahl, dem Convente einen Liebestrunk zu bringen, und dieser sich entschuldigte, daß kein Wein mehr vorhanden sei, sagte ihm der Pater: „Gehen Sie mit dem Gehorsam." Er ging in den Keller, stellte den Krug unter ein leeres Weinfaß, drehte den Hahn auf, und der beste Wein quoll zum

Staunen der Brüder hervor, die sich nun im Herrn erfreuten. In späteren Jahren leitete er als Oberer die Convente Altdorf und Raperschwil, und wurde dann im Jahre 1635 als zweiter Klostervorsteher nach Schwyz gesandt, wo die Pest furchtbar hauste. Der liebevolle Mann widmete seine Dienste den Pestkranken und war bereit, für dieselben sein Leben hinzugeben. Er brachte leibliche und geistliche Hülfe in die Häuser und führte einen Ehebrecher, der schon dem Tode nahe war und nichts von Reue und Aussöhnung mit Gott wissen wollte, durch flehentliches Gebet von seiner Verstockung zurück und bekehrte ihn. Nachdem er einige Zeit in diesem Liebesdienste gestanden, trat der Todesengel auch zu ihm, und führte ihn am 9. Heumonat 1637 hinüber in's Land der Ruhe und des Friedens. (Annal. Cap. Prov. Helv. T. III. p. 180 etc.; Protocoll. M. P. 5.)

Mathias Will, Domherr von Sitten. (Zusatz zu dem Artikel, Seite 52 ff.) Der Verewigte genoß den ersten Schulunterricht in Brieg, und studierte darauf zu Freiburg in der Schweiz, wo er durch seine Kenntnisse, wie auch durch sein frommes Leben sich auszeichnete. Sein bescheidener, demüthiger und frommer Wandel erwarb ihm die Liebe seiner Lehrer und Studiengenossen, und die Letzteren erwählten ihn zum dortigen Präfekten der marianischen Congregation, welche Stelle er wahrhaft zierte. Dies bezeugt das Büchlein, betitelt „Sodalis Marianus Friburgensis instructus." Ob er einige Jahre in Freiburg den Wissenschaften obgelegen, können wir nicht sagen; gewiß ist, daß er die höheren Schulen im Auslande zurückgelegt, und mit der Doktorwürde geschmückt in sein Vaterland zurückgekehrt ist. Als Doktor der Philosophie und Theologie ist er in den Urkunden und Handschriften von Gerunden unterzeichnet. Vermuthlich studirte er zu Rom in dem deutschen Collegium, in Mailand oder Wien. — Herr Will war nicht der Gründer der Pfarrei von Musot, wohl aber der erste Pfarrer derselben. Musot gehörte früher zu der uralten Pfarrei von Willa, und ist als eine Tochter derselben zu betrachten. Zwischen beiden entstunden Mißhelligkeiten; der Cardinal Schiner schlichtete die Anstände im Jahre 1509, am 19. März auf der Majorie in Sitten, traf bezüglich der Abhaltung des Gottesdienstes, besonders an höheren Festtagen einen sehr billigen Vergleich, und bestimmte beider Einkommen (Archiv von Valerie.) Die Pfarrkirche von Musot, zum heiligen

Sebastian genannt, war sehr arm, die Einkünfte der Pfründe mager, und kein Geistlicher konnte, ohne Schulden zu machen, daselbst leben. Der edle Pfarrer Will erbarmte sich des Volkes, stattete die Präbende, bevor er nach Leuk verreiste, hinreichend aus, stellte einen Rektor an, und von nun an wurde die Pfründe als Eigenthum des wohlthätigen Stifters betrachtet. Der angestellte Geistliche in Musot unterzeichnete sich: „Auf der Pfründe des hochwürdigen Mathias Will, Domherrn von Sitten." Ein solcher war Herr Johann Werlin, der am 4. Heumonat 1677 dem edlen Brautpaare J. Anton de Platea und der Christina Dirron zu Siders ein Kind aus der heiligen Taufe hob. Im Taufbuche stehen die Worte: „Patrinus fuit pius et doctus Dominus Joannes Werlen, Rector beneficii perillustrissimi D. Cantoris Matthiæ Will, Canonici Sedunensis." (Pfarrschriften von Siders.) — Aus diesem Grunde läßt sich erklären, warum er den Bischof Adrian V. bei der Austheilung der Pfründe von Musot unterstützte und über die Güter und Kapitalien derselben zu Gunsten der Pfarrei von Benthen und der Kaplanei von Siders u. s. w. verfügte. Unser Matthias, ein überaus menschenfreundlicher Mann, wurde oft als Taufpathe angegangen; als er Pfarrer in Leuk war, berief man ihn im Jahre 1652 in dieser Eigenschaft nach Glis, und er soll dem Herrn Oberst Caspar Stockalper, der ihn zur Seite als Pathe zur Kirche begleitete (es war damals noch üblich drei Pathen zu bestellen) gesagt haben: „Ich empfinde jedes Mal eine innere Süßigkeit, so oft ich diese Stelle vertrete; der Herr liebte die Kleinen, und auch ich liebe sie." Schon den achtziger Jahren nahe, erhielt er am 30. April 1690 abermal die gleiche Einladung nach Benthen, um den Eheleuten Mathias Gasser und der Maria Hosenno ein Kind aus dem Wasser der geistigen Wiedergeburt zu heben. Den ehrwürdigen Dekan drückte das Alter, er fand die Reise zu beschwerlich, und bestellte zu seinem Stellvertreter den Herrn Großkastellan Anton von Chantoney (Pfarrbuch von Benthen). — Ein Jahr vor seinem Tode, als er seine letztwilligen Verfügungen traf, beschied er am 25. April 1695 die Würdenträger des Domkapitels nach Valerie und gab ihnen zu verstehen, daß seine Auflösung nahe sei; unter Anderem sprach er: „Ich war einst Vicedom von Cortona, wo das ehrwürdige Kapitel Besitzungen hat und auf denen ich noch Zinsen zu beziehen habe; gerne würde ich dort

zwei ewige Messen zum Heile meiner Seele stiften, und dieselben der Kapelle St. Gotthard zustellen." Die Anwesenden billigten sein Vorhaben, und die Stiftung ging vor sich. (Domarchiv von Sitten.) Der hochw. Herr Pfarrer von St. Moritz du Lac las alle Jahre die zwei Messen in der genannten Kapelle im Namen des Domkapitels von Sitten.

Maximus Guisolan, Bischof von Lausanne. Aus einer stillen Klosterzelle des heiligen Franziskus ging am Anfange unsers Jahrhunderts einer der größten Schweizerbischöfe hervor, dessen Leben das Gepräge eines großen Charakters, eines hervorragenden Geistes und einer mit edler Selbstverläugnung gepaarten Willensfestigkeit an sich trägt: es war der ehrwürdige P. Maximus, den die glänzenden Tugenden, welche er unter seiner Mönchskutte verbarg, einer solchen Auszeichnung würdig machten. Er stammte aus Chénens, Pfarrei Autigny, im Kanton Freiburg in der Schweiz, wo er im Jahre 1733 das Licht der Welt erblickte, und hieß in der Welt Joseph Anton Guisolan. Seine Eltern waren rechtschaffene, gottesfürchtige Landleute, von patriarchalischen Sitten, welche es durch Ordnung, Häuslichkeit und religiöse Pflichttreue zu einem ehrenhaften Wohlstande gebracht hatten, und durch ihre Wohlthätigkeit bei Gott und den Menschen beliebt waren. Darum schenkte ihnen der Himmel auch gute und tugendhafte Kinder, welche ihr Trost und Segen werden sollten, obwohl die meisten aus ihnen der Welt entsagten, und sich unter dem strengen Ordensgewande heiligten. Joseph Anton war ein verständiger und bescheidener Knabe, der seine Eltern zu den schönsten Hoffnungen berechtigte; sein heller Verstand und seine angeborne Wißbegierde schienen ihnen schon zum voraus anzudeuten, daß er zu etwas Höherem berufen sei. Sie schickten ihn also, zwölf Jahre alt, in die öffentliche Lehranstalt der ehrwürdigen VV. Jesuiten nach Freiburg, wo er bald durch stillen, sittsamen Wandel unter seinen Mitschülern sich auszeichnete und ihnen durch seine glänzenden Fortschritte den ersten Rang abstritt. (Ritratti degli nomini illustri dell' instituto de' minori capuccini promossi, o destinati a dignità ecclesiastische p. 131—132.) Von Kindheit an zum Gebete und zur Betrachtung höherer Dinge angeleitet, fühlte er sich frühzeitig von dem evangelischen Spruche durchdrungen: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und

gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach." Es reifte rasch in ihm der großmüthige Entschluß, sich ausschließlich dem Herrn zu weihen; das Beispiel seines Bruders, der sich unter die regulirten Chorherren des heiligen Augustin im Walliserlande hatte aufnehmen lassen, und einer Schwester, welche das Ordenskleid des heiligen Robert von Citeaux genommen hatte, und später Priorin des berühmten Klosters Maigrauge (gegründet 1259) in Freiburg wurde, hatten auf ihn einen solchen Eindruck gemacht, daß er auch von seinen Eltern die Erlaubniß sich ausbat, den armen Christus zu seinem Erbtheile wählen zu dürfen. So theuer ihnen dieses Opfer zu stehen kam, sie hatten sich an Entsagung gewöhnt: sie wollten den Rathschlüssen der Vorsehung nicht entgegentreten, sondern schätzten sich überaus glücklich, einen Sohn der Kirche erzogen zu haben. Im Jahre 1753 trat daher Joseph Anton Guisolan, der lebensfrohe, zwanzigjährige Jüngling unter die Fahne des heiligen Franziskus, und ließ sich unter dem Klosternamen Maximus einkleiden. Nachdem er die Ordensgelübde abgelegt hatte, vollendete er seine philosophischen und theologischen Studien, und zwar mit solchem Erfolge, daß ihn die Provinzoberen bald darauf zum Lektor wählten. Dieses Amt, welches Pater Maximus mit rastlosem Eifer zum Vortheile der jungen Ordensmitglieder und zum besondern Ruhme der Provinz versah, und dem er durch seine Pünktlichkeit in Erfüllung der klösterlichen Vorschriften und seine seltene Demuth eine besondere Weihe zu verschaffen wußte, bahnte ihm ganz natürlich den Weg zu den ersten Würden des Ordens. Er ward Prediger, Beichtvater, Klostervorstand, Custos, Definitor und 1786 Provinzial, und wir wissen nicht, ob wir mehr seine Erfahrung und Gewandtheit in der Geschäftsführung, oder seine Sittenreinheit, seine Gelehrtheit und seine durch und durch kirchliche Gesinnung und Lebensweise bewundern und loben sollen. Der Ruf seiner Verdienste verbreitete sich über die Alpen hinaus, und der heilige Vater Pius VI. (1775 — 1799 beehrte ihn im Jahre 1796 mit einem apostolischen Breve, worin er ihm die Ernennung zum Generaldefinitor anzeigte. [1]) Pater Maximus schied ungern

---

[1]) Die Generaldefinitoren werden gewöhnlich im Generalkapitel ernannt, welches in sechs Jahren einmal in Rom sich versammelt, und die Gewählten

von seinen Brüdern im Schweizerlande; allein die Vorsehung hatte diese Beförderung angeordnet, um einst den für die heilige Sache der Kirche hochbegeisterten Mann auf den Leuchter des Bisthums von Lausanne zu stellen, und die zerstreuten Schafe Israels unter dessen apostolischen Hirtenstab zu sammeln. Der Stimme des obersten Kirchenfürsten in Demuth gehorchend, ergriff er den Wanderstab, und begab sich nach der heiligen Stadt. In seinem neuen Wirkungskreise bewährte er sich als einen eifrigen Ordensmann; er zeigte, daß er der hohen Aufgabe gewachsen sei; denn er war unablässig bemüht, nach dem Geiste seines heiligen Ordensstifters die Liebe zur Armuth und den freiwilligen Gehorsam durch Wort und That unter seinen Mitbrüdern zu nähren und zu pflegen. Seine Brüder in Rom gewannen den Mann Gottes so lieb, daß sie sein Andenken theuer bewahrten und seinen Namen feierten. Er sollte aber seine Tage nicht in der christlichen Hauptstadt beschließen: ein großes und weitschichtiges Feld öffnete sich für seine Thätigkeit im Weinberge des Herrn. Das Bisthum Lausanne, bis zur Reformation eines der ausgedehntesten und reichsten, hatte unter den Streichen der kirchlichen Umwälzungspartei ungemein gelitten; seine Güter wurden eingezogen, die Priester verjagt und es dauerte lange, bis die Bischöfe ihren Sitz in Freiburg aufschlagen konnten. Unter ihrem Krummstabe sammelten sich, nebst Freiburg, die Katholiken der Waadt, von Bern, Neuenburg u. s. w. Dieser Umstand gab der neugeregelten Diöcese Lausanne eine besondere Bedeutung; denn die Bischöfe kamen in öftere Berührung mit den Regierungen der Diöcesanstände, in denen nur wenige katholische Gemeinden waren, und es bedurfte daher kluger und standhafter

---

müssen nach den Ordenssatzungen eben so viele Jahre dort auf ihrem Posten verbleiben. In schwierigen Zeiten, in denen das Generalkapitel nicht zusammentreten kann, bestimmt der heilige Stuhl den General mit seinen Definitoren. So wählte Pius VI. im Jahre 1796 den General und seinen Rath auf zehn Jahre und der gegenwärtige Papst Pius XI. hat 1859 abermal den General und dessen Definitoren ernannt, und deren Amtsdauer auf zwölf Jahre ausgedehnt. Unter den Generaldefinitoren befindet sich auch ein Schweizer, nämlich der hochw. Pater Johann Damascen Bleuel aus dem Kanton Solothurn, welcher den Bruder Valentin Albrecht aus Wallis zu seinem Gefährten hat.

Oberhirten, welche die Rechte ihrer Bisthumsangehörigen gegenüber den protestantischen Regierungen zu wahren, und ihre Heerde in Frieden und Einigkeit zu hüten im Stande waren. Nach einem solchen sehnten sich die Katholiken des Bisthums von Lausanne im Jahre 1803, als der Tod den frommen Bischof Johann Baptist II. Odet am 29. Heumonat der Kirche entrissen hatte. Es waren sehr stürmische Zeiten; die Nachwehen der französischen Staatsumwälzung ließen sich auch im Schweizerlande fühlen, und die Kinder der katholischen Kirche, die ihrer Mutter treu bleiben wollten, waren mancherlei Verfolgungen und Demüthigungen bloßgestellt, zumal in den benannten Kantonen. Da mußte eine feste Hand den Hirtenstab führen; es bedurfte eines Mannes der Aufopferung und Selbstverläugnung, eines Engels des Friedens und der Liebe, um die bewegten Gemüther zu besänftigen, die Irregeleiteten zurückzuführen, die Wankenden zu stärken, die Gläubigen zu einigen in einem Geiste und einem Sinne, den Glanz der katholischen Kirche zu verbreiten und die eingerissenen Mißbräuche und Aergernisse auszurotten. Und dieser Mann nach dem Herzen Gottes war P. Maximus, den die Angelegenheiten seines Ordens in der Schweizerprovinz seit dem Jahre 1798 in's Heimathland zurückgeführt hatten. Den Ausschlag bei seiner Benennung scheint der edle Landammann Ludwig von Affry gegeben zu haben, welcher durch die Vermittelung des apostolischen Legaten bei der Eidgenossenschaft, den ehrwürdigen P. Maximus als den geeigneten Mann bezeichnen ließ, um der verwaisten Kirche von Lausanne vorzustehen und sie mit Erfolg zu leiten. Pius VII., der zahlreiche Beweise von dessen Eifer für die Sache der Kirche, so wie der unerschütterlichen Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl, in den Händen hatte, rechnete es sich zur Freude, diese helle Leuchte aus dem Dunkel der Klostereinsamkeit hervorzuziehen; er wählte ihn zum Bischof, und kündigte am 22. März 1804 im Consistorium diese Ernennung feierlich an. Große Freude war darüber bei seinen Ordensgenossen, und unendlicher Jubel in seinem Heimathskantone, wo er wie ein Heiliger verehrt wurde. [1]) Der Gewählte war

---

[1]) Die Generaldefinitoren bedauerten sehr den Verlust dieses großen Mannes: und dieser war um so empfindlicher, weil ihnen um die gleiche Zeit der Tod ein anderes Mitglied, den P. Tiburtius entriß. „Duos insignes vi-

neunundsechzig Jahre alt, als er die bischöflichen Insignien empfing: gerne hätte er diese Auszeichnung verschmäht, um von der Welt vergessen, in stiller Einsamkeit sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, doch der heilige Vater hatte gesprochen, er fügte sich und verließ seine Zelle; allein sein Geist weilte stets dort unter seinen Mitbrüdern, die er nur um so zärtlicher liebte. Mit ihm stieg die Demuth, die Aufopferung und Entbehrung auf den Bischofssitz von Lausanne; er hörte auch unter der Inful nicht auf, ein armer Jünger des seraphischen Vaters Franziskus zu sein, und scheute sich nicht, dessen Geist und Sinn in seinem ganzen Wesen zur Schau zu tragen. Als Bischof mußte er in einem gemietheten Hause wohnen; hier lebte er einfach und dürftig, ohne allen Aufwand, einzig seinem Amte und seiner Heerde. Er trank gar keinen Wein, nahm am Abend nur ein wenig Milch zu sich, genoß nur kurze Ruhe, und diese auf einem einfachen Klosterbette. Auf diese Weise war sein ganzer Wandel ein lebendiges Evangelium und sein Beispiel wirkte heilsam auf die Schäflein, die seiner Obhut anvertraut waren. Er war fromm, ohne Anmaßung, eifrig im Gebete, das ihm die Schätze der ewigen Weisheit öffnete. Diese Frömmigkeit, sich äußernd in Werken der christlichen Liebe, ist immer der Grundcharakter gottinniger Seelen, das untrügliche Merkmal der Heiligkeit. — Eine seiner ersten Hirtensorgen ging dahin, die Geistlichkeit seines Sprengels in strenger Zucht zu halten und ihr alle Mittel an die Hand zu geben, um sowohl in der Verwaltung der heiligen Sakramente als in der Ausübung der geistlichen Amtsverrichtungen zum Heile des gläubigen Volkes wirken zu können, und selbst bei Andersdenkenden die Heiligkeit ihres Berufes an den Tag zu legen. Er selbst übte die priesterlichen und bischöflichen Amtsverrichtungen mit einer Würde und einem sittlichen Ernste, der auch die Gleichgültigsten ergriff und erbaute, und es lag ihm besonders daran, seinen geistlichen Mitarbeitern diesen Ernst, diese Geistessamm-

---

ros perdebat Reverendissimum Definitorium Generale, nimirum P. Maximum a Friburgo, qui promovebatur ad Sedem Episcopalem Lausanensem anno 1804, et P. Tiburtium a Jussego, qui etiam hoc tempore migravit ad Dominum." (Ordinationes et decisiones generales, pagina 320.)

lung und Eingezogenheit einzuflößen. Weil tief bewandert in den theologischen Wissenschaften und gänzlich von der Wissenschaft der Heiligen durchdrungen, hielt er auf theologische Bildung und priesterliche Zucht. Er verfaßte eigens einen Wegweiser für die Beichtväter, betitelt: „Monita ad confessarios," schärfte alle Vorschriften seiner Vorgänger hinsichtlich der Verwaltung der heiligen Sakramente auf's nachdrücklichste ein, und hielt seine Geistlichen an, nicht anders als im Priestertalar zu erscheinen und den Besuch der Schenkhäuser auf's sorgfältigste zu vermeiden. Alle seine Befehle und Mahnungen athmeten den Geist der Liebe, der Klugheit und der Mäßigung, allein wenn diese seine Langmuth und unbegränzte Güte mit Undank und Gleichgültigkeit vergolten wurden, wußte er auch heilsame Strenge anzuwenden, um die Nachlässigen anzuspornen und die Widerspenstigen zu demüthigen. — Hauptsächlich richtete Bischof Maximus sein Augenmerk auf eine tüchtige Priesterbildung, weil er darin das sicherste Mittel erblickte, um seiner Heerde würdige Hirten zu senden. Es bestand bis dahin keine Priesterbildungsanstalt, kein Seminar in seinem Kirchensprengel: mehrere in früheren Jahren gemachte Versuche zur Errichtung einer theologischen Pflanzschule waren gescheitert, und die hiezu bestimmten Vermächtnisse und Schankungen lagen unbenützt da. Die Kandidaten der Theologie mußten auswärtige Anstalten besuchen, und brachten nicht immer den rechten Geist in's Heiligthum. Unserm Maximus entging dieser Uebelstand nicht; seiner Thätigkeit und Opferwilligkeit gelang es, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und schon im Wintermonat 1807 wurde das Seminar eröffnet, und der Leitung eines erfahrnen, seeleneifrigen und gebildeten Priesters, Herrn Bauer, der damals in der Diöcese Basel ehrenvolle Stellen versah, übergeben. Herr Bauer entsprach den edlen Absichten des erlauchten Prälaten vollkommen, und leitete die neue Anstalt mit Vorsicht und Gewandtheit. Bischof Maximus freute sich über die neuaufblühende Pflanzschule, pflegte sie mit väterlicher Sorgfalt, und waltete darin mit apostolischem Geiste und kirchlicher Gesinnung. — Nicht minder war er bemüht, Geistesübungen für die Priester anzuordnen, um auf diese Weise seinen Mitarbeitern im Weinberge des Herrn Gelegenheit zu verschaffen, sich alljährlich im Geiste zu erneuern und ihren Glauben zu stärken gegen die vielen Gefahren, denen sie

besonders in protestantischen Orten ausgesetzt waren. Herrlich waren die Früchte dieser Geistesübungen; es erblühte ein Gott wohlgefälliges Priesterthum, und durch dieses ein gläubiges Volk. Ihm, dem vom Göttlichen begeisterten Oberhirten, verdankt der Kanton Freiburg nächst Gott die Erhaltung der alten Glaubens-treue und Sitteneinfalt, welche auch die neuesten Stürme und radikalen Gewaltthätigkeiten nicht zu erschüttern vermochten. Wenn sich aus dem Heiligthume der Wohlgeruch christlicher Tugenden und Sittenreinheit verbreitet, da bleibt die Heerde selbst in einer verpesteten Athmosphäre unangesteckt und gesund. Maximus blieb daselbst nicht stehen, sondern verkündete im Jahre 1812 die neuen Synodalvorschriften, von denen seit längerer Zeit in seiner Diöcese nichts mehr gehört worden war. Diese weisen Vorschriften, in denen der ehrwürdige greise Bischof eine tiefe Menschenkenntniß beurkundete, enthielten die hauptsächlichsten Pflichten des Priesters gegen Gott, gegen sich selbst und den Nächsten, namentlich gegen die Oberen; sie waren für die Diöcese von unberechenbarer Tragweite und Wichtigkeit: ihre Hauptwirkung zielte auf Handhabung der geistlichen Zucht, einförmiges und regelmäßiges Zusammenwirken in Verwaltung und Ausspendung der heiligen Sakramente und Verkündigung der Heilslehre. — Wie aber der edle Prälat eine fromme, für alles Wahre und Gute begeisterte Geistlichkeit nm sich zu schaaren bemüht war, so strebte er auch mit dem Feuereifer eines Apostels Allen Alles zu werden, Alle Christo zu gewinnen. Es that seinem Vaterherzen, in welchem er alle seine Schäflein mit unbegrenzter, aufopfernder Liebe umfaßte, sehr wehe, daß in seinem ausgedehnten Sprengel so viele waren, welche den Segnungen der katholischen Kirche ferne blieben; er hätte sich gern für sie hingegeben, damit Ein Hirt würde und Eine Heerde, und Alle vom Leman bis zur Aare in der Einheit des Glaubens zusammenkommen möchten. Da ihm dieser Trost nicht vergönnt war, so wollte er wenigstens die der katholischen Kirche treugebliebenen Glieder in protestantischen Orten durch treue Hirten auf die Weideplätze des Heiles führen. In der Stadt Lausanne befanden sich mehrere Katholiken, die seit dem sechszehnten Jahrhundert ohne Seelsorger waren: Bischof Maximus unterhandelte mit der hohen Regierung, benahm sich sehr klug, so daß diese die Anstellung eines katholischen Pfarrers in Lausanne (1809—

1810) bewilligte. (Mitgetheilt von P. Marcell Bovet.) Der erste Pfarrer war Herr Balbés, ein Franzose, der unter der weisen Leitung des Bischofs Guisolan heilbringeud wirkte. Es ging gar nicht lange, und auch die andern Städte der Waadt, in denen nicht wenige Katholiken wohnten, erhielten einen katholischen Pfarrer. Unser Bischof erlies viele Rundschreiben und Hirtenbriefe, in denen er bald zu öffentlichen Gebeten für die Angelegenheiten der Kirche aufforderte, bald für Verunglückte und Brandbeschädigte die Mildherzigkeit der Bürger in Anspruch nahm, bald gegen Mißbräuche und Aergernisse sich erhob, bald die katholische Glaubens- und Sittenlehre, so wie die Kirchengebräuche gegen die Ausfälle und Verläumdungen der Andersdenkenden vertheidigte und erklärte. Im Jahre 1813 glomm das Feuer des Krieges durch Europa, aber die Schweiz blieb davon verschont; er schrieb zur Erhaltung des Friedens öffentliche Gebete vor, befahl den Geistlichen, ihre Predigten auf diesen Gegenstand einzuleiten, und schärfte ihnen besonders ein, sich dabei mäßig und klug zu verhalten. Alle seine Hirtenworte tragen den Stempel der Wahrheit und der apostolischen Freimüthigkeit; aus allen weht der Geist der Liebe, der Mäßigung und Ueberlegung, und eben auf diese Weise öffnete er sich die Herzen seiner Heerde. In Freiburg herrschten mehrere Mißbräuche, z. B. bei Kreuzgängen in andere Pfarreien, aber der größte Uebelstand war das nächtliche Zusammenkommen des ledigen Geschlechtes. Jünglinge und Jungfrauen besuchten die Wirthshäuser, schwelgten daselbst ohne Aufsicht oft bis in die tiefe Nacht, Ausschweifungen aller Art sich überlassend, die der Sittlichkeit und dem Familienleben bittere Folgen bereiteten. Der sorgfältige Oberhirt stellte gegen diese Unordnungen ein eigenes Schreiben aus und verordnete zugleich, daß man dies alle Jahre im Jänner in den Pfarrkirchen ablese. — Der hochwürdige Prälat berief selten den bischöflichen Rath zusammen, aber es stunden ihm Männer und Freunde zur Seite, die denselben hinreichend ersetzten. Die Herren Gottofrey, Direktor des Seminars, Gaudard, Professor der Theologie, Yenni, Pfarrer von Praroman u. A. m. waren seine treuesten Rathgeber. Die zwei Letztgenannten folgten ihm im bischöflichen Amte; der Erstere jedoch starb, bevor das Ernennungsbreve in Freiburg angelangt war. — Der hochwürdige Bischof Maximus bereiste unermüdet seine Diöcese, meistens

zu Fuß, nie mit glänzendem Gefolge. Als er im Jahre 1811 die Pfarreien des Landes Charmey besuchte und die Kirche von Bellegarde einweihte, begegnete man ihm eines Tages in den Bergen auf dem Heuwagen eines Bauers. Er predigte oft, und immer mit Salbung und Wärme; er ließ die Kleinen gerne zu sich kommen, und war im Umgange mit ihnen ungemein herablassend, freundlich und munter. Die Armen und Leidenden waren seine theuersten Jünger; er theilte mit ihnen und der Kirche seine Einkünfte, und nahm in ihnen Christus auf. Die Diöcese von Lausanne verdankt ihm manches unvergeßliche Liebeswerk. Er steuerte reichlich bei zum Wiederaufbau mehrerer Kirchen, stattete arme Präbenden hinreichend aus, und bestimmte aus seiner Hinterlassenschaft eine hinlängliche Summe zur Erstellung einer Zufluchtstätte für alte hülfsbedürftige Priester. — Sein Testament ist ein sprechendes Denkmal seiner Uneigennützigkeit und Selbstentäußerung, so wie seines Eifers für die Ehre Gottes und seiner aufopfernden Nächstenliebe: seine Erben waren die Schulen, die Kirchen, das Seminar und die Armen. So wirkte der fromme Ordensmann auf dem bischöflichen Throne, und ward wie ein auserwähltes Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, um seine Diöcese auf die herbsten Prüfungen vorzubereiten, welche sie in der Folge zu bestehen hatte. Doch sein Tagewerk ging zu Ende, die Feierstunde nahte, und der Herr winkte dem treuen Diener zum Empfange des ewigen Lohnes. Am 8. Christmonat 1814, als am Feste der unbefleckten Empfängniß, besuchte Maximus seinen vertrauten Freund und geistlichen Rath, Herrn Gaudard, der sehr schwer krank darniederlag. Es war ein rührendes Zusammentreffen; Beide zerflossen in Thränen, und drückten sich herzlich die Hände; es glich so recht einem Abschiedsgruße. Von da begab sich der Bischof in die Liebfrauenkirche, und hielt da die Vesper. Er kam ohne Unfall nach Hause, aber eine geheime Stimme mahnte ihn, seiner Auflösung eingedenk zu sein; sie schreckte ihn nicht, denn er hatte seine Sache bestellt, und wünschte aufgelöst zu werden und mit Christus zu leben im Reiche seiner Herrlichkeit. Am folgenden Morgen verrichtete er noch, wie immer, mit ganz besonderer Andacht und Ehrfurcht das heilige Meßopfer; gegen 9 Uhr Morgens traf ihn, auf seinem Betstuhle knieend, ein heftiger Schlagfluß und in einigen Augenblicken verschied er, mit dem heiligen

Seele gestärkt, sanft im Herrn, im einundachtzigsten Altersjahre, dem eilften seines Episcopates. Kaum hatte sich die Trauerkunde seines Hinschiedes verbreitet, so eilten Priester und Volk, den seligen Oberhirten noch einmal im Tode zu sehen und die Hände zu küssen, welche Frieden und Heil gespendet hatten. Allgemein war die Trauer über seinen unerwarteten Todfall, und bei seinem Leichenbegängnisse war eine Menschenmenge aus allen Theilen der Diöcese zugegen, wie sie Freiburg selten gesehen hat. Er wurde, wie er es verlangt hatte, in der Kapuzinerkirche am Fuße des Hochaltares beigesetzt. Auf der Steinplatte steht in lateinischer Sprache die von ihm selbst verfaßte, einfache Grabschrift: „Hier liegt Erde, Staub und Asche; gedenket mein." — So verlangte eingeschrieben zu werden der hochwürdigste, dem Namen und der That nach Maximus Guisolan, Kapuciner, Bischof und Graf von Lausanne, gestorben am 9. Christmonat 1814. [1]) — Wenn wir diesem frommen Diener Gottes einige Zeilen in diesem Werke gewidmet, so glauben wir einen Akt der Pietät gegen den Orden erfüllt zu haben, dem er angehört, und den er durch seine Tugendwerke und Verdienste verherrlicht hat; gegen die heilige Kirche, deren treuer und gehorsamer Sohn er war; gegen die Diöcese, in welcher die Früchte seines apostolischen Eifers und Waltens annoch fortreifen auf dem Acker der Kirche. Wohl wird demselben keine kirchliche Verehrung zu Theil werden; allein wir dürfen hoffen, daß sich mancher Leser an diesem Tugendleben erbauen werde, und daß der Verewigte am Tage, wo der Herr seine Schnitter aussendet, mit vollen Garben, die er mit seinem Schweiße begossen, unter den verklärten Gottesfreunden glänzen werde. — Sein Porträt wird zu Freiburg im bischöflichen Palaste, wie auch im Kapucinerkloster aufbewahrt. (Gefällige Mittheilung aus Freiburg vom Herrn J. Dey, Manusscript.)

Melchior Lussi von Stanz, Ritter. Dieser edle Mann, ein Zeitgenosse und inniger Freund des seligen Bruders

[1]) „Hic jacet terra, pulvis et cinis, mementote mei." — Sic inscribi voluit Reverendissimus, Illustrissimus ac Celsissimus Dominus Dominus re et nomine Maximus Guisolan, Ordinis Capucinorum, Episcopus ac Comes Lausannensis. Obiit die 9. Decembris 1814.

Conrad Scheuber (s. d. A.), erblickte im Jahre 1529 zu Stanz das Tageslicht. Seine edlen Eltern Johann Lussi und Anna Frunz freuten sich sehr über die Geburt dieses Sohnes, und erwarteten von dessen Zukunft nur Erfreuliches. In seinen ersten Knabenjahren genoß er eine wissenschaftliche Erziehung im Kloster Engelberg, wo er sich durch außerordentlichen Fleiß und Lernbegierde unter seinen Mitschülern rühmlich auszeichnete. Darauf kam er mit seines Vaters Bruder, Peter Lussi, nach der italienischen Schweiz, wo er seine angefangenen Studien fortsetzte, und sich besonders auf die italienische und lateinische Sprachkunde verlegte. In's Vaterland zurückgekehrt, wurde er Landschreiber, brachte dann einige Jahre im Auslande im Militärdienste zu, in welchem er sich einen nicht geringen Ruhm erwarb, und bis zum Grade eines Obersten sich emporschwang. Im Jahre 1561 erhielt Melchior auch in seinem Vaterlande verdiente Auszeichnung, indem er mit ungetheiltem Volksjubel zu der ersten Staatswürde des kleinen Freistaates erhoben wurde. Eilfmal stand er an der Spitze Nidwaldens, und zeichnete sich als Landammann durch ächteidgenössische Gesinnung und verständige Geschäftsführung aus. — Um diese Zeit fand die Versammlung des tridentinischen Kirchenrathes statt, und die katholischen Stände waren wiederholt zu dessen Beschickung eingeladen worden, lehnten aber manche Aufforderung ab; endlich wurden im Jahre 1562 Herr Melchior Lussi, und von Seite der Geistlichkeit der hochwürdige Abt Joachim Eichhorn von Einsiedeln, sammt dem Herrn Pfarrer von Gossau, Florin Fleuch, als Notar, beauftragt, der Kirchenversammlung in Trident anzuwohnen. Lussi benahm sich während dieser seiner eidgenössischen Sendung auf dem tridentinischen Concil mit vieler Würde und Klugheit, und behauptete daselbst und bei einem erhobenen Rangstreit mit den Gesandten von Florenz und Bayern kraftvoll die Ehre seiner Nation gegen vermeintliche Ansprüche. — Während seiner Abwesenheit starb seine erste Gemahlin Maria Catharina Amrhein von Lucern. Er verheirathete sich noch einige Male, mußte aber leider den Wechsel der menschlichen Schicksale erfahren. — Auf dem Concil von Trident lernte er den heiligen Karl Borromäus, (s. d. A.) Erzbischof von Mailand, kennen, und schloß daselbst mit ihm die innigste Freundschaft. Als nun dieser große Kirchenprälat im Jahre 1570 die Schweiz bereiste, und in frommer

Andacht auch nach der ehrwürdigen Ruhestätte des seligen Bruders Nikolaus von der Flüe zu wallfahren im Begriffe war, beehrte er seinen geschätzten Freund Lussi mit einem Besuche, verweilte einige Tage in seinem Hause (im Troxlerischen Hause zu Oberdorf), und verrichtete daselbst oder in dem oberen Beinhause zu Stanz alle Tage das heilige Meßopfer. Damals schon lag es in dem Wunsche dieses edlen Schweizerfreundes, zur Beförderung der heiligen Religion in der katholischen Eidgenossenschaft auf eigene Kosten eine Pflanzschule für die Ausbildung wackerer Religionslehrer in Mailand anzulegen, wobei er an Herrn Lussi einen treuen und thätigen Beschützer fand. Seine Freundschaft mit diesem heiligen Manne wurde noch inniger, als Melchior Lussi nach dem Hinschied seines Bruders Johannes, erwählten Landvogtes nach Lauis, statt dessen diese Vogtei in den Jahren 1580—1581 zu verwalten hatte, und daher in die Nähe von Mailand kam. Damals bethätigte er sich hauptsächlich an der Einführung der PP. Kapuciner in Stanz. — Im Jahre 1583 wandelte Melchior Lussi die fromme Lust an, eine Pilgerreise zum Grabe unseres Herrn nach Palästina vorzunehmen. Er trat in zahlreicher Gesellschaft und Begleitung diese fromme Fahrt an und ward in Jerusalem zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Ein dermalen noch vorfindliches, gedrucktes Tagebuch dieser Reise meldet alle vorgefallenen Schicksale, überstandenen Gefahren und Merkwürdigkeiten dieser in jeder Hinsicht romantischen Pilgerfahrt. — Nach der Heimkehr aus dem Morgenlande erwachte in dem lebenssatten Gemüthe dieses außerordentlichen Mannes der Gedanke, seine übrigen Tage in stiller Abgeschiedenheit und Ruhe zu beschließen. Er ließ sich vorerst ein Zimmer in seinem neu errichteten Kapucinerkloster zubereiten; dann erbaute er das sogenannte „Hohe Haus" zu Wolfenschießen und befahl die kleine Wohnung seines verstorbenen Freundes Conrad Scheuber dahin zu versetzen, um dort, aller zeitlichen Würden entledigt, der Welt und ihrem Gewirre fortan ferne zu leben. Abgeschieden von der Welt, lebte er einige Zeit in stillen, heiligen Uebungen, aber Pflicht und Vaterlandsliebe riefen den erfahrnen und viel gewandten Mann neuerdings in die große Welt zurück; und er reiste 1585 als Abgeordneter nach Paris, erneuerte das mit König Heinrich III. verabredete Bündniß der Eidgenossenschaft, und traf Einleitungen, diesen Monarchen mit Philipp II., König

von Spanien, wieder auszusöhnen. Vier Jahre später trat Lussi im Namen der sechs mit Spanien verbündeten Orte, in Begleit von zwölf Edelherren, eine Gesandtschaftsreise nach Madrid an. Mit Würde entledigte er sich daselbst seines Auftrages, vertheidigte die verletzten Rechte seiner Nation und war so glücklich, befriedigende Genugthuung für die Eidgenossenschaft zu erwirken. Mit ritterlichen Auszeichnungen geschmückt, und reich an werthvollen Schankungen von Kostbarkeiten und spanischen Pferden, schickte er seine Edelknechte von Madrid nach Hause; er selbst ergriff den Pilgerstab, und reiste zu Fuß nach der Grabstätte des heiligen Jakob in Gallizien, wo er einige Tage der Andacht in Gebet und Betrachtung oblag. — Im Jahre darauf übernahm er eine weitere Gesandtschaft an Papst Gregor XIII., um demselben zu seiner Erhebung auf den Stuhl des heiligen Petrus im Namen der katholischen Stände Glück zu wünschen; bei diesem Anlasse besuchte er, gemäß seiner früheren Sitte, die heiligen Orte und die Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus. Während der Einleitung des von den katholischen Ständen mit vielem Eifer betriebenen Seligsprechungsprozesses des denkwürdigen Nikolaus von der Flüe übernahm Lussi wiederholten Malen Aufträge an den päpstlichen Hof in Rom, und beförderte nach Kräften die heilige Sache. — Im Jahre 1594 reiste Lussi in Aufträgen der Kantone zu Don Gio de Mendozza, Prinzen von Ascoli und Befehlshaber von Mailand; er besuchte darauf die Grabstätte des seligen Karl Borromäus, wo eine innere Stimme ihm zu sagen schien, daß er seinen Freund zum letzten Male besuche. Tief bewegt schied er von dannen, und ging nach dem Monte Varallo, wo der Heilige sich zu seinem Tode gerüstet hatte. Nach Stanz zurückgekehrt, wollte Herr Melchior Lussi der inneren Stimme folgen und bereitete sich auf seine baldige Auflösung vor, die am 14. Wintermonat 1606 in seinem siebenundsiebenzigsten Altersjahre erfolgte. Ritter Melchior Lussi war ein gottesfürchtiger und wohlthätiger Mann, hatte fromme Anstalten gegründet, Gotteshäuser reichlich ausgestattet und seinen großen Reichthum zur Erreichung nützlicher Zwecke verwendet. Kaum war er verschieden, so hüllte man seine Leiche in sein von Jerusalem mitgebrachtes Pilgerkleid, und setzte dieselbe unter dem Chore der alten Pfarrkirche bei. Um des edlen Mannes Andenken zu verewigen, verfaßte die Landesobrigkeit

eine Grabschrift, in der die schönsten Züge seines ruhmvollen Lebens enthalten waren; sie endet mit den Worten: „Lebe wohl Wanderer, und bete.“ Als im Jahre 1642 die gegenwärtige Pfarrkirche in Stanz erbaut wurde, enthob man seine Ueberreste der Erde und ließ sein Haupt bei der Seitenthüre der Kirche, dem Beinhause gegenüber, einmauern. (Vergleiche Leuw K.; Leben, Wandel und seliges Hinscheiden des edlen Herrn Oberst Melchior Lussi, Ritter, Landammann und Landeshauptmann ob und nid dem Kernwald,' Manuscript; Haller, schweizerische Bibliothek; Graser, schweizerisches Heldenbuch u. s. w.)

Melchior von Heidegg, Priester und Vorsteher der Wallfahrtskirche unserer lieben Frau im Stein (Mariastein bei Basel.) Er war von Sursee, Kanton Lucern gebürtig; wurde Priester und Pfarrer von Seewen, Kanton Solothurn; und kam im Jahre 1612 als Pfarrer nach Mariastein, wo er mit Hülfe eines Kaplans, mit Namen Martin Meister, wo er die Seelsorge für die Wallfahrter und die beiden Dörfer Hofstetten und Metzerlen zu übernehmen hatte. Sein Amtsantritt war höchst bedenklich, und erforderteeinen au ßerordentlichen Muth und eine übermenschliche Opferwilligkeit; denn die Pest hauste in der Gegend gar fürchterlich und man glaubte, sein Vorgänger, Urs Buri, ein Conventual von Beinwyl, der die Stelle während Jahren verwaltet hatte, sei als ein Opfer der Seuche gefallen. Melchior stärkte sich durch unaufhörliche Uebung im Gebete und in der heiligen Betrachtung, wozu ihm die einsame und doch so viel besuchte wunderbare Wallfahrtskapelle die schönste Gelegenheit darbot. Ganze Nächte brachte er da in der finstern, grausigen Höhle beim matten Schimmer eines Lichtchens vor dem Gnadenbilde zu, und erlangte durch sein Gebet die Gnade, daß er während einer zweiundzwanzigjährigen Wirksamkeit sich um die Wallfahrt und die ganze Umgegend höchst verdient machen konnte. Eine kleine Kirche neben der Wallfahrtskapelle wurde am 28. October 1616 eingeweiht: der Altar zu Ehren der Mutter Gottes aufgerichtet, schmückten die heiligen Ueberreste von Märtyrern aus der Gesellschaft der heiligen Ursula, Urs und Viktor, und German und Randoald. Da gab es nun eine unzählige Menschenmenge zu trösten und zu stärken, besonders weil in seinen letzten Jahren wieder eine große Sterblichkeit herrschte, die viele Menschen hinraffte, und die Schrecknisse des Schweden-

krieges auch in diese Gegenden kamen. Er wirkte mit großem Fleiße, und die Gnade Gottes war mit ihm. Einige Wunder, die seiner Zeit bei dieser Wallfahrt geschahen, hat er selbst kurz aufgezeichnet und unter Anderem auch dieses berichtet, daß er öfters während seiner nächtlichen Betrachtungen in der heiligen Kapelle ein Getöse wie das Schlagen von Hämmern und Aexten um den heiligen Ort herum gehört habe, was in ihm die Ahnung erweckte, es werden einmal noch mehr Maurer und Zimmerleute hieher kommen, und der allerseligsten Jungfrau Maria zu Ehren ihren gnadenreichen Stein mit einem schönern Gebäude verherrlichen. Er erlebte dieses zwar nicht mehr; aber bald nach seinem Tode that der Abt Fintan von Beinwyl die nöthigen Schritte bei einer hohen Regierung von Solothurn, um die Wallfahrt an das Kloster zu bringen; es gelang ihm schon im Jahre 1636, und von nun an wurde fast beständig gebaut, bis Kloster und Kirche im Jahre 1655 vollendet und eingeweiht waren. Weil Melchior sonst einen musterhaften priesterlichen Wandel führte, so daß man seinen Hintritt zu Ende August oder Anfangs Herbstmonat 1634 einen gottseligen und heiligen nennen konnte, legte man auch auf diese Vorhersagung ein Gewicht. Er wurde in der unterirdischen Kapelle begraben, und erwartet da unter dem Schutze der lieben Mutter Gottes, deren Dienste er sich Tag und Nacht geweiht hatte, die herrliche Stunde der Auferstehung des Fleisches.

O.

Onuphrius Färber, Kapuciner, berühmter durch seine Tugenden als durch seine Herkunft, trat zwanzig Jahre alt, am 15. März 1618 in den Orden des heiligen Franziskus. Er stammte aus Constanz, und hieß vor dem Eintritte Jakob Färber. Das Probejahr bestand er zu Ensisheim unter dem Namen Bruder Onuphrius [1]) musterhaft. Im Jahre 1632

[1]) Der heilige Onuphrius, ein egyptischer Einsiedler, in der Volkssprache St. Offrio genannt, wurde ehedem in einzelnen Schweizerkantonen hoch ver-

versetzten ihn die Oberen nach Freiburg im Breisgau, von da nach Lucern, wo er am 25. Weinmonat 1641 das Ziel seiner zeitlichen Wanderschaft erreichte. Nach dem Todtenkalender starb er im Rufe der Heiligkeit, und war erst vierundvierzig Jahre alt, von denen er dreiundzwanzig und einige Monate darüber im Orden zugebracht hatte. — Er war ein großer Freund des Stillschweigens, und flehte mit dem Psalmisten zum Herrn: „Setze eine Wache an meinen Mund, und eine Thüre an meine Lippen ringsum; er mied jedes unnütze Wort mit Mitbrüdern und Weltleuten, und lebte immer in Gott vertieft. Gegen seinen Leib verfuhr er sehr streng, ließ ihn auch bei den schwersten Arbeiten hungern, und genoß des Morgens nie ein Frühstück. Seine Stärke schöpfte er aus der Betrachtung, welcher er, wenn immer möglich, in der größten Geistesversammlung beiwohnte. In aller Frühe, vor der gewöhnlichen Stunde, stund er auf, verrichtete sein Morgengebet und die üblichen Tagzeiten des Ordens, um später bei seiner Arbeit als Weber nichts zu verabsäumen. Zur unverbrüchlichen Bewahrung seiner Keuschheit mied er Alles, was diese gefährden konnte, und flüchtete sich immer unter den Schutz Mariens, zu deren Ehre er einige Gedichte verfaßt hat, von denen jedoch nichts mehr vorhanden ist. (Annal. Cap. Prov. Helv. T. III. p. 253 etc.)



Pelagia Gonnin, Klosterfrau von Altdorf. Diese schöne Blume im Garten Gottes entkeimte dem Boden von Wallis, und gehörte wahrscheinlich dem Gomserthale an, wo jetzt noch das Geschlecht „Gonnin" fortlebt. Die Bewohner desselben, in der Nähe der Furka, übersteigen oft

---

ehrt, und viele Knaben wurden unter diesem Namen aus der Taufe gehoben. Noch steht im Kanton Uri, Pfarrei Attinghausen, in Mitte eines dicken Waldes, zur Ehre des Heiligen eine schöne Kapelle, in welcher jährlich sein Fest gefeiert wird. Im Heiligenverzeichnisse steht der Name des Heiligen am 12. Brachmonat.

dieselbe, und wallfahren nach dem Gnadenorte Maria Einsiedeln. Ohne Zweifel pilgerte auch die Jungfrau Gonnin dahin, und lernte bei diesem Anlasse das Frauenkloster zum oberen heiligen Kreuz in Altdorf, welches einsam an der Straße steht, kennen. Die Lage und der Ort gefiel ihr sehr; sie bat um Aufnahme in das Kloster, erhielt Zusage und verband sich am 24 Weinmonat 1631 mit demselben. Bald zeichnete sie sich nicht nur durch Befolgung der seraphischen Regel, sondern auch durch die Beobachtung aller und jeder Satzungen und Ordensgebräuche aus, und ward ein Vorbild jeglicher Tugend. Pelagia, vom Himmlischen beseelt, floh die Würden, und wollte lieber gehorsamen, als befehlen; als sie aber zur Oberin gewählt wurde, mußte sie einige Zeit das Kloster leiten, welchem Amte sie zur Befriedigung Aller vorstund. Ihre Zelle sah armselig aus; ein hartes Bett und ein Crucifix war der ganze Reichthum. [1]) Außer der gewöhnlichen Eßzeit verkostete sie, selbst in Krankheiten, weder Speise noch Trank. Obwohl schon achtzig Jahre alt, ging sie doch alle Nächte zur Mette. In der drittletzten Nacht, als sie nach beendigter Mette vor ihrem Hinschied zu ihrer Zelle gehen wollte, überfiel sie im Klostergange eine plötzliche Schwäche, sie sank zu Boden, und blieb bis am Morgen ohnmächtig liegen. Da fand man sie starr und fast leblos; man trug sie in das Krankenzimmer, wo sie nach Empfang der heiligen Sterbsakramente am dritten Tage die Augen schloß, um sie im Himmel wieder zu öffnen und Gott ewig zu schauen. — Annal. Cap. Prov. Helv. T. VII. p. 100 etc.) — Das Todtenbuch des löblichen Frauenklosters daselbst enthält von ihr Folgendes: „Soror M. Pelagia Chonnin aus dem Wallis trat im Jahre Christi den 24. Oktob. in den Orden; sie war 3. Jahr regularische Frau-Mutter, u. 3. Jahr Helfmutter; sie war besonders eine große Liebhaberin der h. Armuth;" — sie ist im 58 Jahr nach ihrer hl. Profession, versehen mit den hl. Sterbsakramenten selig im

---

[1]) Das Sterbbuch der Klosterfrauen enthält noch andere Schwestern, die im Rufe der Heiligkeit gestorben sind.] Eine solche war Maria Anna Josepha Püntiner von Altdorf; sie trat am 1 Jänner 1700 in den Orden, und schloß am 3. Hornung 1707 ihr Leben, erst fünfunddreißig Jahre alt. Von ihr wird viel Schönes und Heiliges erzählt.

Herrn verschieden, im Jahr 1690 den 3. Februar, ihres Alters-Jahres im 81. R. i. p."

Petrus Martyr, Kapuciner. Unter den erlauchten Familien, welche die österreichische Kaiserstadt Wien durch ihren Adel und vorzüglich durch ihre Verdienste und Tugenden verherrlicht haben, ragte im sechszehnten Jahrhundert auch jene der Martyr hervor. Diesem edlen Geschlechte entsproßte im Jahre 1574 eine Blume, welche einst den Garten des heiligen Franziskus zieren sollte. Es war P. Petrus Martyr. Nachdem er eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte und nicht nur wissenschaftlich gebildet, sondern auch in der Schule des Kreuzes gründlich unterrichtet war, unternahm er im Jahre 1595 eine Reise, um nebst der Erlernung fremder Sprachen, die schon durch den bisherigen Schulunterricht erlangten Kenntnisse weiter auszubilden. Kein Ort wurde übergangen, in welchem etwas Merkwürdiges sich vorfand, und keiner verlassen, so lange noch etwas Wichtiges zu sehen, oder ein wissenschaftlicher Vortheil zu gewinnen war. Der Weg führte ihn in die Schweiz, wo er die VV. Kapuziner kennen lernte. Er bewunderte die seltsamen Männer, mehr noch ihre Uneigennützigkeit und Berufstreue; die Gnade rührte ihn, und er wählte diesen Stand. Nachdem er sein Prüfungsjahr vollendet hatte, sandte ihn der Provinzobere mit P. Gabriel von Innsbruck nach Böhmen, und berief ihn von dort wieder in die Schweiz. Sein frommes und edles Betragen bezeichnete ihn als tüchtig, die Stelle eines Oberen zu übernehmen, und in dieser Eigenschaft wurde er nach Appenzell beordert. In diesem Kanton hauste fürchterlich die Pest, und verschlang täglich viele Opfer. Groß war der Mangel an Priestern: Einige hatten sich geflüchtet, Mehrere waren der Seuche erlegen. Der P. Petrus erbarmte sich des Volkes, und weihte seine Kräfte mit Bruder Zacharias von Varallo (s. d. A.) dem Dienste der Kranken; nicht nur in Appenzell, sondern auch in der Umgebung brachte er den Pestkranken leiblichen und geistlichen Trost, und gönnte sich weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Als ihn einmal der Krankendienst über den gewöhnlichen Bezirk hinausführte, kehrte er zu Pfannersegg bei den Ordensfrauen des heiligen Franziskus ein, die den allverehrten Krankenpfleger sehr gewogen empfingen. Kaum dort angekommen, wurde er von der Seuche befallen; er fühlte bald den Tod in seinen Einge-

weiden, bereitete sich durch andächtigen Empfang der heiligen Sterbsakramente auf die Ewigkeit vor, und entschlief am 15. Herbstmonat 1611 sanft im Herrn. Nach seinem Wunsche wurde er daselbst beerdigt. Die Annalen der Schweizerprovinz geben aus seinem Leben keine anderen Züge, soviel jedoch wissen wir, daß der Allerhöchste die Heiligkeit seines Dieners durch Wunder verherrlicht hat. In Pfannersegg war eine Novizin aus Freiburg im Breisgau, die, von der Gliedersucht gänzlich gelähmt und gekrümmt, sich zu der Leiche des Seligen führen ließ, zu den Füßen des P. Petrus knieend, voll Vertrauen betete und auf einmal Gott lobend aufstund, seine Füße küßte und geheilt davon ging. Auch auf seinem Grabe geschahen Gebetserhörungen; eine Besessene und eine Gehörlose bezeugten die Wunderkraft dieses verklärten Gottesfreundes. — Im Jahre 1621 zerstörte eine Feuersbrunst die Klosterhallen von Pfannersegg; die Conventualinnen übersiedelten nach Appenzell, und erbauten dort das Kloster „Maria zu den Engeln." Sie wollten die theueren Ueberreste des vor zehn Jahren verblichenen Peters nicht zurücklassen; aber bei der Erhebung der Gebeine ergriff sie Staunen und Freude, sie fanden die Kleider und das Haupt unverwesen. — Nach dem Todtenkalender starb Petrus Martyr im Rufe der Heiligkeit, erst siebenunddreißig Jahre alt, wovon er sechszehn Jahre im Orden verlebt hatte.

S.

Scholastika Zimmermann, erste Fraumutter der Kapuzinerinnen in Zug. Die Gründung des Klosters „Mariä Opferung" in Zug geht bis auf das Jahr 1309 zurück, es ist wohl möglich, daß der Grund dazu noch früher gelegt wurde. Personen beiderlei Geschlechtes nahmen kleine Häuser und Hofstätte zur Miethe, und siedelten sich um die Pfarrkirche von St. Michael an. Sie lebten jedenfalls geschieden, sammelten sich aber zum gemeinsamen Zwecke, und hatten dazu noch eine besondere Wohnung, die sie dem gemeinschaftlichen Verbande

der Gesellschaft überließen. [1]) Wie die ältesten Protokolle und Rechnungsbücher nachweisen, fristeten sie ursprünglich ihr Leben mit Weben, und setzten diese Beschäftigung bis 1790 fort; nebst dem bucken sie Hostien, verfertigten Kreuze, Heiligenbilder u. s. w. und bestritten mit dem Erlös davon ihre Ausgaben. Besondere Stifter hat das Kloster keine, es verdankt seinen gegenwärtigen Stand seiner eigenen Thätigkeit. Anfänglich brachten den Schwestern ihre Andachtsübungen auf den Gräbern reichliche Spenden ein, sie versammelten sich um die Kirche des heiligen Michael, besuchten den Gottesacker, und verrichteten daselbst ihre frommen Gebete zur Hülfe und zum Troste der lieben Verstorbenen. [2]) Auch kleinere Stiftungen wurden zu Gunsten der ansiedelnden Gesellschaft gemacht, denen der Stadtrath keine Hindernisse in den Weg legte. Eine der ältesten Stiftungen ist wohl die des Conrad Steinhauser von 1309. Gewiß ist, daß die Meisten dieser Beterinnen aus bußfertigem Eifer die Welt verließen, und sich dem beschaulichen Leben widmeten, um Gott einsam und besser dienen zu können; — man nannte sie „die Bekehrten (Sorores Conversæ). Im Jahre 1570 verbanden sich die Schwestern mit dem Baarfüßerorden, bekleideten sich mit aschfarbenem Gewande, empfingen von den VV. Franziskanern in Lucern die Regel, und Jede, die in den Verband treten wollte, mußte nach Lucern reisen. Im Jahre 1591 kauften die Frauen ein Haus, welches sie auf den jetzigen Klosterplatz führen und dort aufrichten ließen; zugleich wählten sie die Verena Hauwyler von Cham zu ihrer ersten Oberin. Bald mehrte sich ihre Zahl, und 1606 zählte der Convent schon vierzehn Schwestern. Sie mußten sich um ein geräumiges Haus und eine Kirche umsehen (bis dort besuch-

---

[1]) Wie lange sich die nämlichen Glieder erhielten, ist nicht ermittelt; im siebenzehnten Jahrhundert verschwinden sie gänzlich, haben vielleicht noch früher aufgehört.

[2]) Fast zur nämlichen Stunde gab es auch in Solothurn eine Gattung von Grabbeterinnen; sie bildeten eine Innung von Klosterfrauen, und hießen „die Mütter Franziskanerinnen der Abgeschiedenen" (Mères - Cordelières des Trépassés.)" Diese hatten die Pflicht, den Sterbenden beizustehen, und auf den Gräbern für die Abgestorbenen zu beten. (Sehet den Artikel: „Maria Margaretha Michel, erste Superiorin der Visitantinnen von Freiburg und Solothurn.")

ten sie den Pfarrgottesdienst in St. Michael.) In demselben Jahre wurde der Plan zur Errichtung eines neuen Gotteshauses entworfen, und dem Baumeister Jost Knöpfli zur Ausführung übergeben; aber es fehlte an Geld, denn in der Kasse fand man bloß fünf alte Batzen. Die armen Schwestern nahmen die Zuflucht zu wohlthätigen Häusern in der Stadt, bereisten die Schweiz und einen Theil von Deutschland, wo ihnen reichliche Gaben zuflossen. Sofort begann der Bau, und schon im Jahre 1608 konnten sie das neue Kloster beziehen. Damit hatten sie, Gott lobend, die größten Hindernisse überwunden, aber es war ihnen sehr viel daran gelegen, auch im Innern des Ordens sich nach einer bestimmten Regel zu richten. Der päpstliche Legat Ladislaus, Bischof von Aquin, billigte ihr Vorhaben, und förderte eifrig die Reform. — Zur Ausführung dieses heiligen Werkes war die gottselige Schwester Scholastika Zimmermann von Wyl auserkoren, die in Uebungen heiliger Werke zur Jungfrau herangewachsen war, und in Wonnenstein (Kanton Appenzell) den Schleier genommen hatte. In den stillen Hallen der klösterlichen Innung heiligte sie ihre Tage in tiefer Verborgenheit, aber der Geruch ihres frommen Lebens breitete sich über dieselben hinaus. Sie war die von der Vorsehung auserwählte und geeignete Person, um die nothwendigen Reformen bei Mariä Opferung in Zug einzuleiten, und wurde in dieser Eigenschaft dahin beordert. Im Jahre 1611 reiste sie in Begleitung der Schwester Angelina Kneil, einer tüchtigen und religiösen Frau, nach Zug, wo ihnen der auf sie harrende Convent mit aller Zuvorkommenheit entgegenkam. Schwester Scholastika vollführte nun ihren Auftrag, gab den Genossinnen Unterricht in der Regel des dritten Ordens des heiligen Franziskus, wobei sie der damalige Visitator von Wonnenstein Herr Ulrich Hentgartner bestens unterstützte. Die Anstrebungen gedeihten, und am 28. Christmonat 1611 nahm der Convent die Reform des dritten Ordens sammt der braunen Kleidung an. Bei der Wahl der ersten Oberin ging unsere Scholastika als Gewählte aus der Urne hervor, und die fromme Angelina wurde zur Novizenmeisterin ernannt, zwei tüchtige Kräfte, die in jeder Beziehung das Wohl der neuen Anstalt beförderten. Unter der weisen Leitung dieser Vorsteherin blühten in dem Gotteshause Frömmigkeit und Tugend, das Ansehen desselben wurde gehoben, und die Stadt übergab ihm die Lei-

tung der Töchterschulen, in denen die Conventualinnen durch Erziehung des zarten Geschlechtes hohe Anerkennung verdienten. [1]) Scholastika starb in heiligem Rufe, und ihr Andenken blieb lange gefeiert. (Gefällige Mittheilung aus den Klosterannalen von Zug.)

T.

Theresia Bermgruber, Jungfrau. Die Bermgruber (Bermgruober) stammen aus Deutschland, sie ließen sich in Unterwalden nieder, und sind 1672 in Obwalden zu Landleuten angenommen worden. Einige von ihnen zogen später nach Stanz, und suchten da ihr Leben durch Handarbeit zu fristen; sie waren arm und sahen sich abermals genöthigt, weiter zu ziehen. Zwei Geschwister, Theresia und Joseph Bermgruber, beide rechtschaffen und von gottesfürchtigen Eltern erzogen, reisten nach dem Rhonethale, und fanden im Dorfe Albinen (Arbignonum) Bezirk Leuk Niederlassung. Dieß geschah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts oder einige Jahre später. Theresia, in den weiblichen Arbeiten ziemlich gewandt, war eine gute Nätherin, verabscheute den Müßiggang und das Betteln, und verdiente mit ihren thätigen Händen den Lebensunterhalt; ihr Bruder hingegen flocht Körbe, und weidete den Leuten die Ziegen- und Schafheerden. Eines Abends als er mit dem Vieh nach Hause kam, fragte ihn Jemand, was er glaube, ob er das Essen oder den Taglohn verdient habe: „Das Essen," erwiederte

---

[1]) Noch erwähnen die Klosterannalen zwei andere gottselige Schwestern, die zur gleichen Zeit lebten:

1) Schwester Anna Maria Giger starb am 8. März 1622, 48 Jahre alt. Bei ihrem Tode haben zwei Schwestern, die nebst andern dem Ende beigewohnt, eine schneeweiße Taube aus ihrem Munde fliegen gesehen. —

2) Schwester Regula Uster hatte eine große Andacht zu einem Mariabilde und die Gewohnheit, dem Jesukindlein die Füße zu küssen. Da geschah es einmal, daß das Kind Jesu selbst das Füßlein darstreckte.

er, „denn ich hungere.“ „Du hast beides verdient,“ erhielt er zur Antwort. Bald brachten sie ein altes Häuschen käuflich an sich, und lebten darin zufriedener, als Könige und Fürsten in ihren Palästen, und warum? Sie waren fromm und gottesfürchtig, und führten ein sehr erbauliches Leben. An Sonn- und Feiertagen weilte Theresia meistens in der Kirche, empfing oft die heiligen Sakramente und kannte keinen andern Weg, als jenen von ihrer Wohnung zur Kirche. Junge Leute und gebetsscheue Menschen bekrittelten ihr frommes Thun, spotteten ihrer, und begrüßten sie zuweilen mit dem Spottnamen „Betschwester;“ allein sie achtete auf solches nicht, und ließ sich in ihrer Andacht nicht stören. Ihre ungeheuchelte Frömmigkeit erhielt allgemeine Anerkennung, und von nun an verwandelte sich der Muthwille der Gassenjungen in hohe Verehrung, indem man ihr höflich und wohlwollend begegnete. Die hochwürdigen Herren Pfarrer von Albinen hatten zu verschiedenen Zeiten Bruderschaften errichtet, z. B. jene des heiligen Altarssakramentes, des heiligen Rosenkranzes u. s. w.; in diese ließ sich Theresia im Jahre 1785 von dem hochw. Herrn Pfarrer Christian Roten, aus Brieg gebürtig, aufnehmen. Die beiden Geschwister lebten mehrere Jahre sehr glücklich in brüderlicher Liebe und Treue zusammen, bis der Tod den schönen Geschwisterbund zerriß. Joseph erkrankte und verabschiedete sich am 13. April 1780 von seiner Schwester, in der Hoffnung, sie einst im Reiche des himmlischen Vaters, wo der Wohnungen viele sind, wieder zu treffen. Die Schwergeprüfte, nun gänzlich verlassen, ertrug diesen Verlurst mit wahrer Seelengröße, ergab sich in den Willen Gottes und sprach mit dem königlichen Sänger: „Zu dem Herrn rufe ich, wenn ich in Trübsal bin, und er erhört mich.“ Indessen setzte sie ihre frommen Uebungen, verbunden mit thätiger Arbeit, fort und erwartete mit Freuden ihre Sterbstunde. In der zweiten Hälfte des Jahres 1789 erkrankte auch sie schwer, und eine innere Stimme mahnte sie, ihr Haus zu bestellen, was sie sogleich that. Sie erhob sich über Fleisch und Blut, ließ ihren Seelsorger kommen und sagte zu diesem: „Ich habe nichts nach Wallis gebracht, und was ich erworben, gehört der Kirche. Sie bedachte die Pfarrkirche von Albinen mit Pfd. 350, die weiße Bruderschaft (alba Congregatio) mit 10, und mit gleicher Anzahl die Kapelle von Zinnière. Das Uebrige bestimmte sie für hei-

lige Messen und Beerdigungskosten. Nachdem sie ihre Sachen geordnet hatte, wollte sie nichts mehr von der Welt wissen, empfing in Andacht und Erbauung die heiligen Sakramente, und schied am 4. Wintermonat 1789, Gott preisend, aus dieser Welt. Am 6. desselben senkte man ihren Leib im Beisein zahlreicher Pfarrgenossen, die von ihren Tugenden erzählten, und sie als ein auserwähltes Gefäß Gottes betrachteten, in die Erde. Das Sterbbuch von Albinen enthält von ihr die Worte: „Die ehrbare Jungfrau Theresia Bermgruber war eine Person von einer ausgezeichneten Frömmigkeit (eximiæ pietatis persona), und eine besondere Wohlthäterin der hiesigen Pfarrkirche (singularisque ecclesiæ hujatis benefactrix.)" Es leben noch Personen, welche die Selige sammt ihrem Bruder gekannt haben. Eine hochbetagte Frau erzählt von dieser Jungfrau: „Ich brachte ihr täglich die bestellte Milch in ihr Haus; sie empfing mich und entließ mich immer mit dem Lobspruch des Herrn: „Gelobt sei Jesus Christus; sie war von mittlerer Größe und lieblichem Aussehen, und stets aufgeheitert. So lange ich lebe, kann ich die Züge dieser edlen und frommen Jungfrau nicht vergessen."

U.

Ursus Buri, O. S. B. Wiederhersteller des Klosters Beinwyl im Kanton Solothurn. Er war aus einer ansehnlichen Familie daselbst um das Jahr 1594 geboren, und trat als Jüngling in das alte, berühmte Stift Rheinau im Kanton Zürich, wo er sich durch Tugend und Wissenschaft des priesterlichen Amtes würdig zeigte, und schon als junger Priester bis zum Jahre 1622 die Pfarrei Rheinau mit großem Eifer und zur allgemeinen Zufriedenheit sowohl seiner Obern als seiner Untergebenen, die ihn nur unter vielen Thränen abziehen sahen, verwaltete. In diesem Jahre wurde er von einer hohen Regierung von Solothurn als Administrator oder Verwalter des längst zerfallenen Klosters Beinwyl begehrt. Die Sache kam beinahe zum Aeußersten. Allerlei Fliegen schwärmten bei den Schwei-

zerädten, beim Bischof und bei der Regierung herum. Schon redete man davon, Beinwyl zwar nicht zu säcularisiren, aber weil nur noch ein Priester da war, in eine Erziehungsanstalt, Jesuitenkollegium, geistliches Haus, oder in eine Armenanstalt umzuwandeln — und Beinwyl, die sechsthalbhundertjährige Stiftung wäre für den heiligen Benediktinerorden verloren gewesen. Es schrieb ihm darum auch sein leiblicher Bruder, Herr Chorherr Conrad Buri in Solothurn: Vertreibe wie Abraham die Fliegen, die dich bei deinem schönen Opfer belästigen; vertraue, du wirst hier gleichgesinnte Brüder finden; die Besseren und die Meisten wünschen dich und keinen Andern; sie werden dich kräftig unterstützen; beginne unter Gottes Beistand. Auf Andringen des apostolischen Nuntius in der Schweiz übernahm er endlich mit Zustimmung seines Abtes die schwierige Stelle erhielt von Sr. Durchlaucht, dem gnädigsten Fürstabt von St. Gallen unter Assistenz der Aebte von Muri und Rheinau die Benediktion als Abt, und verwaltete, äuffnete, mehrte, befestigte, sicherte, verschönerte und segnete sein anvertrautes, vaterländisches Heiligthum bis zu seinem frühen Tode am 11. April 1633. Als man im Jahre 1668 wegen Neubau der Kirche sein verehrtes Grab öffnen mußte, fand man zur höchsten Freude und Verwunderung aller Anwesenden, daß die seidene Schnur des heiligen Rosenkranzes, den man ihm in's Grab mitgegeben, noch ganz frisch und unversehrt war. Dies war ein ebenso schönes als wahres Bild und Zeugniß seines verdienstvollen Lebens und Wirkens. Er war von Anfang an von der Welt, die ihm so viel verheißen hatte, wenig geachtet, ja vielfach mißkannt; mußte bis zum Erliegen kämpfen und unzählige Hindernisse von geistlicher und weltlicher Seite überwinden; mußte alle Unfälle des Hungers, der Pest und des Krieges über sich und seine erst werdende Genossenschaft ergehen lassen: aber er hatte etwas, was die Welt nicht kennt, ein unzerstörbares Gottvertrauen, einen heiligen Muth und eine zum Aeußersten fähige Opferwilligkeit. Darin harrte er demüthig aus, betete und ließ beten, und überwand die Hindernisse insoweit, daß er ein Werk hinter sich zurückließ, welches zwar vor den Augen der Welt nicht glänzte, aber vor Gott um so wohlgefälliger und für die Zukunft um so gesegneter war. (Vergleiche Fintan Kiefer.) Was schwach ist vor der Welt, hat Gott erwählt, um das Starke zu beschä-

men, und das Geringe vor der Welt, und das Verachtete, und das, was nicht ist, hat Gott erwählt, um das, was ist, zu Nichte zu machen: damit kein Mensch sich vor ihm rühme. (I. Cor. 1, 27—29.)

V.

Vespula, erste Aebtissin von Katzis. Gegen das Jahr 680 bestieg Pascal, Graf von Bregenz, entstammend einer erlauchten Familie von Rhätien, den bischöflichen Stuhl von Chur. Er war ein Neffe Viktors des Tyrannen, der 632 den heiligen Placidus von Disentis hatte köpfen lassen und der Erstgeborne des Präses Vigilius. In den Grundsätzen des Christenthums wohl unterrichtet, entschloß er sich nach der damaligen Sitte der Großen zum Ehestande, und wählte ein heiligmäßiges Fräulein Ansopia (Episcopia?) zu seiner Lebensgefährtin, die ihn mit zwei Söhnen und ebenso vielen Töchtern erfreute. Die Söhne hießen Viktor und Jactatus, die Töchter Vespula und Ursicina. Als Graf Pascal älter geworden, entsagte er mit Zustimmung seiner Gattin dem ehelichen Leben, empfing die priesterliche Weihe und mußte den durch den Tod Ruthard's erledigten Bischofsitz einnehmen. Seine Regierung war von kurzer Dauer; aber er unternahm ein Werk und setzte sich ein Denkmal, das bis auf unsere Tage fortbesteht. Die Kirche verbietet dem Priester nicht, daß er, nachdem er sich derselben geweiht, die Sorge für die Seinigen aufgebe. Mit Wohlgefallen schaute er auf seine gottselige Braut (matrona sanctitate celebris) und das schöne und fleckenlose Betragen seiner Töchter erfüllte sein Inneres mit süßer Wonne. Er kannte ihren Drang nach dem stillen, beschaulichen Leben, sann auf Mittel, dieselben dem Verderben der Welt zu entreißen, und ließ in Domleschg an dem Orte Katzis für seine Frau und Töchter ein Frauenkloster errichten. Schon hatte er mit dem Bau begonnen, aber der Tod, der den menschlichen Unternehmungen Stillstand gebietet, hinderte ihn an der Vollendung des klösterlichen Gebäudes. Sein Sohn Viktor I.,

unter seiner Leitung fromm und gebildet erzogen (sub piissimi parentis magisterio ad omnem pietatem et eruditionem efformatus), folgte ihm im Amte, und ihm ward die Freude zu Theil, den Bau zu vollenden und das Kloster mit dem gehörigen Einkommen auszustatten. Dazu waren die Umstände überaus günstig; der Bischof, dessen Mutter und sein Bruder Jactatus, damals Präses über ganz Rhätien, mit dem Plane einverstanden, wirkten ten zur Ausführung dieses gottgefälligen Werkes zusammen, und so stund das Gotteshaus bald vollendet da. [1]) Jetzt suchte die gottinnige Familie sich im Innern einzurichten und das erste war, einen Vorstand zu wählen. Die demüthige Mutter, die ihre Kinder so gottesfürchtig erzogen, übertrug die Führung der Geschäfte ihrer Tochter Vespula, und diese wurde somit zur ersten Aebtissin eingesetzt. Unter dem Beistande ihrer Mutter regierte sie vortrefflich, und auch ihre Schwester Ursicina stund ihr helfend und rathend zur Seite. Die neue Kolonie bot das Bild der heiligen Familie dar; vornehme Töchter aus den ersten Häusern von Bünden verließen die Welt, und begaben sich unter die Leitung der neuen Oberin. Wie lange Vespula gelebt, geben die Annalen nicht an, aber der Segen dieser frommen Seele ging auf ihre Nachkommen über. — Im zwölften Jahrhundert artete dies Frauenstift gänzlich aus, und der heilige Bischof Adalgott gab im Jahre 1150 den damaligen Bewohnerinnen desselben kein gutes Zeugniß; [2]) er löste sie auf, berief mit Hülfe der Päpste Eugen III. und Adrian IV. einige religiöse Jungfrauen, und stellte sie unter die Regel des heiligen Augustin. Das sechszehnte Jahrhundert, welches so viele fromme Anstalten zerstört hat, verschlang auch das Kloster Katzis, wozu der Ortspfarrer, ein wahrer Bösewicht, nicht wenig beigetragen hatte. Die Frauen, denen die Aufnahme neuer Glieder untersagt war, schmolzen zusammen, die

---

[1]) Die genannten Personen wurden stets als Gründer des Frauenklosters von Katzis betrachtet, und in der Kirche an der Mauer wurde nachstehende Inschrift angebracht, von der Guler und Sprecher melden: „Victor episcopus Curiensis una cum matre sua fundator hujus monasterii, et cum ea Paschalis episcopus Curiensis, genitor et antecessor ejus."

[2]) Darüber sagt Eichhorn wörtlich Folgendes: „Lapsu vero temporis virgines in eam licentiam prolabebantur, ut eas S. Adalgottus anno 1150 in maligno positas et Sathanæ synagogam appellavit."

noch Lebenden wurden aufgehoben, mit einem geringen Jahrgeld verabschiedet, und Katholiken und Protestanten zogen die Besitzungen des Gotteshauses an sich. Indessen wollte die göttliche Vorsehung das Stift der seligen Vespula und ihrer Anverwandten, das so viele große Personen in sich geborgen, herstellen und sie bediente sich dazu des wackern Bischofs Johann VI. Flugi; er sammelte im Jahre 1647 einige fromme Töchter von Katzis, übergab ihnen das Kleid des heiligen Dominikus mit Beobachtung der Regel des heiligen Augustin, und verschaffte ihnen einige früher dem Kloster zugehörige Besitzungen. Was dieser edle Bischof begonnen, setzte Ulrich VI. von Mont mit neuem Eifer fort und zwar mit glücklichem Erfolge. Mit Wärme sprach er an die Herzen der Katholiken und machte es ihnen zur Gewissenssache, die geraubten Güter des Klosters zurückzustellen. Von seinem thätigen Eifer zeugt nachstehendes Aktenstück: „Demnach Wür auß ansehung gotteß ohne Verdienst zue der bischöfflichen würde erhebt, ist unß auß amtspflicht zuestendig gewesen, deß betrangten bistumbst annoch habende Recht- und gerechtigkeit. Es seye In geistlichen od in d temporalität best unseres Fleiseß nicht allein zue manutenieren, undt unbekhümberet zue conservieren, sond auch waß bey den betrüebten undt unglichen unsers Vatterlandeß Zeiten, dem catholischen weesen ohne ursach entzogen, undt unrüemlich usurpiert, widumb zue recuperieren, undt angehörigen Ohrten einzuerichten, undt den Possers zue gewinnen, sonderlich bei den catholischen, damit ihre gewissen nicht weiter beschwert, undt mitler zeit gott schwere rechenschaft darumb geben müesen. Wann dann undt anderen daß adeliche gstifft Catzeß so von einem regierenden bischoff zue Chur vor 700 Jahren sein fundation zue haben mänigklich constiert undt aber d loblr grave Pundt ohngefahr A° 1570 desse einkhomnusse, nudt ihnen außgetheilt, nudt vil Jahr alß eigenthumblich genossen, alß haben wür durch Vermitlung gueter freünden, undt blutsverwandten bey d. loblr gmeindt Longneß alß unser Vatterlandt so vil vermöcht, daß sye dß capital so au sye loßweiß von dem kloster Catzeß in d. theilung gerathen auf heintzenberg, welcheß noch nicht verwechßlet, noch bekhümmert worden, an unß gelangen lassen, undt williglich cediert, welches exempel bey den catholischen loblr. gmeinden als Dysentiß, Masax so vil gewürkht, dß sye mithin zue d. bezahlung auch verstanden. Nach deme wür alle gmeinden

des löblr. oberen Pundts schrifftlich ermahnet, undt durch den Herren Dum Decanum Schgier auf offentlich Pundstag auf Tavaß versammelt ernstlich angehalten, undt daß mehr der gmeinden aufgenommen, wie zue sehen A° 1665 d. 22ten July u. s. w." (Bischöfliches Archiv von Chur.) — Das löbliche Dominikanerinnen-kloster Katzis zählt gegenwärtig fünfzehn Frauen und vier Laien-schwestern; außer diesem ist nur noch das Frauenstift Münster in Bünden, welches gegen 800 gegründet wurde. (Eichhorn, Episcopatus Curiensis, p. 17—19—343—347.)

Gesammtinhaltsverzeichniß

der

Helvetia Sancta.

Erster Band.

Leben und Thaten heiliger und gottseliger Personen, die dem Schweizerlande angehörten, und in demselben wirkten, oder denen dort eine besondere Verehrung zu Theil wurde.

A.

B.

C.

Zweiter Band.

Leben und Thaten heiliger und gottseliger Personen, die dem Schweizerlande angehörten und in demselben wirkten, oder denen dort eine besondere Verehrung zu Theil wurde.

M.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Beilagen.

Ergänzungen und Nachtrag heiliger und gottseliger Personen des Schweizerlandes.


Digitized by Google